Digitized by Google

P. o. germ.
1978 p (2. Jg. 1866.
Hausmannskost

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Digitized by Google

26885.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hausmannskost für Geist und Herz.

Illustrirtes

Volks- und Unterhaltungsblatt zu Lust und Lehre

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben

von

Otfrid Mylius.

Bayerische Staatsbibliothek Landwirtschaftliche Lehrmittelsammlung

Zweiter Jahrgang.

1866.

Mit 100 Holzschnitten

und einer Stahlstich-Prämie: **Hermann u. Dorothea**, nach W. Lindenschmit.

Stuttgart.

Expedition der Hausmannskost.

Karl Müller und Comp.

1866.

Digitized by Google

Königliche
Staats-Bibliothek
München

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1866.

* Die Tochter des Fabriktherrn; eine sinnige Geschichte von Fr. Brunold S. 1. 33.
* Vetter u. Base; eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius 17. 49. 65. 97. 129. 161. 193. 225. 257. 289. 321.
* Gretchen von der Wasenmühle; eine Jugenderinnerung v. Fz. Elling 81. 113. 145.
* Der Märtyrer; eine Geschichte aus dem ersten Jahrh. unsr. Zeitrechnung 177. 209. 241.
Die Seelenverkäufer; eine Seemannsgesch., nacherzählt v. R. Nellenburg 273. 305.
Das Heidenkind; eine Geschichte aus dem elsäßischen Volksleben 352.
* Auf der Alameda 10.
* Ein Dorf der Comantschen 10.
Ein Abenteuer mit Pecaris oder mexikanischen Schweinen 12. 92.
* Ein Königsschloß im Süden 14.
* Ein Biberdorf 26.
* Justus Freiherr v. Liebig 28.
* Ein Sprung Rehe 31.
* Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig der Bayer 43.
* Das Wetterhorn 46.
* Der Maulwurf und sein Bau 47. 102.
* Afrikanische Webervögel und ihre Nester 59.
* Indianerhütte im Mittellande von Mexico 61.
* Das Kreuzthor in Ingolstadt 64.
* Der Riesen-Armadill oder das große Gürtelthier 76.
* Eine Barranca in Mexico 78.
* Deutsche Fahrten III. Dem Main entlang 79.
" " IV. Die große Krümmung des Mains 234.
* Die Schlucht von Piäfers 90.
* Peter von Cornelius 91.
* Kairo 95.
* Die Schlittenfahrt des großen Kurfürsten 107.
* Lagerplatz der Kosaken in den Steppen am kaspischen Meer 108.
* Die Schloßruine Dürrenstein 109.
* Der Albatros und sein Nest 123.
* Vornehme Abyssinierinnen mit ihren Sklavinnen 124.
Ein Abenteuer unter Indianern 125.
* Strauße im Pariser Pflanzengarten 127.
Kosaken auf dem Marsch 139.
* Der Winterkönig 140.
* Florenz 143.
* Die Termiten und ihre Nester 158. 181.
* Der alte Korporal; Gedicht von Beranger 159.
* Schloß Rosenau bei Coburg 160.
* Kaiser Friedrich Barbarossa's Lebensgefahr in Rom S. 172.
* Die Haselmaus und ihr Nest 173.
* Maskentanz und Hochzeitsfest der Tucuna-Indianer 174.
* Bisonjagd auf Schneeschuhen 188.
* Coburg 189.
* Trapper oder Biberfänger in Nordamerika 191.
* Canadische Goldwäscher I. 202.
" " II. 280.
* Paul Heyse 204.
* Etwas v. der Bärenjagd in Nordamerika 205. 245.
* Das Heidelberger Schloß 207.
* Die Belagerung von Malta 1565 213. 253.
* Das Nest des Goldadlers 220.
* Das Matterhorn 221.
* Die Normannenschlacht an der Dyle 231.
* Der Offizier, Gedicht nach Beranger 233.
* Corsische Klageweiber 247.
* Der Pfarrer Joh. Fr. Oberlin 249. 268.
* Das Aye-Aye 255.
* Venedig 265.
* Napoleon I. und Josephine 269.
* Ruinen des Klosters Allerheiligen 272.
* Pawnee-Indianer in der Prairie 282.
* Etwas von Landkrabben 286.
* „Dem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" 299.
* Die Zwergmaus und ihr Nest 299.
* Der Chevalier d'Eon 302. 338.
* Ein Abenteuer mit einem Caymann 303.
* Anleitung zu sicheren Rettungs-Versuchen bei Ertrunkenen 315.
* Burg Schwaneck u. ihre Erinnerungen 318. 333.
* Der Papageitaucher und die Kaninchen 319.
* Ein sogen. „Hof" von nordamerikanischen Elennthieren 327.
* Der Monte-Rosa und seine Abgründe 331.
* Ein Lager von Odschibwäh-Indianern am Regenflusse 332.
* Eine Gegend am unteren Amazonas 342.
* Burg Hohenzollern in alter und neuer Zeit 343.
Ein Schiffsbrand auf hoher See 348. 364.
* Blücher bei Ligny 359.
* Der Vulkan Jorullo 363.
* Ein Schuß auf Toucans 370.
* Abd-el-Kader 372.
* Trachten und Typen aus Ober-Egypten 378.
* Baschkiren auf der Wanderung 379.
Gemeinnützige Winke 311.
Gedankenspäne und Sinnsprüche 144. 176. 239.
Sinnsprüche und Lebensregeln 304.

Die mit * bezeichneten Aufsätze sind mit Holzschnitten illustrirt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Tochter des Fabrikherrn.

Eine sinnige Geschichte
von
F. Brunold.

Die Schwalben kamen wieder! Drüben am Giebeldach saßen sie und zwitscherten. Elisa schaute, süß erschrocken, zum Fenster hinaus. Ein eigenthümliches Summen und Flüstern ging durch die Luft; ein geheimnißvolles Walten regte sich auf der Erde. Ueber Nacht war der Frühling gekommen; die Birken waren grün geworden, die Bäume im Garten waren mit Blüthen überdeckt, der Krokus und die Leberblume blüheten schon, Veilchen dufteten im Grase, und der Fink im Fliederstrauch sang, laut schmetternd: „Frühling ist's! der Frühling ist gekommen!"

Die Jungfrau starrte in den frischen Morgen hinaus, sie athmete auf, hoch auf; es war als wolle sie die ganze schöne Frühlingszeit in sich einathmen; freudig lachte ihr Auge; unwillkürlich legte sie die Hand auf das wogende Herz; süßbeklommen flüsterte der Mund: „Der Frühling ist da, die Schwalben kamen wieder!"

Drunten im Hofraum aber begannen in diesem Augenblicke die Maschinen der Fabrik zu dröhnen und zu ächzen; man vernahm das Sausen der Räder, das Pfeifen und Summen der Pumpen. Ein junger Mann schritt vorüber, dem Fabrikgebäude zu. Er sah die Jungfrau im Fenster lehnen; er grüßte hinauf, stumm, befangen, während eine Purpurglut die Wangen der Jungfrau überzog. Elise schloß erschrocken das Fenster; dennoch konnte sie es nicht lassen, noch einen flüchtigen Blick hinaus zu thun, dem jungen Manne nach. Und als sie denselben gesenkten Hauptes dahinschreiten sah, seufzte sie unwillkürlich, während zugleich die bebende Lippe sprach: „Was ihm nur fehlen mag? Er sieht so bleich, so angestrengt, überwacht aus! — Gewiß! er arbeitet zu viel!" Dann, als habe sie sich auf einem Unrecht ertappt, strich sie sich schnell mit der Hand über die Stirn, als müsse sie alle trüben Gedanken fortscheuchen, und sagte: „Wie ich nur bin! was geht es mich an! Schnell an die Arbeit!"

Und während Elise nun in stiller Häuslichkeit waltete, gingen die Maschinen drunten in der Fabrik ihren gleichmäßigen Gang. Die Arbeiter vollführten rüstig munker ihr Tagewerk. Der erwähnte junge Mann, seit einiger Zeit als Faktor in der Fabrik angestellt, ging ab und zu, ordnete bald hier, bald dort an, besprach sich bald mit diesem bald mit jenem Arbeiter. Es war vollauf zu thun, bedeutende Bestellungen waren eingegangen; ein munteres frisches Leben herrschte in der Fabrik. Fröhlich sangen die Arbeiter:

Horch! wie die Räder brausend geh'n,
Wie glüht es in den Essen!
Indessen
Wenn Abends sie erst stille steh'n,
Schwinge Dich, Vöglein, fliege zu ihr,
Grüße sie herzlich, grüße sie mir;
Sag' ihr — o nein! sag nichts — wird's seh'n!
Wenn Abends die Räder steh'n,
Die Hämmer nicht pochen, die Feilen nicht klingen,
Dann, Vöglein, dann geh'n wir, und singen:
Grüß' Dich, Herzliebste; mach' auf die Thür;
Siehe, Dein Liebster er stehet dafür!

Der Herr der Fabrik jedoch ging unruhig in seiner Schreibstube auf und nieder. Klare Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Er hörte die Arbeiter singen, ein trübes Lächeln flog über sein Gesicht; mißmuthig, bitter sprach er: „Das lacht und jubelt, weil sie leben, daß bis zum nächsten Samstag noch Arbeit vollauf vorhanden. Für die kommende Woche sorgen sie nicht. Es ist ein leichtsinniges, gedankenloses Volk. Sie wähnen mich ruhig, glücklich und beneiden mich, weil mannigfache Bestellungen eingegangen, und ahnen nicht, daß Alles hohl unter mir, daß noch eine verfehlte Speculation, noch ein Banquerot einer meiner Geschäftsfreunde mich in den Abgrund zieht.

Digitized by Google

Die Geldkrisis, die bereits seit Monden von Westen eingebrochen, und deren mächtige Gewitterschläge bedeutend fühlbar schon geworden, wird auch zuletzt mich hinabziehen. Gegenwärtig ist Alles auf Schein, auf Täuschung gebaut. Nicht das Geld, — der Credit macht den Kaufmann, den Geschäftsmann."

Es klopfte! Der Fabrikherr zuckte zusammen, wie dies ja Jedem geschieht, wenn man mit sich selber redend, in seinen Gedanken lebend, plötzlich durch unerwartete Störung sich in die rauhe Wirklichkeit zurückversetzt sieht. Er ging hastig zur Thür, er öffnete. Ein Mann trat ein; elegant, vornehm gekleidet. Aber man sah es der Kleidung, der Bewegung des Körpers an, daß der Mann durch mannigfache Speculationen reich geworden war, und die niedrige gewöhnliche Herkunft doch nicht verläugnen konnte. Mit kriechender Freundlichkeit, in der bedeutende Zudringlichkeit und sichere Ueberlegung sich barg, sagte er: „Guten Morgen, Herr! 'n Morgen! Störe gewiß! aber entschuldigen, wollte nur melden, daß ich Ihren Wechsel von Isaak Lewy gekauft, d. h. nehmen mußte. Wissen ja! 's ist nicht Alles Gold, was glänzt und Manches faul im Staate Dänemark. — Ha! ha! ha! Sie sehen, Herr, ich habe nicht umsonst Geld erworben! ich besuche das Theater. Ich glaube, Hamlet heißt der närrische Kauz, der die letzteren, von mir gebrauchten Worte, sagt. Doch was ich sagen wollte. War bereits unten in Ihrer Fabrik; glaubte Sie dort, war Alles thätig. Viel Arbeit, Herr! He?

„Es geht! es geht!" sagte der Fabrikherr, der sichtlich sich Gewalt anthat, freundlicher zu sein, als es ihm ums Herz war; „ich kann zufrieden sein!"

„Glaub's! Freut mich!" lachte der Gast. „Denke, kann ruhig sein, was meine Papiere betrifft. Nicht? Die anderen Wechselchen, die Sie mir ausgestellt, sind ja erst in einigen Tagen fällig. Noch lange Frist, he? — Doch was ich sagen wollte; warum ich eigentlich kam, Herr ... Nun es ist kurios, daß es mir nicht über die Lippen will, was ich sagen wollte, und denke doch, bin ein Mann, ein gewiegter, der sein Schäfchen ins Trockene gebracht und der wohl überall anklopfen darf. Was ich also sagen wollte: Ihr Fräulein Tochter Elise? doch noch zu haben? Was meinen Sie, he? mein Geld in Ihr Geschäft gebracht! so 'n Compagnon! Schwiegersohn, he? 's ist nur ein Wort, 'ne Anfrage" ....

„Die ich zu schätzen und zu würdigen weiß," sagte der Fabrikherr, sich tief verneigend, vielleicht um seine innere Verlegenheit, seinen Schmerz zu verbergen. „Meine Tochter ist noch jung! Sie wissen, dieselbe entbehrt seit Jahren schon der Mutter; sie steht gegenwärtig meinem Hauswesen vor. Aber, wie gesagt, wir sprechen noch davon. Für jetzt sind Sie meiner Tochter noch zu fremd; ich möchte dem Kinde auch nicht gern Zwang anthun; aber nächsten Samstag, Herr, hoffe ich Sie bei mir zu sehen. Ich habe etwas vor; es wird sich dann Gelegenheit darbieten, meine Tochter näher kennen zu lernen — gegenseitig. Also auf Samstag, Herr, bis dahin" ....

„Verschwiegenheit," fiel der Gast ein. „Versteht sich! Will Sie nicht länger abhalten: sehe, sind beschäftigt. Kenne das! Zeit ist Geld und Credit das beste Kapital. Auf Wiedersehn. Also, der Wechsel auf Isaak Lewy ist in meinen Händen. Wollt's nur sagen. Empfehlen Sie mich Ihrem Fräulein Tochter! Guten Morgen! Morgen!" Und sich tief verbeugend schritt er zur Thür hinaus.

Der Fabrikherr war allein! Matt fiel er auf den Sessel nieder, er barg sein Gesicht in die Hand und seufzte schwer. Sorgen und Gedanken beugten ihn zu Boden. Endlich sagte er: „Mein Kind, meine Elise diesem Blutsauger? O, Herr! geh' nicht mit mir zu Gericht, laß mich nicht so schwer büßen! Aber was sage ich?" rief er aufspringend; „noch sind meine trüben Befürchtungen nicht eingetroffen, noch stehen die Häuser, die ihre Bestellungen machten, fest und solid. Sie werden zahlen, und ich werde meine Wechsel einlösen können. Dieser Mensch, dieser Waldheim denkt, nun er meine Papiere in Händen habe, habe er mich, meine Fabrik, mein Kind, meine Elise! — O, Geduld! Geduld! Und müßte es sein; müßte ich mein Werk, das ich so mühsam mit aller Anstrengung aufgebaut, ihm, diesem Wechselkäufer, überlassen, — ich denke, es würde ihm nicht zum Segen gereichen. — Diese Art Leute denken, mit Geld sei Alles möglich! Wär's! Warum gehen die meisten großen Werkstätten zu Grunde, nachdem sie aus der Hand des genialen Gründers in die

Digitized by Google

Hände der Söhne oder reicher Privatleute übergingen? Man erbt wohl das Geld, aber oft nicht den Geist. Mag's denn also sein! wie Gott will! — Noch stehe ich; und damit die Welt nicht ahne und glaube, wie es mir um's Herz, will ich ein Fest geben! Bei Pauken und Geigen verbirgt man am besten seine geheimen inneren Gedanken. Ich will zu Elisen! Das Mädchen darf nichts ahnen; aber helfen soll sie mir, den Vogel, den Waldheim zu kirren." Damit eilte er hinüber nach dem Gemach der Tochter.

„Frisch auf, Kind!" rief er eintretend der Genannten zu und streichelte der freudig ihm entgegen Kommenden die rosige Wange. „Weißt Du, was ich Dir bringe?"

„Nun, Väterchen?" rief Elise schalkhaft lächelnd; „welche freudige Ueberraschung hast Du mir wieder zugedacht? Was soll ich denn?"

„Tanzen sollst Du, tanzen!" lachte der Vater. „Ihr Mädchen tanzt ja immer für Euer Leben gern. Und daß ich es kurz mache: Du weißt, ich habe meinen Leuten alljährlich ein Vergnügen, gewöhnlich einen Ball gegeben. Halte Dich bereit! Ich denke, am Sonnabend, d. i. übermorgen soll derselbe stattfinden. Es würde mir lieb sein, wenn Du Dich nicht zurückzögest, sondern freudig, ungezwungen mit den Leuten verkehrtest. Weißt ja, das nehmen diese Menschen höher auf, als wenn man ihnen bessern Lohn gäbe!"

Mit diesen Worten wollte der Vater sich abwenden; doch, als habe er noch Etwas versäumt und vergessen, wendete er bei der Thür sich noch einmal um und sagte, nicht ohne einige Verlegenheit: „Und noch Eins! Der Waldheim wird Gast und Theilnehmer des Festes sein. Sei freundlich zu ihm, thu's mir zu Liebe. Ich bin dem Manne Verbindlichkeiten schuldig. Mag er Dir sonst auch nicht genehm sein. Also sei freundlich! Ade! Kind!" Mit diesen Worten eilte der Vater zur Thür hinaus — und ließ die Tochter mit klopfender Brust, mit mannigfachen Gefühlen und Herzensbewegungen zurück.

Sie sollte zum Ball! Wer wird dort sein? So dachte sie. Und was will dies rasche Klopfen der Brust, diese verrätherische Röthe der Wange? Welche lieblichen Bilder gaukeln vor ihrer Seele? — Allein der Gedanke an den Gast, an Waldheim, macht alle schönen Blüthen der Zukunft knicken. Ein eisiger Herbsthauch zieht über die sonnige Flur. Was meinte der Vater mit seiner Rede? Dem Waldheim ist er Verbindlichkeiten schuldig? Und freundlich sollte ich sein? Welche Fülle von Gedanken!

Drunten aber in der Fabrik wurde die Nachricht von dem Ball mit lautem Jubel aufgenommen. Ein Hurrah auf den Herrn überschallte das Dröhnen und Schnauben der Maschinen. Es wurde mit den Feilen und Hämmern ein Tusch getrommelt, daß man hätte meinen mögen, die Gebäude der Fabrik ertrügen es nicht. Die Leute waren nun einmal ganz Kraft, ganz Seele und Leib bei der Arbeit, wie bei der Aussicht auf ein Vergnügen. Wie flink, wie lustig wurde nun gearbeitet! — Und als der Samstag kam, als die Lichter des Ballsaales zu flimmern begannen; wie hatten die Leute den Ruß aus den Gesichtern gewaschen; wie frisch leuchteten die Augen! Sie kamen, mit derbem Witzwort Einer den Andern begrüßend, lustig die Beine schlenkernd. Wohl bewegten sie sich etwas steif und wie ungewohnt in den Festtagsröcken; und besonders die starken markigen Hände, heut' in weiße Handschuhe gezwängt, machten mannigfache linkische Bewegungen. Doch der innige Herzensfrohsinn, der aus allen Gesichtern leuchtete, ließ das etwa auftauchende Ungefüge nicht lange gewahr werden.

Und nun erst die Frauen und Töchter der Arbeiter; die trauten Liebchen der Jüngeren! Wie sahen sie alle so froh, so glücklich aus. Da war keine gezierte Steifheit, keine gezwungene Freundlichkeit zu bemerken. Jede gab sich wie sie war, froh und heiter den Augenblick genießend, dem Augenblick lebend.

Der Herr hatte den Ball mit der Frau seines ältesten Arbeiters, des Werkführers, eröffnet, während dieser Elisen, als Tochter des Hauses, führte. Bald war die Polonaise vorüber, heitere Walzermelodieen erklangen, und jeder folgte nun seinem Herzen, seiner Neigung. Elise hatte Herrn Waldheim den nächsten Tanz versprechen müssen. Aber wie schwer wurde derselbe ihr. Lag es am Tänzer, lag es an ihr?! Die Füße wollten nicht fort, die Walzermelodieen erklangen so dumpf, so monoton. Und wie schwer wurde es ihr, freundlich zu

Digitized by Google

sein! War es ihr doch als wollte der Mann sie mit seinen Blicken durchschauen, als suchten seine Worte zu sagen: Du bist mein! Dich habe ich! Wie kam die trübe Ahnung zukünftiger Schmerzen in ihre Seele? — Es ist nun einmal gewiß: manche Menschen stoßen sich gegenseitig ab, ohne daß Einer oder der Andere sich klar zu machen vermöchte, warum es so und worin der Grund, die Ursache liege. — Genug, Elise war froh, herzlich froh, als der Tanz beendet. Müde, erschöpft ließ sie sich nieder.

Und diesem Manne war der Vater Verbindlichkeiten schuldig? — O, mein Gott! da mußte der Vater recht elend, recht unglücklich sein. So dachte sie; und ihr Auge umflorte sich. Und weiter, weiter walzten die fröhlichen Tänzer. Das schwirrte, das jubelte so lustig um sie her. Wie hübsch, wie ganz Leben und Wonne tanzten die Mädchen! Man sah es: tanzen war ihr höchster Genuß, ihr schönstes Glück.

Jetzt aber, welche Worte schlagen an Elisens Ohr; wer fordert sie zum Tanze auf? Es ist der junge Herr Werner, der neue Faktor der Fabrik. Wie kommt es, daß ihre Wangen so erglüh'n, daß sie, wie unbewußt so freudig zusagt? Sind ihre Füße nun leicht geworden? haben sie Fittige bekommen? Wie sanft umschlingt sein Arm sie nicht! wie lockend, verlockend erklingen die Geigen! Heiter, wie von nie geahnter Seligkeit umrauscht, schwebt sie dahin. Ihr ist's, als ob sie im Himmel wäre! — Hat der junge Mann vielleicht zu ihr während des Tanzens gesprochen; und was hat er gesagt? — Sie weiß es nicht; sie weiß dies Eine nur, daß der Tanz sie erfreut, daß sie glücklich war.

Waldheim sah es; er stand ihr nicht fern in einer Ecke und lachte bitter. „Nur Geduld, Täubchen," sprach er zu sich selbst; „wir fangen Dich doch, mir entgehst Du nicht!" und höhnisch setzte er hinzu: „Will doch zum Alten gehen und ihm die guten Nachrichten bringen, die ich vor einer Stunde erhalten. Wird sie noch nicht wissen! wird sich freuen!" — Er ging zum Fabrikherrn, der so eben ein Glas auf die Gesundheit seiner Arbeiter leerte. Waldheim that ein Gleiches; dann aber nahm er den Herrn beim Arm und ging mit ihm, leise flüsternd, zur Seite.

Und was er dem Fabrikherrn gesagt, mußte nichts Freudiges gewesen sein. Der Herr war einen Augenblick bleich geworden, dann hatte er gezwungen gelacht und gleichgültig weiter gesprochen. Bald darauf aber hatte er den Saal stillschweigend verlassen und war hinaufgegangen in sein Zimmer. Dort saß er nun, bleich wie der Tod, still gedrückt. Lange saß er so, dann blätterte er unzählige Briefe, Rechnungen u. dgl. durch, bis er endlich mit sich einig geworden schien. Leise stand er auf, öffnete die Thür, winkte einem der Burschen, und beschied im Geheimen den Faktor und seinen Werkführer zu sich. Beiden sagte er, daß er augenblicklich verreisen müsse, daß er aber, damit das Fest nicht gestört werde, dies verschwiegen wissen wolle. — Er gedenke, sprach er, in acht bis zehn Tagen zurück zu sein und möchten sie in dieser Zeit sein Interesse und das Interesse der Fabrik in Acht nehmen.

Beide versprachen es. Solche Reisen waren nichts ungewöhnliches, und so fanden die beiden Männer nichts in der Abreise. Froh, nachdem noch Manches besprochen worden, kehrten sie zum Fest zurück.

Jetzt trat Elise zum Vater ein. Er hatte auch sie rufen lassen. Auch ihr theilte er seine sofortige Abreise mit. Er umfaßte sein Kind, er drängte es sanft in den Ballsaal zurück. „Geh', meine gute Elise," sagte er; „sei heiter und froh. Aengstige Dich meinetwegen nicht; Du weißt, ich bin oft auf Reisen. Hätte ich gewußt, daß diese Reise mir so plötzlich bevorstehen würde, vielleicht hätte ich den Ball noch aufgeschoben. Doch es wird so besser sein! Geh', mein Kind, geh' hinab!" — Er umfing sie noch einmal, drückte sie fest, innig, an sein Herz, und schob sie sanft zur Thür hinaus.

Und sie eilte hinab, froh dem Herzen folgend, und ahnte es nicht, daß ihr Vater hinter ihr zusammenbrach, daß die Kraft, die er bisher gezeigt, ihn nun verlassen hatte. Bleich, zusammengesunken, lag er auf dem Sessel. Endlich raffte er sich auf. „Muth! Muth!" rief er; „vielleicht ist noch nicht alles verloren; ich will zu retten suchen, was zu retten ist. Wer weiß, ob Alles wahr ist, was Waldheim sagte: Zwei Häuser, meine besten, fallirt! — Es wäre auch mein Sturz! Aber Muth! Muth!"

Und still, wie ein Nachtwandler schlich er aus

Digitized by Google

seinem Zimmer, aus seinem Hause hinaus. Wie klangen die fröhlichen Tanzmelodieen so schneidend in sein Herz. — Scheu, flüchtig ging er davon, dem nahen Bahnhofe zu. Wenige Minuten noch, der Nachtzug brauste heran; er stieg ein; das Signal wurde gegeben. Fort brauste der Zug. Er war geschieden! Drüben aber ging der Ball ungestört seinen Gang. Der Herr fuhr dahin von Sorgen gedrückt, seine Arbeiter tanzten lustig die Nacht hindurch.

* * *

Unglück und Tod nahen schnell. Noch hatten die Tänzer den Ball kaum ausgeschlafen, da wußten es Alle schon, daß der Herr bedeutende Verluste erlitten habe, daß er verreist, daß die Fabrik ihrem Sturze nahe sei. Auch Elise erfuhr bald das für sie Schreckliche. Nun erst wurde der schmerzhafte Abschied des Vaters ihr klar, nun erst gedachte sie aller Worte, die er gesprochen. Wie trostlos, wie öde lag die Zukunft nun vor ihr; wie bangend, wie schmerzlich war die Gegenwart, wie einsam, wie grenzenlos verlassen fühlte sie sich!

Jetzt klopfte es; die Thüre ging auf, Herr Waldheim trat ein. War der Mann ihr bereits gestern schon verhaßt gewesen; so war derselbe es ihr heut noch mehr. Wie lauernd war sein Blick, wie stechend seine Rede. Und kam er nicht vielleicht, sich an ihrem Unglück zu weiden? wollte er neue Leiden bringen?

„Sie verzeihen, mein Fräulein," sagte er mit zudringlicher Freundlichkeit; „ich komme wohl zu einer unglücklichen Stunde. Theilnahme treibt mich her. Habe von dem Unglück vernommen, das Ihren Herrn Vater betroffen. Thut mir leid, wahrlich leid. Um so mehr, da ich ein Wechselchen, bedeutende Wechsel von des Herrn Vaters Hand in Händen habe. Sollte mir leid thun, wenn ich mein Geld verlöre! Bin kein sehr reicher Mann; muß seh'n, wie ich zu dem Meinigen komme. Werden es billig finden!"

„Gewiß, Herr Waldheim," sagte Elise und trat einen Schritt dem Manne näher; „da Sie aber die Verhältnisse meines Vaters genau zu kennen scheinen, besser vielleicht als ich; so werden Sie wohl wissen, daß ich, als junges Mädchen, nicht über die Kasse meines Vaters zu verfügen habe. Sie würden sich also bis zur Heimkunft des Vaters, die ja in einigen Tagen erfolgen wird, gedulden müssen."

„Gedulden? Gedulden?" fiel Waldheim ein; „man sieht es, Fräulein, daß Sie kein Geschäftsmann sind. Von Geduldhaben ist bei Wechseln keine Rede. Da muß auf Tag und Stunde gezahlt werden, oder — Doch was schwatze ich. Weiß ich doch, daß ich von Ihnen, Fräulein, kein Geld zu erwarten habe, noch haben will. Deßhalb kam ich nicht!

„Und weßhalb denn?" fragte Elise gedehnt, als sie sah, daß Waldheim in seiner Rede inne hielt. „Darf ich um die Ursache Ihres gütigen Besuches fragen?"

„Ja, das können Sie!" rief der Gefragte erregt. „Was wollen wir viel Worte machen! Ihr Herr Vater weiß es, und Sie mögen es auch wissen, daß ich ihn in Händen habe; daß ich ihn halten oder fallen lassen kann. — Sie sollen entscheiden, welches von Beiden ich wähle. In Ihrer Hand liegt das Schicksal Ihres Vaters.

„In meiner Hand?" fiel Elise staunend ein und schaute ängstlich verwundert auf. „O, wie gern rette ich den Vater!"

„So wollen sie das?" rief Waldheim und ergriff Elisens Hand; „wollen Sie die Retterin Ihres Vaters sein; und mich zugleich zum Glücklichsten der Sterblichen machen? Soll diese Hand mir gehören? Wollen Sie mein eigen sein?"

Elise zog, wie von einer Natter gestochen, ihre Hand zurück, zitterte, wurde bleich. Mühsam sagte sie: „Sie mißverstehen mich! Können Sie den Vater retten, o so retten Sie ihn; nehmen Sie Alles was ich besitze: nehmen Sie mein Gold, mein Silber, mein Geschmeide; nehmen Sie mein Blut, mein Leben; ich will es freudig hingeben, um den Vater zu erretten, um die Fabrik ihm zu erhalten, die er geschaffen und ins Leben gerufen."

Waldheim sah höhnisch lächelnd auf das unglückliche Mädchen hinab; er weidete sich an seinem Schmerz. Endlich sagte er: „Ihr Gold, Ihr Geschmeide, Ihre Kleider, — Alles was Sie besitzen, ist in wenigen Tagen mein, wenn Ihr Vater nicht bezahlt. Ich lege Alles unter Siegel. Ihnen und Ihrem Vater bleibt Nichts. Nehmen Sie meine Hand, die ich Ihnen biete; werden Sie mein Weib,

Digitized by Google

und aller Glanz, aller Reichthum, den Sie haben und den ich besitze, wird Ihr eigen."

„Ich kann nicht!" hauchte Elise.

„Sie können nicht?" rief Waldheim höhnisch. „Ich wüßte wahrlich nicht, wo hier die Bedenken lägen. Sie wollen Ihr Blut für den Vater lassen, und stoßen doch die Hand zurück, die ihn vom Abgrund retten kann. Und wissen Sie denn, ob je Ihr Vater wiederkehrt? ob er es nicht vorzieht, flüchtig in die Weite zu ziehen und seinen Gläubigern das Nachsehen zu lassen? Ich biete Ihnen noch einmal diese Hand, Elise; stoßen Sie dieselbe nicht zurück. — Ich liebe Sie! Werden Sie die Meine, oder Schmach und Elend ist Ihrer Beider Loos. Wählen Sie!"

Waldheim schwieg, Elise aber schaute auf. In hoher Schönheit, in leuchtender Purpurröthe, voll innerer Hoheit sagte sie: „Ich habe gewählt. — Glaubten Sie mich dadurch zu gewinnen, daß Sie den Vater schmähen? dadurch, daß Sie mich an Ihr Geld und meine Armuth erinnerten? — Wie kennen Sie des Weibes Herz so schlecht! Die Frau, das Mädchen, die ihre Hand dem Manne gibt um eitle Ehre, um des Geldes willen, erniedrigt sich selbst. Sie belastet sich selbst mit ewiger Schmach; sie verkauft sich selbst einer Sklavin gleich, und verdient wie eine solche behandelt zu werden. Ich kann meine Hand Ihnen nicht geben. Ich will tragen was da kommt. Gott schütze meinen Vater." Damit wandte sie sich langsam, voll Hoheit ab, schickte sich zum Abgehen an. — Waldheim stand einen Augenblick wie betäubt. Die Schönheit, die sichere Ruhe der Jungfrau machte ihn stutzig; aber er gewann sofort seine angeborne Rauheit und Heftigkeit wieder und eilte der Thüre zu. „Sie werden es bereuen!" rief er, setzte den Hut auf und war verschwunden.

Er hatte das Täubchen, das er auf dem Balle so sicher sein genannt, nicht gefangen.

Elise blieb allein. Und wie es denn zu gehen pflegt: kein Unglück kommt allein. Die folgenden Tage brachten neues Leid. Der Vater schrieb: „Elise! mein liebes, gutes Kind! Es ist geschehen; ich bin banquerot! Nichts vermag mich zu retten. Daß ich dies Unglück nicht allein verschuldet, magst Du mir glauben. Die allgemeine Geldkrisis hat auch mich in den Abgrund gezogen. Ich habe fallirt, weil meine besten Häuser fallirten. Soll ich in Schmach und Schande heimkehren? Ich will drüben im Westen mir eine neue Heimath suchen. Sei stark, mein Mädchen, trage das Unvermeidliche; ich weiß es, Du wirst die Armuth leichter ertragen als ich. Daß ich Dich einsam im Unglück lassen muß, ist mein größter Schmerz. Gott tröste Dich, Gott segne Dich! Bald hörst Du wieder von mir."

Welch ein Schmerz für das junge Mädchen. Wer vermöchte es, ihn genügend zu schildern! Worte können es nicht.

Auch die Wechsel wurden fällig. Zahlung wurde nicht geleistet, Waldheim klagte; das Gericht schritt ein, alles ging seinen gewohnten Gang. Execution wurde nachgesucht, Waldheim ließ Alles versiegeln. Elise vernahm es. Zwei Stunden hatte sie noch Zeit; dann geschah das Unvermeidliche, Entsetzliche! Wohin sollte sie sich wenden, nachdem Alles ihr genommen war? Wohin waren ihre Freundinnen, mit denen sie so frohe Stunden verlebt? Niemand ließ sich sehen! O, das Unglück findet uns fast immer allein. Sie vermochte es nicht, einen Plan über ihre Zukunft zu fassen. Schwer und dumpf lag es ihr auf Sinn und Gemüth. Sie wußte nicht wo hinaus, an wen sie sich wenden sollte; was sie zu thun, was sie zu lassen habe. Keiner Thräne fähig, saß sie einsam, still für sich. — —

Jetzt aber ging leise die Thüre auf. Ein Mütterchen trat ein, sauber, wenn auch einfach gekleidet; Gutmüthigkeit, herzgewinnende Gutmüthigkeit auf dem Gesicht. Die Alte näherte sich freundlich, zutraulich der jungen Maid, die trostlos, keiner Frage mächtig, sie anstarrte. Die alte Frau nahm die Jungfrau bei der Hand, streichelte sie, glättete ihr sanft das Haar und sagte dann: „Nehmen Sie einer alten Frau nicht übel, Fräulein; ich bin die Mutter von dem Faktor Ihres Herrn Vaters. Mein Name ist Werner. — Und da habe ich denn von meinem Sohne gehört, wie es hier steht, und daß Sie so einsam, so mutterseelenallein im Hause sind. Da komme ich nun und wollte fragen und sehen, ob ich Ihnen ein Wenig zu Diensten sein kann. Müssen's mir alten Frau nicht für ungut nehmen. In solchen Tagen wie die Ihrigen jetzt, sind oft die besten

Digitized by Google

Freunde nicht zu finden. Wollen Sie hier bleiben, wenn die Herren vom Gericht kommen und Kisten und Kasten versiegeln? Schlechter Anblick das, Fräulein! Wenn Sie anders nicht wissen wohin, und Sie nicht bessere Au- und Aussichten haben, wollt' ich Ihnen den Vorschlag machen, auf ein Stündchen oder auf ein Paar Tage — mögen's auch Wochen und Monden werden — zu mir zu kommen. Ich habe ein nettes Stübchen leer, das können Sie bewohnen, still, ganz für sich, bis sich was Besseres findet."

Elise schaute auf; die alte Frau kam ihr vor, wie vom Himmel gesendet; sie wußte nicht, wie es kam, aber sie mußte derselben unwillkürlich um den Hals fallen. Sie küßte sie und rief, unter Thränen lächelnd: „Sie sendet Gott, meine liebe, gute Frau Werner. Mit Freuden nehme ich Ihr gütiges Anerbieten an. Ja, ja! lassen Sie uns gehen — gleich, gleich, damit ich den schrecklichen Anblick nicht habe. O, nur fort!"

Frau Werner war sichtlich erfreut bei diesen Worten. Gutmüthig sagte sie: „Recht! Wollen Sie nicht noch Dies oder Jenes mitnehmen? Das Nothwendige was Ihnen zukommt, wird mein Sohn schon besorgen. Wollen Sie noch etwas?"

„Nein! nein!" sagte hastig Elise; legte ihr Tuch sich um und setzte den Hut auf; „es gehört mir nichts! Nur fort!" Sie eilte zur Thür, und Mutter Werner folgte.

Drunten auf dem Hofe aber, vor dem Hause, standen feiernd die Arbeiter der Fabrik. Sie wußten was in den nächsten Stunden bevorstand. Es war Vesperzeit. Sie standen, wollten sehen und hören. Und jetzt kam Mutter Werner an der Seite des Fräuleins dahergeschritten. Elise sah nicht auf, schritt tiefgesenkten Hauptes weinend dahin. Die alte Frau jedoch sah freudig umher; sie grüßte hier und dort einen Bekannten; sie sah so recht verklärt, glücklich aus. Ihr Sohn war nicht zugegen, aber die Arbeiter kannten die alte Frau. Der älteste Gesell der Fabrik, ein riesiger Schmied, lehnte am Gartengitter; er schien zu wissen oder zu ahnen, was die Frau gethan oder noch zu thun Willens war; er reichte derselben seine schwielige Hand hin, ohne jedoch seine träge lehnende Stellung im mindesten zu ändern, und sagte: „Brav, Mutter Werner!" und sich zu Elisen wendend: „Ade! Fräulein! nur immer guter Muth!" Dann nahm er die Pfeife aus dem Mund, schwenkte sie in die Höhe und rief mit tiefer kräftiger Stimme: „Ein Hurrah für Mutter Werner! Ein Hurrah für Mamsell Elisen!"

„Dank, Berliner!" rief die alte Frau und trottelte weiter, während die umstehenden Arbeiter dem Schmiede nachriefen. Weithin schallte der donnernde Ruf! —

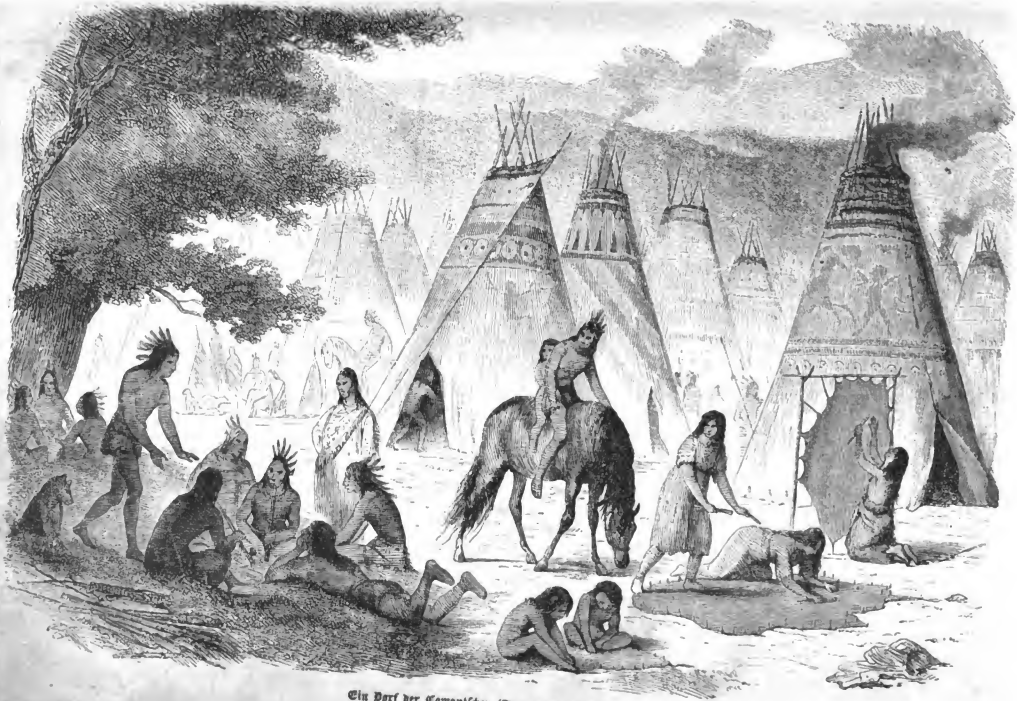
Bald war die Wohnung der Frau Werner erreicht; es sah so wohnlich, sauber in dem Stübchen aus, in das Elise trat, und das von nun ab ihr eigen sein sollte. Sie fühlte sich bald heimisch. Und als die alte Frau geschäftig den Kaffee auftrug, ihre besten Tassen aufgesetzt hatte, war es ihr, als hätte sie seit langer Zeit schon hier gewohnt, als müsse sie hier Frieden finden, glücklich werden. Jetzt verlebte sie die erste ruhige Stunde, seit den verflossenen Unglückstagen. Bald jedoch tauchten neue Zweifel, neue Sorgen in ihrem Herzen auf. Sie gedachte des Vaters, ihrer Lage, der Lage ihrer gütigen Beschützerin, der guten Frau Werner. Schüchtern sprach sie: „Aber wie! wird nicht Ihr Sohn seine Stelle verlieren? wird die Fabrik nicht eingehen oder in andere Hände kommen? Was dann? Der Gedanke, Ihnen zur Last zu fallen, wäre für mich drückender als das bereits erlittene Unglück."

Die alte Frau schwieg einen Augenblick nach dieser Rede, endlich antwortete sie: „Wir wollen's abwarten! Sehen Sie, mein liebes Fräulein! als mein Sohn, der Fritz, seine vierzehn Jahre hinter sich hatte und er immer proper und firm in der Schule war, hätt' ich's gar gern gesehen, er wäre Schullehrer oder wo möglich ein Prediger geworden. Aber mein Alter — Gott hab' ihn selig — sagte: „Nicht, Mutter! Der Junge hat nicht Sitzfleisch genug, um ein Studierter zu werden; bei dem muß Kopf und Hand zu thun haben. Unser Nachbar der Schlosser braucht einen Burschen, da kann er sein Heil versuchen und ist er anders ein Patron, wie ich ihn mir denke, so wird er seine Zeit nutzen. Handwerk hat einen goldnen Boden; und ein Gesell, der außer seinem Fache noch in den Büchern Bescheid weiß, der mit Feder und Zeichenstift umgehen kann, wird nie zu Schanden. — Und sehen Sie, liebes Fräulein, mein Alter hatte

Digitized by Google

Auf der Rückseite Text hierzu auf S. 10.

Digitized by Google



Ein Dorf der Comantschen (Text hiezu auf S. 10.)

Recht. Der Junge wurde ein geschickter Arbeiter. Und daß er auch in den Büchern Bescheid weiß, beweist er dadurch, daß er Faktor in der Fabrik Ihres Herrn Vaters wurde. Wir wollen also nicht sorgen. Ist's nicht mehr dort als Faktor, nun so ist's anderswo, als Zeichner, als Monteur oder als ehrlicher, tüchtiger Schlossergesell — Handwerk findet überall Brod, und Arbeit schändet Niemand!"

Die alte Frau schwieg. Elise aber sagte, noch immer bekümmert und sich neue Sorgen schaffend: „Arbeit! wenn ich doch auch Arbeit fände. Ach wie würde es mich freuen, wenn ich etwas verdienen könnte!"

„Und warum können Sie das nicht?" fiel Mutter Werner ein. „Lassen Sie mich sorgen. Wir brauchen es nicht an die große Glocke zu hängen, daß so ein liebes Fräulein für Geld arbeiten will. Aber ich habe Bekannte und so Quellen genug; da sollen Sie schon zu sticken und saubere, schöne Arbeiten zu machen bekommen, daß es eine Lust ist. — Und im Zwielicht, wo man die Lampe nicht anzünden mag, um Oel zu sparen, wird sich schon ein Strickstrumpf finden. Eine Masche gibt die andere, und ein Strumpf gibt den andern; gibt's keine Thaler dafür, so doch Groschen, und dreißig derselben machen auch einen Thaler. Das gibt so ein kleines Taschengeld. Also Muth, Fräulein, an Arbeit soll's nicht fehlen."

Elise drückte der alten Frau gerührt die Hand. Eine schwere Last schien von ihrer Brust genommen, seitdem sie wußte, wie sie sich etwas erwerben könne.

Bald darauf kehrte der Sohn nach Hause. Er begrüßte die Tochter seines Herrn bescheiden, wenn auch mit einiger Befangenheit; er theilte ihr mit, was der Tag Neues und Wichtiges für sie gebracht; dann ging er hinauf in sein Kämmerlein, wo man ihn noch lange auf und nieder wandeln hörte.

(Schluß folgt.)

Auf der Alameda.

(Mit Holzschnitt auf Seite 8.)

Alamedas heißen die mit schattenspendenden Bäumen besetzten öffentlichen Spaziergänge in den spanischen Städten, welche namentlich am Abend und nach Sonnenuntergang der Sammelplatz der Bevölkerung sind. Unser umstehendes Bild stellt eine Scene aus einer solchen öffentlichen Promenade einer andalusischen Stadt dar. Es ist Abend, und die schöne Welt hat sich aufgemacht, die erfrischende Kühle des Abends zu genießen. Der Majo oder Stutzer reitet auf dem reichgeschirrten Pferde von edler Race vorüber und liebäugelt mit den Mädchen, welche leider die kleidsame und interessante altspanische Tracht: die Basquina und Mantilla, abgelegt haben, welche aber noch von der älteren Frau getragen wird. Die jüngere Generation huldigt jetzt auch in Spanien der Mode, und empfängt die tonangebenden Muster aus Paris, die Stoffe aus Frankreich und England. Der Fächer darf in keiner Frauenhand fehlen, denn die Spanierin weiß ihn mit ganz besonderer Grazie und Gewandtheit zu führen und bedient sich seiner zu einer eigenen ausdrucksvollen Zeichensprache. Der Fächer ersetzt der Spanierin nicht nur den Sonnenschirm sondern auch den Strickstrumpf, diesen Zeitvertreib unserer deutschen Frauenzimmer in ihren Mußestunden. Auch der wohlgenährte Padre oder Cura (Pfarrer) hat seine Studierstube verlassen und genießt im Freien seine Papiercigarre in träumerischen Anschauen der schönen Welt oder in muntrem Geplauder mit irgend einem Beichtkinde, wie auf unsrem Bilde, wo die Frau in reiferen Jahren ihm etwas mitzutheilen hat, was den ehrwürdigen Herrn gedankenvoll macht. Daneben wird geliebäugelt und gekost, denn die Liebe ist ein Ding, welches in dem täglichen Leben der südlichen Völker eine bedeutende Stelle einnimmt, und namentlich auf der Alameda zur vorzugsweisen Unterhaltung dient. Die dunklen Glutaugen der Senoras und Senoritas reden eine stumme Sprache, welche gleichwohl nicht mißverstanden werden kann, und die Liebe füllt einen namhaften Theil des Lebens dieser Südländer aus.

Ein Dorf der Comantschen.

(Mit Holzschnitt auf S. 9.)

Die Indianer von Nord-Amerika zerfallen nach ihrer Lebensweise und ihren Wohnsitzen namentlich in zwei große Abtheilungen: in die Stämme der Prairieen, und in die Indianer des Waldes. Die ersteren sind die streitbareren und räuberi-

Digitized by Google

scheren, denn sie haben durch die Europäer das Pferd erhalten, welches ihnen ihr Nomadenleben noch mehr erleichtert. Die Indianer der Prairieen, unter denen die Comanches oder Comantschen und die Lipans die gefürchtetsten und zahlreichsten sind (man berechnet die Zahl der Comantschen allein auf 18—19,000 Köpfe), gehören zu der Nation der Apachen oder Apatschen, deren Stämme schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika den großen Landstrich zwischen Californien, dem stillen Ocean und dem Red River inne hatten. Aber die Indianer dieses Landstrichs waren nicht immer ein räuberisches Nomadenvolk ohne Kultur. Sie sind entweder verwildert oder sind die Nachkommen von räuberischen Eindringlingen, welche die früheren Bewohner dieser Gegenden verdrängten. Die Spanier, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach dem obern Thale des Rio Bravo del Norte, des Gila und einiger Nebenflüsse des Rio Colorado kamen, fanden daselbst seßhafte Indianerstämme, welche Ackerbau trieben, in einzelnen bald größeren bald kleineren wohlangebauten Ortschaften lebten und mit jenem Volke verwandt schienen, von dem noch jene prachtvollen und ausgedehnten Ruinen von Tempeln und Palästen in Mexico und Yucatan herrühren. Heutzutage wohnen die Comantschen oder Kamantschen östlich vom Oberlaufe des Rio Bravo del Norte, zwischen diesem und dem Rio Roco de Nachitoches, um den Rio Peco herum, in dem gebirgigen Hochlande, womit die ausgedehnte Region der mittleren Prairieen von Nordamerika beginnt, in einem für Feinde kaum zugänglichen Gebirgslande, von wo aus sie ihre Jagd- und Raubzüge nach allen Richtungen hin veranstalten. Sie nennen sich die „Herren der Prairie", und befehden alle Stämme, welche sich nicht mit ihnen verbünden. Ein wildes Jäger- und Reitervolk, trieben sie ihre Raubzüge früher nordwärts bis an den Arkansas, westlich bis tief nach Mexico hinein, südwärts bis in den Süden von Texas und bis an die Mündung des Rio Bravo. Sie verabscheuen den Branntwein und wissen sich beinahe ihre sämmtlichen Bedürfnisse selbst zu schaffen, obschon sie auf ihren Raubzügen auch Luxus-Artikel kennen gelernt haben. Sie greifen den Feind als tapfere Krieger am liebsten in offenem Felde an, und sind wegen ihrer Reitergewandtheit gefürchtete Feinde. Das Schießgewehr ist ihnen zwar bekannt, doch führen sie auf der Büffeljagd und im Kriege weit lieber Bogen und Pfeil und den langen Speer. Ihr Reichthum besteht in ihren Pferden, deren sie nicht entbehren können, die ihre ganze Stärke bilden, und von denen sie ganze Heerden besitzen. Ein Kamantsche wird gleichsam auf dem Pferde geboren: Männer, Weiber, Kinder, alle reiten; niemand geht auch nur hundert Schritte weit zu Fuß. Die Männer betreiben nur die Jagd und den Krieg, putzen sich auf das eitelste und behandeln ihre Weiber wie Sclavinnen. Alle Arbeit in und außer dem Hause fällt den Weibern zu. Diese streifen und zerlegen die erlegten Büffel, gerben deren Häute und trocknen deren Fleisch; sie verfertigen die Kleider, schlagen die Wigwams auf und ab, kochen und backen, bestellen das Land, wo noch eine Spur von Landbau in der Zucht einiger Sommergewächse, z. B. spanischen Pfeffers, sich erhalten hat, und müssen auf den Zügen von einem Ort zum andern für den Transport der gesammten Habseligkeiten sorgen. Die Wigwams oder Hütten der Kamantschen sind bald kreisrund und gewölbt, bald kegelförmig wie auf unserem Bilde; letztere haben ein Gerüst von Stangen oder Ruthen, welche mit Büffelfellen überspannt werden, aber Wind und Wetter sicher abhalten. Der Eingang ist gewöhnlich mit einer Bärenhaut verhangen und oben ist ein Loch aufgespart, durch welches der Rauch abzieht. Die zu Zeltdecken verwendeten Büffelhäute sind häufig mit rohen Gemälden bedeckt, welche die kühnen Thaten ihrer Besitzer feiern, denn die Eitelkeit dieser Krieger gibt sich auch darin kund, daß sie mit ihren Thaten gerne prahlen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß bei den Kamantschen noch die Vielweiberei üblich ist, wie bei allen Barbaren. Noch heutzutage machen die verschiedenen Stämme der Kamantschen beinahe alljährlich bald einzeln, bald mehrere zusammen ihre Raubzüge nach den mexicanischen Provinzen Cohahuila und Chihuahua, plündern Dörfer und Städte, stecken die Wohnungen in Brand, erschlagen die Männer und führen Heerden von Vieh, sowie Weiber und Kinder als Sklaven mit sich fort in ihre heimathlichen Berge. Texas aber lassen sie neuerdings ungeschoren, denn die dortige Grenzwache unter Oberst Hayes, eine

Digitized by Google

berittene Truppe trefflicher Schützen, die sogen. Rangers (Rähndschers), hat den Kamantschen den Spaß einigermaßen verdorben und ihre Reihen verhängnißvoll gelichtet.

Ein Abenteuer mit Pecaris oder merikanischen Schweinen.

Die Gelehrten sind unter sich noch nicht ganz einig, ob man die Ureltern unserer gewöhnlichen Hausthiere, des Ochsen, des Pferdes und des Schweines, je irgendwo in wildem Zustande gefunden hat. Keine geschichtliche Quelle erwähnt dieses Vorkommen, und wo Pferde, Rinder und Schweine jetzt in wildem Zustande gefunden werden, da sind dieselben nur die Abkömmlinge von zahmen. Vom Kameel weiß man es ganz sicher, daß es nirgends in der ganzen Welt in wildem Zustande vorkommt, noch je vorgekommen ist, und von den verwilderten Heerden von Pferden, Hornvieh und Schweinen, welche heutzutage in ganz Amerika, vom Feuerland an der äußersten Spitze von Süd-Amerika bis zur Baffinsbai im hohen Norden von Nord-Amerika, vorkommen, wissen wir ebenfalls mit aller Bestimmtheit, daß sie nur die verwilderten Abkömmlinge unserer europäischen Racen von Hausthieren sind. Es ist erwiesen, daß zur Zeit der Entdeckung des amerikanischen Festlandes das Pferd daselbst ganz unbekannt war. Vom Ochsengeschlecht kam auf dem ganzen Festlande nur der Bison oder amerikanische Büffel, vom Schweinegeschlecht nur das Bisamschwein oder Pecari vor, welches noch heutzutage im ganzen heißen und waldigen Amerika heimisch ist. Das Geschlecht der Schafe war in Nord- und Süd-Amerika nicht vertreten, denn das Schaf kommt überhaupt nicht in wildem Zustande vor; es ist ein zu schwaches, schüchternes und hilfloses Thier, als daß es den Schutz des Menschen entbehren könnte. Das wilde Bergschaf der Felsengebirge heißt nur uneigentlich Schaf, denn es gehört entschieden zum Ziegengeschlecht, und Süd-Amerika besitzt nur einen ungefähren Ersatz in der Familie der Auchenien, zu welcher das Lama und Alpaca des südwestlichen Süd-Amerika gehören. Die Mustangs oder wilden Pferde, welche noch heutzutage in Nord- und Süd-Amerika vorkommen, sind bekanntlich nur Abkömmlinge jener edlen andalusischen Streitrosse, welche die Spanier bei der Eroberung von Nord-Amerika mitbrachten; und ein Gleiches gilt auch von dem verwilderten Hornvieh, bei dem man noch deutlich die Abstammung von dem starknochigen Rindviehschlage wahrnimmt, welcher in Spanien und Portugal heimisch ist. Namentlich zeigen die in Mexico vorkommenden Horden von wildem Hornvieh noch ganz deutlich die langgestreckten Leiber und ungeheuren Hörner der noch heute in Spanien heimischen Race.

Anders gestaltete es sich im östlichen Theile von Nord-Amerika, in dem sogenannten Neu-England. Sobald die wegen ihrer religiösen Anschauungen dorthin ausgewanderten Engländer, die sogenannten „Pilgrim-Väter", sich dort festgesetzt hatten und der Strom einer Auswanderung dadurch dorthin gelenkt war, daß die Könige von Großbritanien dort an einzelne Personen Ländereien verschenkten, welche den armen rothhäutigen Indianern gehörten und über welche den Königen gar keine Verfügung zustand — da brachten die meisten Einwanderer aus ihrer englischen Heimath ihre Hausthiere mit, deren Werth sie wohl beurtheilen und deren Dienst sie nicht entbehren konnten. Auf diese Weise wurden ursprünglich Hornvieh, Pferde und Schweine auch von englischer Zucht eingeführt, und in den südwestlichen Staaten gibt es heutzutage noch Tausende wilder Ochsen und Zehntausende von wilden Schweinen, die sich der Raubthiere ganz gut erwehren können.

Aber außer diesen verwilderten Schweinen gibt es wie gesagt noch ein einheimisches wildes Schwein, welches von Mexico und Texas an südwärts bis nach Brasilien in den Wäldern und Rohrbrüchen der heißen Zone vorkommt, nämlich das Pecari oder Bisamschwein, Dicoteles labiatus der Naturforscher, in zwei Arten, wovon die gestreifte sich nur nördlich von Mexico findet. Das Pecari hat nur ungefähr die Größe eines halbwüchsigen zahmen Schweins und wird nur selten über zwei Fuß hoch, ersetzt aber den Ausfall an Größe reichlich durch Wildheit und Stärke. Es ist ein höchst zorniges Thier, und läßt sich weder zähmen, noch mit zahmen Schweinen kreuzen. Der Eber fürchtet keine Gefahr, keine Uebermacht

Digitized by Google

und nimmt jeden Augenblick den Kampf an. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft und nährend, allein der Jäger muß Sorge tragen, ihm sogleich nach dem Erlegen und ehe das Wild noch kalt geworden ist, die Drüse auf dem Rücken auszuschneiden, welche eine schleimige Flüssigkeit von moschusartigem starkem Geruch enthält, und deren Inhalt sich dem Fleische mittheilt, wenn die Drüse nicht rasch entfernt wird. Das borstige Thier sieht sehr unscheinbar aus, hat aber ein Paar ganz gefährliche Hauer und eine ungemeine Behendigkeit im Gebrauch derselben, ist auch weit beweglicher und lebhafter als das zahme Schwein und wird sowohl hiedurch, wie durch sein Zusammenleben in Rudeln von 3 bis 15 Stück für den Jäger gefährlich, der unversehens auf solch ein Rudel stößt. Man erzählt sich allerlei Geschichten von Gefahren, welche die Jäger in Texas und Neu-Mexico mit Pecaris bestanden haben, wie diese Thiere bald den einen Jäger zwangen, sich auf einen Baum zu retten, bald ihm seine ganze Meute Hunde elend zerrissen, bald einen Jäger Tag und Nacht auf dem Baume belagerten, auf welchen sie ihn getrieben hatten.

Ich habe während meines etwa zehnjährigen Aufenthalts in Texas, wo ich anfangs zwei Jahre lang als Jäger auf einer großen Pflanzung angestellt war, mehrfach Gelegenheit gehabt, Pecaris zu schießen, und mehrmals Gefahr von ihnen bestanden. Meine erste Begegnung mit diesen kleinen tückischen Wildschweinen war im Walde am San Bernard-Flusse, als ich einmal mich am Waldsaume auf wilde Truthühner anpirschte, welche dort einige sogen. „Balzbäume" hatten, d. h. Bäume, auf welchen sich die großen wilden Truthühner zur Paarungszeit gewöhnlich am Abend „einschwingen", d. h. aufsitzen und wo man sie dann am frühen Morgen herunterschießt. Ich hatte mich eines Morgens an einen solchen Baum angeschlichen und gerade einen schönen alten Truthahn heruntergeschossen, als ich hinter mir plötzlich in einem Gebüsch von Zwergpalmen etwas rascheln und ganz eigenthümlich schnappen hörte und mich umdrehend zwei Pecaris hinter einander auf mich zukommen sah. Ich hatte nur eine einläufige Büchse, die ich natürlich sogleich fallen ließ, um mit beiden Händen den nächsten besten Baumast zu ergreifen und mich hinaufzuschwingen, worauf die Pecaris unter mir wegliefen und nach dem Orte schnappten, wo zehn Sekunden zuvor meine Beine gewesen waren. Mein Schuß mochte sie beim Aesen aufgeschreckt haben, und sie waren vermuthlich gerade auf dem Rückweg zu ihrem Lager, denn sie verschwanden im Dickicht ohne sich weiter nach mir umzusehen, so daß ich nach einer Weile wieder herunterstieg, sehr eilig meine Büchse wieder lud, meinen Truthahn auf die Schulter nahm und mich von dannen machte.

Meine zweite Begegnung war noch unerwarteter. Ich ritt einmal am selben Flusse einer Kuh von einer verwilderten Heerde Hornvieh nach, welche ich angeschossen und deren Kalb ich erlegt hatte. Die Jagd auf die Heerden wilden Hornviehs werde ich ein ander Mal ausführlicher beschreiben, denn sie ist in jenen Gegenden von Texas ein Lieblingszeitvertreib der Pflanzer und wird nicht nur um ihres Ertrags willen betrieben, sondern auch, um die Berührung zwischen diesen verwilderten Heerden und den großen Heerden zahmen Hornviehs zu verhüten, die auf jenen Grasfluren unter der Aufsicht mexicanischer Hirtenknechte oder Vaqueros waiden. Wenn nämlich eine solche wilde Heerde in einen zahmen Trieb einfällt, so reißt sie von letzterem einen großen Theil mit sich fort. — Um aber wieder zu meiner Jagd zurückzukehren, so hatte ich an jenem Morgen unter anderem auch ein Kalb geschossen, dessen Mutter dann gegen mich Front gemacht und von mir einen Schuß in den Hals und einen andern auf den linken Bug bekommen, in Folge dessen sie Kehrt gemacht hatte und der flüchtigen Heerde folgte. Es war ein besonders schönes Thier und ich wollte daher das angeschossene Wild nicht im Stich lassen, weil es sonst doch eine sichere Beute der Wölfe und Aasgeier geworden wäre. Nachdem ich der Kuh vielleicht eine Viertelstunde lang nachgeritten war, und sie schon so stark lahmte, daß ich sie bald einzuholen hoffen konnte (denn sie hatte einen Vorsprung, weil ich angehalten, um meine Zwillingsbüchse wieder zu laden), lief die Kuh in einen kleinen Rohrbruch mit einem See oder einer Lache und war mir bald aus dem Gesicht verschwunden. Das Dickicht war zu rauh, als daß ich hätte zu Pferde eindringen können, und absteigen wollte ich nicht, da solche angeschossene Thiere

Digitized by Google

sehr leicht auf den Schützen losgehen. Ich ritt daher zurück, holte mir einen der Hunde von meinen Begleitern und brachte ihn auf die frische Fährte, die an den reichlichen Lachen von Schweiß leicht zu finden war. Kaum hatte ich das Dickicht erreicht, als der Hund lebhaft Standlaut gab, und als ich mich in den Bügeln aufrichtete, sah ich die Kuh auf einer Flacke schmierigen Wassers, bis an den Bauch im Schlamme und mit gesenktem Kopf den Hund erwartend. Ich hielte fest unter das linke Ohr und war meines Schusses gewiß; allein ehe noch der Rauch sich verzogen hatte, war's mit Einem Male, als würde der ganze Rohrbruch lebendig; das war ein Getrappel und Schnappen, als ob das wilde Heer in dem Dickicht wäre, und der arme Hund stieß plötzlich ein wildes Jammergeschrei, Gebelle und Geheule aus, während gegen mich ein halbes Dutzend Pecaris herausbrachen, welche sogleich nach meinem Pferde und meinen Füßen schnappten. Ich ließ mir nur Zeit das vorderste auf den Kopf zu schießen; dann warf ich mein pustendes und scheuendes Pferd herum und jagte davon, die Pecaris hinter mir her, bis ich aus dem Bereich ihrer scharfen Hauer kam. Sobald ich meine Gefährten erreicht, ihnen mein Abenteuer mitgetheilt und mein Pferd etwas hatte verschnauben lassen, ritten wir unser sieben dahin, umzingelten den Rohrbruch und warfen an einigen Stellen einige Hände voll brennenden dürren Meskitgrases hinein, so daß das Feuer sich bald dem ganzen Dickicht mittheilte und das Knistern und Sprühen der brennenden Schlinggewächse und Schilfhalme die Pecaris heraustrieb. Wir schossen eilf Stücke und zwei Hirsche, die wir heraus geräuchert hatten, und mehre andre entkamen nebst andrem Wilde, das noch drinnen gesteckt hatte. Ich gelangte auch zu meiner Kuh, die wir mit Lassos herauszogen, dann streiften und zerlegten. Der arme Hund aber ward fürchterlich zerfleischt und zertrampelt im Schlamm gefunden, von der Uebermacht der Pecaris überwältigt.

Meine nächste Begegnung mit Pecaris war minder gefährlicher Art und hatte am Brazosflusse statt. Ich war mit einem Pflanzer jener Gegend, dem Oberst E., auf die Jagd geritten, als auf einmal im Bottom oder Flußgrunde die Hunde meines Begleiters in die Mündung eines umgestürzten hohlen Baumstammes hineinbellten. Gleich darauf zeigte sich am Eingang dieser Höhlung der Kopf eines Pecari, das seine Kinnladen und Hauer wetzte, bis ihm der Schaum auf den weißen Lippen stand, und so entschlossen schien sein Lager zu vertheidigen, daß die starken scharfen Bärenhatzhunde des Obersten sich gar nicht in seine Nähe wagten. Endlich schoß der Oberst das Pecari auf den Kopf, daß es im Feuer zusammenstürzte. Ich wollte absteigen und hingehen, um das Wild herauszuziehen, als mich der Oberst davor warnte, weil höchst wahrscheinlich noch mehr Pecaris in dem hohlen Baume steckten. Nachdem er seine Büchse wieder geladen hatte, schnitt er sich eine lange zähe grüne Ranke vom wilden Weinstock, band an dem einen Ende eine laufende Schlinge hin und es gelang ihm nach einiger Mühe, diese Schlinge so vorwärts zu werfen und zu schieben, bis sie über den Kopf des Schweins hereinfiel, daß wir das Wild daran herausziehen konnten. Kaum aber war dies geschehen, so streckte ein anderes Pecari seinen Kopf heraus und erhielt ebenfalls eine Kugel auf die Stirne; und ganz in gleicher Weise erlegte der Oberst alle sieben, welche in dem hohlen Baume steckten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Königsschloß im Süden.

Mit zwei Holzschnitten auf S. 16.

Wer in der heißen Sommers- oder milden weichen Herbstesszeit sich eine rechte Labe für Körper und Geist gönnen will, der schnüre sein Bündel, nehme den Wanderstab und reise gen Süden an den Fuß der deutschen Alpen. Nirgends in deutschen Landen sieht man Erhabenheit und Anmuth so wirkungsvoll gepaart wie hier, zumal im bayrischen Oberlande, von dem der Dichter mit vollem Rechte singt:

Weißt Du, wo Dir gleich Paradiesen
Ein deutscher Gau entgegenlacht?
Der Berge schneegekrönte Riesen,
Der Seeen wechselvolle Pracht?
Wo stolze Ströme sich ergießen
Durch reiche Auen Weltmeer-wärts,
Wo tausend Bäche lieblich fließen?
Sieh, das ist Bayern, Deutschlands Herz!

Wer lebhafte Freude an schöner Natur hat, der

Digitized by Google

suche von Westen oder Norden her mit der badischen oder württembergischen Eisenbahn den Bodensee zu gewinnen, umfahre dessen reizende Ufer, nehme in Lindau ein Eisenbahnbillet bis Immenstadt, hier ein Postbillet über Sontheim nach Hindelang und fahre oder gehe durch das romantische Thal der Osterach und über das Oberjoch, die Grenze zwischen dem Allgäu und Tyrol, nach Schattwald, von wo der Weg durch ein malerisches Alpenvorland über Nesselwängle und den schauerlichen Paß Gacht ins Lechthal hinunter nach Weissenbach und Reutte führt, welches alljährlich das Ziel vieler Wanderer ist, denn hier ist man förmlich am Fuße der Alpen und hat Gelegenheit zu den lohnendsten Ausflügen in die subalpine Region und namentlich nach dem drittehalb Stunden entfernten Königsschlosse Hohenschwangau, von welchem wir hier reden wollen. Lieber Leser, wenn Du nur einen flüchtigen Blick auf das umstehende größere Bild thust, welches Dir die Lage von Hohenschwangau einigermaßen veranschaulicht, wie es sich von den östlich gegenüberliegenden Höhen aus bei der sogen. „Jugend" darbietet, so wirst Du sagen müssen, daß nicht leicht ein herrlicherer Punkt zu einem Sommersitze gewählt werden konnte, als auf diesem Marmorfelsenkopf. Das Schloß, eine Schöpfung des verstorbenen Königs Maximilian II. von Bayern, bekundet durch die bloße Wahl seiner Oertlichkeit schon den feinen Sinn dieses zu frühe vollendeten Fürsten für das Naturschöne, wie es durch seine Bauart und Ausstattung beredt für den Kunstsinn und die fürstliche Freigebigkeit seines Erbauers zeugt. Es ist ein feenhaft schöner Wohnsitz, königlicher als irgend einer, und einzig in seiner Art durch den Zauber seiner Lage, wie vollendet schön durch das was die bildende Kunst zu seiner Verschönerung gethan hat.

Da wo heutzutage der prächtige Steinbau mit seinen Thürmen sich kühn und doch zierlich erhebt, auf dem sogen. Schwanstein, stand schon in grauer Vorzeit ein Römerkastell, welches dann zur Ritterburg umgewandelt lange Jahrhunderte hindurch die Aussicht auf die beiden Seen und das Hochgebirge beherrschte, bis es 1809 von den Tyrolern vernichtet und 1820 vollends abgebrochen ward. Im Jahre 1832 erstand König Max als Kronprinz diesen Fleck, der angesichts der Alpen nicht schöner gewählt werden könnte, und ließ die jetzige Burg von Quaglio, Ohlmüller und Ziebland aufführen und im Innern von den bedeutendsten Münchener Künstlern der damaligen Zeit mit prachtvollen Fresken verzieren, welche allein schon eines Besuches verlohnen würden. Der Weg zur Burg empor windet sich in allmähliger Steigung um das Felsenhaupt zu den verschiedenen Thoren. Ueber der Einfahrt stehen zwei steinerne Bannerträger mit den Wappen Bayerns und des Schwanengaues; im Hofe der Marienbrunnen mit einem schönen Freskobild. Und nun betritt der Wanderer die Burg selbst, die er so lange von ferne gesehen, von der er so viel gehört, die er so oft in Abbildungen gesehen hat, daß er nicht wenig begierig ist, sie in seiner ganzen Schöne selber kennen zu lernen.

Der Sagenschatz, welcher sich an Burg und Gau knüpft, und die allgemeine Geschichte Bayerns wie die besondre seines Königshauses, haben den bedeutendsten Malern jener Zeit die Vorwürfe zu vollendeten Meisterwerken der Kunst geliefert. Der alte Schwanstein war einst eine Welfenburg, ging dann in den Besitz Barbarossa's über, und war der Ort, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, von seiner Mutter Abschied nahm, bevor er nach dem Land der tückischen Welschen ging, von wannen er nicht wiederkehrte; der Schwanstein war's, wo später der verfolgte Mönch Luther Schutz suchte. Diesen geschichtlichen und sagenhaften Erinnerungen der Burg ist der wackere Meister Wilhelm Lindenschmit mustergiltig gerecht geworden in den 8 Bildern aus der bayrischen Geschichte im Schwrensaal, in den 7 Bildern aus der Geschichte der Burg im Schwangauer Zimmer und in den je 6 Bildern aus der Hohenstaufen-Geschichte und aus dem Leben Heinrichs des Löwen im Hohenstaufensaal und im Welfenzimmer. Hier hat der bescheidene Meister, welchen der unerbittliche Tod allzufrühe der deutschen Kunst entriß, die würdigsten und gelungensten Denkmäler so ernsten Strebens hinterlassen, welches in den politischen Stürmen, die sein Grab umrauschten (er starb 1848) viel zu wenig gewürdigt worden ist. Außer ihm haben noch Scheuchzer, Monten, Quaglio, M. v. Schwind, Glink, Neher, Adam und Ruben sich an den Fresken betheiligt, welche diese Räume schmücken. Kunst-

Digitized by Google

Alpsee. Schloß. Schwansee.

Die Gegend von Hohenschwangau von der „Jugend“ aus.

Schloß Hohenschwangau.

sinn und Luxus haben sich verschwistert, um Hohenschwangau zu einem der schönsten Königssitze zu machen; aber wenn das Auge von der Farbenglut und dem Figurenreichthum der Wandbilder sich zu den Fenstern wendet, so geht draußen dem Beschauer eine herrliche Welt auf, welche keine Schöpfung der Kunst an ergreifender Wirkung, an Lieblichkeit wie an Majestät erreichen kann. Und überdem ist diese Stätte noch geweiht durch das Andenken an einen wahrhaft edlen Menschen im Fürstengewand, der hier als Kronprinz ein stilles, den Wissenschaften und den Musen gewidmetes Leben geführt und in der ganzen Umgebung noch Spuren seines schöpferischen Verständnisses, seiner reinen Freude an der Natur hinterlassen hat. Es ist ein Wohnsitz von solch wundersam herrlichem Zauber, wie ihn wohl kaum mehr irgend eine Königsburg aufzuweisen hat, und ihr Besuch wird in jedem Gebildeten tiefe und schier unvergeßliche Eindrücke hinterlassen.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

Pauline und der alte Gärtner Zirkler.

1.

Vor dem Landhause des Fabrikanten Balder war an einem trüben Spätherbst-Nachmittage ein geschäftiges Treiben zu sehn. Ein Tapezier mit mehren Arbeitern war dann, die Vortreppe des Hauses mit einem Zelte zuüberdachen und die Treppenstufen mit weichen Tüchen zu belegen. Der Gärtner des Herrn Balder aber stellte seine hohen Camellien-, Rhododendren- und Azaleen-Pflanzen, welche einen wunderschönen Reichthum von Blüthenknospen angesetzt hatten, starr in Reihe und Glied längs der Fronte des Hauses auf, um die kahlen Wände des Sockels und des Erdgeschosses zu maskiren, und zog die Stirne finster und kraus, wenn er sah, wie gleichgültig und unsanft die sorglich gehegten und gepflegten Schätze seines

Digitized by Google

Gewächshauses hier von den Arbeitsleuten behandelt wurden, welche Hunderte von extemporirten Gaslämpchen und Flämmchen dazwischen anbrachten.

„Wollt ihr wohl Sorge tragen, daß ihr mir keine Zweigspitze und keine Knospe abbrecht, ihr Schlingel!“ rief er. „Das dumme Volk weiß freilich nicht, was für eine Mühe es macht, solch eine Camellienpflanze heranzuziehen und recht schön bestockt und von Blüthenknospen schwer zu machen! Aber diese meine Preispflanzen in einer Oktobernacht hier in's Freie stellen zu lassen, wo sie jeder Unbill der Witterung ausgesetzt sind, das kann meiner Treu auch nur solch einer hochmüthigen eigensinnigen Person einfallen, wie unsere Madame ist! .... Ja, wenn's meinethalben noch in der Hausflur und auf den Treppen wäre!“ setzte er sein mürrisches Selbstgespräch fort, „da hätte es am Ende noch einen Sinn, Camellien zur Dekoration zu verwenden! Aber in einer Oktobernacht hier im Freien! Na, dieser Uebermuth und diese Ueppigkeit kennen keine Grenzen! Wenn es da nur nicht wahr wird, 'Hochmuth kommt vor dem Fall'! — Tausendelement! Kerl, was hast Du mir gemacht? Nun ist die ganze herrliche Pflanze zu Schanden, und es war eine meiner schönsten, mein einziger Prince of Wales!“

Das Unglück war schon geschehen, und vergebens schleuderte der Gärtner wuthentbrannt die Scherben des Topfes hinter dem Zimmergesellen her, der die Pflanze mit einer Bohle umgerannt und ihre ganze Krone zerrissen, dann aber sich eilends davon gemacht hatte. Dem Gärtner blieb nichts übrig, als die verstümmelte Pflanze in die eine Hand zu nehmen und mit der andern die Scherben aufzulesen, die den sorglich geebneten Kiesweg verunzierten. Aber dem Manne standen Thränen des Aergers in den Augen.

„Guten Tag, Zirkler!“ rief jetzt ein dicker Herr von behäbigem Aussehen über den niedrigen Eisenzaun herüber, welcher den Garten vor dem Hause von der Straße trennte. „Ihr habt wohl viele von euren immergrünen Kalthauspflanzen übrig, daß Ihr sie zur Decoration des Gartens verwendet? Wie?“

— „Schön'n guten Abend, Herr Schwend,“ versetzte der Gärtner mit einem mürrischen Gruß. „Sie dürfen mir glauben, daß ich's nicht gern that; aber wer kann mit den Frauensleuten rechten? Die Madame hat es einmal verlangt, und ich wehrte mich vergebens mit Händen und Füßen, — am Ende mußt' ich doch nachgeben, denn sie brachte mir's schriftlich vom Herrn!“

„Das glaub' ich!“ lachte Herr Schwend. „Was würde der alte Gottfried Balder nicht unterschreiben, nur um seinen unersättlichen Hausdrachen zufrieden zu stellen! Na, und von den Camellien versteht er nichts — sind ja keine Callicos und Twiste! Aber schade, ewig schade um die herrlichen Pflanzen! Wenn es nur heute Nacht nicht hell wird und keine Reifen gibt, sonst ist all' Eure Mühe vor die Hunde gegangen, Zirkler! Seht, Alter! das habt Ihr davon, daß Ihr hier geblieben seid, allen meinen Anerbietungen zum Trotze! Ich wüßte Eure Kunst besser zu würdigen.“

— „Was nicht ist, kann ja noch werden, Herr Schwend!“ erwiderte der Gärtner. „Ich hab's jetzt selber satt in diesem Dienste, und zu Ostern geh' ich. Der Uebermuth wird mir hier nachgerade zu groß, und mir schwant: es kann nicht so fortgehen. Der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht, und unser Herrgott läßt keine Bäume in den Himmel hinein wachsen!“

„Gewiß nicht, Zirkler. Aber was für ein Fest wird denn heute gefeiert, daß ihr euch hier so gar entsetzlich anstrengt?“

— „Bah, das werden Sie wohl so gut wissen als ich, Herr Schwend. Die ganze Stadt schwatzt ja von dem Ball; an die zweihundert Gäste seien geladen, hör' ich. Die Madam soll geäußert haben, sie lasse sich's tausend Thaler mehr kosten als sonst, aber noch in Jahren müsse von dem Balle geredet werden, den sie ihrem Neffen Robert — dem Holländer Neffen wissen Sie — zu Ehren gebe.“

Herr Schwend schüttelte den Kopf mißbilligend und sagte: „Aha! dahinter steckt was, aber wenn der alte Lukas Balder das wüßte, des Robert's Vater, so würde er die Nase nur wenig rümpfen über eine solche tolle Verschwendung; was meinst Du, Klobe?“

Digitized by Google

er tausend Thaler mehr?" wiederholte das
u- hagere Männchen, welches mit dem dicken
Herrn Schwend gekommen war. „Das
s : just die Zeiten zu solcher Geldvergeudung,
n r alte Balder hat die Tausende wohl so
issig, sollt' ich meinen. Man munkelt so
i, und die Frankfurter Bankiers könnten
des Liedchen pfeifen, das hier nicht von
Dächern gesungen werden dürfte ...."

— „Na, und auch nicht hier auf der Straße
r Balder's Haus und Leuten, alter Junge!"
i Schwend seinem Begleiter tadelnd in's Wort.

„Was geht es uns an, wie er's treibt!
der trägt ja seine eigene Haut zu Markte,
d obschon ich nicht des alten Gottfrieds Freund
, so dauert mich der arme Kerl doch, daß er
hr-aus Jahr-ein nur sich placken und hasten
d sorgen muß, um das schöne Geld aufzu-
iben, das seine Weibsleute mit vollen Hän-
n aus dem Fenster werfen!"

„Das geschieht ihm ganz recht — wird's
ch büßen müssen, der Schwachkopf!" sagte
lobe schadenfroh. „Solch' ein Narr sein! sich
ch ein Weib über den Kopf wachsen lassen!
ie sie sich bläht und spreizt, als ob nicht jedes
ind wüßte, daß sie seiner Zeit nur Plätterin
ewesen ist, die hochfeine elegante Frau Kom-
erzienräthin Balder!"

— „Bah, das Plätteisen würde ihr gerade
ine Schande machen, schämte sie sich nur nicht
lber daran," versetzte Herr Schwend. „Was
iner war, wenn's nur eine ehrliche Hantirung
st, das schändet nicht, so man nur dessen ein-
edenk bleibt. 'Denk' in Glück und Herrlichkeit
uch an die vergang'ne Zeit.' Deine Frau hat
uch manches tausend Gros Knöpfe auf Car-
ons genäht, Alter, ehe Du Dir Deinen Ein-
pänner halten und einen Buchhalter einstellen
konntest; und die meinige wird es niemanden
verläugnen, daß sie Polisseuse war wie ich Gold-
schmied; aber trotzdem sind wir alleweile nun
doch Fabrikanten, so gut wie der alte Gottfried
Balder, wenn unsere Frauen und Töchter es
auch nicht so fein geben, wie die seinigen, und
wenn sie auch noch nicht bei der stolzen Madame
Balder hoffähig sind!"

„Mit der sie doch nicht tauschen werden!"
setzte Klobe mit einem hämischen Blick auf das
stolze Haus und den schönen Garten hinzu. „Sie
soll gesagt haben: heute Abend müsse ihr Haus
ein Feenschloß werden! — Bah, wenn's nur
nicht auch so schnell sich in 'was anderes ver-
wandelt, wie ein Feenschloß in der Komödie!"

— „Das wollen wir dem alten Gottfried
zu Liebe nicht wünschen, Klobe!" sagte Schwend;
„ist er auch unser guter Freund und Kamerad
nicht mehr wie vor Zeiten, so wissen wir doch,
daß er im Grunde ein braver ehrlicher Kerl ist
und von all' dem thörichten Luxus nichts hat
als die Sorgen!"

„Ja, das muß wahr seyn," fiel der Gärt-
ner ein; „auf meinen Herrn lasse ich auch nichts
kommen! Der ist die gute Stunde selbst, und
hat noch nicht viel Staub in die glänzenden
Salons der Madame getragen. Sein Comptoir
in der Fabrik und sein Hinterstübchen da drin-
nen, das ist seine einzige Abwechslung; und
mich dünkt, er sieht oft vor Sorgen gar nicht,
was um ihn her vorgeht. Aber nun, guten
Abend, meine Herren! ich habe noch alle Hände
voll zu thun!"

— „Guten Abend, Zirkler! also wenn Ihr
ändert, Alter, bei mir findet Ihr immer Euer
ruhiges Plätzchen!" rief ihm Herr Schwend
nach.

„Aber wie lange wird er es noch treiben,
der Balder?" fragte Klobe und schickte sich an,
seinem Begleiter zu folgen, der gemächlich weiter
schritt, und den wohlgepflegten Garten Balder's
mit Kennerblicken und nicht ohne Neid musterte.
„Mag er auch noch so viel verdienen, so wird
er doch nicht vorwärts kommen! Das Haus-
wesen kostet zu viel, und dann die ewigen neuen
Bauten! Der Geier mag wissen, was in diese
neumodischen Fabrikherren gefahren ist! Jeden
Sommer neue Gebäude, neue Maschinen! Ich
bin nur froh, daß ich mein Schäfchen im Trock-
nen und mich zur Ruhe gesetzt habe, Schwend!
Nicht wahr, diesen Baugeist hatten wir zu
unserer Zeit nicht?"

— „War auch nicht nöthig, Klobe, entfernt
nicht nöthig!" versetzte Schwend. „Waren an-
dere Zeiten; wir arbeiteten nur auf Bestellung,
nicht auf Lager. Der Bedarf, die Nachfrage

Digitized by Google

gerade an der interessantesten Stelle, wo Lord Rochester sich auf das einsame verfallene Schloß zurückzieht . . . ."

— „Um's Himmels willen, erlaß mir Deinen Romankram, Ida!" rief Henriette lebhaft. „Dieses ewige Romanlesen vom Morgen bis zum Abend ist ja unerträglich, und muß Dich noch ganz krank machen. Wenn Du Dir jedoch durchaus die Augen mit dem Lesen verderben willst und wenn es Dir gleichgültig ist, ob Deine Kleider passen oder nicht, so liegt mir auch nichts daran. Du wirst eben wieder einmal zu spät fertig werden, wie gewöhnlich, denn Du bist in Allem die letzte. Ich aber werde heute eine besondere Sorgfalt auf meine Toilette verwenden, denn es liegt mir daran, auf Vetter Robert einen günstigen Eindruck zu machen. Und bedenke nur, mit wem wir es da zu thun haben, Ida? Wenn er Dich jetzt hier sähe, in dem Schlafrocke und mit den Papillotten im Nacken und den zerzausten Locken, was sollte er da von Dir denken? Er, der alle große Hauptstädte Europa's gesehen und mit den besten Gesellschaften verkehrt hat und jetzt eben aus Italien kommt, das Auge und den Geist noch ganz voll von südlicher Schönheit!? — Mama weiß recht gut, warum sie unserem heutigen Fest diesen großartigen Zuschnitt gibt; sie will ihm zeigen, daß unsere Soireen die elegantesten, feinsten und fashionabelsten in ganz Stockheim sind! . . . ."

„Das er gar nicht wieder erkennen wird," fiel ihr Ida in's Wort; „Du liebe Zeit, wie sich die Stadt in diesen zwölf Jahren verändert hat, seit er von hier fort ist. Und nicht wahr, Jettchen, früher hatte Robert eine besondere Vorliebe für Julie Fink!"

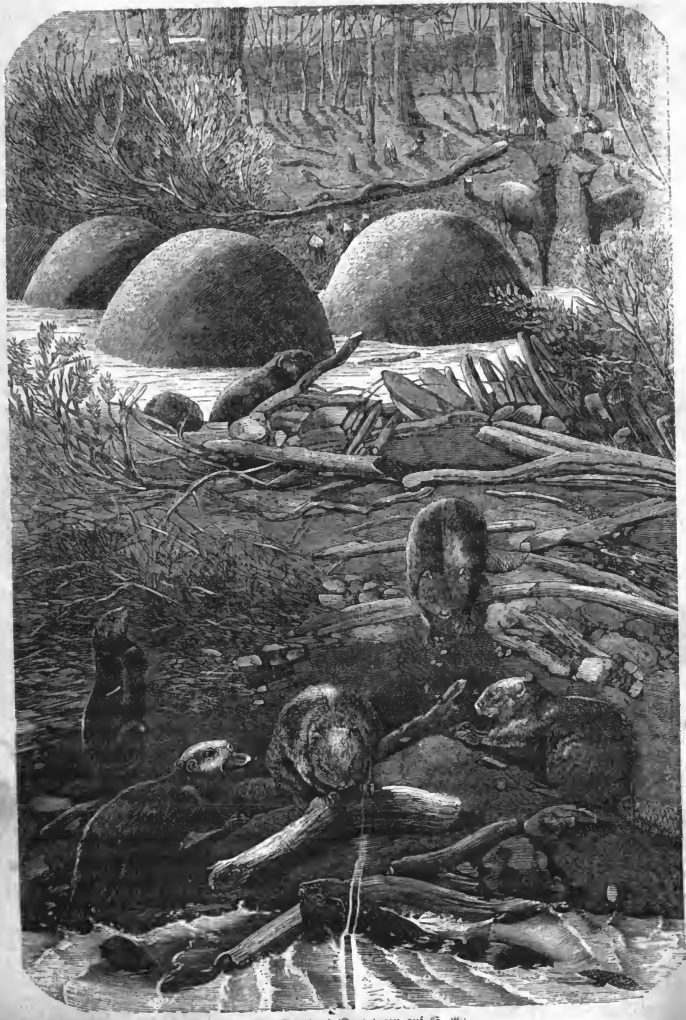
— „Oja, und noch mehr für ihre ältere Schwester Charlotte," erwiderte Henriette. „Aber Charlotte ist ja verheirathet und die Neigung zu Julien, die damals noch ein Kind war, soll nicht wieder aufleben, denn offen gestanden, Idchen, Mama und ich haben uns vorgenommen, Robert, der vielleicht nur auf die Brautschau hieher kommt, soll keine andere Frau wählen, als aus unserer Familie, und der Plan muß gelingen, wenn wir es nur halbwegs geschickt angreifen. Robert ist eine vortreffliche Parthie: hübsch, talentvoll, umsichtig und von einem bedeutenden Vermögen. Und ich verlasse mich auf Mama, die ihn schon einzufangen wissen wird, und auch alle Anordnungen schon getroffen hat, um Robert mit diesem heutigen Fest auf das angenehmste zu überraschen. Papa war freilich dagegen und sträubte sich mit Händen und Füßen gegen die Kosten eines solchen Festes in dieser kritischen Zeit; aber er klagt ja immer, als ob ihm das Geld ausgehen wollte, und Mama setzte doch am Ende ihren Willen durch, wie immer. Und wie hab' ich mich seitdem auf das Fest gefreut, und wie ärgerlich daher, daß mir die Freude verdorben wird durch das verpfuschte Kleid, das ich gar nicht mehr ansehen mag!"

„Gib Dich doch zufrieden, Henriette, und laß Paulinen rufen, daß sie den Leib ausläßt! Sie hat eine merkwürdige Geschicklichkeit in solchen Dingen," sagte Ida. „Wo sie es nur gelernt haben mag, da sie doch immer nur auf dem Lande war?"

— „Hm, ich bitte Paulinen nicht gern um etwas," sagte Henriette stolz; „ich kann die armen Verwandten nicht leiden, die uns der Vater immer in die Familie hineinschmuggelt. Aber freilich heute muß ich ihr schon gute Worte geben, wenn ich nicht haben will, daß mir die Fuchs den Leib noch einmal verdirbt. Bitte, Ida! laß Paulinen doch rufen!"

Eine Minute später erschien diese schon und fragte freundlich nach dem Anliegen der Cousinen. Die Eile, womit sie die Treppe hinaufgeeilt war, hatte ihr frisches Antlitz noch mehr geröthet, und ihr braunes Auge lachte ordentlich über die Freude, daß die stolzen Cousinen einmal ihr entgegenkamen. Sie war eine allerliebste Erscheinung, ein „Prachtmädchen," wie der alte Gärtner sie richtig bezeichnet hatte. Nicht klein und nicht groß, nicht schlank und nicht korpulent, aber mit einer reizenden Taille und einem hübschen Köpfchen, das beweglich wie das eines Finken auf dem frischen Halse saß; ihr Gesicht nicht eben schön noch gar streng regelmäßig, aber pikant und mit dem offensten herzlichsten Ausdruck; die klugen lebhaften Augen

Digitized by Google



Ein Biberdorf (Text hiezu auf S. 26).

Freiherr Justus v. Liebig (Text dazu auf S. 28).

voll Schelmerei, die Stirne frei und klar, mit einem Ausdruck von seltener Intelligenz, die Nase fein und schmal und leicht gewölbt, das Kinn spitz und mit einem Grübchen, der Mund frisch und schalkhaft, die Wangen gesund geröthet und von einem weichen Flaum bekleidet, wie die Sonnenseite eines reifen Pfirsichs. Dazu dunkle Brauen und lange seidene Wimpern und ein reiches dunkelbraunes Haar, das über der Stirne sich von Natur in hübsche krause Wellenlinien legte und das Obertheil des reizenden Köpfchens wie mit einem hübschen dunklen Rahmen einfaßte.

„Was steht zu Befehl, meine lieben Bäschen?“ rief Pauline mit glockenreiner Altstimme. „Womit kann ich dienen?“

„Zunächst, Pauline, möcht' ich Sie bitten, mir dieses Leibchen an meinem Ballkleide abzuändern, welches mir zu eng gefertigt worden ist,“ sagte Henriette mit einer gewissen förmlichen Herablassung, und bequemte sich dazu, Paulinens Dienste als Kammerjungfer anzunehmen, um das verfehlte Kunststück ihrer Schneiderin noch einmal anzulegen und Paulinen die Mißstände zu zeigen, welche diese sogleich begriff. — „Und dann noch eines,“ setzte sie zögernd hinzu, als Pauline mit ihrer herzlichen dienstfertigen Weise sich um alle diese Einzelheiten bekümmert und Abhülfe versprach.

„Nun, was denn, Bäschen?“ fragte Pauline.

„Es wäre mir sehr angenehm, Pauline,“ erwiderte Henriette, „wenn Sie sich endlich merken wollten, daß es mir sehr unangenehm und ärgerlich klingt, daß Sie uns immer als

Digitized by Google

Bäschen behandeln. Weit entfernt leugnen zu wollen, daß Sie eine entfernte Verwandte von Papa's erster Frau sind, haben Ida und ich uns doch noch nicht zu überzeugen vermocht, daß wir mit Ihnen irgendwie in Blutsverwandtschaft stehen. Und so sehr wir daher Ihnen auch ein Asyl in unserm Elternhause gönnen, meine Liebe," fuhr sie mit erzwungener gesteigerter Artigkeit fort, „so müßte es uns doch befremden, wenn Sie noch immer geflissentlich fortfahren wollten, uns als Cousinen zu behandeln, geschweige denn als Bäschen, welcher Ausdruck eigentlich von einer choquanten Trivalität ist. Sie werden mich daher sehr verbinden, meine Liebe, wenn wir für Sie künftighin nicht mehr und nicht weniger sind, als die Fräulein Henriette und Adelheid Balder, die Ihnen übrigens ganz wohl wollen, wie Sie wissen! — Und nun nehmen Sie mein Kleid und sehen Sie, was sich daraus machen läßt, aber geben Sie Acht, daß Sie mir den Atlas nicht zerknittern und die Spitzen nicht zerreißen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Biberdorf.

Hiezu das Bild auf Seite 24.

Unsere lieben Leser haben ohne Zweifel schon viel von der Kunstfertigkeit jenes kleinen Nagethiers, des Bibers, gehört, welches sich früher in Menge auch an unseren deutschen Gewässern aufhielt und seine Kolonieen nebst Dämmen und Deichen an den Ufern unserer Seeen und Flüsse anlegte. Heutzutage aber ist der Biber aus Deutschland und aus Europa überhaupt beinahe gänzlich verschwunden, denn er ist ein arger Waldverderber, dem daher der Forstmann beeifert nachstellt. Es ist also unmöglich, die Häuser, welche der Biber baut, in der Natur zu sehen, und wir müssen uns begnügen, unseren lieben Lesern eine solche Kolonie in einem getreuen Bilde vorzuführen, welches in dem fernen Westen von Nord-Amerika, am östlichen Fuße der Felsengebirge, nach der Natur aufgenommen worden ist. Unser Bild gibt eine ganz anschauliche Darstellung von der Lebensweise dieser merkwürdigen kleinen Thiere, welche wegen ihrer Haare und ihres Pelzes sowohl wie um ihres eßbaren Fleisches willen (namentlich der breite Schwanz gilt für einen Leckerbissen) so geflissentlich verfolgt werden, daß das Fallenstellen auf Biber in den Einöden Nord-Amerika's ein besonderes Gewerbe ist, welches Tausende von sogenannten Trappers oder Fallenstellern (von dem englischen Worte trap, Klappfalle, Tellereisen) betreiben. Betrachten wir unser Bild von oben herab, so bemerken wir auf der kleinen Waldlichtung zunächst eine Anzahl Baumstümpfe mit kegelförmigen Spitzen; dieß sind die Ueberreste der jungen Waldbäume, welche die Biber gefällt haben, um daraus ihre „Häuser" und ihren „Damm" zu bauen, wodurch sie einen Wasserlauf so anschwellen, daß der dadurch gestaute Wasserarm eine möglichst gleichmäßige und jedenfalls hinreichende Tiefe bekommt, um die Häuser der Biber immer bis zu einer gewissen Höhe unter Wasser zu erhalten. Wir sehen auf dieser Lichtung noch verschiedene Biber an der Arbeit, theils die Bäume benagend, was immer in gleichmäßiger keilförmiger Weise von außen nach innen und so geschieht, daß die Bäume nach einer gewissen Richtung hin fallen müssen, von wo sie leicht nach dem Wasser geschafft werden können; — theils, wie der einzelne Biber oberhalb der beiden Baue, einen gefällten Stamm in verschiedene Stücke zertheilend, wie sie eben zum Bau des Hauses oder Dammes erforderlich sind. Die kuppelförmig gewölbten Dinger, welche aus dem schmalen Wasserarme emporragen, sind die fertigen Baue oder Häuser der Biber, um welche die Jungen sich herumtummeln, und das mit Aesten, Zweigen, Holzstücken und Steinen bedeckte Stück Erdreich im Mittelgrunde des Bildes ist eine Sandbank im Flusse, aus welcher die Biber einen Damm verfertigen, um dem Kanal einen genügenden Wasserstand zu sichern. Der Biber, von dem Naturforscher Castor fiber genannt, ist ein Nagethier von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß Länge mit Inbegriff des Schwanzes, der allein beinahe 1 Fuß lang ist und den Biber von allen anderen Thieren unterscheidet, denn er ist mit Schuppen bedeckt, flach, horizontal ausgebreitet, beinahe von ovalem Umriß, in der Mitte gegen 5 Zoll breit und beinahe durchaus 1 Zoll dick, an der Oberseite zu einer leichten Convexität

Digitized by Google

ansteigend. Die Zehen der Hinterläufe sind mit Schwimmhäuten versehen und unterstützen samt dem Schwanze, welcher als Steuerruder dient, das Thier wesentlich beim Schwimmen. Der Pelz ist sehr dicht und von glänzendem dunklem Kastanienbraun; er besteht aus Stichel- und Wollhaaren; die Stichelhaare sind unten grau, an den Spitzen dunkelbraun bis schwarz und geben dem Pelz die Farbe; die Wollhaare sind kurz, sehr weich, silberweiß bis grau, die Farbe des Pelzes ist am ganzen Körper gleich. Die vier Schneidezähne des Bibers sind groß und so hart, daß die Indianer von Nord-Amerika, bevor sie durch Tausch von den Europäern eiserne Werkzeuge einhandelten, sich ihrer bedienten, um damit die Spitzen aus Horn und Knochen an den Sporen zu fertigen, die sie ehedem führten. Unter allen Vierfüßlern besitzt der Biber den höchsten Grad von natürlichem oder instinktivem Scharfsinn im Bau seiner Wohnung, die wir nun mit den Worten eines nordamerikanischen Naturforschers schildern wollen, welcher viele Jahre hindurch die Biber in ihrer Heimath beobachtet hat. Er sagt: „die Lage der Biberhäuser ist verschieden; wo sie in Menge vorkommen, findet man sie an Seeen, Teichen und Strömen, sowie an jenen schmalen Wasserläufen, welche die in jenen Gegenden so häufigen Seeen mit einander verbinden. An fließendem Wasser bauen sie aber beinahe nur da, wo ihnen die Strömung Holz und andere Erfordernisse zu ihrer Wohnung zuträgt und das Wasser so tief ist, daß es nicht bis zum Grunde gefriert. Wo dieß nicht von selber zutrifft, da lehrt der Instinkt die Biber jene Dämme quer über den Fluß bauen, durch welche sie das Wasser zu solcher Höhe stauen, daß es nicht ganz ablaufen oder bis zum Boden gefrieren kann. Die Gestalt der Biberdämme ist verschieden je nach der Beschaffenheit des Orts, wo sie erbaut werden. Hat das Wasser in dem Fluß oder Bach nur geringe Strömung, so ist der Damm beinahe gerade; bei stärkerer Strömung wird er aber immer mit einer bedeutenden, gegen den Strom hin convexen Kurve gebaut. Das Material, woraus die Dämme bestehen, ist Treibholz, grüne Weiden, Birken, Pappeln und sonstiges weiche Laubholz, sowie Schlamm und Steine, die alle in solcher Weise unter einander gemengt und über einander gehäuft werden, daß sie sichtlich zur Stärke des Dammes beitragen müssen; dagegen ist eine gewisse Ordnung oder Methode in der Bauart dieser Dämme nicht wahrzunehmen, ausgenommen daß dieselben allenthalben gleich stark und mit jener Kurve versehen sind. An Orten, wo Biber viele Jahre ungestört bauen konnten, werden die Dämme durch die öftere Ausbesserung zu einem soliden Ufer, welches einer kräftigen Strömung von Wasser und Eis zu widerstehen vermag und da die Weiden, Birken und Pappeln daran gewöhnlich Wurzel schlagen und in die Höhe treiben, so bilden sie allmählig eine regelmäßig gepflanzte Hecke, in deren Zweigen häufig Vögel ihre Nester bauen.

„Die Biberhäuser bestehen aus demselben Material wie die Dämme, und ihre Größe richtet sich immer nach der Zahl ihrer Bewohner, welche selten 4 Alte und 6—8 Junge übersteigt, obschon man in einzelnen Fällen auch schon die doppelte Menge darin getroffen hat. Im Bau der Häuser bemerkt man keine Ordnung oder Regelmäßigkeit, sondern sie sind vielmehr von weit roherer Bauart als die Dämme und scheinen keinen weiteren Zweck zu haben, als den Thieren einen Ort zu schaffen, wo sie liegen und ihr Futter verzehren können, welches sie gewöhnlich aus dem Wasser holen. Manche Häuser sind doppelt oder dreifach, d. h. es sind mehre Baue neben einander unter einer gemeinsamen Kuppel, aber die einzelnen Gelasse stehen nicht durch Oeffnungen mit einander in Verbindung und haben je nur Eine Oeffnung, nämlich den Zugang unter dem Wasser. Daß die Biber Stangen in den Grund rammen können, wenn sie ihre Häuser errichten, ist eine Fabel Büffon's; sie legen vielmehr die Hölzer nur über's Kreuz und beinahe horizontal und ohne irgend eine andere Ordnung, als daß sie in der Mitte eine Oeffnung oder Höhlung lassen. Wenn irgend welche unnöthigen Zweige nach innen vorspringen, so schneiden die Biber sie mit ihren Zähnen ab und werfen sie unter die übrigen hinein, damit der Schlamm nicht durch das Dach herunterfalle. Auch ist es eine entschieden irrige Vorstellung, daß sie das Holzwerk erst vollenden und dann mit Schlamm überkleiden; denn ihre Häuser sind wie ihre Dämme vom Fundament herauf eine einzige solide Masse von Schlamm und Holz mit Steinen untermengt, wo solche zu haben sind. Den Lehm

Digitized by Google

oder Schlamm nehmen sie immer vom Uferrande oder vom Boden des Teichs oder Wasserlaufs nahe bei der Thüre ihres Baues, und so klein auch ihre Vorderpfoten sind, so halten sie diesen Schlamm doch dicht zwischen denselben unter ihren Hals herauf, und tragen auf diese Art Steine und Lehm; das Holz aber packen sie mit den Zähnen und ziehen es so mit sich. Alle Arbeit thun sie in der Nacht, und sind so flink, daß sie in einer einzigen Nacht mehre Tausend Manivoll solchen Lehms zusammengetragen haben. Jeden Spätherbst überziehen sie instinktmäßig ihre Häuser mit einer neuen Schichte Schlamm, und zwar immer so spät als möglich im Herbste, selbst wenn der Frost schon stark eingetreten ist, denn dadurch gefriert der Lehm sogleich steinhart und hindert ihren Hauptfeind, den Wolvereen oder Fjälfraß, im Winter in ihre Häuser einzubrechen. Daß sie den Schwanz als Kelle zum Mauern gebrauchen, ist ebenfalls irrig; vielmehr haben sie nur die Gewohnheit, mit dem Schwanz zu wedeln, wenn sie ins Wasser springen oder aus demselben steigen u. dergl. m. — In den nördlichen Klimaten werden die Biberhäuser schon im August oder Anfang September ausgebaut, und sie beginnen dann ihre Vorräthe einzutragen, was alles unter dem Wasser geschieht, wo der einzige Zugang zu ihren Bauen ist. Im Sommer äsen sie sich von den besten Pflanzen und Früchten, welche die Gegend nur liefern kann, und von der jungen Rinde weicher Laubhölzer, die sie zu diesem Behufe fällen; im Winter leben sie vorzugsweise vom Holz und der Rinde der Birke, Weide und Platane, die sie von Zeit zu Zeit in's Wasser tauchen. Da sie aber das junge grüne Holz lieber fressen als das alte, so ködern die Fallensteller sie bisweilen dadurch, daß sie solche junge Aeste in's Wasser oder an's Ufer werfen und ihre Klappenfallen daneben anbringen, oder sie fangen die Biber in Netzen oder schießen sie auf dem Anstande. Die Biberjagd ist in Nord-Amerika sehr ergiebig und die Nachfrage nach Biberfellen sehr groß; im Jahr 1808 sandte die Hudsonsbay-Compagnie allein 126,927 Stücke derselben von Quebec aus nach England, und noch heutzutage ist die Ausbeute kaum geringer, denn die Zahl derer, die sich mit der Biberjagd beschäftigen, ist weit größer als ehedem. Man verfolgt den Biber aber nicht wegen seines werthvollen Pelzes und schmackhaften Fleisches allein, das besonders bei den Indianern und canadischen Reisebienern der Pelzhandels-Gesellschaften für einen köstlichen Braten gilt, sondern auch wegen des sogenannten Bibergeils oder Castoreums, einer heilkräftigen, eigenthümlich starkriechenden Substanz, welche in den Leistendrüsen des Bibers in zwei Säcken von der Größe eines Hühnereis enthalten ist und noch hie und da in den Apotheken vorkommt, aber selten mehr innerlich verordnet, sondern meist nur von den Parfümerie-Fabrikanten verwendet wird."

All das bisher Gesagte gilt von dem nordamerikanischen Biber; in Europa kommt der Biber nur vereinzelt noch als sogen. Zeiselbiber vor, der keine Häuser baut, sondern einzeln in Höhlen am Ufer lebt; so am Lech, der Donau, dem Rhone, der Elbe und an einigen Gebirgsseeen am Nordabhang der Alpen. In größerer Menge soll er noch in Sibirien am Obi und dessen Zuflüssen vorkommen. An Kunstfertigkeit gibt der Biber der alten Welt demjenigen der neuen nichts nach, wie man da bemerkt hat, wo Biber in Deutschland geschont und gehegt wurden und sich so weit vermehrten, daß sie ebenfalls Häuser oder Burgen für ihre Familien bauten, wovon man noch zu Anfang der zwanziger und dreißiger Jahre an der Mulde und Nuthe (einem Nebenflüßchen der Elbe) einige Beispiele kannte.

Freiherr Justus v. Liebig.

Hiezu das Bild auf S. 25.

Der Mann, dessen Bildniß wir unsern Lesern umstehend vorführen, ist unstreitig seit Alexander von Humboldt's Tode der bedeutendste deutsche Naturforscher, welchen wir haben, und überhaupt unter den noch lebenden Gelehrten der Gegenwart einer der größten, ein Stolz und eine Zierde deutscher Nation, ein Mann dessen Name bis zu den fernsten Enden der Erde mit Ehrfurcht und dankbarer Bewunderung genannt wird, denn ihm verdankt die Chemie mehr als irgend einem der neueren Gelehrten nicht sowohl die Bereicherung durch eine Menge der interessantesten und folgenreichsten Entdeckungen, sondern insbesondere auch die wesentlich erweiterte Anwendung der Chemie auf die

Digitized by Google

Gewerbe und Künste, die Haus- und Landwirthschaft und alle nur erdenkbaren Seiten und Erfordernisse des praktischen Lebens. Liebig's Name wird noch von unseren Urenkeln mit aufrichtigem Dank genannt werden, denn seinem Wirken und Verdienste ist es zuzuschreiben, wenn unser heimathlicher Boden den künftigen Geschlechtern noch Brod gibt, da seine Entdeckungen, sein Rath, seine Bemühungen allein dazu dienen, unsere Ackerkrume vor Erschöpfung zu bewahren!

Wie die meisten bedeutenden Geister in Kunst, Wissenschaft und Staatsleben ist auch Justus Liebig aus dem kernhaften deutschen Bürgerstand entsprossen, welcher Hand und Fuß unserer Staatsgesellschaft ist. Justus Liebig ist geboren am 12. Mai 1803 zu Darmstadt, als der Sohn eines Materialhändlers, und verdankt vielleicht ein wesentliches Theil seiner Begabung einer Mutter, die zu jenen tüchtigen begabten deutschen Frauen gehörte, wie wir sie in den Müttern unserer großen Männer beinahe immer finden. Der junge Liebig sollte Apotheker werden und ward im Jahre 1818 nach Beendigung seiner Gymnasialstudien zu Heppenheim an der Bergstraße in die Lehre gegeben, wo er sich schon früh im Experimentiren übte und auf Vereinfachung der kostspieligen und umständlichen Herstellung theurer chemischen Präparate sann. Allein sein Lehrherr scheint ein etwas engherziger Mensch gewesen zu sein, der es übel vermerkte, daß sein Lehrling bei diesen Versuchen hie und da eine Retorte zersprengte, und die Folge davon war, daß Liebig schon nach 10 Monaten aus der Lehre weglief, und um diesen Schritt vor den Eltern zu rechtfertigen, einige seiner Arbeiten dem Geheimenrath Schleiermacher in Darmstadt vorlegte, welcher von den genialen Ideen und dem Streben des Jünglings so erfaßt ward, daß er ihm vom Großherzog eine Unterstützung erwirkte, damit er die Universität in Bonn und Erlangen beziehen und sich dem ausschließlichen Studium der Chemie widmen konnte. Schon in Erlangen begann er seine Untersuchungen in Betreff des Knallsilbers, welche ihn später mit einem Reisestipendium des Großherzogs Ludwig I. von Hessen nach Paris führten, wo die Arbeiten des erst 18jährigen Jünglings der Akademie der Wissenschaften vorgelegt wurden, und dem Jünger der Wissenschaft die Beachtung und das Wohlwollen Alexanders von Humboldt zuzogen, der sich nun seiner liebreich annahm und ihn mit dem berühmten französischen Chemiker Gay-Lussac in Verbindung brachte. Gaye-Lussac nahm den jungen Deutschen gern in sein Privat-Laboratorium als seinen ersten speziellen Schüler auf — bei dem Charakter Gay-Lussac's eine ganz außerordentliche Ehre für den jungen Liebig — und hier vollendeten sie gemeinschaftlich unter lebensgefährlichen Versuchen die Arbeit über die Knallsäure, eine Entdeckung welche damals in der chemischen Welt außerordentliches Aufsehen erregte. Liebig's Antheil daran und seine Arbeiten überhaupt zogen damals die Aufmerksamkeit der Gelehrten so sehr auf sich, daß er mit allgemeinster Achtung behandelt ward, und seine Gewandtheit, Klarheit und Beredtsamkeit im mündlichen Vortrag und seine Sicherheit in den chemischen Manipulationen veranlaßten A. v. Humboldt, dem Jüngling zu rathen, daß er sich dem Lehrfache widme, und Humboldt's Fürsprache gelang es, zu bewirken, daß Liebig 1824 als außerordentlicher Professor der Chemie an die Universität Gießen berufen und schon 1826 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Hiemit begann für Liebig eine Laufbahn, wie sie selten wieder so segensreich und fruchtbringend gefunden werden kann. Er entwickelte in seiner Stellung als öffentlicher Lehrer eine ungemeine Thätigkeit und Umsicht, entwarf den Plan einer höheren Fachschule für Chemie und errichtete das erste chemische Laboratorium in Deutschland, welches bald eine große Anzahl Schüler aus allen Theilen der Welt herbeizog und der sonst wenig beachteten Hochschule Gießen einen bedeutenden Besuch und Glanz sicherte. Man kann wohl sagen, daß Liebig der Vater der neuern Chemie ist, denn es wirkt gegenwärtig wohl in Deutschland, England, Schweden, Dänemark, Holland, Rußland u. s. w. kaum ein einziger bedeutenderer Professor der Chemie, der nicht sein Schüler wäre. Dabei wußte Liebig durch Lehre und Beispiel auf seine vielen Schüler so anregend zu wirken, daß unter seiner Leitung eine Menge der wichtigsten Analysen gemacht, eine Unzahl einfacher, verbesserter und zweckmäßiger Apparate hergestellt und die Chemie auf Hebung und Verbesserung der Bedürfnisse des praktischen

Digitized by Google

Lebens hingelenkt ward. Liebig war einer der ersten Sterne am Horizont deutscher Wissenschaft, und ward als solcher nicht nur von allen deutschen Universitäten, sondern von allen Akademieen der Welt anerkannt. Sein Landesherr ehrte sich selbst, indem er Liebig ehrte, als er ihn 1845 in den erblichen Freiherrnstand erhob, denn was Liebig für die organische Chemie und deren Anwendung auf Physiologie, Heilkunde, Arzneimittel- und Nahrungsmittel-Lehre, Gewerbe und Ackerbau geleistet, das hat vor ihm noch kein Gelehrter fertig gebracht, und darin wird es ihm auch kaum wieder einer gleichthun. Vor Allem aber gebührt ihm das Verdienst, daß er durch einen einfachen natürlichen Vortrag ungemein befruchtend und anregend gewirkt und jene ausschließlichen Schranken der Fachgelehrsamkeit niedergeworfen hat, die da früher wähnte, eine Wissenschaft sei nur für die Gelehrten allein da. Vielmehr bewies Liebig der gebildeten Welt aller Stände in seinen vortrefflichen „chemischen Briefen" und seinen zahlreichen gemeinfaßlichen Aufsätzen in Zeitschriften, daß jeder Denkende und Gebildete nicht nur fähig, sondern auch verpflichtet ist, ein reges Interesse an der Wissenschaft der Chemie zu nehmen, welche für den Haushalt des ganzen Menschengeschlechts so ungemein wichtig ist. Neben den hohen Verdiensten welche Liebigs schriftstellerische Thätigkeit für die eigentliche Wissenschaft gehabt hat (denn seine Bearbeitung des chemischen Theils von Geiger's Handbuch der Pharmacie, seine vortrefflichen Lehrbücher über „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf die Agrikultur" und über „Thierchemie oder organ. Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie", sowie seine übrigen Arbeiten auf dem ganzen Gebiete der Chemie sind mustergültig und von klassischem Werth), müssen wir von unserm Standpunkte als Laien vorzugsweise der wichtigen und bis jetzt noch unwiderlegten scharfsinnigen Lehre von den chemischen Eigenschaften der Nahrungsmittel, sowie von dem relativen Werthe der Düngerstoffe gedenken, durch welche er für den Wohlstand, die Gesundheit und das Behagen der Menschheit, sowie für die Sicherung einer dauernden Fruchtbarkeit des Bodens und der Beseitigung einer allmähligen Erschöpfung der Bodenkraft durch die wachsende Uebervölkerung und Bodenzerstückelung, so unaussprechlich segensreich gewirkt hat. Was aber diesen genialen Mann noch mehr auszeichnet, das ist das Humane, Edle, Einfache, Treue und Wahre seines lautern Charakters, seine Liebenswürdigkeit und anspruchslose Bescheidenheit im Umgange, seine Strenge gegen sich selbst, seine Dankbarkeit gegen Wohlthaten, sein maßvolles Wesen in jeder Hinsicht. Während seiner Wirksamkeit in Gießen lehnte er mehrmals vortheilhafte Berufungen nach Heidelberg, Berlin und Wien ab, und wäre der Universität seines Vaterlandes erhalten geblieben, wenn man in der Zeit der politischen Reaktion seinen gerechtfertigten Anträgen auf Besserstellung einiger Institute der Universität und der daran wirkenden Hülfslehrer Beachtung geschenkt hätte. Allein das Fehlschlagen dieser Bemühungen welche dem Charakter Liebigs alle Ehre machten, veranlaßten ihn, im Jahr 1852 einer Einladung des Königs Maximilian von Bayern zu einer Uebersiedelung nach München zu folgen, wo ihm ein namhaft erweiterter Wirkungskreis geboten ist und wo er noch gegenwärtig ebenso rastlos als erfolgreich als Lehrer und Förderer seiner Wissenschaft wirkt, und sich ein neues Verdienst dadurch erworben hat, daß er neben solch umfangreicher amtlicher Wirksamkeit noch jene populären Abendvorträge über wissenschaftliche Gegenstände vor einem gemischten Publikum in Aufnahme brachte, welche sich jetzt über alle bedeutenderen Städte Europa's verbreitet haben. Für Münchens geistige und wissenschaftliche Bedeutung war Liebigs Berufung von großer Wichtigkeit, denn durch seinen Anstoß und Einfluß sammelte sich bald ein Kreis von bedeutenden Gelehrten in München, verjüngte sich die Akademie der Wissenschaften, welche gegenwärtig unstreitig die erste und angesehenste in Deutschland ist, und ward für München eine Glanzperiode der Wissenschaft geschaffen, wie sie in der ersten Hälfte der Regierung König Ludwig I. für die Blüthe der deutschen Kunst geschaffen war. Leider ward König Maximilian II. zu frühe aus diesem beeiferten segensvollen Wirken für sein Bayern hinweggerafft, jedoch nicht ohne mit fürstlicher Munificenz die Fortsetzung seiner Unternehmungen gesichert zu haben; und so wollen wir hoffen, daß das was der Vater begonnen, auch vom Sohne beschützt und gefördert werde, um so mehr als Liebig,

Digitized by Google

mehr oder minder der Ausgangspunkt dieser Aera der Wissenschaft in Bayern, als gereifter und erfahrener Mentor mit beinahe noch jugendlicher Kraft und Rüstigkeit in München wirkt. Unseren jungen Lesern aber kann die glänzende Laufbahn des einstigen Apothekerlehrlings Justus Liebig zeigen, zu welchen hohen Zielen der Mensch gelangen kann, wenn er frühe mit festem Willen, eiserner Beharrlichkeit und ungetheilter Kraft sein Augenmerk auf den einen bestimmten Lebenszweck richtet! —

Ein Sprung Rehe.

(Mit Holzschnitt auf Seite 32.)

Wer kennt das zierliche, schmucke Reh nicht, den Bewohner unserer Feldhölzer und jungen Schonungen, der oft so wenig scheu ist, daß er den Menschen bis in seine nächste Nähe herankommen läßt? Unser umstehendes Bild zeigt einen Trupp solcher Rehe, eine ganze Familie von mehreren Geschlechtern, so was der Jäger einen ‚Sprung' nennt. Wenn man Abends nach Sonnenuntergang in einer Gegend, wo ein guter Rehstand ist, ruhig am Saume eines Waldes zwischen Holz und Kornfeldern hinschlendert, kann man leicht zwischen den nickenden goldenen Aehren einen solchen Sprung dieser zartgebauten schlanken Thiere bemerken, die sich ruhig nieder gethan haben. Aber das leiseste Geräusch: ein tiefes Aufathmen, ein geflüstertes Wort, genügt schon, um von jenen wachsamen Geschöpfen vernommen zu werden. Wie durch Zauberschlag recken sich die zierlichen Köpfchen der Thiere plötzlich in die Höhe und die schönen großen lebhaften Lichter (Augen) richten sich auf euch; die feingeschnittenen Losen (Ohren) stehen gespitzt und regungslos, und der Blick der Thiere drückt Ueberraschung und Furcht aus. Haltet ihr euch ruhig und beobachtet sie stille, so werden sie eine Weile noch da bleiben; plötzlich aber stößt eines der Thiere einen scharfen, Unruhe oder Schreck verkündenden Ton aus und stampft mit dem Fuße auf die Erde, und im nächsten Augenblick eilen die sämmtlichen Thiere in den anstoßenden Wald. Aber nicht der Anblick des Menschen allein erschreckt diese zierlichen Thiere; auch die Annäherung eines Hirschs oder Wildschweins treibt sie in die Flucht, und so anmuthig-zutraulich das Reh erscheint, wenn es sich sicher glaubt, so kopflos ist seine Scheu oder Furcht bei jeder Ueberraschung.

Leider ist das Reh nahe daran, aus unseren Wäldern allmählig zu verschwinden. Die Raubthiere, namentlich die Füchse, thun den jungen Rehen großen Schaden, und die strengen Winter mit tiefem Schnee, wie der jüngstvergangene war, bringen diese Thiere zum Verhungern oder schneien sie so tief ein, daß sie sich nicht mehr herausarbeiten können, und so den lauernden Füchsen zu leichter Beute werden.

Der Rehbock bleibt den Winter über bei der Gais oder Ricke und ihren Kitzen; allein nach dem Verfärben, d. h. nachdem er sein graues Wintermit dem röthlichbraunen Sommerkleid vertauscht hat, verläßt er sie und streift allein umher. Erst nach der Brunst oder Paarung sieht man die Böcke wieder mit den alten Ricken und den Schmalrehen beisammen. Gleich dem Hirsch, ist auch beim Reh das Männchen durch das Gehörn gekennzeichnet. Die Ricke setzt im Frühjahr ein, seltener zwei oder mehr Kälber. Dem männlichen Kalbe wächst vom ersten Herbst bis zum April des folgenden Jahres das Gehörn zu zwei sogen. Spießen von 2—3″ Länge empor, welche mit Haar, dem sogen. Bast, überzogen sind und dann an jungen Nadelholzbäumen, am liebsten Lärchen, gefegt werden, worauf die Spieße hellbraun erscheinen und auf den ½ Zoll hohen Rosenstöcken stehen, wornach das Thier Spießbock heißt. Im folgenden December wirft es die Spieße ab und setzt bis zum nächsten April ein stärkeres Gehörn auf, welches an jeder Stange zwei Enden hat, welche eine Gabel bilden; daher heißt es nun Gabelbock. Im folgenden Jahre wird dieses Gewicht oder Gehörn durch ein stärkeres mit drei Enden an jeder Stange ersetzt, und von nun an nimmt die Zahl der Enden gewöhnlich nicht mehr mit den Jahren zu; aber die Stangen werden stärker, die Rosen rücken mehr an den Schädel herunter und bekommen mehr Perlen. Das Thier heißt nunmehr schlechtweg blos Bock, und wenn er besonders schwer oder groß wird, starker Bock. Jedes Jahr im Spätherbst wirft er sein Gehörn ab, das sich bis zum April wieder ergänzt und dann an

Digitized by Google

Ein Sprung Rehe.

jungen Bäumen von weichen Hölzern geschlagen (gefegt) wird. Je dicker das Stämmchen, woran der Bock schlägt, desto stärker ist der Bock, und die Stellen, wo das Fegen geschehen ist, bleiben bis in den August hinein die Lieblingswechsel des Bockes, was dem Waidmann sehr zu Statten kommt, wann er darauf anstehen will. Zuweilen kommen auch alte Gaisen oder Ricken mit kleinen Gehörn vor. Die Paarung geschieht im August, und man kann dann den Bock heranlocken, indem man den fiependen Lockton der Gais mittelst eines Grashalms, Blattes oder eines künstlichen „Rehrufs" nachahmt, was am besten Vormittags zwischen 10 und 12 Uhr auf den Stellen geschieht, wo der Bock aus dem Hochwalde in die jungen Schonungen oder das Unterholz tritt. Ahmt man das Piepen der Kälber nach, so kommen auch die Gaisen auf den Ruf, was sich Wilddiebe und Nasjäger zu nutz machen.

Die Gais oder Ricke heißt Schmalreh, so lange sie keine Jungen bekommt; gelte Gais, wenn sie kein Kalb bei sich hat oder keine Jungen mehr bekommt, und hochbeschlagen, wenn sie trächtig geht. Wenn der Bock mit den Gaisen zusammen ist, und der Sprung aus dem Holze zieht, so ist der Bock gewöhnlich voran; zieht sich der Sprung in den Wald zurück, so bildet der Bock meist die Nachhut; wird ein Sprung Rehe aufgejagt, wie z. B. bei einem Treibjagen, so geht der Bock meist hinterdrein. Auch nach dem Abwerfen des Gehörns, welches die Geschlechter unterscheidet, erkennt ein geübtes Auge den Bock nicht nur an dem gelblichen Pinsel (Quaste), sondern auch an dem stärkern Bau und dickern Kopf. Die Gais erkennt man an der Schürze, einem langen Haarbüschel unter dem Waidloche oder After. Die weiße Scheibe um das Waidloch herum, die mit längeren Haaren besetzt ist als die übrige Haut, nennt man bei beiden Geschlechtern Spiegel. Der Rehbock ist am besten bei Wildpret vom Juni bis Ende November, die Gais im November und December. Der Schrecklaut des Rehs (das Schmälen oder Schelten) ist ein abgebrochenes, unschönes, kurzes Blöken, das als Klagelaut in ein gedehntes schreiendes Blöken übergeht. — Der Verbreitungsbezirk des Rehs umfaßt das gemäßigte Europa und Asien (Kleinasien mit inbegriffen) bis etwa zum 58. Grad nördlicher Breite. Die stärksten Rehböcke schießt man in Kroatien und Syrmien. —

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." in Stuttgart. — Druck von E. Greiner

Digitized by Google

Die Tochter des Fabrikherrn.

Eine sinnige Geschichte

von

F. Brunold.

(Schluß).

So gingen die Tage hin. Elise hatte sich eingelebt, und fand es natürlich, daß ihre früheren Bekannten sie kaum noch zu kennen schienen, daß einzelne derselben sie zu meiden suchten. Die Freundlichkeit, die einige Andere ihr bei flüchtigem Begegnen spendeten, war mehr niederbeugend, als erfreuend, nur wenn einzelne Arbeiter der Fabrik sie trafen, oder deren Frauen und Töchter, und dieselben sie freundlich, unbefangen grüßten, wurde ihr wohl um's Herz; sie hätte sich freuen können, wenn nicht solcher Anblick sie immer zugleich an den geschiedenen Vater erinnert hätte. — Und so kam denn auch endlich der Tag der öffentlichen Auktion heran. Waldheim hatte auf den Verkauf der Sachen antragen lassen; es sollte Alles versteigert werden. Der Tag, die Stunde war gekommen: und wie es denn bei solchen Gelegenheiten immer der Fall zu sein pflegt, es hatten viele Käufer und Neugierige sich eingefunden; man hoffte Manches billig zu erstehen, ohne zu erwägen, ob man dasselbe auch brauchen könne und nicht vielmehr oft das Billigste noch zu theuer bezahle. — Es ging lustig, witzig zu, wie dies gewöhnlich ist. Das Unglück des Nächsten ist dem Nachbar oft eine Quelle des Spottes und des Vergnügens; selten fühlt jemand, daß der dröhnende Schlag des Hammers des Auktionators so dumpf erklingt, wie wenn der Tischler den letzten Nagel in den Sarg schlägt. Und wird hier nicht ähn-

Und das junge Mädchen fiel nieder auf seine Kniee (S. 43).

Digitized by Google

liches gethan? Ist eine Auktion nicht gleichsam ein Sarg, in dem Glück und Freude zu Grabe getragen wird?

Die Auktion begann; damit das zahlreich versammelte Publikum die Gegenstände besser besehen und beschauen könne, wurden die Sachen nach und nach aus den einzelnen Zimmern und Kammern, Küche und Keller auf den Hof gebracht.

In der Fabrik, die heute noch nicht unter Hammer kam, und wo unter Anordnung des Gerichts langsam fortgearbeitet wurde, begannen die Arbeiter zu feiern. Einer nach dem andern trat in den Kreis der Käufer. Die Leute mochten heute nicht arbeiten; Mißmuth und ein drückendes Gefühl hieß sie neugierig hinzutreten; mancher gedachte auch etwas zu kaufen.

Der Hammer schlug nieder. Die Stimme des Auktionators überschrie laut und heißer den Tumult. Ein Stück nach dem andern wurde verkauft. Und wie es meist zu gehen pflegt; während die theuren Sachen verschleudert wurden, gingen die werthlosen, schlechteren Gegenstände zu hohen Preißen fort.

Jetzt hieß es: „Ein Nähtischchen!“ — „Des Fräuleins Nähtischchen!“ jubelten einzelne Stimmen spöttisch nach. Werner, der junge Faktor, der mit in den Kreis getreten war, und der soeben den Sessel erstanden hatte, auf dem Elise vor diesem Tischchen zu sitzen pflegte, drängte sich näher hinzu. Ein Stich ging ihm durchs Herz, als er sah wie fremde Hände den Tisch betasteten, wie der und jener die Kästchen aufzog, in denen noch einzelnes lag was Elise in glücklichen Tagen gebraucht: Zwirn, Seide, Fingerhut und Scheere. Er hätte jeden von den Sachen, die mit dem Tische zugleich versteigert wurden, fortziehen mögen. Fiebernd erwartete er den Verkauf. Noch näher trat er hinzu, aber auch Waldheim, der zugegen war und der die Unruhe des jungen Mannes bemerkt zu haben schien, drängte sich vor. — Endlich begann der Verkauf. Und es war als ob zwei hitzige Kämpfer, auf Leben und Tod, einem gemeinsamen Preise zustrebten, so trieben die Beiden sich gegenseitig in die Höhe. Längst war der Tisch über seinen Werth bezahlt. Niemand gab ein Gebot mehr ab, nur die beiden schienen nicht nachlassen zu wollen. Während aber der junge Faktor erregt fiebernd bot, blieb Waldheim kalt, überlegend, lauernd gespannt. Plötzlich hörte Letzterer zu bieten auf; der Tisch wurde dem Faktor zugeschlagen für einen hohen Preis. Waldheim lachte, und rief dem Faktor zu: „Ein theures Tischchen, Herr Werner! Dachten Sie wirklich, ich wolle den Bettel kaufen? Ha, ha, ha? Ihr blinder Eifer hat mir etwas eingebracht. — Glück zu! Ist wohl der jungen Dame Lieblingstischchen?“ —

Werner würdigte ihn keiner Antwort; er blickte nur seufzend rückwärts wo er sah, daß man soeben Elisens schönes, herrliches Instrument niedersetzte. Wie oft hatte sie auf demselben gespielt; wie würde sie sich gefreut haben, dasselbe wieder zu besitzen! Aber wie sollte er daran denken können, ihr dasselbe zu kaufen; er mußte sich genügen lassen, wenigstens das Tischchen und den Sessel erstanden zu haben. Seufzend wendete er sich ab. In diesem Augenblick tippte ein breiter Finger ihm leise auf die Schulter. Werner blickte auf; der alte Schmiedegesell, der Berliner, stand hinter ihm, nahm die Pfeife aus dem Munde, deutete damit nach dem Instrument und fragte leise: „Wollt Ihr dat Ding ooch koofen?“

Der Faktor lachte verlegen. Er zuckte mit der Achsel und wies auf seine leere Hand. „Ich möchte schon,“ sagte er traurig; „aber es ist nicht möglich! . . . .“

Der Schmied verstand ihn. „Gehört Ihr — dem Fräulein — dat Ding? Möchte die es haben?“ fragte er.

Werner nickte mit dem Kopf, denn er konnte jetzt nicht sprechen; auch war dazu nicht Zeit. Der Schmied hatte kaum die Pantomime des Faktors verstanden, als er sich auch sofort still zum Rückzuge anschickte. — Gleich darauf aber tauchte seine riesige Gestalt dicht bei dem Instrumente auf; er hielt seine kurze Pfeife schwenkend in die Höhe und rief weitschallend, so daß seine Stimme von Allen im Hofe und selbst in der Fabrik vernommen wurde: „Hierher! die ganze Fabrik hieher! Hurrah! die Fabrik hieher!“ Einen Augenblick wurde nach diesen Worten plötzliche Stille. Jeder sah nach der Gegend hin, von woher die Stimme kam; niemand wußte was dieselbe zu bedeuten habe. Aber die Arbeiter hatten

Digitized by Google

die Stimme des Schmieds erkannt; sie kannten den Alten, und wußten, daß er manchen lustigen, aber auch manchen guten Streich ausgeübt. Sie liebten ihn alle, trotz seiner Derbheit, trotz seiner riesigen Grobheit. Genug, sie kamen; Einer zerrte den Andern mit; und der Schmied rief wieder: „Hierher! die ganze Fabrik hieher!“ und sie kamen, die markigen, rußigen Gestalten, in ihren unsauberen Blousen, die Mützen schief gedrückt, und riefen: „Was gibt's denn, Schmied? Was soll's?“

„Wat et soll?“ rief dieser mit einem seltsamen Lachen und blickte sich unter den Gesellen um; „Hierher stellt euch! rings um den Musikkasten, ganz rum. Und nun hört, wat ick sage: Den Musikkasten hier, den koost die Fabrik, wir, die ganze Fabrik. Een Hundsfott, wer nicht einsteht!“

„Hurrah, die Fabrik!“ brüllten die tollen, rußigen Gestalten; sie verstanden den Schmied, ohne daß Worte weiter gewechselt wurden; sie drängten sich dicht um das Instrument, sie ließen Niemand weiter herzu; so standen die Hunderte, die Fäuste geballt, die Augen funkelnd, und harrten schweigend der Dinge.

Die übrigen Zuschauer horchten erwartungsvoll; Waldheim jedoch wollte sich ein Ansehen geben, er fürchtete Excesse. Er drängte sich zu dem Schmied, klopfte demselben auf die Schulter und fragte freundlich grinsend: „Wollen Sie etwa das Pianoforte kaufen?“

Der Schmied schaute sich um, besah sich den Fragenden von Kopf bis zu Fuß, und sagte dann gedehnt, den Arm in die Seite gestemmt: „Und wenn ick nu will, wollen Sie et hindern?“

„Was wollen Sie damit? Es ist theuer, kostet mehrere Hunderte,“ fuhr Waldheim auf.

Der alte Schmiedegesell blieb ruhig, stieß einige Züge aus seiner kurzen Pfeife, und fragte: „Wie nennen Sie dat Ding? Pipinano? — Und wat ick damit will? Dat will ick Sie sagen, Herr! ick will Ihnen eens uffspielen. — Und nun det Redens genung.“ Und ohne auf Waldheim weiter zu achten, wendete er sich dem Auktionator zu und rief: „So, Herr! Nun beginnen Sie Ihr Amt. Also! ufgepaßt! Ein Pipinano! Drei Dahler zum Ersten!“ Alles schwieg. Alle sahen auf die rußigen wilden Gestalten. Niemand wagte zu bieten. Und der Schmied rief wieder: „Drei Dahler zum Zweeten!“ Alles still. Waldheim zitterte vor Wuth, allein auch er wagte nicht ein höheres Gebot abzugeben. — „Und drei Thaler zum dritten und letzten Mal!“ rief der Auktionator, während zugleich der Hammer laut schallend niederschlug. „Hurrah! die Fabrik!“ brüllten nun jubelnd die Arbeiter, und das Publikum stimmte lachend mit ein.

Waldheim drängte sich wüthend zu dem Schmied, ergriff ihn beim Arm und sagte: „Herr, Mensch! wissen Sie, daß in acht Tagen die Fabrik mir gehört? daß ich Sie . . . .“

Der alte Gesell ließ ihn nicht ausreden; er nahm höhnisch, sich tief verbeugend, seinen alten zerknitterten Hut ab und sagte: „J, wat Sie sagen?“ — Dann aber drehte er sich kurz um, stieß wie absichtslos Waldheim zur Seite, warf seinen Hut auf das Instrument, und ein Viergroschenstück in denselben legend brüllte er: „So, nun Geld her! mein Sechser ist da!“

Jeder der Arbeiter langte in seine Tasche und warf eine Kleinigkeit in den Hut; bald waren die drei Thaler zusammen. Inzwischen wendete sich der Schmied gelassen zu Waldheim, stellte sich dumm verwundert und fragte: „Also Sie, Herr! Sie koosen die Fabrik? Wat man doch Allens erlebt!“

„Ja, und da sollten Sie bedenken,“ rief Waldheim, „daß ich Sie sofort entlassen kann und entlassen werde, wenn . . . .“

„Wat Sie doch Allens sagen!“ fiel ihm der alte Geselle ins Wort; „Sie mir entlassen? Dat können Sie gar nicht.“

„Nicht? Warum nicht? das werde ich Ihnen zeigen!“ schrie Waldheim erbost.

„Ne!“ lachte der Schmied; „Männeken! dat können Se nicht!“

„Warum nicht?“ schrie Waldheim.

„Weil ich gar nicht bei Ihnen arbeite! Und nun halten Sie uns hier nicht länger uf, Herr! — Mein Name is Schulze! Platz da! — Hier, Herr Auktionator, hier haben Sie Ihr Geld. Drei Dahler und keenen Silbergroschen.“ Mit diesen Worten nahm er das Geld aus seinem Hut, zählte es auf, und wendete sich dann zu dem jungen

Digitized by Google

Werner. „So, Herr Faktor!“ sagte er, bückte sich und ergriff einen Fuß des Instruments; „so Herr! nun zeigen Sie uns den Weg; Sie werden am besten wissen, wohin dat Ding gehört. Angefaßt!“ Er hob das Instrument mit Mehreren zugleich auf, so leicht als wäre es eine Feder. Und fort ging der Zug, wie im Triumph. Lustig sang der alte Gesell, vorn am Instrument, den Zug führend:

„Immer langsam voran; immer langsam voran,
Dat der Musikkasten nachfolgen kann!“

Und der ganze Chor der Arbeiter fiel, weiterschreitend, im tiefsten Baß mit ein: „Immer langsam voran ꝛc.“

So ging der Zug vorwärts die Straße entlang. Der Faktor voraus, sein theuererkauftes Tischchen im Arm, während ein Anderer den Sessel trug. Dann folgten sämmtliche Arbeiter der Fabrik, das Instrument in der Mitte tragend. Je näher man jedoch der Wohnung des Faktors kam, desto schwächer wurde der Gesang, bis er zuletzt gänzlich verstummte. Ein Arbeiter nach dem andern schlich sich davon, bis endlich nur die höchst nöthige Anzahl übrig blieb, die das Instrument trugen. Schweigend betrat man das Haus; Werner ging die Treppe hinauf der Stube zu. Elise mit der Mutter waren nicht daheim; sie waren ausgegangen, wohl um nichts von der Auktion zu sehen; denn vielleicht wollte die alte Frau ihren Gast mit Absicht fern halten. — Der Faktor winkte seinen Genossen. Mit Mühe, aber behutsam wurde das Instrument hinauf befördert und endlich in die Stube gebracht; es beengte freilich den Raum, doch fand es Platz. Und als noch der Tisch und der Sessel seine Stelle am Fenster auf dem Tritt gefunden, sah das Zimmerchen so freundlich, wohnlich aus, daß der junge Mann mit klopfender Brust die Einrichtung betrachtete. Seine Freunde hatten sich mit stummem, kräftigem Händedruck, aber glücklichem Gesicht entfernt; selbst der alte Schmiedegesell hatte kein Wort gesprochen, — ja sogar seine Pfeife ausgehen lassen, und war einer der Ersten gewesen, die sich entfernten.

Der junge Faktor war allein; er hatte Alles nach bester Ansicht geordnet. Noch einen seligen Blick warf er im Stübchen umher, dann trat er in die Stube der Mutter zurück, und ließ sich nieder. „Ob sie sich freuen wird?“ sprach er vor sich hin und versank in ein sinnendes Träumen. Wie lange er so gesessen, er wußte es nicht. Plötzlich schrak er auf: Elise stand vor ihm; er hatte ihr Kommen nicht bemerkt. —

„Habe ich Sie erschreckt?“ fragte sie, und sah ihn freudig mit ihren leuchtenden Augen an. „Wir sind wohl lange ausgeblieben? aber Ihre Frau Mutter sand das Wetter so schön — und so blieben wir länger, als wir wohl selber eigentlich gewollt.“

Sie war während dieser Rede nach ihrem Stübchen gegangen, hatte die Thür geöffnet, und rief nun staunend, einen Blick in dasselbe thuend: „Was ist denn das? Mein Instrument! mein Tischchen!“ — Und sich zu dem jungen Manne wendend, ergriff sie dessen Hand, drückte sie und sagte innig, freudig: „Mein Gott! das haben Sie gethan! Wie soll ich danken?“ Und Thränen der Freude und Wehmuth traten aus ihren Augen.

Werner schüttelte leise das Haupt. „Nicht mir verdanken Sie die Freude,“ sagte er, „sondern der Liebe der Arbeiter Ihres Herrn Vaters.“ — Und heiter, gerührt, lächelnd erzählte er den Hergang der Sache und unterließ nur anzugeben, wie theuer ihn das Tischchen gekommen.

Die Mutter lachte. „Ja, ja!“ sagte sie, „da sehen Sie wieder, liebes Fräulein, wie gut es war, daß Sie, als das Unglück über Sie kam, so ganz mit der Vergangenheit brachen. Ach die gewöhnlichen Leute sind oft besser, als Viele glauben! — Ich weiß, Sie haben hier in der Nähe keine Verwandte; Ihr Herr Vater kam aus der Fremde her. Ihre Bekannten von ehedem sind meist reich, oder doch vornehm. Wen aber nie der Schuh gedrückt, der weiß auch nicht, wie er drückt. Und so wollen Sie es den Leuten nicht anrechnen, wenn sie sich Ihrer nicht so annahmen, als Sie vielleicht gedacht und gehofft. — Hier in Ihrem Zimmerchen sind Sie Herrin für sich. Sie arbeiten, sind fleißig; verdienen sich Ihr Bißchen Brod, und fallen Niemand zur Last. Und nun haben Sie noch Ihr eigenes Instrument! Aber dem alten Schmiedgesellen will ich doch die Hand geben, wenn ich ihn sehe.“

Digitized by Google

„Und ich auch!“ sagte Elise, reichte aber, wie unbewußt, ihre Hand dem jungen Werner hin. Der nahm die feine, weiche, liebe Hand und hielt sie einen Augenblick in der seinigen. Ob er sie gedrückt, er wußte es selber nicht! — Elise zog die ihrige erröthend zurück. Scheu, wie ein junges Reh, stand sie auf und eilte in ihr Stübchen.

Mutter und Sohn blieben allein, und letzterer erzählte was die nächsten Tage bringen mußten; wie Waldheim wahrscheinlich die Fabrik kaufen würde, schon gezwungen dazu, da er die meisten Gelder auf derselben stehen hatte, und in dieser Krisis nicht Aussicht vorhanden, die Fabrik anderweitig vortheilhaft zu verkaufen; wie derselbe den Betrieb bedeutend einzuschränken gedenke, und wie er muthmaßlich sein Amt als Faktor verlieren werde.

Die alte Frau wiegte erst bedenklich ihr Haupt, sagte aber endlich: „Es wird anderweitig Rath werden, wir wollen Vertrauen haben!“

„Das wollen wir,“ sagte der Sohn. „Für die erste Noth ist gesorgt. Ich habe bereits für den Fall, daß ich entlassen werde, ein Unterkommen bei einem Schlosser gefunden. Was thut's, wenn ich wieder einige Zeit als Gesell gehe! Arbeit schändet nicht!“

„Gewiß!“ sagte die Mutter; „besser ein linnenes Kleid in Ehren, als Sammt und Seide auf Borg.“ —

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Elise hatte im Nebenzimmer das Instrument geöffnet, hatte leise einzelne rührende Akkorde angeschlagen; dann begann sie zu singen und zu spielen den schönen Choral: „Herr Gott, dich loben wir,“ und Mutter und Sohn falteten unwillkürlich die Hände und stimmten leise mit ein. — Jetzt war das Spiel zu Ende; Alles still; Ruhe, Friede war in die Herzen gekommen, ein Engel ging durchs Zimmer.

Von nun ab spielte Elise täglich, gewöhnlich im Zwielicht, oder des Abends, nachdem Werner heimgekommen war. Uebrigens waren dessen Befürchtungen im vollsten Maaße in Erfüllung gegangen. Waldheim hatte die Fabrik an sich gekauft. Werner war entlassen worden; seit mehreren Tagen schon arbeitete er als einfacher Gesell. Die meisten übrigen Arbeiter hatte gleiches Schicksal betroffen; sie schnürten ihr Ränzel und wollten ihr Heil in der Fremde suchen. Nur wenige blieben; der alte Schmiedgesell hatte die Entlassung nicht abgewartet; er war schon vor Waldheims Eintreten von selbst gegangen. Ehe er die Stadt verließ, lungerte er noch ein paar Tage umher. „Ick will sehen, wie Haase läuft,“ sagte er, lehnte am Thorgitter der Fabrik, und rauchte im Sonnenschein gemächlich seine kurze Pfeife.

Als der neue Fabrikherr vorüber kam, that er, als ob er ihn gar nicht sehe; obgleich ihn der Schmied starr und dämlich anstierte. Waldheim ärgerte sich. „Was stehen Sie hier? Was wollen Sie hier? Sie wissen, daß ich keine Arbeit für Sie habe!“ rief er gereizt.

Der Gesell rührte sich nicht, dampfte weiter und fragte ruhig: „Hab' ick Sie schon um Arbeet gebeten? Ick stehe hier und will sehen und berechnen, wie lange Sie hier loofen werden. — Ick sage Ihnen, Männeken! det is nicht lange. Geld macht den Fabrikherrn nicht alleene. Hier!“ und damit schlug er sich mit der Pfeife vor den Kopf, „hier sitzt et! Sein Sie froh wenn Sie bei mir noch Arbeit kriegen.“

„Bei Ihnen?“ fuhr Waldheim auf. „Was wollt Ihr denn machen?“

„Wat ick machen will?“ fragte der Schmied und trat dem Fabrikherrn einen Schritt näher; „det will ick Ihnen sagen. Ick gedenke Pipvögelken für Weihnachtsbömken zu machen; ook Waldbeibel. Soll ick Ihnen een Vögelken besorgen?“

„Unverschämter Patron!“ schnaubte Waldheim auf, und schritt hastig seiner Fabrik zu.

Der alte Schmied schaute ihm lange nach. Endlich schickte er sich zum Abgehen an, bumpf vor sich hin brummend: „Dat denkt mit seinem Gelde Allens zu können! Narr! Sterben müssen wir doch. Dat is die eenzige sichere Hoffnung, die unser Eener hat, — es kann nischt ewig dauern!“

* * *

Im Hause des frühern Faktors ging alles seinen stillen gewohnten Gang. Werner arbeitete von früh bis spät; und kam die Arbeit ihn auch zuweilen sauer an, so verdiente er doch soviel, als

Digitized by Google

er und seine Mutter nothdürftig brauchten. Er mochte nicht an ein Weiterreisen denken. —

Elise hatte sich ganz in ihre neuen Verhältnisse gefunden. Sie arbeitete fleißig, und würde vielleicht gänzlich glücklich gewesen sein, wenn nicht der Gedanke an den fernen Vater ihre Ruhe gestört hätte. Endlich kam die Nachricht, daß das Schiff, auf welchem der Vater die Ueberfahrt angetreten, gescheitert sei, und daß er sein Grab in den Wellen gefunden habe. Nun stand sie einsam, ganz einsam auf der weiten Welt; niemand von ihren früheren Bekannten schien sie noch zu kennen. Man hatte es ihr allgemein verdacht, daß sie Hülfe bei früheren Untergebenen ihres Vaters gesucht, daß sie auf eigenen Füßen zu stehen strebte, und nicht lieber, dem Aeußeren nach vornehm, aber innerlich arm, von den Almosen früherer Bekannten lebte. Sie hatte niemand mehr auf den sie sich verlassen konnte, als die Familie Werner; und wie lieb, wie gut wurde sie dort gehalten! Wie oft fand sie auf ihrem Tischchen ein Sträußchen Blumen; wie wurde sie oft erfreut durch diese oder jene Kleinigkeit, die ihren Werth in der Art des Gebers findet! Wie aufmerksam war der junge Werner! Wie zart kam er allen ihren Wünschen nach. Wohl sah sie es, wie sein Auge sie suchte, wie es, wenn er sich unbemerkt glaubte, innig auf ihr ruhen blieb. Sie fühlte, sie ahnte seine Liebe, die er doch durch kein Wort, durch keine unzeitige Annäherung zu verrathen strebte. Er trug sein Glück, sein Leid verschwiegen in der Brust. —

Und Elise? Sie mochte es sich selber nicht gestehen was in ihrem Herzen keimte und blühete. Wie unbewußt, von innerem Drange getrieben, erwartete sie Abends seine Heimkunft. Ihr Herz schlug rascher, wenn sein Schritt auf der Treppe vernehmbar wurde. Welch ein süßer, geheimnißvoller, magischer Wohllaut lag in ihrer Stimme, wenn sie an ihrem Instrumente saß und sang:

„Welch Klingen, Singen, Läuten,
Welch Wogen in der Brust;
Weiß selber nicht zu deuten
Die Freude, Glück und Lust.
Es glänzt rings märchengolden,
So frühlingshell, so klar;
Es duften Blüthendolden
Berauschend wunderbar.“

„Und Thal und Berg und Hügel
Verschwinden mehr und mehr;
Mir ist's als hätt' ich Flügel,
Ob ich im Himmel wär'.
Und zwischendurch dann Thränen,
Wie Thau im Blüthenschnee —
Wer deutet mir dies Sehnen?
Dies Glück? dies stille Weh?

Wer kennt sie nicht die geheimnißvollen Fäden, aus denen stille Liebe ihr Glück zu weben pflegt! Und dennoch wurde nie ein Wort der Liebe zwischen beiden gewechselt. Jeden hielt etwas zurück sich auszusprechen; es lag eine Scheidewand zwischen beiden, die zu übersteigen keines für möglich hielt. War es bei dem jungen Manne seine gegenwärtig beschränkte Lage? War es bei ihr ein anderer Grund? Wer kennt nicht die Schmerzen, die sich Liebe selbst bereitet!

Die alte Frau hatte längst einen Blick in das Herz der jungen Leute gethan. Sie sah ihren Sohn bleicher und bleicher werden; sie hörte ihn Nachts lange, lange unruhvoll in seinem Kämmerlein droben auf und abgehen — und ihr Mutterherz wurde mit Sorgen erfüllt.

„Mein Sohn! mein Fritz!“ sagte sie, als er eines Tages später als gewöhnlich nach Hause kehrte, und schloß ihn in ihre Arme; „Du bist so still, so bleich! Sprich Dich aus, Du wirst mir krank!“

Der Sohn lächelte wehmüthig. „Sorge nicht um mich, Mutter,“ sagte er; „Du kennst mich ja von früher! wenn ich mit geistigen Arbeiten beschäftigt bin, ist mein Herz unaufhaltsam erregt; laß mich schaffen! Jetzt wo ich eigentlich in meinem Geschäft feiere, muß ich für die Zukunft sorgen. Ich habe mannigfache Pläne und Entwürfe vor. Deshalb arbeite ich des Nachts! Ich würde doch nicht schlafen können. Die Arbeit, weißt Du ja, ist die beste Arzenei gegen trübe Gedanken. Gebe Gott, daß mein Streben gelingt.“

Elise saß seitwärts am Tisch, als dies gesprochen wurde. Sie zitterte; der Gedanke, daß Werner krank werden könnte, machte sie beben. Sie hatte denselben Gedanken bis jetzt noch nie gefaßt; sie sah die Angst der Mutter, stand auf, legte zum ersten Mal ihren Arm auf die Schulter des jungen Mannes, schaute ihn herzinnig an, und sagte mit leiser, süßer, bebender Stimme: „Bitte, bitte! schonen Sie sich!“

Digitized by Google

Der junge Werner schauerte auf in süßem, namenlosem Glück, ergriff der Jungfrau Hand, drückte dieselbe innig und sagte: „Sorgen Sie nicht um mich, meine liebe Elise (es war das erste Mal, daß er diese trauliche Anrede gebrauchte)! — ich weiß was ich meinem Körper bieten kann. Bald ist die Arbeit, über welcher ich seither gesessen, beendet. Ist sie gelungen, wird mir was ich hoffe — dann — dann ....“ Er brach ab, als habe er bereits allzuviel gesagt, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprach weiter, zu einem andern Thema übergehend: „Bei Waldheim geht es schlecht. Es heißt, er wolle die Fabrik unter allen Umständen verkaufen, um nicht gänzlich zu fallen. Es ließ sich voraussehen; er ist zu geizig, achtet die Menschen zu wenig, und versteht zu wenig vom Geschäft.“

„Ich hörte davon,“ fiel Elise ein. „Möchte er gut verkaufen! Wird der Mann doch nie müde, bei jeder Gelegenheit zu äußern, daß mein Vater an seinem Unglück schuldig sei, daß er ihn gleichsam betrogen habe, daß er ihn um Tausende gebracht. O, mein Gott! dies schmerzt bitter! Wäre ich im Stande, die Ehre meines Vaters zu retten, ich wüßte nicht, was ich thäte. So kann ich nie, nie ruhig sein!“ Sie ergriff ihr Taschentuch, hielt dasselbe vors Gesicht, und hub bitterlich zu weinen an.

Die alte Frau Werner legte ihren Arm um der Weinenden Hals, zog sie an sich, und sagte gutmüthig, liebkosend: „Mein liebes Fräulein, liebe Elise, Ihr Vater hat seine Ehre nie verloren; er wurde ein Opfer der Zeit und der Verhältnisse. Und auch Sie werden ruhig und noch glücklich werden. Wenn Sie einst an der Hand eines braven Mannes durch das Leben gehen, dann...“

Elise wand sich aus den Armen der alten Frau; drückte dieselbe stürmisch an sich, um gleichsam das Bittere der nachfolgenden Worte zu versüßen, und sagte erregt: „O, bitte, bitte! sprechen Sie nie von dieser Zeit. Ich könnte mich niemals verheirathen, so lange noch ein Flecken auf dem Namen meines Vaters ruht; ehe Waldheim und alle, denen mein Vater schuldet, ihr Geld empfangen haben. Bitte, sprechen Sie nie davon!“ — Elise schwieg erregt.

Der alten Frau thaten die vernommenen Worte weh; sie wendete sich schweigend ab. Der Sohn verließ das Zimmer. Ein trüber Ton ging von diesem Tage an durch die Herzen. Werner arbeitete noch angestrengter als sonst. Unablässig schaffte er droben in seiner Kammer, des Abends, des Nachts, während er den Tag über als Gesell in seiner Werkstatt arbeitete. Matt, müde kehrte er oft des Abends heim. Elise erschrak, wenn sie ihn so langsam mit geschwärztem Angesicht ankommen sah. Es ging ihr ein Stich durch die Seele. Sie fühlte es, daß Werner seit dem Tage, wo sie jene Worte gesprochen, sich von ihr entfernt hielt; sie sah es, er litt unsäglich; er hatte jene Worte wohl als eine leise Abweisung seiner Liebe genommen. — War es der Fall? Gewiß nicht! Wie aber sollte sie es hindern? Sie hätte so gern mit ihm gesprochen; aber sie wagte es nicht. Nur Abends, wenn er heimgekommen und droben ruhelos in seiner Kammer auf und nieder ging, dann trat sie zu ihrem geliebten Instrument, öffnete es und vertraute den Saiten ihr Leid und Weh. Und wenn sie sang, wenn ihr Herz in Liedestönen jubelte oder weinte, wurden droben die Schritte ruhiger, bis es zuletzt still, ganz stille wurde. Hatten ihre Lieder, ihr Spiel ihm Frieden gebracht? — Jetzt war das Instrument ihr noch einmal so lieb, als ehedem.

* * *

Endlich schien Werner seine Arbeiten vollendet zu haben. Er sprach nur im Allgemeinen von denselben; er sendete sie ab, wie er es sich vorgenommen, aber er wurde äußerlich ruhiger, stiller. So gingen Tage, Wochen dahin; ein Monat nach dem andern. Der Herbst brach ein, der Winter nahte. Der Arbeit in den Werkstätten wurde weniger und weniger; und die alte Frau Werner seufzte verstohlen jetzt mehr und mehr. —

Waldheim hatte verkauft. Ein fremder reicher Maschinenbauer hatte die Fabrik erstanden; in einigen Tagen wurde der neue Herr erwartet. — Werner lebte auf. Er hatte sich bereits schriftlich an den Herrn gewendet und hoffte auf eine Anstellung in der neuen Fabrik. Und so kam er denn eines Tages hastig heim, zu ungewohnter Zeit. Sein Auge leuchtete freudig, der neue Herr war angekommen, und er zu demselben beschieden. Rasch kleidete er sich um; dann ging er. Elise

Digitized by Google

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich.
(Friedrich der Schöne, seinem Worte treu, kehrt freiwillig in die Gefangenschaft zurück.)

Digitized by Google

Das Wetterhorn (Text hiezu auf S. 46).

Digitized by Google

schaute ihm nach. Wie war er heute so hübsch in ihren Augen; wie hoch klopfte ihre Brust in dem Gedanken: „Möchte sein Gang ein glücklicher sein!“ — Liebte sie ihn gegenwärtig mehr, als sonst?

Der neue Fabrikherr empfing den jungen Mann freundlich, herzlich. „Setzen Sie sich,“ sagte er; „und nun lassen Sie uns offen, wie es Männern geziemt, mit einander sprechen. Als ich Ihr Schreiben erhielt, erkundigte ich mich genauer nach Ihnen. Was ich hörte, genügte mir. Sie als Faktor wieder anzunehmen, stand bereits fest bei mir; da hörte ich, von befreundetem Munde, von Ihren Erfindungen, die Sie im Geheimen gemacht, und ich freue mich, der Erste zu sein, der Ihnen mittheilen kann, daß Sie die nachgesuchten Patente auf dieselben erhalten. Sind Sie gesonnen, diese Patente in meiner Fabrik zu verwerthen? Hier dies bedeutende Gehalt, das ich hier verzeichne, garantire ich Ihnen, außer angemessener Tantième, vorläufig auf sechs Jahre, so lange die Patente laufen; dann sprechen wir weiter darüber, wir treten dann vielleicht in noch engere Verbindung, Sie werden Compagnon, zumal ich später die größere Fabrik meines Vaters zu übernehmen gedenke; na, sind Sie zufrieden?“

Der junge Faktor stand vor Freude glühend da; die unerwartete Nachricht, das nicht erwartete Glück, machte ihn für Augenblicke sprachlos. Der Gedanke, daß sein Streben Anerkennung, Belohnung gefunden, erfüllte ihn mit Stolz, innigem Dank und Freude. Mühsam hielt er sich am Tisch; endlich sagte er: „Herr, Ihre Nachrichten sind mir wichtig und freuen mich ungemein. Sie wissen es ja: der Mann muß streben, schaffen, arbeiten. In dem Gelingen seiner Arbeiten liegt seine schönste Freude, sein schönster Lohn. Und so erfreuen mich die Patente, von deren Erringung Sie mir die erste Kunde geben. Aber verkennen Sie mich zugleich nicht, wenn ich Ihr gütiges Anerbieten, so offen wie Sie es gaben, zurückweise!

„So wollen Sie mir die Sachen nicht verkaufen, nicht in meine Fabrik treten?“ rief der Herr verwundert, nicht ohne einige Empfindlichkeit und bittere Täuschung; „ist Ihnen der Gehalt zu gering?“

Werner lächelte; ruhig sprach er: „Verkennen Sie mich nicht! Ich hänge nicht so sehr am Gelde; ich weise vielmehr Ihr hohes Gehalt zurück; ich will mich mit Wenigerem begnügen — nur — nur geben Sie mir für die gänzliche Ueberlassung meiner Patente die Summe von achttausend Thalern — auf Einem Brett!“

Der Fabrikherr schwieg, schaute dem jungen Mann fragend in das Auge und sagte endlich: „Das ist viel, viel Geld. Und überdies werden Sie wissen, daß man bei Uebernahme einer neuen Fabrik des baaren Geldes selbst nothwendig bedarf. Besonders in jetziger Zeit, wo das Geld rar und schwer zu bekommen ist, zumal der politische Himmel sich mehr und mehr bewölkt. Wie gesagt also: viel Geld!“

Werner ergriff die Hand des Herrn und sagte dringend, weich: „Verkennen Sie mich nicht. Ich weiß Ihren Einwurf zu würdigen; aber ich kann nicht anders; ich muß so handeln, ich brauche das Geld. Setzen Sie mein Gehalt bedeutend herab; ich will zufrieden sein. Nur gewähren Sie mir meine Bitte!“

Der Fabrikherr ging sinnend einige Male im Zimmer auf und ab; endlich blieb er stehen und sagte: „Mag es denn also sein! Hier meine Hand. Kommen Sie, Ihre Patente werden angekommen sein; lassen Sie uns unsere Contracte, unsere Angelegenheiten in Ordnung bringen!“ Und den Faktor bei der Hand nehmend, schritt er zur Thür hinaus.

* * *

Es war bereits Abend geworden, als der junge Werner endlich nach Hause kam. Er war in großer Sehnsucht und Unruhe dort erwartet worden. —

„Nun!“ rief die Mutter, als der Sohn endlich eintrat; „Du bliebst lange! Ist's gut gegangen?“

„Gut, Mutter! gut!“ sagte der Angekommene freudig und umarmte die Fragende. Elise vermochte sich kaum zu regen, so erschrocken von süßer Freude fühlte sie sich.

„Du bist?...“ fragte die alte Frau und schaute selig zu dem Sohne auf.

„Faktor in der neuen, mir alten lieben Fabrik!“ fiel derselbe ein.

„Und hast Alles schon in Richtigkeit gebracht?“

Digitized by Google

„Ja, Mutter, morgen schon trete ich mein Amt wieder an.“

„Und warst Du so lange, bis jetzt schon in der Fabrik?“

„Nein, Mutter! nein!“ sagte Werner und schaute zu Elisen hin, als erwarte er, daß auch sie eine Frage thun werde.

Elise fühlte, daß auch sie reden müsse; ihr Herz war ihr so übervoll; sie hatte so viel zu fragen und vermochte doch kaum zu sagen: „Und dürfen wir nicht wissen, wo Sie noch gewesen?“

„Ja, Elise! ja! das dürfen Sie,“ rief der junge Mann freudig und trat dicht zu ihr hinan. „Elise, hier nehmen Sie, das habe ich für Sie mitgebracht,“ sprach er und reichte ihr ein Päckchen hin.

Die Jungfrau nahm zitternd die dargereichten Papiere, schlug sie bebend aus einander, warf einen Blick in dieselben, und sank weinend in den Stuhl zurück. „Werner!“ rief sie; „das sind ja die Papiere von Waldheim. Die Ehre meines Vaters ist gerettet, Alles ist bezahlt; Gott, mein Gott, ich danke Dir!“ Und das junge Mädchen fiel nieder auf seine Kniee, hob seine Hände auf und betete. Dann aber sprang sie auf, fiel dem jungen Mann um den Hals, schmiegte ihr Haupt an seine Brust und sagte: „Und das Alles thaten Sie für mich?“

„Für Sie, Elise!“ rief Werner und drückte die Erglühende fest, innig an sich; dann aber beugte er sich nieder, bog ihr sanft den Kopf in die Höhe, schaute ihr herzinnig in das Auge, und fragte endlich: „Elise, willst Du die meine seyn?“

Sie antwortete nicht; sie reichte ihm nur erglühend die rosige Lippe zu süßem Kusse hin, sprach leise, schämig: „Ich bin's schon lange,“ und küßte ihn wieder. —

* * *

Andern Tages trat der Faktor sein Amt wieder an — und der erste Gesell, der wieder Arbeit in der Fabrik erhielt, war der alte Schmiedgesell, der so lange in der Fremde gefeiert hatte, der nun wieder eingewandert war und der da sagte: sein Name sei Schulze!

Ludwig der Bayer und Friedrich von Oesterreich.

(Hiezu das Bild auf S. 40.)

Als der gute deutsche Kaiser Heinrich VII. am 24. August 1313 plötzlich zu Buonconvento bei Siena gestorben war, und zwar, wie die Sage geht, an Gift, das ihm ein Dominikanermönch im Abendmahl gereicht haben sollte, da herrschte im deutschen Lande großer Zwiespalt, denn die deutschen Fürsten jener Zeit dachten mehr auf den eigenen Vortheil und die Steigerung ihrer Macht, als auf des Reiches Mehrung und Festigung. Im deutschen Süden standen sich besonders die Geschlechter der Wittelsbacher und der Habsburger gegenüber, und machten sich jetzt den erledigten Kaiserthron streitig, indem das Fürstenhaus der Wittelsbacher und sein Anhang den Herzog Ludwig von Oberbayern (geb. 1286), die Habsburgischen aber den Herzog Friedrich den Schönen von Oesterreich (geb. ebenfalls 1286) zum Kaiser erwählen wollten, und nachmals auch wirklich erwählten. Beide waren die Enkel Rudolfs von Habsburg, Friedrich als der Sohn von König Albrecht, Ludwig als Sohn von Mechthild, der Schwester König Albrechts. Friedrich war der mächtigere, und hatte die einflußreicheren der Kurfürsten für sich; Ludwig aber ein milder bürgerfreundlicher Fürst, hatte den Süden und Westen Deutschlands für sich, eine ziemlich starke Partei, welche gegen das Haus Habsburg war und es mit dem Hause Luxemburg hielt, dessen Sprößling, König Johann von Böhmen, noch zu jung war für die deutsche Krone. Sobald daher Herzog Friedrich als Bewerber um die Kaiserkrone auftrat und sein streitbarer kühner Bruder Herzog Leopold für ihn warb, stellte die Partei der Luxemburger an Herzog Ludwig von Bayern, welchem der Ruf eines edlen, gerechten und tapfern Fürsten voranging, den Antrag, er solle sich zum Kaiser wählen lassen. Als man ihm aber diesen Antrag überbrachte, sprach Ludwig der Bayer überrascht: „Was wollen die Fürsten mit mir? Ich gab meinem Vetter Friedrich das Wort, ihm bei der Wahl nicht zuwider zu handeln! Wählet ihn zum Könige, dessen Macht weitaus größer ist, als die

Digitized by Google

meinige." — Aber die Kurfürsten von Mainz und Trier erwiderten ihm; „Die Zusage, welche Ihr dem Herzog Friedrich gegeben habt, ist null und nichtig, denn Ihr gabt sie, bevor Ihr wissen konntet, daß auf Euch selbst die Wahl fallen würde; was aber Eure Macht anbelangt, so wisset, daß alle Freunde des Hauses Luxemburg für Euch einstehen. — Ludwig willigte nun ein, mußte dann aber den Kurfürsten große Summen Geldes und bedeutende Vorrechte versprechen, damit er ihrer Stimmen sicher bliebe. Die Königswahl ward am 19. Oktober 1314 auf dem Felde vor Frankfurt vorgenommen, und die habsburgische Partei erklärte den Herzog Friedrich mit vier, die luxemburgische aber den Herzog Ludwig den Bayer mit fünf Stimmen zum deutschen König. Frankfurt öffnete Ludwig dem Bayern die Thore, huldigte ihm als dem rechtmäßigen König, und wies Friedrich ab. Dieser wollte sich nun schnell in Aachen krönen lassen, aber Ludwig kam ihm zuvor, und nun krönte der Erzbischof von Köln widerrechtlich den Herzog Friedrich zu Bonn am 25. November, der Erzbischof von Mainz aber am folgenden Tage Ludwig in hergebrachter Weise im Dom zu Aachen. Aus dieser Doppelwahl entsprang ein unseliger Krieg, welcher das schöne deutsche Land jahrelang zum Schlachtfelde machte. Die edlen Geschlechter standen zumeist auf Seiten des mächtigern Habsburgers, die Städte aber, und zumal die schweizerischen Waldstädte, waren für Ludwig den Freund des Volks. Friedrich hatte eine mächtige Stütze in seinem tapfern kühnen Bruder Leopold, welcher alles daran setzte, um seinen schönen Bruder groß und mächtig zu machen, und einer der besten Kriegsmänner seiner Zeit war; dieser Herzog Leopold lag fortwährend gegen den Bayern zu Felde und warb gegen ihn den ganzen streitbaren Adel. Der Papst Johann XXII. erkannte alle beide Könige als rechtmäßig an, beanspruchte aber, bis dahin, wo der Kaiserthron wiederbesetzt sei, das Reich allein zu verwesen, in Deutschland sowie in Italien, — wobei er aber im Schilde führte, Mittel- und Oberitalien für sich selber zu erobern.

Nachdem der Kampf um die deutsche Königskrone sieben lange Jahre gedauert, vermochte der ungestüme Friedrich seine Ungeduld nach dem Alleinbesitz des Königsthrons nicht länger zu besiegen und fiel im Herbst 1322 mit starker Heeresmacht in Bayern ein, und sein zuchtloses Kriegsvolk hauste daselbst so schrecklich, daß der milde Ludwig lieber auf die Krone verzichten, als noch länger Schuld sein wollte an der Noth und Verheerung des Landes. Allein Friedrich und Leopold wollten eine Entscheidung durch die Waffen, und so drängten sie Ludwig bei Mühldorf am Inn zur Schlacht. Sie hatten die Uebermacht und den streitbaren Adel; auf Ludwigs Seite standen die meisten Städtebürger, sowie kurtriersche und böhmische Kriegsvölker, und mit diesen zog er Friedrich entgegen und stellte seine Kriegsmacht, deren Führung er einem erfahrenen Ritter, Seifried Schweppermann von Nürnberg, überlassen hatte, bei Ampfing nahe bei Mühldorf auf. Den alten kränklichen Schweppermann verlachten die Ritter, als er mit schlotternden Knien zu Pferde saß, ein verhutzelt hager dürr Männlein, und die Reihen ordnete. Aber dennoch gewann seine weise Anordnung die Schlacht, und König Friedrich in goldener Rüstung mit dem Reichsadler darauf, die Königskrone auf dem Helm, verlor die Schlacht trotz seiner starken Heeresmacht und wilden ritterlichen Tapferkeit. Es war am 28. September 1322, und die Schlacht währte vom frühen Morgen bis zum Abenddunkel und endete mit der völligen Niederlage des habsburgischen Heers und mit Friedrichs Gefangenschaft, welcher dem Ritter Albrecht von Rindsmaul, Schweppermanns Schwager, sein Schwert hatte übergeben müssen; 1300 Ritter theilten die Gefangenschaft Friedrichs. Ludwig begrüßte den überwundenen Gegner mild und freundlich, aber Friedrich schwieg in bittrem Schmerz. Und als sich nun am Abend die müden Ritter zum Mahle setzten, gabs nur ärmliche Kost, denn in der ganzen geplünderten Gegend waren nur Eier aufzutreiben, und zwar so wenig, daß auf jeden Ritter nur Ein Ei kam, und ein einziges übrig blieb; da sprach König Ludwig, nun Deutschlands alleiniger Herrscher: „Jedermann ein Ei, dem frumen (wackern) Schweppermann zwei," — ein Lob, welches den alten Kriegshelden so sehr ehrte, daß er es auf seinen Grabstein schreiben ließ. Friedrich aber ward in ritterliche Haft nach dem festen Schlosse Trausnitz bei Nabburg an der

Digitized by Google

Pfreimd gebracht. Herzog Leopold von Oesterreich hatte gelobt, Himmel und Hölle aufzubieten, um seinen Bruder wieder zu befreien; allein König Ludwig nützte seinen Sieg so weise, und die Fürsten und Völker sehnten sich so sehr nach Ruhe, daß es dem edlen König auf dem Nürnberger Reichstag 1323 leicht ward, den Landfrieden zu gebieten und den Fehden, zumal dem Streit um die erledigte Mark Brandenburg, ein Ende zu machen, mit welch letzterer als einem heimgefallenen Lehen er seinen eigenen achtjährigen Sohn Ludwig belehnte. Aber dennoch sollte Ludwig nicht Ruhe haben, denn kaum war der Friede in Deutschland hergestellt, so ward der König durch den Papst Johann XXII. von Avignon aus in den Bann gethan, und dieser, welchem der König im Bewußtseyn seines guten Rechtes trotzte, zettelte nun in Nord und Ost und West Krieg gegen Ludwig an. Von Norden und Osten her drohten Polen und heidnische Letten einen Einfall, im Westen wollten die Kurfürsten von Mainz und Köln mit dem päpstlichen Legaten und dem französischen Gesandten auf dem Königsstuhl zu Rense am Rhein zusammenkommen um Ludwig abzusetzen und König Karl IV. von Frankreich zum deutschen Könige zu machen, was auch geschehen wäre, wenn nicht der Kommenthur des Deutschordens zu Coblenz, Graf Berthold von Bucheck, dawider aufgetreten wäre und in mannhafter Rede vor der Schmach verwarnt hätte, Deutschland einem fremden Fürsten unterthan zu machen. Und von Osten und Südosten her fiel Herzog Leopold mit großer Heeresmacht in Bayern ein, die Mauern des Kerkers seines Bruders zu brechen. So von allen Seiten hart bedrängt, war Ludwig nach München gekommen, um die Gefahren zu erwägen, die ihn von überall her bedrohten, als Friedrichs Beichtiger, der Karthäuserprior Gottfried von Mauerbach, zu Ludwig kam und ihm unter sanften Vorstellungen Vorschläge zum Frieden machte, welche Ludwigs Beifall hatten, denn er gedachte der alten Jugendfreundschaft mit dem Vetter und des Edelmuths Friedrichs; er begriff, daß für Deutschland und seine eigene Hausmacht kein andres Heil zu finden sey, als in der Versöhnung mit dem Gegner. Er ritt daher in aller Stille von München nach der Burg Trausnitz und bot dem gefangenen Gegner ohne Lösegeld die Freiheit an, worauf dieser auf die Königskrone verzichtete, für sich und seine Brüder versprach, Ludwig als König zu huldigen und ihm gegen alle seine Feinde, selbst den Papst beizustehen, oder aber, falls er dies Werk der Versöhnung nicht vollführen könne, sich auf Johannis, zur Sonnenwende, wieder als Gefangener zu stellen. Drauf hörten am 13. März 1325 die beiden Jugendfreunde mitsammen andächtig eine Messe und nahmen zum Zeichen der Versöhnung mit einander das Abendmahl, wobei der Prior Gottfried von Mauerbach die Hostie zwischen ihnen theilte, um Eintracht, Sühne und ewigen Frieden zwischen ihnen herzustellen. Die beiden versöhnten Gegner umarmten und küßten sich und schieden dann als Freunde — Friedrich als frei, um zu seiner geliebten Gattin Isabella von Arragonien, die in Linz um ihn trauerte, und sich um ihn blind geweint hatte, und zu seinen Brüdern zu eilen.

Allein weder Leopold noch seine anderen Brüder wollten von Versöhnung und Frieden mit Ludwig hören, noch des Reiches Frieden um diesen Preis: der Papst versuchte Friedrich des Schwures zu entbinden, welchen er Ludwig geleistet, und anstatt Ludwig vom Banne zu befreien, hetzte er vielmehr von neuem die Könige von Polen und Frankreich gegen ihn auf, und ließ die heidnischen Letten zu einem Einfall in die Mark Brandenburg entbieten.

Friedrichs Treue gegen sein Wort und seinen Freund widerstand aber jeglicher Verlockung, welche ihm Eigennutz und Liebe darboten, und freiwillig kehrte er nach München zurück und stellte sich wieder als Gefangener. Ludwig aber, von so viel Demuth und Treue gerührt, eilte ihm entgegen und schloß ihn an sein Herz, und sprach ihn nicht nur frei, sondern hielt es für das gerathenste, das Regiment des Reiches mit Friedrich zu theilen, und so den Herzog Leopold zu versöhnen. Von Stunde an aßen beide an Einem Tisch und schliefen in Einem Bett, wie leibliche Brüder, so daß der Papst, als er dieß hörte, es für unglaublich und unmöglich erklärte. Ludwig aber baute felsenfest auf Friedrichs Treue und bestellte ihn zum Hüter Bayerns, als er seinem Sohne zu Hülfe nach Brandenburg

Digitized by Google

ziehen mußte. Am 5. September 1325 schloß Ludwig mit Friedrich einen Vertrag, wodurch sie sich ganz in die Herrschaft theilten, um gemeinsam und brüderlich treu das Reich gegen jeden Feind zu beschirmen u. dergl. Dieses Abkommen ward vorerst geheim gehalten, damit nicht die Kurfürsten und der Papst dawider Einsprache erhöben, wie denn auch wirklich geschah, als Papst Johann durch seine Späher dieß ermittelt hatte. Sie schloßen daher am 7. Januar 1326 zu Ulm einen neuen Vertrag, den sie dem Papst und den Kurfürsten zum Trotz aufrecht zu halten schwuren, und wornach Friedrich in Deutschland König bleiben, Ludwig in Italien herrschen sollte. Aber schon am 20. Februar 1326 starb Herzog Leopold an Geistesverwirrung, und Friedrich, welcher hiedurch seiner kräftigsten Stütze verlustig gegangen und schon von seiner Gefangenschaft her schwermüthig war, zog sich mehr und mehr von der Welt zurück, zumal er vermöge seines schwachen nachgiebigen Charakters dem männlichen und ernstern Ludwig doch in keiner Weise gewachsen, noch zu energischerem Regiment befähigt war. Ueberdem war Friedrich nach dem Tod seiner Brüder Leopold und Heinrich mit den jüngeren Brüdern Albrecht und Otto wegen der Erbschaft in Streit gerathen, was ihn noch scheuer und verdüsterter gemacht hatte, und nachdem er einige Zeit wie ein Mönch im Kloster Mauerbach gelebt hatte, starb er kurz nach seiner erblindeten Gattin Isabella, am 13. Januar 1330 auf dem Bergschlosse Guttenstein. Ludwig der Bayer aber regierte noch bis zum Jahr 1347 als einer der mannhaftesten und tapfersten Kaiser, nachdem er auf seinem Römerzuge 1338 sich zu Rom hatte krönen und gegen seinen Feind Papst Johann XXII. den Franciscanermönch Pietro Rainalucci aus Corvara als Papst Nikolaus V. auf den päpstlichen Stuhl erheben lassen.

Das seltene Beispiel von deutscher Treue und fürstlicher Bruderfreundschaft aber, welches Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern gegeben und das in der Geschichte einzig dasteht, ist sowohl von unsrem Schiller in einem schwungvollen Gedicht „Deutsche Treue," als von Ludwig Uhland in seinem herrlichen Drama „Ludwig der Bayer" würdig behandelt worden, und nicht unrichtig sagt Heinrich Zschokke von dieser geschichtlichen Thatsache: „Nicht Griechenland, das vielgepriesene, nicht Roms Geschichten bewahren ein ähnliches Beispiel argloser Treue," und dieses Herrscherpaar auf dem Königsstuhle steht in der Weltgeschichte ziemlich einzig da, wenn auch die Verhältnisse und der Gang der Ereignisse dem kräftigern Ludwig bald das Scepter allein in die Hand legten.

Das Wetterhorn.

(Mit Holzschnitt auf Seite 41.)

Wer jemals schon die große Tour durch das Berner Oberland gemacht und sich eine lebhafte Erinnerung von den Schönheiten der dortigen Alpenwelt bewahrt hat, der wird auf den ersten Blick den gewaltigen Bergriesen wieder erkennen, welchen unser umstehendes Bild darstellt. Es ist das Wetterhorn oder die Hasli-Jungfrau, deren Gipfel eine Meereshöhe von 11,412 Fuß hat, und deren gewaltige stumpfe Pyramide in einer beinahe senkrechten, scharf abgeschnittenen breiten Felsenwand gegen 5000 Fuß aus dem Grindelwalder Thalgrunde ansteigt. Lange galt diese gedoppelte Bergspitze, mit welcher sich an imposanter Erhabenheit nur wenige andere in der ganzen Kette der Berner Alpen messen können, für unersteiglich, bis im Sommer 1860 es dem Redakteur des Bund in Bern, Dr. Abr. Roth, und einigen Engländern gelang, die bisher noch unerstiegene äußerste Spitze des Wetterhorn zu erklimmen. Zwei dahinter liegende Spitzen, das Mittelhorn (11,415) und das Rosenhorn (11,360 Fuß hoch) waren schon früher erstiegen worden. Der Ausblick von der großen oder Hasli-Scheidegg, einem schmalen rasenbewachsenen Bergsattel, aus auf das mattenreiche langgestreckte Grindelwalder Thal mit seinen vielen zerstreuten Hütten und Häusern, welche auf der linken Seite von den furchtbaren starren Felsenwänden des Wetterhorns, das hier zu grausiger Höhe sich aufthürmt, überragt werden, sowie auf die übrigen benachbarten Bergriesen der Berner Alpen: Schreckhorn, Eiger und Mönch, ist in seiner Art einzig und unvergeßlich und gehört zu dem Erhabensten, was die Alpenwelt aufzuweisen hat.

Digitized by Google

Der Maulwurf.

(Mit Holzschnitt auf S. 48.)

Zur Vertheidigung eines vielverkannten harmlosen Thieres setzen wir heute die Feder an, denn wie viel auch schon über diesen Gegenstand geschrieben worden, die Verfolgung des armen Maulwurfs hat noch immer nicht aufgehört, und das Vorurtheil gegen dieses Thier ist noch nicht gebrochen und entkräftet. Und doch ist der Maulwurf trotz seiner Unscheinbarkeit, trotz seiner unterirdischen Lebensweise ein Thier, welches nach seiner geistigen und körperlichen Organisation durchaus nicht so tief auf der Entwickelungsstufe des Thierlebens steht, als es den Anschein hat. Unter den höhlengrabenden Thieren ist der Maulwurf unbedingt das geschickteste, und seine unterirdischen Baue sind wahre Kunstwerke, denn er gräbt nicht blos einfache Röhren in den Boden und hockt an dem Ende derselben, sondern er wühlt sich eine sehr verwickelte, unterirdische Wohnung mit Kammern, Gängen und anderen Anordnungen von außerordentlicher Vollkommenheit aus. Diese Wohnung hat regelmäßige unterirdische Straßen, die zu den Orten führen, wo der Maulwurf seine Nahrung findet, und zwischen all den einzelnen Theilen des weitverzweigten Baues besteht eine ebenso mühsam und sinnreich hergestellte Verbindung, wie diejenige eines modernen Eisenbahnsystems oder besser gesagt, wie diejenige von dem unterirdischen Netzwerk der Kloaken- und Abzugskanäle einer großen Hauptstadt. Aber auch außerdem ist der Maulwurf noch ein Thier von den verschiedensten Talenten und Vorzügen; er kann ziemlich geschwind laufen, er kämpft so hartnäckig wie eine Bulldogge, er kann sich seiner Beute unter dem Boden wie über denselben bemächtigen, er schwimmt kühn und ausdauernd, und senkt sehr tiefe Brunnenschachte hinab um seinen Durst zu löschen. Unsere lieben Leser sehen also, daß der Maulwurf ein ganz merkwürdiges Thier ist; und unsere verhältnißmäßig noch geringe Kunde von seiner Lebensweise läßt erwarten, daß wir von ihm noch manches Neue und Interessante erfahren werden. Der Maulwurf ist in der Erde kein unbeholfenes und träges Thier; nimmt man ihn aber aus seinem geeigneten Wirkungskreise heraus, so ist er allerdings so linkisch und ungeschlacht, wie ein Faulthier das man auf den ebenen Boden oder wie ein Seehund, den man aufs Trockene setzt. Sobald man ihn jedoch wieder in den ihm vertrauten Boden bringt, so wird er ein ganz andres Geschöpf — voll Leben und Thatkraft, und entwickelt eine wilde Rührigkeit, welche mit seinem langweiligen Aussehen und seiner anscheinend unbehülflichen Gestalt nicht zusammenzustimmen scheint. Der Abmangel jeder äußern Spur eines Auges verleiht dem Aussehen dieses Geschöpfes etwas Stumpfes, und sein Gang hat durch die eigenthümliche Gestaltung der zum Graben trefflich geeigneten Vorderfüße etwas Schwerfälliges und Unbeholfenes.

Ich habe an diesem Thiere von jeher großen Antheil genommen und seine Lebensweise vielfach beobachtet, soweit dieß überhaupt unter den sehr ungünstigen Verhältnissen geschehen kann, welche sich der Beobachtung eines Thieres von vorzugsweise unterirdischer Lebensweise beinahe immer entgegenstellen. Der Maulwurf kann alle Fähigkeiten seiner Natur nur dann entwickeln, wenn er unter der Erdoberfläche vergraben ist, und ist er dort, so können wir ihn nicht sehen. Eine Menge Geschöpfe des süßen Wassers und des Meeres können wir ziemlich genau beobachten, wenn wir sie in ein Aquarium setzen; allein bei Thieren, welche im Boden wühlen, hört bald alle Beobachtung auf.

Schon der Fang eines lebendigen Maulwurfs, ohne daß man ihn verletzt, ist keine leichte Sache; und ist er dann gefangen, so macht sein Unterhalt so gewaltige Mühe und zwingt zu so frühem Aufstehen, daß keiner auf Erfolg hoffen darf, wenn seine Wißbegierde sich nicht auf ungewöhnliche Ausdauer, Geduld und Entschlossenheit stützt.

So stumpf und leidenschaftslos der Maulwurf auch erscheint, so ist er doch weitaus der wildeste Vierfüßler unter allen Thieren unserer Zone, und wegen dieser Eigenschaften so merkwürdig, daß ich bezweifeln möchte, ob die großen Raubthiere der Tropen es an Wildheit, Rührigkeit oder Gefräßigkeit vergleichsweise mit ihm aufnehmen können. Wir brauchen den Maulwurf nicht wegen des langweiligen Lebens zu bemitleiden, welches er nach unserem Dafürhalten unter der Erde führen muß, denn dort allein fühlt sich dieses Thier glücklich

Digitized by Google

Durchschnitt eines Maulwurfshaufens.

und vermag alle seine verschiedenen Fähigkeiten zu entwickeln. Wir dürfen andre Dinge nicht nach unsrem Standpunkt beurtheilen; wir mögen vielleicht die Schwalbe um ihren sonnigen Flug durch die Luft beneiden, wenn sie Fliegen jagt, und den Maulwurf bedauern, wenn er auf der Jagd nach Würmern durch die finsteren Röhren seines Baues kriecht; und doch macht es ohne Zweifel diesen beiden Geschöpfen Gottes gleiches Vergnügen, den Zweck ihres Daseyns zu erfüllen, und dem Maulwurf macht das Erhaschen eines Wurms gewiß ebenso viel Freude, als der Schwalbe das Aufschnappen einer Fliege.

Jedermann weiß, daß der Maulwurf unter dem Boden wühlt und jene kleine Hügel aufwirft, welche uns allen vom Sehen so bekannt sind; aber den Wenigsten unter unsern lieben Lesern ist wohl die Ausdehnung oder Manchfaltigkeit der Gänge und Röhren eines solchen Maulwurfsbaues, noch der Umstand bekannt, daß das Thier nicht da und dort auf Gerathewohl gräbt, sondern bei seinem ganzen Höhlenbau nach einem regelmäßigen System verfährt. Wie der Maulwurf es anstellt, seine Gänge in solch bewundernswürdig geraden Linien zu graben, ist eine schwer zu beantwortende Frage, in Anbetracht, daß das Thier immer in stockfinsterer Nacht ist und wir gar keine Ahnung von dem haben, wornach sich der Maulwurf richten kann. Für uns Menschen und für alle mit Augen versehenen Thiere ist es beinahe eine Unmöglichkeit, bei geschlossenen Augenlidern in einer geraden Linie zu gehen, und jeder geübte Schwimmer weiß wie schwer es ist, selbst bei offenen Augen unter Wasser eine gerade Richtung zu behalten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Pauline Hain raffte das Atlaskleid auf ihren Arm zusammen, und schaute Henriette mit ihren großen ausdrucksvollen Augen an, in welchen sich die verschiedensten Gemüthsbewegungen aussprachen. Endlich blinkte eine Thräne in ihren Wimpern und sie wandte sich zum Gehen; auf der Schwelle aber kehrte sie sich noch einmal um, blickte Henrietten fest und mit einem eigenthümlichen Ausdruck in's Gesicht und sagte mit tiefer bewegter Stimme: „Schon gut, Fräulein Henriette! sein Sie versichert, daß ich Sie nie wieder Bäschen nennen oder irgendwie mir auf eine Verwandtschaft etwas zu gute thun werde, die Sie vor Anderen erröthen machen könnte. Verzeihen Sie mir überhaupt, daß ich mich seither noch einer Verwandtschaft erinnerte, welche Sie durch Ihre Handlungsweise stets ignorirt haben, ja schon von

Digitized by Google

der ersten Stunde an, wo ich als elternlose Waise eine Heimath in Ihres gütigen Herrn Vaters Hause fand. Ich werde künftighin meinen Standpunkt kennen!" Damit schritt sie rasch aus der Thür.

Ida war beschämt, Henriette starrte ihr wortlos nach.

„Welche Unverschämtheit!" sagte diese endlich mit einem geringschätzigen Lächeln; „was brauchte sie mir überhaupt hierauf zu antworten, nachdem ich sie so höflich auf ihre Fehler aufmerksam machte? Was bildet sich denn das Lärvchen ein, das betteln müßte, wenn ihr der Papa nicht ein Unterkommen gewährte?"

„Aber liebes Jettchen, ich begreife nicht, weßhalb Du Paulinen nicht ungeschoren lassen kannst!" sagte Ida. „Du weißt sie doch immer für Dich zu gebrauchen, denn sie hat beständig für Dich zu sticken oder zu nähen. Und ich sollte meinen, Henriette, daß ihr eigentlich niemand mit Recht den Vorwurf der Zudringlichkeit machen kann. Ich wenigstens sehe sie selten genug hier oben in unseren Zimmern."

„Das wollt' ich mir auch verbeten haben," sagte Henriette kalt und richtete mit einem gewissen Selbstgefühl ihre kurze dicke Figur auf; „ich glaube mit einigem Recht verlangen zu können, daß ich mir wenigstens mein Zimmer rein erhalte von Personen, die mir nicht behagen, und ich kann nun einmal Paulinen nicht ausstehen. Abgesehen davon, daß mir alle armen Verwandten, welche sich immer wie Kletten an uns anhängen, seit sie des Vaters allzu große Gutmüthigkeit in diesem Stücke kennen, zuwider sind, bin ich Paulinen schon deßwegen gram, weil ihr Gesichtchen sogleich Aller Augen auf sich zieht. Mögen wir Herren oder Damen in unserm Salon sehen, so darf sie nur eintreten, um zu serviren, und sogleich ist von nichts andrem mehr die Rede, als von diesen 'frischen Wangen', diesem 'reizenden naiven Gesichtchen', dieser 'heitern kindlichen Physiognomie', und wie die tausenderlei gewürzten Lobeserhebungen alle heißen, die wir dann zu hören bekommen, und die uns gewissermaßen überzeugen, daß wir eigentlich nur die Folie für dieses — Bauernmädchen bilden!"

„Henriette, Du gehst doch wahrlich zu weit!" versetzte Ida mit schmachtender Empfindsamkeit; „Pauline ist eine arme, heimathlose, verlassene Waise. Ihr Bißchen Jugendfrische und heitere Laune sind ihr einziges Vermögen und Glück. Du solltest sie darum nicht zur Aschenbrödel machen wollen! Wer weiß, ob nicht noch Zeiten kommen, wo sie auf uns herabsehen kann?"

„Viel Glück dazu!" meinte Henriette mit einem geringschätzigen Achselzucken. „Ich werde das Gänschen wahrlich nicht um diejenigen Parthieen beneiden, welche sie mit ihrem glatten Lärvchen machen kann. Das Märchen von der Aschenbrödel ist in unseren Tagen außer Kurs, mein romantisches Schwesterchen, und Deine letzte Aeußerung schmeckt sehr darnach, als ob Deiner humanen Freundlichkeit und Deiner philanthropischen Milde gegen Paulinen eine starke Dosis Berechnung beigemischt wäre!"

„Henriette! . . . ." sagte Ida halb empfindlich; „Du kannst so hart, so bitter sein! Du legst es darauf an, härter zu erscheinen als Du bist, denn ich bin überzeugt, Du würdest Dich doch selber freuen, wenn Pauline eine gute Parthie machte!"

„Glaubst Du, Ida?" versetzte Henriette und warf stolz den Mund auf; „Du suchst allerdings ein gewisses Verdienst darin, großmüthig und edelherzig zu erscheinen, weil Du ganz von Deinen Roman-Ideen erfüllt bist. Ich glaube, die Heldinnen der Romane sind immer arme, unglückliche junge Mädchen, die nach unzähligen Verfolgungen und Kümmernissen reiche edle Männer heirathen. Das schwebt Dir vor, und Du würdest am Ende selbst die Hand dazu bieten, Paulinen zu einer guten Parthie zu verhelfen, nicht wahr? — Jenun, mein Standpunkt ist ein ganz anderer. Eine Heirath mit einem Gewerbsmann, einem Fabrikaufseher, ja sogar einem der Buchhalter Papa's würd' ich Paulinen nicht mißgönnen; aber aus unseren Kreisen hier oben werde ich sie fern halten. War ich nicht gleich von Anbeginn dagegen, daß sie im Hause bleibe? Bat ich nicht Papa, er soll Paulinen nach Friedrichsfeld schicken und zu einer Gouvernante ausbilden lassen, wenn er ja absolut die Rolle der Vorsehung bei seinen armen Verwandten spielen wolle? Aber da kannst Du mir in die Quere und batest für Paulinen, und dem Papa selbst war damit gedient, denn er

Digitized by Google

hatte einen Narren an dem Mädchen gefressen, und die kleine Katze hat sich auch seither so ganz in Papa's Gunst einzuschmeicheln gewußt, daß er in diesem einzigen Stücke seinen eigenen Willen durchsetzt und sie im Hause behält. Deßhalb können wir sie leider Gottes nicht ganz aus dem Wege halten und müssen dulden, daß sie bei Gesellschaften aufwarte . . . ."

„Wo sie sich übrigens niemals vordrängt," wandte Ida ein.

„Einerlei! schen ihre Anwesenheit genügt, um uns zu schaden!" sagte Henriette kalt. „Hast Du denn noch nie bemerkt, Schwester, daß Pauline hübsch ist, hübscher als wir beide — und daß sie es weiß? Erst neulich fragte mich der junge Bondörfer, wer denn das allerliebste Mädchen sei, das Morgens auf unserem Balkon die Blumen begossen habe; und ich mußte eine Geschichte erfinden von einem armen Mädchen, dem unser Papa ein Obdach in unserm Hause gegeben habe. Wenn es aber so fortgeht, so werden die jungen Herren aus der Stadt bald ihr Fensterparaden machen und nur ihretwegen unsern Salon besuchen. Der junge Moritz Müller hat ja schon Verse auf ihre Augen gemacht, die im Intelligenzblatte gestanden haben sollen!"

„Wirklich? Ei, das ist ja fürwahr romantisch!" sagte Ida schmachtend. „Jenun, wenn die jungen Männer sich für Paulinen interessiren wollen, liebe Henriette, so können wir beide es ihnen doch nicht verwehren oder sie daran verhindern. Mir gefällt das allerliebst, denn gerade in diesem Roman hier heirathet auch eine arme Gouvernante, die Tochter eines armen Landpfarrers, den reichen Lord Rochester, während die vornehme, reiche, stolze Gräfin Clara Ormond . . ."

„Um's Himmels willen, Ida, laß mich mit Deinen verrückten Romangeschichten in Ruhe!" fiel ihr Henriette unwillig in's Wort. „Ich glaube, wenn Robert, den wir heute noch erwarten, es sich in den Kopf setzte, sich in dieses Landmädchen zu verlieben, Du würdest ihm aus lauter Romantik noch die Hand dazu bieten und Dich gar darüber freuen!"

„Und warum nicht, Henriette? Ich bin Fatalistin, Schwesterchen; ich glaube felsenfest, daß unser Schicksal droben über den Sternen im Voraus bestimmt wird, und daß es nicht in der Macht der Sterblichen liegt, etwas daran zu ändern," erwiderte Ida schmachtend und gedehnt und wickelte eine ihrer langen Locken um den feinen Finger. „Wenn es also im Rathe des Schicksals beschlossen ist, daß Vetter Robert Paulinen bewundre, so kann ich nichts daran ändern und ergebe mich geduldig darein, obschon ich gestehe, daß ich ihn Dir lieber gönnen würde, Henriette, weil ich weiß, daß es ein Lieblingsgedanke der Mama ist, ihn zum Schwiegersohne zu haben, und weil Du wirklich auch ganz trefflich für ihn passen würdest!"

„Sehr verbunden, meine Liebe, für dieses Wohlwollen gegen mich," sagte Henriette spöttisch. „Ich bin dagegen keine Fatalistin, sondern ein einfaches praktisches Mädchen, das recht gut weiß was es will, und seinen Willen durchzusetzen versteht, und ich sage Dir, daß ich meinen Kopf darauf gesetzt habe, den Vetter Robert zu heirathen, — daß ich den Anstoß zu dieser Soiree gegeben habe, womit ich dem Vetter eine Ehre bereiten will, und daß ich mir wahrlich alle diese Mühe nicht gegeben haben würde, wenn ich so thöricht wäre, eine solch' gute Parthie wie Robert durch die Finger schlüpfen zu lassen! Ich bin meines Erfolges schon ganz sicher!"

„Das glaub' ich, Schwester, und gönne Dir's von Herzen!" sagte Ida; „was eine Frau will, das will ja auch der liebe Gott! sagt ein französisches Sprüchwort. — Und doch befremdet es mich, Liebe, wie Du solch' ernste Geschäfte, von denen Dein ganzes zukünftiges Lebensglück abhängt, so keck und entschlossen und kaltblütig entwerfen und ausdenken kannst. Mir ist der Gedanke, daß ich die Liebe eines Mannes missen sollte, nur um die Vortheile des Reichthums und einer geachteten Lebensstellung einzutauschen, geradezu peinlich. Ich wäre außer Stande, einen solchen Kompromiß zwischen Herz und Verstand einzugehen! Nur dann, wenn ich ein wahlverwandtes reiches Gemüth und einen reichen Geist in einem Manne gepaart fände mit edler männlicher Schönheit, könnte ich mein Herz und meine Hand mit Begeisterung vergeben!"

„Wahlverwandte Seelen!" lachte Henriette spöttisch. „O kleine unpraktische Träumerin, man

Digitized by Google

sollte nicht glauben, daß Du Deiner Mutter leibliche Tochter bist. Reiches Gemüth und reichen Geist! Bah, das sind Phrasen, liebe Ida! Meinen Anforderungen an einen Gatten kann nur derjenige Mann entsprechen, der im Stande ist, ein angesehenes Haus zu machen, und mir alle Behaglichkeiten von Reichthum und Wohlleben zu verschaffen, ein Mann, der mir in allen Stücken willig folgt und seinen Willen nie über den meinigen setzt! Ob er dann jung oder alt, schön oder häßlich ist, gilt mir ganz gleich; denn was 'männliche Schönheit' anlangt, so kann ich Dir sagen, meine kleine Romanheldin, daß in der ganzen weiten Welt das Gold das beste Lebenselixir ist, um sich jung und schön zu erhalten! — Liebe in einer Hütte, Idchen, und Armuth mit Wassersuppe und Liebe, ländliche Einfachheit und stilles Glück, das sind Phrasen und Jugendthorheiten, die man in reiferen Jahren doch nur bitter bereuen würde. Und ehe Du solchem Wahn Dich hingäbest, mein liebes Kind, wäre Dir besser, Du heirathetest Papa's letzten Commis — auch solch einen entfernten armen Vetter vom Lande, der in diesen Tagen hier eintreffen soll, um bei uns sein Glück zu machen. Da wäre doch wenigstens noch ein Bißchen Vernunft bei der Romantik, denn Ihr könntet dann drüben im alten Gartenpavillon wohnen, hättet einen Garten, einen Springbrunnen, ein Mooshüttchen und eine Fliederlaube, um darin Abends zu kosen und Mittags Siesta zu halten, und es wäre ein köstliches Intermezzo, wenn ihr dann eines Mittags mit einem Hornissenstich auf der Nasenspitze erwachen würdet!"

— „Ach geh', Jettchen, nun wirst Du wieder bitter und sarkastisch!" versetzte Ida, die nun erst merkte, daß die Schwester sie neckte. — „Laß mich doch mit dem neuen Commis und Vetter in Ruhe, der ein ganz braver Mensch sein mag, denn Du weißt ja, daß auch unser Papa einst nur ein armer Junge vom Lande war und ein armer Commis. Und Du solltest mich mit diesem Vetter schon gar nicht necken, liebe Henriette," fuhr sie beinahe bittend fort und dämpfte ihre Stimme zu einem geheimnißvollen Flüstern, „seit ich Dir mein Herzensgeheimniß halb und halb anvertraut habe! Denke Dir, ich sah den wunderschönen fremden Herrn, der mich neulich im Konzert so sehr interessirte und keinen Blick von mir verwandte, heute schon zweimal unter unseren Fenstern vorüber und dem Garten entlang gehen. Das eine Mal war ich gerade auf dem Balkon, da blieb er stehen, betrachtete unsere Blumen und warf dann einen langen, schmachtenden, seelenvollen Blick zu mir herauf, der dem meinigen gerade begegnete . . . .

„Unter dem Einfluß einer vom Himmel gesandten Schickung, natürlich?" fiel ihr Henriette lächelnd in's Wort, konnte aber doch ein gewisses Interesse an den Mittheilungen der Schwester nicht verhehlen.

— „Und warum sollte es keine Schickung von oben sein, Jettchen?" fragte Ida ernst. „War es nicht in hohem Grade auffallend, daß er schon in dem Konzert, wo es doch nicht an schönen reichen Mädchen fehlte, die mir an äußeren Vorzügen weit überlegen sind, nur mir seine ungetheilte Aufmerksamkeit widmete und mich keinen Moment aus den Augen ließ?"

„Nun ja, es mag eine Schickung sein, Kind; aber was geschah weiter?" drängte Henriette.

— „Denke Dir, Schwesterchen! als unsere Augen sich so in einem langen, freundlichen, seelenvollen Blicke begegneten, da grüßte er mich herauf mit einer solchen Grazie und Verbindlichkeit, mit einer so ausgezeichneten Höflichkeit, daß ich über und über erröthete und es mich wie ein elektrischer Schlag durchbebte . . . ."

„Nun? und dann?"

— „Dann wandte er sich an Alfred Dönning, der neben ihm stand und schien eine Frage an diesen zu richten . . . ."

„An Alfred Dönning?" rief Henriette überrascht; „ist er ein Freund vom jungen Dönning, so ist er jedenfalls nicht weit her, — vielleicht ein Abenteurer, ein Spieler, in irgend einem Bade aufgelesen! Dönning ist ein Windbeutel, und seine Freunde sind selten etwas besser!"

— „Nicht doch, Henriette! Alfred Dönning hat ja in den besten Häusern Zutritt, seit sein Onkel starb und ihm sein ganzes Vermögen hinterließ," erwiderte Ida überrascht.

„Nun ja, man ist ihm aus Rücksicht für sein Vermögen anfangs entgegengekommen, liebes Kind; allein wenn er es so forttreibt, so soll er

Digitized by Google

bald mit seinem Erbe fertig sein und wird dann wieder ausgeschlossen werden. Papa sagt, er sey ein unverbesserlicher Spieler. Und Dein interessanter Fremder war in seiner Gesellschaft?"

— „Allerdings, Jettchen, er ging mit Alfred Dönning, aber nur so wie jemand, der sich von einem Andern die Stadt oder Gegend zeigen läßt, in welcher er fremd ist," entgegnete Ida bewegt und mit einem gewissen warmen Eifer, um ihren 'Unbekannten' zu entlasten. „Ich bin ganz überzeugt, daß der interessante Fremde nicht zu Alfred Dönning's näheren Freunden gehört. Er sieht so bleich aus und so ernst, — es ist als ob er einen geheimen Kummer in sich trüge — und dabei hat er etwas so edles, vornehmes, distinguirtes an sich. Ich bin überzeugt, daß er ein Ausländer von Stande sein muß. — Und als ich schnell in den Salon zurücktrat, weil ich über mein eigenes Erröthen und seinen Gruß so verwirrt war, und nur durch die Vorhänge nach ihm hinunter zu sehen wagte, da sah ich beide weiter gehen, und wähnte zu hören, wie Alfred Dönning zu ihm sagte: 'Es ist heute Abend großer Ball in jenem Hause, Herr v. Damiani, und da ich selbst eine Einladung dazu erhalten habe, werde ich mir das Vergnügen machen, Sie daselbst einzuführen!' — Du magst nun selbst sehen, ob ich es nicht als eine Schickung betrachten darf, daß ich ihm heute Abend begegnen soll! Mir ahnt wenigstens in meinem Herzen, daß es keine gewöhnliche Begegnung sein wird!" setzte Ida mit einem Seufzer und mit einem leichten Erröthen und gesenktem Blicke hinzu.

Henriette lachte laut und äußerte spöttisch: „Fürwahr, ich muß sagen, für ein Mädchen, das in einigen Stunden dem Wendepunkt seines Lebens entgegensieht, bist Du merkwürdig gefaßt und kaltblütig! Warum aber, wenn Du doch heute Abend einen gewissen bleibenden Eindruck auf diesen Herrn v. Damiani zu machen wünschest, denkst Du noch nicht an Deine Toilette? Ist es da nicht doppelt angezeigt, Dich auf's beste herauszuputzen? Er kann doch glauben, daß Du ihn erwartest, nachdem Du die vielleicht absichtlich laute Aeußerung von Alfred Dönning vernommen ...."

Der Eintritt der Mutter, der Kommerzienräthin Balder, machte der Unterredung der beiden Mädchen ein Ende. „Kommt, Kinder, sputet euch!" rief sie; „der Friseur ist da, den ich eigens für euch aus der Residenz habe kommen lassen, daß er euch coiffire. Du, Jettchen, trägst heute Abend breite griechische Scheitel, die Zöpfe über der Stirne um den Kopf geschlungen und das goldene Stirnband mit den Brillanten! Dich, liebes Idchen, werden die langen englischen Locken am besten kleiden, denn sie passen ganz zu Deinem Style von nachdenklicher ruhiger Schönheit. Ihr sollt mir heute Abend Effekt machen, Kinder!" setzte sie zuversichtlich hinzu und betrachtete mit mütterlichem Stolze ihre beiden ältesten Töchter; „ich wünsche, daß ihr alle anderen jungen Damen der Stadt überstrahlet! Ihr sollt gleichsam die Mittelpunkte sein, zu denen Roberts Blicke immer zurückkehren müssen, wenn er sich unter den anderen umgesehen hat. Aber nun kommt, Kinder! Laßt Herrn Seevin nicht zu lange warten."

Und während Henriette und ihre jüngere Schwester die Häupter unter die kunstreiche Hand des Friseurs beugten, durchwandelte die Kommerzienräthin noch einmal ihr Haus und musterte die getroffenen Anordnungen zu dem Feste. Hier wo es galt, dem Gesinde und den Handwerkern zu imponiren, legten sich ihre Züge wieder in eherne strenge Falten, und sie war ganz die stolze, herrschgewohnte, reiche Frau, die von ihrer eigenen Bedeutung und ihrem Werthe mehr als erfüllt ist, — ganz dieselbe Emporkömmlingin, für die sie in der ganzen Stadt galt. Auch heute war sie wieder mit gar nichts zu befriedigen. Nirgends war ihr genug Glanz und Pracht, überall hatte sie noch zu tadeln, zu verbessern, und der alte Gärtner, welcher gerade mit Kränzen beladen die Hintertreppe heraufkam, warf seine Gewinde von Fichtenreisern nur in einen Heizwinkel und schlich sich wieder hinab, als er ihre tiefe Stimme drinnen in den Sälen kreischen und tadeln hörte. „Wir wollen warten, bis sie aus dem Wege ist!" flüsterte er drunten Paulinen zu, welche in der Wirthschaftsstube die papiernen Rosen auf die Guirlanden und Kränze nähte. „Der Drache ist los und da thun wir am besten, ihm auszuweichen!"

„Ah, pfui doch, Thomas! so über die Tante zu sprechen!" sagte Pauline mißfällig. „Sie thun mir wirklich weh mit solchen Ausdrücken. Wir essen ja beide das Brod dieser Frau, und wir sind auch nicht ohne Fehler."

Digitized by Google

3.

Die Kommerzienräthin war eben mit ihrem Rundgang fertig und hatte noch die Verzierungen der Hausflur im Erdgeschosse und der großen Treppe gemustert, als durch den dämmernden nebeligen Abend, eine hohe, etwas vornüber gebeugte Männergestalt in's Haus trat.

„Ah, Du bist es, Balder?“ rief sie ihm zu, den sie jetzt, wo er auf die gaserleuchtete Rotunde am Fuße der Treppe heraustrat, für ihren Gatten erkannte, den großen Fabrikherrn. „Was bringst Du, Gottfried? ist Robert angekommen?“

„Noch nicht — er wird vermuthlich erst mit dem Abendzug eintreffen. — Eine Lampe auf mein Zimmer, Stephan!“ wandte er sich an den Diener.

„Sogleich, Herr Kommerzienrath!“

„Wie, Balder, Du willst nicht herauskommen und Dich umkleiden?“ fragte Frau Balder, einigermaßen überrascht von dem ernsten, ja beinahe traurigen Ausdruck seines Gesichts und dem tiefen bewegten Ton seiner Stimme, und folgte ihm den Gang neben der Treppe entlang bis in sein Privatzimmer, das nach dem Garten hinausging. „Ist dieß die festliche Miene, mit welcher Du Deinen Neffen empfangen willst?“ fragte sie mit einem kalten vorwurfsvollen Blick, als der Diener die Lampe auf den Consoletisch gestellt und sich wieder entfernt hatte.

„Mir ist nicht festlich zu Muthe, Albertine,“ entgegnete der Kommerzienrath, nachdem er ein Päckchen Briefe aus der Tasche seines Ueberrocks genommen und diesen abgelegt hatte, und stellte sich mit dem Rücken an den wärmespendenden Porzellanofen. Und wie er so dastund, gesenkten Hauptes, die Blicke starr auf den Lichtkreis gerichtet, welchen die Lampe auf die bunten Blumen und Arabesken des Fußteppichs warf, ein bleicher, hagerer Mann, früh gealtert und mit Sorgen-gefurchtem Gesicht und spärlichem grauem Haar, da erschien er minder heimisch in diesem eleganten Zimmer, als in seinem Comptoir drunten auf der Fabrik, wo er dreißig Jahre lang rastlos und mit Aufgebot aller Kräfte gearbeitet hatte, um der bedeutendste Fabrikherr der Provinz zu werden; — je, da schien es sogar, als ob alle Größe und aller Gewinn, alles Ansehen und alle äußere Bedeutung doch diesem Manne den inneren Frieden und die Ruhe nicht hätten geben können, welche einem Manne seines Alters, so den Sechzigen nahe, nach solch angestrengter Arbeit von Rechts wegen zukäme.

Das hartnäckige Schweigen ihres Gatten und sein stierer Blick, seine besorgte Miene übten einen tiefern Eindruck auf seine Frau, als die beredtesten Vorstellungen gethan haben würden, die er ihr über eine Geldverschwendung hätte machen können, worüber ihr Gewissen in ruhigeren Momenten nicht ganz ruhig war. „Was hast Du, Gottfried?“ fragte sie; „warum gerade heute so düster, wo ich Dich fröhlich gewünscht hätte, um Robert, Deinem Neffen, einen herzlichen Empfang zu bereiten?“

„Laß mich sein, wie ich bin, Albertine! Die Zeit ist nicht dazu angethan, zu lachen und zu scherzen, wenn jeder Tag neue Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten schafft, wenn jede neue Zeitung aus Amerika Nachrichten bringt, welche den Einsichtsvollen ahnen lassen, daß die Krisis, die sich auf dem Geld- und Weltmarkte vorbereitet, zu riesigen Verhältnissen anwachsen muß! — Ihr thörichten, leichtsinnigen, einsichtslosen Weiber könnt allerdings noch tanzen und lächeln, selbst wenn ihr wißt, daß euch nur ein schwankes dünnes Brett vom Abgrunde trennt!“

„Bah, das sind wieder die alten krankhaften Visionen, Gottfried!“ sagte die Kommerzienräthin kalt. „Dein Unterleib ist wieder in Unordnung, Balder! Du mußt wieder Rakoczi trinken. Aber zwinge Dich wenigstens, heute etwas heiterer zu sein! Was muß denn Robert, was müssen unsere Gäste denken, wenn sie Dich mit solchem Jammergesichte sehen?“

„Robert ist Kaufmann genug, um zu begreifen, daß ich dermalen nicht auf Rosen gebettet bin, Albertine,“ versetzte ihr Gatte düster; „er wird ahnen, was mich ernst und sorgenvoll macht. Der Junge müßte kein Balder sein, wenn er nicht ein tüchtiger Geschäftsmann wäre, und er ist sicher nicht aus der Art geschlagen. Und was Deine Gäste anlangt, Albertine, so sind sie mir alle zusammen zu gleichgültig, dieses Pack von Schmarotzern und aufgeblasenen Weibern und verzogenen Töchtern, als daß ich mir ihretwegen auch nur eine halbe Stunde lang Zwang anthun und aus meinem Gemüth eine Komödie machen sollte, wenn sich mir die bängsten Befürchtungen mit unausweichbarer

Digitized by Google

verhängnißvoller Hartnäckigkeit durch die Seele wälzen und mich fast erdrücken!"

„Ich werde zum Arzte schicken, Gottfried, Du bist krank! . . ."

„Ja, krank am Herzen und am Willen, halb verrückt vor Sorgen," murmelte Balder, und wandte sich ab. „Ich habe heute Abend fünfzig Arbeiter entlassen müssen — es war ein Jammer auf der Fabrik, daß mir die Ohren davon gellen! Es waren Verheirathete darunter, und der Winter ist vor der Thüre! Und wie bitter muß den Leuten erst die Armuth werden, wenn sie heute Abend die Fronte und die Fenster dieses Hauses im hellsten Kerzenschein über das Thal hin werden leuchten sehen, wenn der Nachtwind ihnen die fröhliche Tanzmusik hinüberträgt in die Vorstadt, und wenn sie ahnen, daß ich mit dem Gelde, was dieses Fest mich kosten muß, sie noch einen Monat länger hätte beschäftigen können! — Albertine, die Verwünschungen, welche heute Nacht über mich ausgestoßen werden dürften, kommen zum Theil über Dein Haupt!"

„Mich berühren sie nicht, und wenn sie so laut schrieen, daß sie unsere Tanzmusik übertönten," erwiderte Frau Balder kalt. „Unser Ball ist allerdings theuer, allein der Zweck, den ich dabei im Auge habe, Roberts und unserer Kinder Zukunft..."

„Und Deine ungemessene Eitelkeit und Prunkliebe, Albertine!" fiel ihr Gatte ihr düster in's Wort. „Ich fürchte, Du irrst Dich in Robert gewaltig, und er billigt so wenig als ich den ungemessenen unsinnigen Aufwand, welchen Du und Deine Töchter machen! Er ist Kaufmann und eines Kaufmanns Sohn; er kennt den Werth des Geldes besser als Du wähnst. Er wird mich verdammen und meine lächerliche Schwäche, daß ich in solche tolle Verschwendung willigte, und er hat Recht — ich verdiene den herbsten Tadel über meine Nachgiebigkeit; aber was soll ich thun, um mir Ruhe zu schaffen, jene Ruhe, die ich zu meinen Unternehmungen bedarf? Von Dir jedoch, Albertine, ist es unverantwortlich, daß Du mit meiner Ehre und mit meinem Kredit so frevelhaft spielst, und um Deines zügellosen Ehrgeizes willen . . . ."

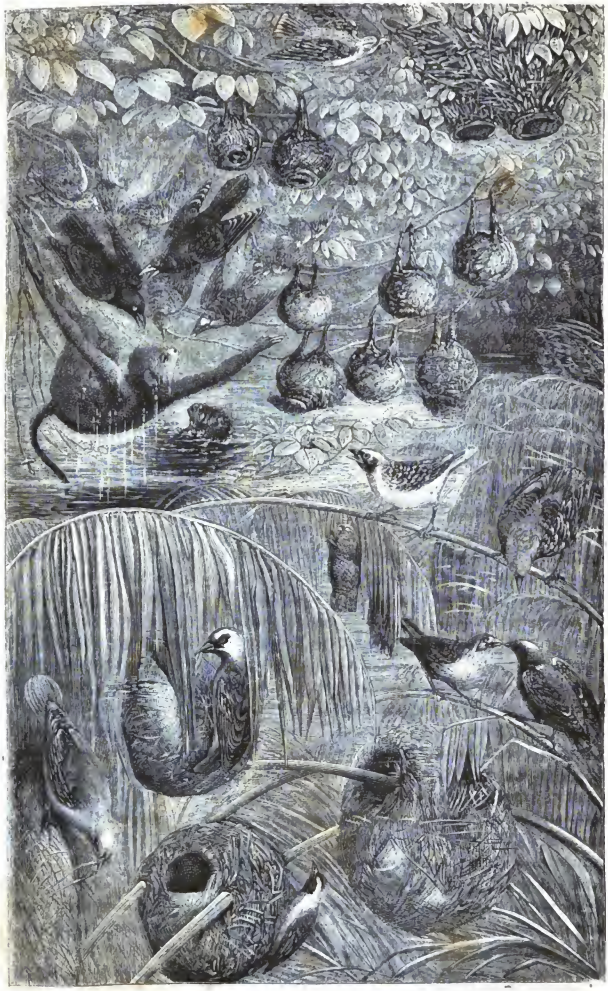
„Schweig', Balder!" fiel ihm seine Gattin herb in die Rede; „Du hast allein alle Schuld. Früher hast Du mich verwöhnt — ich mußte Aufwand machen, um Dir Kredit zu schaffen; ich that es und kann folgerichtig nicht wieder abbrechen und zurückgehen, zumal nicht jetzt, wo wir zwei Töchter zu verheirathen haben. Warum hast Du meinen Rath nicht befolgt? Vor zehn Jahren verlangte ich, Du solleſt einen Theil Deines Kapitals aus dem Geschäfte ziehen, das Gut Sommerau dafür kaufen und auf mich und die Kinder einschreiben lassen, anstatt von Jahr zu Jahr neue Gebäude zu errichten, neue Maschinen anzuschaffen und die Fabriken und damit das Risico zu vergrößern . . . . Wenn nun Deine Berechnungen fehlschlagen, und wenn ich den letzten Wurf thue, um wenigstens unsere beiden ältesten Töchter zu versorgen, so ist mein Gewissen um so ruhiger, als ich ja damals wirklich Recht hatte, wo ich meinen Willen wegen Sommerau durchsetzen wollte . . . . ein ganz praktischer Plan, welcher nur an Deinem Eigensinn, Deiner Kurzsichtigkeit und Verblendung scheiterte, aber Dir je länger desto mehr als gerechter Vorwurf auf der Seele brennen wird. Wie viel ruhiger könntest Du nun sein, wenn unsere Zukunft durch den Besitz eines Ritterguts gesichert wäre!..."

Eine Pause entstand; der Vorwurf mochte etwas gegründet sein und dem Fabrikherrn zu Herzen gehen; aber das heutige Fest, das so seltsam und verhängnißvoll mit der Entlassung der Arbeiter zusammenfiel, schien den Geist des Mannes ausschließlich zu beschäftigen. „Ich rede nicht von vergangenen Dingen," sprach er dumpf; „es handelt sich nur um die Gegenwart — dieses Fest ist ein ganz nutzloses, eine rein muthwillige Ausgabe. Irgend ein Zufall kann Robert unterwegs aufgehalten haben, und er kommt gar nicht, und dann sind nicht nur Deine Erwartungen vereitelt, Albertine, sondern meine Feinde und Neider haben einen gegründeten Vorwurf mehr gegen mich in Händen, wenn . . . ."

„Kein Wenn und kein Aber, Balder!" unterbrach ihn die Kommerzienräthin, um ihn das gräßliche Wort nicht aussprechen zu lassen, vor welchem ihr selbst graute. „Wenn Robert heute Abend nicht aukommt, von irgend einem Hinderniß aufgehalten, so sind wir außer aller Schuld; aber es wäre ärgerlich, wenn wir uns mit diesem Ball vergebliche Mühe und Kosten gemacht hätten, um ihn zu bewillkommen!"

„Nützt ich nicht, die Soiree noch um einige

Digitized by Google



Afrikanische Webervögel. (Text hiezu auf S. 26).

Digitized by Google

Indianerhütte im Mittellande von Mexiko (Text hiezu auf S. 61.

Digitized by Google

Tage hinauszuschieben, wenn sie je so unerläßlich war, wie Du sagtest? . . . ."

„Ja, damit Du Zeit gewannst, sie ganz zu vereiteln — abgeneigt wie Du warst gegen mein ganzes Vorhaben!" sagte die Kommerzienräthin. „Aber genug davon! Die Sache ist nun einmal so, und zu geschehenen Dingen muß man das beste reden! — Aber was für ein Brief ist das, den Du eben öffnest? Neue schlimme Nachrichten?"

„Nein, nur ein Brief von meinem Bruder. Christian schreibt mir, sein Sohn Rudolph, den ich als zweiten Buchhalter in's Geschäft nehmen will, weil ich in solchen Zeiten nur zuverlässige und discrete Leute um mich haben muß, wo jede Indiscretion meinen Ruin herbeiführen kann," setzte er wie eine mildernde Entschuldigung hinzu, denn er wußte, daß er seiner Frau eine sehr unangenehme Mittheilung mache; „Christian schreibt mir also, daß Rudolph heute Abend eintreffen wird, und ich wollte Dir nur sagen, Albertine, daß wenn der junge Mensch noch nicht da ist ... er jedenfalls noch heute kommen und bei uns hier absteigen wird . . . ."

„Hier? bei uns? und gerade heute, an unserm Gesellschafts-Abend? . . ." sagte die Kommerzienräthin und ihr Gesicht erglühte vor Entrüstung.

„Als ob Rudolph und sein Vater dieß hätten errathen können?" versetzte Balder trocken. „Uebrigens kommt er vielleicht erst spät an und wird eure Freude nicht stören, woran jedoch auch nichts läge, denn ich denke, mein Geschäft geht vor eurem Vergnügen, und ich werde den Jungen schon hier unten beschäftigen. Du wirst also die Güte haben, einstweilen ein Zimmer für ihn herrichten zu lassen, daß er ein Unterkommen findet, wenn er eintrifft!"

„Aber wir haben alle Gastzimmer voll, Gottfried! ich weiß ihn nicht mehr unterzubringen," sagte Frau Balder kalt und entschieden. „Das beste Gastzimmer haben wir natürlich für Robert gerüstet, und in den anderen beiden übernachten die Fräulein v. Seewald mit ihrer Mama und die junge Gräfin Spaneck, denen wir doch nicht zumuthen können, bei solchem Wetter nach dem Balle zwei Meilen weit auf ihr Gut zurückzufahren. Also wird es wohl das gerathenste sein, wenn ich im Englischen Hofe ein Zimmer für den neuen Vetter vom Lande bestelle . . . ."

„Nichts da! was fällt Dir ein? meines leibhaftigen Bruders Sohn sollte im] Gasthof einquartiert werden, während wir hier landfremde Personen beherbergen, die keinen anderen Anspruch an unsere Gastfreundschaft haben, als die Befriedigung Deiner Eitelkeit, einige adelige Damen auf eurem Balle zu sehen! Ich sage, Albertine, der Neffe wird hier Aufnahme finden!"

„Dann sorge Du für ihn — ich weiß nicht Rath zu schaffen! Ich habe noch so viel zu sorgen und zu ordnen, daß ich kaum weiß wo mir der Kopf steht, und mich nicht um das Unterkommen eines solchen täppischen Bauernburschen bekümmern kann!"

„Bauernburschen? täppisch?" wiederholte Herr Balder und die Galle ward ihm warm, so daß er seiner Frau einen Blick voll Entrüstung zuwarf; da sie aber denselben mit der kälteſten Gleichgiltigkeit erwiderte, so begnügte sich Herr Balder am Ende mit einem Seufzer und stummen Kopfschütteln, und sagte: „Nun denn — auch gut! Wir wollen einmal sehen, wer seinen Willen durchsetzt! Ich werde mich an Paulinen wenden, damit Du und Deine vornehmen Töchter nicht von dem Bauernburschen behelligt werden!" Damit eilte er hinaus.

Die Kommerzienräthin sah ihm erstaunt nach. „Bah, es lohnt nicht der Mühe, sich darüber zu ärgern. Wenn nur Robert gewiß kommt, was liegt dann an dem Andern?!" Und so rauschte auch sie aus dem Zimmer und ging zu ihren Töchtern hinauf, um diesen die unholde Kunde zu bringen.

„Das sind erbauliche Nachrichten!" rief Henriette ärgerlich; „es ist doch abscheulich, daß uns jede Freude in's Wasser fallen muß. Nicht genug, daß Robert nicht zu kommen scheint, für den wir uns so sehr angestrengt haben, so muß uns Papa's Schwäche für seine Verwandten auch noch diesen Bauernburschen da auf den Nacken setzen! Natürlich wird ihn Papa nun schon uns zum Trotz in die Gesellschaft einführen, und er wird nicht so viel Takt haben, entweder wegzubleiben oder sich wenigstens nicht für unsern Verwandten auszugeben. Mama, was ist da zu machen?"

Die Kommerzienräthin zuckte die Achseln. „Papa ist heute Abend so gereizt, Kinder! ich kann es nicht umgehen, diesen Rudolph hier aufzunehmen, aber wir geben ihm ein Dachstübchen . . ."

„Und Du sagst Stephan, er solle ihm bedeu-

Digitized by Google

ten, daß er auf seinem Zimmer bleiben möge, da Du ihn heute Abend nicht empfangen könntest! Nicht wahr, Mama?“ fiel Henriette ein.

„Nein, nicht so, Mama,“ bat Adelheid; „wir führen ihn lieber hier ein und bitten einen unserer älteren Herren, ihn zu beschäftigen.“

„Wir haben keine älteren Herren eingeladen, denen wir ihn anvertrauen könnten,“ sagte Henriette schnippisch. „Die alten Herren, welche der Vetter vom Lande heute hier trifft, sind lauter Männer, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, diesen täppischen Vetter mit Champagner betrunken zu machen und ihn dann plaudern zu lassen — ihm 'die Würmer aus der Nase zu ziehen,' wie sie es nennen — und dann morgen alles gleich weiter zu erzählen, damit die ganze Stadt auf unsere Kosten lache. Es ist abscheulich von Papa, daß er uns dieß angethan hat,“ setzte sie ärgerlich hinzu, so daß ihr die Thränen in die Augen traten; „aber ich bin dafür, daß dieser Vetter vom Lande nicht in die Beletage herab komme.“

„Sei ganz ruhig, meine Liebe!“ erwiderte die Kommerzienräthin mit eisiger Gelassenheit. „Ich werde meine Maßregeln schon nehmen. Wenn euer Vater darauf besteht, seine ganze Sippschaft vom Dorfe hier einzunisten und ihnen Unterkunft zu geben, so werde ich gewiß dafür sorgen, daß sie der Familie keine Schande machen. Ich werde Papa schon den Kopf zurecht setzen. Aber nun ärgert euch nicht mehr, meine Kinder, sondern putzet euch, daß ihr mit dem Ankleiden fertig werdet.“

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Webervögel und ihre Nester.

(Mit Holzschnitt auf S. 56.)

Unter den tausenderlei wunderbaren Erscheinungen, welche das unendliche Reich der belebten Natur aufweist, gibt es nur wenige, welche dem denkenden Menschen ein höheres Interesse einflößen könnten, als der bewundernswerthe Kunsttrieb des Nestbaus, welchen der Weltenschöpfer in die Thiere gelegt hat. Wer lehrte die Hornisse und Wespe Geometrie, daß sie mit solcher nie irrenden Genauigkeit ihre regelmäßigen Zellen reihenweise zusammenfügen? Wann und von wem erlernte die Beutelmeise die Kunst, ihr sinnreich geflochtenes und gewobenes Hängenest zu verfertigen und versteckt in Hecken und Büsche zu hängen? Wann und von wem erlernte der Maulwurf die Kunst, seine unterirdischen Gänge ohne Zirkel genau rund zu ziehen und so im finstren Erdboden zu stoßen, daß das Ende eines solchen Ganges genau wieder mit dem Anfang zusammentrifft? Hier stehen wir vor einem noch ungelösten Räthsel in der Natur, und auf unsere Fragen bleibt der Materialist und Sceptiker, welcher das Dasein einer Gottheit, eines klaren Schöpfungsplanes leugnen will, uns die Antwort schuldig, oder er verdammt sein eigenes Prinzip, wenn er annimmt, daß auch die Thiere wenigstens so viel Vernunft haben, daß sie im Laufe der Jahrhunderte durch Erfahrung lernen konnten, wie sie sich allmählig in ihrem Nestbau vervollkommnen und ihre Nester und Wohnungen dem Klima, den Oertlichkeiten ihrer Wohnstätten und den Bedürfnissen ihrer Sicherheit anpassen mußten.

Schon unter den verschiedenen Geschlechtern und Arten unserer einheimischen Thierwelt finden wir unzählige Beispiele von jenem unverkennbaren Walten einer höheren Macht und Weisheit, welche sich in der Fürsorge für jedes einzelne Geschöpf so glänzend offenbart; und wir werden in diesen Blättern noch manchmal auf die hohe und nicht zufällige Zweckmäßigkeit zurückkommen, welche wir an den Heimstätten und Wohnungen unserer einheimischen Thiere bemerken. Wenn wir das umstehende Bild heute wählen, so geschieht es nicht nur, weil dasselbe einen wunderhübschen Einblick in das Thierleben Afrika's gewährt, sondern weil darauf die Wohnungen zu sehen sind, welche eine in Afrika weitverbreitete Gattung von Vögeln erbaut, die man Weber, Textores, nennt. Diese Thierchen, meist dem heißen Erdstrich der östlichen Halbkugel oder der alten Welt angehörig, sind sperlingsartige Vögel, wie unsere Finken und Meisen, theils von schmucklosem, theils von buntem Gefieder, welche von Insekten und Pflanzenstoffen leben, meist in großen Flügen gesellig beisammenwohnen und theils einzeln sich ihre Nester bauen, theils diese kolonieenweise so dicht zusammen-

Digitized by Google

bauen, daß ihrer viele Tausende auf einem einzigen Baume horsten. Ihren deutschen Namen Webervögel führen sie deßhalb, weil sie aus Grashalmen und feinen Pflanzenfasern ihr Nest so künstlich zusammenflechten und verweben (oder besser gesagt: verfilzen), daß dasselbe für Sonne, Regen und Wind undurchdringlich ist und aussieht, als ob es die Arbeit des geschicktesten menschlichen Korbflechters wäre. Zugleich zeigen diese Vögel gar manche eigenthümliche Lebensgewohnheit, welche sie vor andern Vögeln ihrer Heimath auszeichnet; so begleitet z. B. der rothschnäbelige Webervogel (Ploceus oder Fringilla erythrorhynchus) der trockenen Ebenen Inner-Afrika's beharrlich die Heerden wilder Büffel, um aus deren Auswurf und von deren Haut die Larven von Bremsen und anderen Insekten abzulesen, und dient diesen Heerden zugleich als Wächter vor jeder nahenden Gefahr; so oft nämlich der kleine Vogel etwas Verdächtiges bemerkt oder zu bemerken glaubt, fliegt er mit einem eigenthümlich schwirrenden Geräusch auf, das schon an sich auf Gefahr deutet und dem Büffel ebenso bekannt ist als den Webervögeln. Um aber auf unser Bild zurückzukommen, so sehen unsre lieben Leser auf demselben in der oberen Ecke zunächst zwei Reihen rundlicher Nester. Die unteren gehören dem Webervogel mit dem gefleckten Rücken (Ploceus spilonotus), der nur auf dem östlichen Theil des Kaps der guten Hoffnung, namentlich im Kaffernlande, vorkommt. Diese Nester sind alle von gleichem Stoff und Bauart und nur darin verschieden, daß die einen ihre Mündung unten beinahe am Boden, die anderen die ihrige mehr an der Seite haben, was aber lediglich nur von örtlichen Umständen bedingt wird. In diese Nester legt der Vogel seine 3—4 blaßgrünen kleinen Eier. Wenn man diese Nester betrachtet, so sollte man glauben, sie seien eine sehr unsichere Wiege für die Jungen; besichtigt man sie aber genauer und befühlt sie von innen mit dem Finger, so findet man, daß sie ihrem Zwecke ganz vortrefflich entsprechen und auf eine sehr scharfsinnige Art gebaut sind. Sie haben nämlich gerade an der Stelle, wo der kurze Hals der Mündung sich an die zwiebelförmige Ausbreitung anschließt, eine Art Scheidewand von ungefähr zwei Zoll Höhe, welche quer durch das ganze Innere verläuft und die jungen Vögel von dem Herunterfallen in den Hals wirksam abhält.

In der rechten obern Ecke unseres Bildes sehen wir die merkwürdigen Nester des Mahali-Webervogels und diesen selbst, einen Vogel von der Größe eines Staars. Diese Mahalis leben immer in großen Flügen zusammen und hängen ihre Nester dicht neben einander an die Baumäste, so daß man oft an einem einzigen Aste 20—30 solcher Nester finden kann. Die Stengel und Spitzen, welche aus dem Neste hervorragen, sind absichtlich angebracht, um kleine Schlangen und Eidechsen von dem Neste abzuhalten. Gerade unter den Nestern der Mahalis sehen wir einige Reihen Nester, die von dünnen Zweigen heruntergehängen und von Affen angegriffen werden. Die Affen sind nämlich sehr lüstern nach Vogeleiern, aber die beiden grünen Affen (denn so nennt man diese Art, den Cercopithecus pygerythrus der Naturforscher, dieselbe Art, welche wir gewöhnlich in den Händen der Savoyarden-Jungen sehen) sollen aber erst nicht zum Eierraube gelangen, sondern ins Wasser getrieben werden. Die Weber sind nämlich sehr muthige kleine Vögel: sie schaaren sich alsbald zusammen, wenn der Angstschrei der Bedrohten den Angriff eines Feindes verkündet, und wenden sich gegen diesen, zumal wenn er kein reißendes Thier, sondern nur ein Affe ist. Und so sehen wir denn auch die nach Eiern lüsternen beiden grünen Affen von verschiedenen Arten von Webervögeln angegriffen — nicht blos von den gefleckten, denen die Nester gehören, sondern noch von drei anderen Arten, dem an seiner lichtern Farbe kenntlichen halbgelben (Pl. subaureus), dem Weber mit dem dunklen Schnabel Hyphanthornis textor, und dem mit dem hellen oder rothen Schnabel, Textor erythrorhynchus. — Mehr im Hintergrunde und in der Mitte sind einige Nester des kapischen Webers, Ploceus capensis, aus Palmblattfasern zierlich gewoben. Links in der untern Ecke ist das lange Netz des hübschen gelben Webers, Pl. ocularius, das besonders kunstreich geflochten ist und die Gestalt einer umgestürzten Retorte oder eines umgekehrten Pistolenholsters hat. Daneben nach rechts und unten sehen wir das schöne Nest des goldkappigen Webers, P. icterocephalus, welches sich durch die außer-

Digitized by Google

ordentliche Zierlichkeit und Dichte des Gewebs wie durch seine regelmäßige Form auszeichnet. Das ganze Nest ist aus den verschiedenen Theilen einer kleinen Binsen- oder Schilfart geflochten und von außerordentlicher Zähigkeit, Elasticität und Dauerhaftigkeit und hat Wände von mindestens zwei Zoll Dicke. Es hängt gewöhnlich an zwei Schilfstengeln in ganz geringer Entfernung über dem Wasserspiegel. — Das Nest gegen die rechte untere Ecke hin gehört einem anderen Weber, dem Taha, Euplectes Taha, an, welcher südwärts vom 26.° südl. Breite nicht mehr vorkommt, aber nordwärts vor dieser Linie sich in der Nähe der Flüsse oft so häufig findet, daß er den Gärten und Feldern der Umwohner sehr verderblich wird. — Das Nest endlich zwischen der Mittellinie des Bildes und der linken untern Ecke, woran der Vogel mit dem hübschen Auge und Augenfleck aufrecht sich anklammert, ist ebenfalls ein Nest des gelben Webers, ganz neu angelegt und so an die Mitte eines Schilfhalms befestigt, daß die überhängenden Blätter desselben es nahezu verbergen. Das Nest in der Mitte dicht unter dem schreienden Vogel, gehört einer dem Taha verwandten Weberart, dem Euplectes oryx, an, welcher namentlich zur Sommerszeit den Ernten großen Schaden zufügt.

Indianerhütte im Mittellande von Mexico.

(Mit Holzschnitt auf S. 57.)

Das herrliche Land Mexico, seit zwei Jahren von Gottes Huld und Napoleons III. Gnaden ein Kaiserreich unter einem österreichischen Erzherzog, welcher auf diesem Kaiserthrone keinen Scheffel Salz verspeisen wird, hat vermöge seiner eigenthümlichen Bodengestaltung drei wohl unterschiedene Zonen oder Klimate. Nämlich an der Meeresküste und in dem Tieflande, das sich längs derselben erstreckt, eine heiße Zone, auf Spanisch Tierra caliente, welche beinahe den Tropenländern entspricht und wo Kaffee, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Kakao und andere Erzeugnisse des heißen Erdstrichs gedeihen; wo aber das gelbe Fieber und die anderen tropischen Krankheiten den Europäer bald aufreiben. — Sodann eine gemäßigte Zone, Tierra templada, in den Vorbergen und dem Hügellande, so wie auf den Hochebenen, welche sich dicht hinter den Küsten-Niederungen erheben; in dieser gemäßigten Zone, die zu dem Schönsten und Lieblichsten gehört was die Erde an herrlichen Landstrichen aufzuweisen hat, herrscht ein Klima wie dasjenige von Südeuropa: Sicilien, Spanien, Portugal, Unter-Italien; hier reifen die Südfrüchte, wächst der köstlichste Wein (wenn er nämlich gebaut wird), die große amerikanische Agave, deren Blüthenstengel in seinem Safte den Stoff zu dem herben aber berauschenden Getränke Pulque gibt; hier gedeihen noch Baumwolle und Ananas; hier herrscht ein ewiger Frühling, eine wonnige gesunde Luft; hier sprudeln Tausende von Quellen köstlichen Wassers, hier schlummern Millionen noch unbenützter Schätze des Bodens ungeweckt. — Höher oben in dem Hochgebirge, das in den Sierren und Cordilleren in einzelnen Spitzen von Bergen und Vulkanen bis zu sechszehntausend Fuß über der Meeresfläche ansteigt, liegt die kalte Zone, Tierra fria, welche je nach der Lage gegen die Sonne und der Meereshöhe alle Abstufungen des Klima's von demjenigen unsres mitteleuropäischen bis zu demjenigen von Grönland darstellt.

Unser umstehendes Bild nun schildert eine von dem verdienten Maler Rugendas nach der Natur aufgenommene Scene aus jener herrlichen gemäßigten Zone des Mittellandes, wo die Natur dem Menschen ihre reichsten Schätze beinahe umsonst und ohne Mühe von seiner Seite aufdrängt. Wir sehen das harmlose Stillleben einer Familie von jenen Indianern, welche vorzugsweise die Bevölkerung dieses Mittellandes, dieser Terrassen zwischen Hochgebirge und Küstenstrich, bilden. Alles an diesen Leuten: ihre Behausung, Tracht und Beschäftigung, verräth den Reichthum und die Ueppigkeit der sie umgebenden Schöpfung, welche sie nicht einmal auszunützen verstehen noch ausbeuten wollen, denn sie sind ein träger unwissender Menschenschlag, nur dem Namen nach zum Christenthum bekehrt, fröhlich und sorglos genießend was ihnen die nächste Umgebung bietet, zufrieden, wenn sie mit wenig Mühe ihr kleines Stückchen Feld bestellen, das anstatt eines Zauns mit einer Hecke von Agaven umgeben ist, welche der Familie

Digitized by Google

ihren Bedarf an Pulque liefern, und worin sie ihre Bananen, Melonen, Bataten, Yamswurzeln, spanischem Pfeffer, ihre Bohnen u. s. w. ziehen. Obschon anstellig und gelehrig, treiben sie doch selten ein Gewerbe und ihr ganzer Kunstfleiß beschränkt sich auf die Erbauung und Ausbesserung ihrer Hütten, auf das Spinnen der Baumwolle und Verweben dieses Garns zu den groben Baumwollstoffen, in welche sie sich kleiden, auf das Flechten von Strohhüten, Matten und Körben, auf das Stricken von Netzen und Hängematten. Einige Hunde, Ziegen, Schweine, Hühner und Truthühner sind ihr ganzer Reichthum; selbst die Jagd, die doch so ergiebig in den herrlichen Wäldern dieser Zone, lockt sie nicht. Das Land hat keine Straßen, welche Verkehr und Austausch beleben, keine innere Ruhe, denn es wird beständig von Bürgerkriegen heimgesucht, und was dem armen Peon oder Bauern der Steuereinnehmer und der Kirchenpfleger übrig läßt, das holt der Räuber, der in diesem Lande ungestraft sein Wesen treibt.

So herrscht in diesem paradiesischen Lande Anahuac — dem herrlichsten und gesegnetsten der Welt, über welches die belebte Natur ihre reichsten Schätze ausgegossen hat, und wo selbst der Schoos der Berge noch die reichsten Lager edler Metalle enthält, — Unfrieden, Armuth und Gesetzlosigkeit, und es wird darin nicht besser werden, als bis die zähe, unaufhaltsam vorwärts stürmende Race der Nordamerikaner die ganze verrottete Gesellschaft der spanischen Kreolen und weißen Abkömmlinge derselben hinausgefegt und unterjocht und die farbigen Racen frei gemacht und durch Herstellung von festen geordneten und gesetzlichen Zuständen, von Verkehrsmitteln und Handel den Ackerbau und das Gewerbe belebt und die Mexikaner der Civilisation näher geführt hat, wie die Amerikaner in dem Staate Texas, einer ehemaligen spanischen Provinz, schon gethan haben.

Der Schatz zu Adelberg.

Der liebe Gott grüßt manchen, wenn er es nur merken wollte.

Im lieblichen Lande Schwaben nahe bei Göppingen oder Schorndorf stand vor Zeiten ein reiches Prämonstratenser-Kloster Adelberg, das Anno 1178 ein Hohenstaufe, Volknand von Staufen, gestiftet hatte. Das Kloster hat mancherlei Schicksale erlebt; 1525 verbrannten es die Bauern, und als es nachher wieder aufgebaut worden war, da kam die Reformation, und das kleine Herzogthum Wirtemberg nahm die evangelische Lehre Luthers an, und das ehemalige Kloster erhielt genau vor 300 Jahren, nämlich Anno 1565, den ersten evangelischen Abt. Darnach kam bald der dreißigjährige Krieg, wo die Kaiserlichen eine Zeitlang Herren von dem kleinen Lande waren, welche dann auch Adelberg besetzten und es den Mönchen zurückgaben, worauf die Klosterherren mit dem weißen Rock und Scapulier und dem weißen Hut wieder in die alten Hallen einzogen. Nach dem westphälischen Frieden, als Wirtemberg seinem angestammten Herrn, Herzog Eberhard III. wieder zurückgegeben worden war, überließen sich der Abt zu Adelberg und seine Mönche der Hoffnung, daß man sie unbehelligt in ihrem Kloster werde sitzen lassen, zumal wenn sie dem Herzog eine Summe baaren Geldes bezahlten. Sie hatten zu diesem Behufe einen ziemlich bedeutenden Klosterschatz in Baarem angesammelt, und versahen sich um so weniger einer gewaltsamen Austreibung, als der Abt kräftiglich protestirt und dann sich entfernt hatte, damit in seiner Abwesenheit nichts gültiges geschehen könne. Allein der herzogliche Vogt machte wenig Federlesens, vertrieb die Klosterherren gewaltsam, und zwang sie zu so jäher Abreise, daß sie nicht mehr Zeit fanden, einen Theil ihres Schatzes zu heben, welchen sie der unruhigen Zeiten wegen an einem geheimen Orte verborgen hatten, den nur der Abt genau kannte. Die Sage von diesem verborgenen Schatze ging nunmehr im Volksmunde um, und lange Jahre hindurch erschienen schier jährlich oder von Zeit zu Zeit fremde Männer, wie verkappte Geistliche anzusehen, in Adelberg, begnügten sich mit dem flüchtigen Beschauen der Gebäude, und verschwanden wieder auf ebenso geheimnißvolle Weise, wie sie gekommen waren.

Seit dem westphälischen Frieden aber war Adelberg der Sitz eines evangelischen Prälaten und eines Oberamtmannes geworden und für die kleine Gemeinde von etwa hundert Seelen war ein evangelischer Prediger angestellt worden, welcher um so viel zu wenig Gehalt hatte, wie der feiste

Digitized by Google

Prälat zu viel. Nun begab es sich einsmals, daß der Pfarrer zu Abelberg ein armer wackerer Mann war, der mehr Kinder als Vermögen hatte und dennoch sich durch seine Gutmüthigkeit verführen lassen, für einen Verwandten eine Schuld zu verbürgen, deren Bezahlung auch richtig an ihm hängen blieb. Als er nun verklagt war und ihm das Oberamt schon einen Termin angesetzt hatte, die zweihundert Gulden zu bezahlen, welche für jene Zeit — Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts — eine sehr große Summe waren, da ging er zu dem Herrn Prälaten hinüber, welcher ein reicher Mann war und um des armen Pfarrerleins peinvolle Lage wohl wußte, und bat den Kirchenprobst, ihm doch zu landläufigem Zins auf seine Handschrift und ehrliches Gesicht das Geld zu leihen, das er in Vierteljahrsraten heimzubezahlen versprach. Aber der gestrenge Herr Prälat war für Borger niemals zu Hause, und war überhaupt lieber von Nehmingen und Haltefest, als von Gebersheim, und anstatt sich durch die Thränen und Vorstellungen des armen Pfarrers erweichen zu lassen, tadelte er ihn noch scharf ob seinem Leichtsinn, daß er als ein verordneter Diener Gottes und der Kirche seine Hand zu solch weltlichen Geschäften geboten. Und als der arme Pfarrer vorstellte, daß wenn er nicht zum morgenden Mittag bezahle, sein Bißchen Hab und Gut gepfändet werde, und er nicht wüßte, wohin er und seine Kinder am folgenden Abend ihr müdes Haupt hinlegen sollten, da verwies ihn der Prälat auf die Lehre der Schrift: Ihr sollt nicht sorgen und sagen: was werden wir essen, was werden wir trinken? und dergl. mehr und entließ ihn mit leeren Trostesworten. Der Pfarrer kehrte rath- und hülflos in sein Pfarrhaus zurück und schlich sich in seine Studierstube, wo er sich einschloß, denn er mochte sein armes Weib nicht in den eignen Jammer blicken lassen. Und wie er denn sein Studierlämpchen angezündet und seine alte Bibel herbeigeholt hatte und sich an seinem Schreibtisch Trost und Kraft aus Gottes Wort holte, da erschrack er mit Einem Male, als es in der Wand hinter seinem Schreibtische zu rumoren und zu lärmen anhub, wie er vordem schon oft bemerkt und dem Treiben von Ratten beigemessen, wann er in stiller Nacht dagesessen hatte; und auf der weißgetünchten kahlen Wand bemerkte er zum ersten Male einen deutlichen Bogenstreifen, wie wenn hier eine gewölbte Thüröffnung vermauert worden wäre. Da fiel ihm wohl das Gerede der Leute und die alte Sage von dem versteckten Schatz bei, allein sein Gewissen sträubte sich dagegen, Gelder zu erheben, die nicht sein waren, und er ergab sich stille in sein hartes Geschick, das er auch überlebte, wie denn die Vorsehung Keinem mehr auferlegt als er ertragen kann.

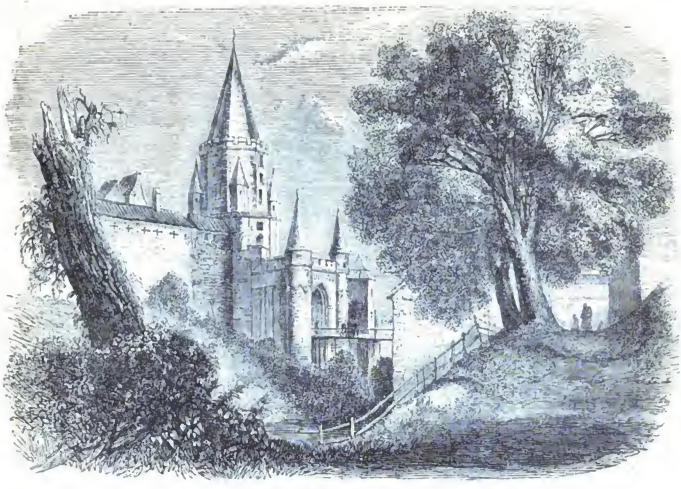
Wenn aber der arme Pfarrer in jener Noth den Fingerzeig benutzt hätte, den ihm vielleicht der liebe Gott auf sein Gebet geben wollte, dann hätte er mit wenigen Hammerschlägen zu einem großen Schatz baaren Geldes gelangen können. Als nämlich etwa 20 Jahre später die Klostergebäude auf den Abbruch verkauft und um eine Kleinigkeit von Bauern erstanden wurden, da fand man in einer vermauerten Wandnische just an der Stelle, wo ehedem des Pfarrers Schreibtisch gestanden, eine Summe gemünzten Gelds aus der Zeit des 30jährigen Kriegs im Betrag von etwa 40,000 fl., die nun den paar Bauern gehörte, welche die Gebäude auf den Abbruch erkauft hatten. Aber dieser unverhoffte Schatz brachte diesen keinen Segen, denn sie verjubelten ihren Fund binnen weniger Jahre.

Das Krenzthor in Ingolstadt.

Hiezu das Bild auf S. 64.

Eine der interessantesten alten Städte längs dem schönen Donaustrand ist das altehrwürdige Ingolstadt, in der deutschen Geschichte ebenso berühmt durch seine 1472 gegründete Universität (die Mutter der heutigen Münchener), welche zu Ende des 16. Jahrhunderts meist 4000 Studenden zählte, durch sein Jesuiten-Collegium, das erste in Deutschland (gegründet 1855) und durch seine Festung, welche 1539 begonnen und 1632 durch Gustav Adolph selbst belagert ward. Dem Freunde von Kunst und Alterthum aber ist Ingolstadt lieb und werth wegen seiner Frauenkirche, einer der schönsten Cathedralen des späteren gothischen Baustyles, und wegen der noch von der Zeit der Erbauung seiner Befestigungen herrührenden schönen Thore in malerischem alterthümlichem Style, unter denen

Digitized by Google



Das Kreuzthor in Ingolstadt.

namentlich das Kreuzthor sich durch seine kühne und doch zugleich zierliche Gestaltung auszeichnet. In der Frauenkirche liegt der gewaltige Kriegsmann des dreißigjährigen Kriegs, Johann Tilly, Graf von Tzerklas, begraben, welcher 1632 während der erwähnten Belagerung hier starb.

Moreau ließ im Jahr 1800 die Festungswerke von Ingolstadt schleifen, als er es nach dreimonatlicher Belagerung eingenommen hatte; und von den ursprünglichen Befestigungen blieb nur ein Theil der Mauern und Basteien noch übrig, sammt den vier Thurmthoren, von denen wir das schönste hier abbilden. Der Hauptthurm des Kreuzthores ist von vier Seitenthürmen flankirt und durch einen Vorbau mit zwei Thürmen gedeckt, deren buntglasirte Ziegeln einen ganz eigenthümlich alterthümlichen Effekt machen, den die Spitzbogen des Thorwegs, die Zugbrücke und der Graben noch erhöhen. Jetzt prangen über dem Kreuzthor die schönen Standbilder der ersten Erbauer von Ingolstadt's Festungswerken: des Grafen Reinhard von Solms-Münzenberg und des Kriegsbaumeisters Daniel Spolte, denn König Ludwig I. von Bayern, der rührige Kunstfreund, hat seit 1827 mit großem Aufwand von Geld und Kunst an der Wiederherstellung der Festung arbeiten und sämmtliche Neubauten im Style des sechszehnten Jahrhunderts ausführen lassen. Alles ist mit einer ins Zierliche gehenden Vollendung gearbeitet, und Ingolstadt macht mit seinen starken Brückenköpfen und gewaltigen, aus Quadern aufgeführten Rundthürmen, namentlich von der Flußseite her, einen äußerst wehrhaften und ernst-imposanten Eindruck. Betrachtet man aber die ungemeine, bis ins Einzelnste gehende künstlerische Sorgfalt und Vollendung an den sämmtlichen neueren Festungsbauten: diese zierlichen Friese, Gurten, Gesimse, diese Bildnereien und Statuen, so gedenkt man nur mit schmerzlichem Bedauern der Zeit, wo dereinst diese schöne Arbeit unter den Geschossen des gezogenen Geschützes in Staub und Trümmer verwandelt, — wo alle diese Früchte eines verständigen Fleißes und feinen Kunstsinnes dem brutalen Kriegsgott geopfert werden sollen! Das aber ist ja das Loos des Schönen auf der Erde!

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von E. Greiner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

4.

Der Glockenschlag verkündete acht Uhr, als der Zug vom Norden her in den Bahnhof herein fuhr und einen Strom von Reisenden ausspie, ehe er weiter fuhr. Unter den Ankömmlingen war auch ein junger Mann von ungefähr sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, groß, hübsch, von ausländischem Aussehen, dessen Kleidung nach Schnitt und Farbe englische Mode verrieth. Dieser hatte nicht sobald sein Gepäck in Empfang genommen und einem der Schaffner übergeben, als er nach einer Droschke rief und dem Kutscher derselben befahl, ihn nach der Behausung des Kommerzienraths Balder zu bringen. Kaum aber hatte er den Namen desselben genannt, so eilte ein Lakai in Livree herbei und fragte beiseit: „Um Vergebung, mein Herr, sind Sie vielleicht Herr Balder?"

„Zu dienen, so heiße ich!"

„Nun denn, so läßt die Frau Kommerzienräthin Sie höflichst bitten, sich ihres Wagens zu bedienen, welcher dort steht. Die gnädige Frau gibt heute Abend eine Soiree, zu welcher Sie erwartet werden, Herr Balder, sonst hätte sie sich selbst das Vergnügen gemacht, Sie am Bahnhofe zu empfangen."

„Ah, das ist ja ungemein liebenswürdig und verbindlich von der Frau Tante, obschon ich mich so vieler Ehre und Freundschaft nicht versehen habe," erwiderte der junge Balder bescheiden. „Und was macht der Kommerzienrath, mein werther Oheim?"

„Danke der Nachfrage, Herr Vetter! Der Herr Oheim befindet sich ganz wohl, und hat Sie schon mit dem Fünf-Uhr-Zuge selbst an dem Bahnhofe erwartet!"

Der junge Mann stieg in den Wagen, und die beiden kräftigen Mecklenburger Pferde trabten mit schmetterndem Hufschlag der Stadt zu. Der Insasse des behaglichen Wagens machte sich allerlei Gedanken über den verbindlichen Empfang, der ihm geworden war, aber diese Gedanken waren nur angenehmer Art, und wurden zuletzt in einem Selbstgespräche laut. „Der gute Vater scheint doch Unrecht zu haben mit seinem Vorurtheil gegen die reiche Schwägerin," murmelte Herr Balder sinnend vor sich hin; „er hat sie mir als schroff und abstoßend, stolz und hochfahrend geschildert, er hat mich darauf vorbereitet, daß mir nur Geringschätzung und Anfeindung von ihrer Seite begegnen würde, und sieh, da! statt dessen läßt die feine Frau sich herab, mir ihren eigenen Wagen zu schicken, und entschuldigt sich, daß sie mich nicht selber am Bahnhof empfangen habe. Das ist ja das schnurgerade Gegentheil von dem, was ich zu erwarten hatte. Sollte sie wirklich zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen? . . . ."

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen hielt der Wagen plötzlich mitten in der Stadt vor dem erleuchteten Thorwege eines großen Hauses. Der junge Balder glaubte sich an Ort und Stelle und pochte an das Fenster, daß ihm der Lakai, der vom Bocke gestiegen war, den Schlag öffne. Dieser kam der erhaltenen Weisung nach. „Sind wir zur Stelle?" fragte Balder.

„Nein, um Vergebung," war die Antwort; „gedulden Sie sich nur einen Augenblick, Herr Balder; wir sind hier vor dem Hotel zum ‚Falken', wo das Postbureau ist, und ich soll anfragen, ob einige junge Damen, die mit dem Eilwagen erwartet werden, schon angekommen sind."

„Ah so!" erwiderte Balder und zog den Kopf zurück.

Bei Nennung des Namens Balder hatte ein Herr in einem Reisemantel, der unter dem Thorwege gestanden hatte, als ob er jemand erwarte, unwillkürlich aufgesehen und musterte nun den Wagen und die Pferde. „Weß ist diese Equipage, Kutscher?" fragte er dann denselben.

„Des Herrn Kommerzienrathes Balder," war die Antwort.

„Ah, um so besser!" versetzte der Fremde und

Digitized by Google

eilte in das Erdgeschoß des Hotels zurück, von wo er jedoch erst nach einer Weile zurückkehrte, um gerade noch zu sehen, wie der Lakai zwei Damen in den Wagen hob, und dann den Wagenschlag schloß, worauf er einem Postkärrner noch empfahl, das Gepäcke der Damen sogleich nach der Villa Balder hinaufzubringen.

„He, guter Freund, ist der Wagen schon voll?" fragte der Fremde den Lakai, und klopfte ihm auf die Achsel.

„Allerdings," versetzte der Lakai etwas barsch, nachdem er sich etwas umgesehen und den alten Hut und nüchternen Reisemantel dessen bemerkt, der ihn angeredet hatte; „das ist eine Privat-Equipage, mit welcher niemand sonst fahren kann."

„Als ich, guter Freund! Auch ich bin im Begriff, mich nach dem Hause des Herrn Kommerzienraths zu begeben," sagte der Fremde bescheiden. „Wenn daher noch ein Plätzchen im Wagen . . . ."

„Bedaure — der Wagen ist voll," erwiderte der Lakai etwas grob; „und überdieß hab' ich keine Erlaubniß, jemand andern aufzunehmen, als den Neffen des Herrn Kommerzienraths und diese zwei Damen."

„Der Herr da drinnen ist ein Neffe des Herrn Kommerzienraths?" fragte der Fremde.

„Ei freilich," versetzte der Lakai; „es ist der junge Herr Balder aus Amsterdam . . . ."

„Aus Amsterdam? Der da drinnen?" rief der Fremde überrascht. Sie irren . . . ."

„Gewiß nicht — er hat mir's selber gesagt! Aber der Herr mag entschuldigen; wir sind pressirt und haben keine Zeit zu verlieren. He, Franz, fahr' zu!" rief er dem Kutscher zu und schwang sich auf den Bock hinauf.

Der Wagen rasselte davon und war dem Fremden, der ihm nachstarrte, rasch aus dem Gesicht verschwunden. „Was war das? Der junge Balder aus Amsterdam? Ein Doppelgänger oder ein Betrug?!" murmelte der Fremde aufgeregt; „darüber muß ich sogleich in's Klare kommen. Oder war es etwa nur eine Mystifikation, die sich die Cousinen mit mir erlaubten? Haben sie mich vielleicht heute Nachmittag erkannt, als ich an dem Landhause vorüber ging, oder ist ihnen auf irgend eine andere Weise zu Ohren gekommen, daß ich schon hier war und im Gasthofe abstieg, während sie mich erwarteten, und sie wollen mich nun auf diese Weise dafür bestrafen? Jenun, das muß sich ja bald aufklären! — He, Mann," wandte er sich an den Postschaffner, der soeben mit seinem Karren voll Gepäck der Equipage des Kommerzienraths folgen wollte, „würden Sie so freundlich sein, mir um Geld und gute Worte mein Gepäck ebenfalls nach der Villa Balder mitzunehmen?"

„O ja, warum nicht? Der Herr mag's nur hergeben . . . ."

„Wenden Sie sich an den Oberkellner! He, Herr Schmidt, haben Sie die Güte, diesem Mann hier meinen Koffer und Reisesack, meine Hutschachtel und meine Shawls zu übergeben? Meine Zeche ordne ich morgen. Mein Name ist Balder, Neffe des Kommerzienraths!"

„Schon gut, Herr Balder! Ganz zu Ihrem Befehl!" rief der Wirth und trippelte herbei, um dem Fremden das Geleit bis an die Schwelle zu geben; allein dieser hatte den Mantel schon abgenommen und über den Arm gelegt, um rascher gehen zu können, und schritt hastig in die dunkle Nacht hinein.

Als der Wagen des Kommerzienraths die Anhöhe erreichte, trat die Villa mit ihren glänzend erleuchteten Fenstern und den Fackeln und Gasflammen vor der Fronte wirklich wie ein Feenschloß aus der nächtigen Landschaft heraus. Eine Reihe Equipagen hielt vor dem Hause, von dem einen Gartenthore der Auffahrt an bis zum Portale, um die reichgeschmückten elegauten Gäste zu entladen. Eine gaffende Volksmenge, worunter viele Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen, hatte sich vor dem Auffahrtthore versammelt und starrte in die Wagen hinein, worin die geputzten Damen saßen, oder stierte den Portier an, der im blauen, gallonirten Mantel und goldbetreßten Hut mit dem Stocke in der Hand am Thore stand und zugleich die ordnungsmäßige Bedienung der beiden Pechpfannen beaufsichtigte. Die Equipage des Kommerzienraths fuhr jedoch nicht am vorderen Portale an, sondern sogleich dem Hof zu, wo sie vor dem Gartensalon hielt. Die beiden jungen Damen und der junge Balder stiegen aus, bemerkten, daß die Helle aus der Beletage sogar den Hof mit einer Lichtfülle übergoß, und hörten die ersten Akkorde der Ballmusik droben tönen. Kaum in den Speisesaal getreten, kamen ihnen der alte Hausdiener Stephan und Pauline entgegen und empfingen sie mit der

Digitized by Google

gröſsten Zuvorkommenheit Namens der Herrschaft, die sehr bedauerte, sie nicht persönlich begrüßen zu können, sondern so eben genöthigt sey, die Ballgäste droben zu empfangen.

Während Pauline sich der jungen Damen annahm, und ihnen mit dem Armleuchter voranging, um sie über die Hintertreppe in das zweite Stockwerk hinaufzuführen, hatte der dicke Stephan sich dem jungen Herrn zur Verfügung gestellt und ihm einige leichtere Stücke seines Gepäcks abgenommen. „Darf ich Sie bitten, mir zu folgen Herr Balder?“ sagte er mit kriechender Unterthänigkeit; „die Damen haben Sie schon den ganzen Tag erwartet, und Ihnen zu jedem Zuge die Equipage entgegengeschickt. Die gnädige Frau fürchtete schon, es möchte Ihnen ein Unfall zugestoßen seyn, so daß Sie heute gar nicht mehr kämen. Aber um so gröſser wird nun die Freude seyn, und ich werde Sie der gnädigen Frau sogleich melden! — Hören Sie die Musik? Der Ball hat schon begonnen, und die Gesellschaft ist brillant,“ fuhr er fort und blieb auf der Anlände der ersten Treppe stehen, wo er eine Thür öffnete. „Sehen Sie, dort die Bogenthüre, wo die Orangenbäume stehen, führt in den Empfangs-Salon. — Ihr Zimmer oben ist schon geheizt, und wird hoffentlich ganz behaglich seyn. Ich werde Ihnen den Koffer sogleich heraufschicken, und bis Sie sich umgekleidet, werde ich die Ehre haben, Ihnen ein kleines Diner serviren zu lassen, denn das Souper ist erst bis Mitternacht bestellt, und Sie werden Appetit haben von der Reise. Die gnädige Frau hat schon alles für Sie angeordnet, Herr von Balder, und die Abendgesellschaft und der Ball, den wir heute haben, werden Ihnen zu Ehren, zur Feier Ihrer Ankunft gegeben. Die Einladungen sind schon vor zehn Tagen ausgeschickt worden, und die ganze vornehme Welt der Stadt und Umgebung ist beigezogen. So, hier sind wir zur Stelle, gnädiger Herr! haben Sie die Güte, es sich einstweilen bequem zu machen!“ Damit öffnete der Diener die Thüre eines äuſserst eleganten Zimmers, das von zwei Lampen erleuchtet, von Blumen durchduftet und von einer behaglichen Wärme durchzogen, und durch schwere Portièren von einem ebenso eleganten Schlafkabinet getrennt war.

Der junge Balder war kaum allein, so warf er sich in einen Stuhl und sah sich so verwundert und betroffen im Zimmer um, als ob er wirklich seinen Augen nicht trauen wollte. „Wahrhaftig,“ sagte er und rieb sich die Stirne und ergriff den silbernen Armleuchter, welchen der Diener auf den Tisch gesetzt hatte, „wenn ich nicht mit meinen eigenen Händen das alles greifen könnte, so vermöchte ich es fürwahr nicht zu begreifen? Ich komme mir vor wie ausgewechselt. Hat der Onkel denn seinen Scherz mit mir getrieben, als er mir schrieb, er wolle mir durch Wohlwollen reichlich ersetzen, was etwa in dem Benehmen der Tante demüthigend für mich seyn könnte? Oder sollte Tante Albertine ihren Sinn geändert und ihr Vorurtheil gegen die armen Anverwandten ihres Gatten abgelegt haben? Die Art der Aufnahme wenigstens, welche ich hier finde, hätte auch meine kühnsten Erwartungen übertroffen, wenn ich mir je solche gemacht haben würde . . . Welcher Reichthum, welcher Geschmack und Luxus!“ fuhr er fort, raffte sich auf und besichtigte die Einrichtung des Zimmers, die Pracht der Möbeln und des Geräthes auf dem Waschtische u. s. w., bis wieder an seine Thüre gepocht ward und der dicke Diener nochmals eintrat und meldete: „Die gnädige Frau und die gnädigen Fräulein lassen sich Ihnen bestens empfehlen, Herr von Balder, und sind sehr über Ihre Ankunft erfreut. Die Frau Kommerzienrath läßt Sie freundlichst bitten, sich rasch umzukleiden, denn sie wird sich nachher die Ehre geben, Sie hier aufzusuchen und in die Salons einzuführen!“

„Zu viel Ehre von meiner gütigen Tante!“ erwiderte der Gast; „fürwahr, sie beschämt mich förmlich durch so viel Wohlwollen, durch diese unverdiente Güte! Sagen Sie der Tante meinen herzlichsten Dank und melden Sie ihr, daß ich mich mit meiner Toilette beeilen werde, um mich ihr dann selbst vorzustellen. Sie möge sich inzwischen ja nicht ihren anderen Gästen entziehen!“ Der Diener ging, und der junge Balder machte sich mit Hast an das Umkleiden. —

Etwa um dieselbe Zeit, wo dieser erstere Gast damit begann, seine Toilette zu machen, hatte der andere Fremde aus dem Falken die Villa erreicht, und wollte an dem gallonirten Portier vorüber in den Garten treten, als dieser ihm mit einem barschen: „Halt! wohin?“ den Weg vertrat.

„Wohin?“ wiederholte der Gefragte etwas unwillig, und blickte den Portier scharf an, „zu dem

Digitized by Google

Kommerzienrath Balder, meinem Oheim! Das werden Sie mir doch nicht wehren wollen?"

„Ah, Sie sind der neue Vetter? Na, das ist ein anderes," erwiderte der Thürsteher mit aller Barschheit eines verwöhnten insolenten Domestiken. „Ja, ich erinnere mich, daß mir der Herr Stephan von Ihnen gesagt hat. Gehen Sie nur dorthin nach dem Hause, aber nicht vorne hinein, sondern durch die Hinterthüre und dann links, und fragen Sie da nach dem Haushofmeister, dem Herrn Stephan! Der wird Sie dann zurechtweisen!"

„Und warum nicht durch das Portal, wenn man fragen darf?" erkundigte sich der Fremde, der noch unschlüssig schien, ob er die Anmaßung des Portiers mit Humor ignoriren oder ernstlich übel nehmen sollte.

„Weil wir heute Abend Ball haben und darum keine Zeit, die neuen Vettern zu empfangen — meint Herr Stephan," gab der Portier zur Antwort. „Herr Stephan hat ausdrücklich befohlen, daß ich Sie an die Hinterthür weisen und daß Sie sich an ihn wenden sollten!"

„Wirklich?" sagte der Fremde; „nun denn, so sagen Sie dem Bengel von Haushofmeister, ich würde thun, was ich für gut befände." Mit diesen Worten schritt der Fremde an dem Portier vorbei und dem Hause zu, vor welchem noch einige Wagen hintereinander standen und Gäste ausluden. An diesen vorüber ging der Fremde keck und zuversichtlich bis unter das Portal, und stand hier beim ersten Schritt über die Schwelle in der hellerleuchteten und mit Blumen geschmückten Rotunde dem Lakai gegenüber, den er schon vor dem Posthause gesprochen hatte und der nun in kurzen Hosen, Strümpfen, weißer Cravatte und Handschuhen gleichsam den Thürsteher im Vestibüle machte.

„Was steht zu Befehl?" fragte der Lakai erstaunt; „was will der Herr hier?"

„Ich wünsche meinen Oheim, den Kommerzienrath zu sprechen — mein Name ist Balder," versetzte der Fremde und reichte dem Lakaien eine einfache Karte mit der Inschrift „Mr. R. Balder." Ich dächte doch, daß man mich hier erwarte!"

„Ah, Sie sind der Vetter? Nun ja, ich hörte die gnädige Frau sagen, daß Sie noch kommen würden .... Gehen Sie gefälligst dort hinten in das Wirthschaftszimmer, wo man Sie weiter bescheiden wird. Wir haben hier keine Zeit, wie Sie sehen!" Damit ließ der Lakai ihn stehen und eilte den Damen entgegen, welche so eben aus ihren Wagen stiegen.

Anfangs blitzte Herrn Balders Auge zornig auf, dann aber glättete sich seine gerunzelte Stirn und ein satyrisches Lächeln spielte um seine wohlgeformten Lippen. „Meiner Treu! ein ganz eigenthümlicher Empfang, welcher dem ‚Vetter aus der Fremde' hier in Oheims Hause zu Theil wird!" murmelte der Fremde und trat beiseite, um die Damen vorübergehen zu lassen, die, nachdem sie sich ihrer Mäntel und Shawls in den vorderen Zimmern des Erdgeschosses entledigt hatten, in erwartungsvoller Eile die breiten Treppen hinanstiegen.

In diesem Augenblick kam der wohlbeleibte Herr Stephan mit seinem aufgedunsenen rothen Gesicht in weißer Halsbinde und schwarzem Frack in die Rotunde hervor, und sein Blick begegnete dem des Fremden, der auf ihn zuging. „Herr Stephan, wenn ich recht vermuthe?" fragte er.

„Zu dienen, mein Herr; womit kann ich aufwarten?" fragte der Diener ziemlich barsch.

„Mein Name ist Balder; ich wünsche meinen Oheim, den Herrn Kommerzienrath zu sprechen, und man hat mich an Sie gewiesen ...."

„Ah ...." sagte Stephan mit einem scharfen Blick, und warf die Nase etwas hochmüthig in die Luft. „Der junge Balder von Wetterfeld ...."

„Wetterfeld? Nun ja, allerdings; Wetterfeld ist die Heimath meines Vaters ...."

„Weiß schon, weiß schon, junger Mann! weiß Alles," versetzte der Haushofmeister suffisant; „bin schon au fait. Können den Herrn Kommerzienrath augenblicklich nicht sprechen — später werden Sie gemeldet werden. Bitte, folgen Sie mir — werde Ihnen Zimmer anweisen lassen. Kommen Sie! He, Jean, fragen Sie Mamsell Paulinen, wo sie dem Herrn sein Zimmer bereitet habe. Bitte, Herr Balder, treten Sie nur einstweilen hier ein! hier ist die Mamsell! Mamsell Pauline, der neue Vetter, dem Sie auf den Befehl der gnädigen Frau ein Zimmer geben sollen ...."

„Vetter Balder aus Wetterfeld?" rief eine frische Mädchenstimme aus dem Wirthschaftszimmer heraus, und im nächsten Augenblick stand eine liebliche freund-

Digitized by Google

liche Gestalt vor dem Fremdlinge und ein Paar holder Augen blickten ihn freundlich an. „Willkommen, Herr Vetter! ... Aber was ist das? Sie .... Sie sind ja nicht Rudolph? Und doch! aber wie Sie sich verändert haben, seit ich Sie nicht mehr gesehen habe! So groß und stattlich, und der dicke wilde Bart! Fast hätt' ich Sie nicht wieder erkannt, oder sind Sie es wirklich nicht selber? Und so freund thuend? kennen Sie mich denn nicht mehr?"

„Pauline! reizende Cousine!" sagte Balder und griff nach der runden hübschen Hand, die sie ihm beinahe schüchtern entgegenstreckte. „Wie freue ich mich, daß ein solch liebes herziges Bäschen die Erste ist, welche mich hier begrüßt! Und wie geht es Ihnen, mein liebes Kind?"

„O, mir ganz gut!" rief Pauline und ward mit Einem Male etwas schüchtern und beklommen, als sie den warmen Händedruck des Vetters fühlte. „Und Sie? Und Onkel Christian? und die lieben Leutchen insgesammt in Wetterfeld? Sie haben doch alle ganz gesund verlassen und bringen uns freundliche Grüße mit? Ach, wie ich mich freue, daß Sie nun bei uns bleiben werden! Onkel Gottfried erwartet Sie ungeduldig, und Sie treffen einen Berg von Geschäften an, denn Herr Sömmering, der frühere Buchhalter, ist schon seit zehn Tagen für den Onkel nach Amerika. ... Aber verzeihen Sie mir, Herr Ru .... Herr Balder! wie thöricht, daß ich Sie hier zwischen Thür' und Angel stehen lasse und nicht bedenke, daß Sie von der Reise müde und hungrig seyn müssen! Kommen Sie, ich will Sie in das Zimmerchen führen, das Sie einstweilen bewohnen sollen, bis Sie auf der Fabrik einziehen können! So, nur mir nach, wenn's beliebt!"

„Nur einen Augenblick Geduld, liebe Cousine!" bat Balder lächelnd. „Hier kommt so eben mein Gepäck. Ich will es erst bei diesem Manne da auslösen!" Er legte den Koffer, den Reisesack, die Hutschachtel und den Pack Teppichshawls auf die Bank im hintern Flur, und reichte dem Ueberbringer ein Trinkgeld.

Mittlerweile hatte Pauline sich schon mit dem Schirmfutteral und dem Teppich beladen, und einem Diener die Weisung gegeben, den Koffer zu besorgen, da kam Herr Stephan wieder herzu und rief: „Halt, Jean! erst den Damen ihre Koffer und Schachteln hinauf! Herr Balder mag warten ...."

„Warten?" versetzte dieser; „stehen Ihnen nicht mehr Leute zu Gebot? Ich dächte doch, ein Verwandter des Hauses verdiente schon einige Rücksicht!"

„Und ich dächte, ich wäre alt genug, um selber zu wissen was ich zu thun habe, ohne die neuen Vettern," versetzte der Haushofmeister barsch. „Erst die gebetenen Gäste! ...."

Herrn Balders Gesicht überlief eine dunkle Röthe und er wollte eine bittere Antwort geben, aber er sah Paulinens Augen mit einem ängstlichen bittenden Blicke auf sich haften, und sie flüsterte ihm zu: „Kommen Sie, Vetter! nur einen Augenblick Geduld, dann sende ich Ihnen die Sachen herauf! Oder nehmen Sie lieber einstweilen den Reisesack selber mit!"

„Ich? .... Nun ja, Sie haben recht, Bäschen! Kommen Sie!" und er folgte ihr die Hintertreppe

hinan. Aus dem mittlern Stockwerk scholl ihnen die Musik einer rauschenden Quadrille entgegen, und jetzt erst fiel Balder auf, daß die hübsche Cousine vor ihm gar nicht ballmäßig gekleidet sey. „Ah, Ihr habt

Digitized by Google

einen großen Festball im Hause, Bäschen! Darf ich Sie auch um eine Tour bitten?"

„Mich, Herr Vetter?" fragte sie und sah ihn mit einem wehmüthigen Lächeln forschend an, ob er sie wohl zum Besten haben wolle; „da müßten wir beide nur drunten im Gartensaale tanzen, denn hier oben haben wir beide nichts verloren."

„Wir beide, Bäschen? und warum nicht?"

„Ach gehen Sie! der Ball gilt ja nur dem reichen Vetter Robert, der vorhin angekommen ist!" erwiderte sie. „Uns arme Verwandte würde die Frau Kommerzienrath mit scheelen Augen ansehen, wenn wir auch nur den Gedanken hegten, uns in ihre Zirkel zu drängen. Und Sie werden auch nicht hingehen, Vetter, wenn Sie es nicht von vornherein mit des Onkels Frau verderben wollen! Sie würde Ihnen diese Anmaßung nie verzeihen," setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Aber Sie sagten ja so eben, der Ball werde dem Vetter Robert zu Ehren gegeben? Was hat denn Er . . . ."

„Ach, sehen Sie, Rudolph," erwiderte Pauline leise; „er ist reich, und man sagt, er solle Bäschen Henrietten heirathen — wenigstens wünscht die Tante diese Verbindung — und so ist es mit diesem eine ganz andere Sache . . . Aber halt! nicht hier herein! noch eine Treppe höher!"

„Dem Himmel immer noch näher?" fragte Balder; „das ist ja schon der Speicherboden!"

„Allerdings, aber die Gastzimmer unten im zweiten Stockwerk sind schon besetzt; dort wohnen Vetter Robert und die weiblichen Ballgäste aus Veltheim. So, hier ist Ihr Stübchen, mit dem Sie sich auf einige Tage begnügen müssen, bis Sie Ihre Wohnung in der Fabrik beziehen können! Nun machen Sie sich's behaglich; ich werde Ihren Koffer heraufschicken und dann befehlen Sie nur, was Sie speisen wollen, — wenn Sie nicht vorziehen, drunten bei uns zu speisen. Vielleicht soll ich dem Oheim sagen, daß Sie angekommen sind?"

„Ei gewiß! und sagen Sie ihm, daß ich mich freuen würde, ihn zu sprechen. Er ist aber wohl auf dem Balle?"

„Er? O nein, das ist nichts für ihn," sagte Pauline. „Er verkehrt nicht viel in den Gesellschaftszimmern der Tante. Und gerade heute ist er so gedrückt und unwohl und hat sich in sein Stübchen eingeschlossen. Aber ich werde ihn von Ihrer Ankunft in Kenntniß setzen, wenn ich ihm sein Abendbrod bringe, und dann verlangt er Sie gewiß noch zu sehen, denn er hängt mit einem treuen Herzen an seinen Blutsfreunden. Also auf Wiedersehen. Herr Vetter!"

„Auf Wiedersehen, Cousinchen!" sagte Balder und drückte ihr mit einem freundlichen Blick in ihre klaren Kindesaugen die Hand. Dann eilte sie fort.

Balder sah ihr gedankenvoll nach, bis ihr leichter Schritt nicht mehr auf dem Corridor und auf der Treppe hörbar war; dann drehte er sich um und betrachtete sich schweigend das kleine, dürftig möblirte Zimmerchen, worein sie ihn geführt hatte. Es war halb unter dem Dache, schmuck und reinlich, aber so ziemlich allen Comforts bar. „Meiner Treu," murmelte er, „da hätt' ich besser gethan, wenn ich im Gasthof geblieben wäre! Entweder ist das Haus überfüllt von Gästen oder es ist eine Freiheit, die sich dieser Bengel von Haushofmeister erlaubt hat. Jenun, à la guerre comme à la guerre!" und er warf Hut und Mantel auf das blendend-weiße Bett, und begann seinen Reisesack aufzuschließen. „Aber der Geier mag wissen, was für ein Mißverständniß hier herrscht! Wer in aller Welt ist denn der vermeintliche Vetter Robert da drunten und für wen hält man mich, daß mich diese landfremde Cousine so zutraulich empfängt? Hat denn der Onkel Christian in Wetterfeld einen Sohn von meinem Alter? Ich glaube ja, obschon ich leider nicht mehr von ihm weiß! . . . ."

In diesem Augenblicke hörte er draußen auf dem Corridor schwere Schritte und das Oeffnen und Zuschlagen einiger Thüren. Dann rief eine Männerstimme: „He, Herr Balder! Herr Vetter! wo stecken Sie denn?"

„Hier!" rief Balder und öffnete die Thüre; „ah, Sie bringen meine Koffer!" wandte er sich an den Diener.

„Ja," sagte dieser, „aber wer hätte Sie hier gesucht, in Mamsell Paulinens Stübchen?"

„Paulinens Zimmer? Jenun, sie bezeichnete mir es als das meinige," sagte Balder verwundert.

„Na, ich begreife es wohl, denn es sieht der Mamsell ganz ähnlich, daß sie Ihnen ihr eigenes Stübchen einräumt!"

Digitized by Google

„Und weßhalb denn, wenn man fragen darf?“

„Weil die anderen Kammern und Sommerstübchen hier oben nicht heizbar sind,“ erwiderte Jean. „Sie hat Mitleid mit Ihnen gehabt, weil Sie den ganzen Tag in diesem feuchten kühlen Wetter gereist sind und will Ihnen eine Erkältung ersparen. Die Gnädige dürfte es freilich nicht wissen, sonst würde der Mamsell ein arges Donnerwetter über den Kopf fahren. Aber von mir soll sie es auch nicht erfahren. Hat der Herr sonst noch etwas zu befehlen?“

„Halt, Jean, noch eine Frage! — Ist denn Pauline eine Verwandte des Hauses?“

Jean stierte zweifelhaft. — „Das fragt der Herr mich? Will man mich zum besten haben? Das muß der Herr doch wohl noch besser wissen als ich!“

„Ich soll das wissen? ich?“ rief Balder. „Für wen halten Sie mich denn, Jean?“

„Sie? Ei nun, Sie sind der neue Buchhalter, den der Herr Kommerzienrath auf der Fabrik angestellt hat! Der Sohn von dem Bruder des gnädigen Herrn, der ein Bauer oder Gutspächter im Gebirge drüben, in Wetterfeld glaub' ich, seyn soll.“

„Nun, und wer ist denn der andere Herr drunten, der vorhin in des Onkels Equipage ankam?“ fragte Balder gespannt.

„Das ist der Holländer Neffe, der reiche Herr Robert Balder aus Amsterdam, dessen Vater auch ein Bruder vom gnädigen Herrn war ....“

Balder brach in ein lustiges lautes Lachen aus und rief: „Der also ist der erwartete Vetter Robert, der Zukünftige von Cousine Henriette?“

„So sagt man wenigstens — obschon ich nichts gesagt haben will,“ meinte Jean.

Balder lachte noch herzlicher. „Richtig! ein vollständiges Qui pro quo! Und meine gnädige Tante hat wohl keine sonderliche Freude an meiner Ankunft, Monsieur Jean? nicht wahr? Die armen Vettern sind der reichen Dame ein Dorn im Auge. Sie war wohl nicht gut auf mich zu sprechen, daß sie mir eine Kammer auf dem Speicherboden zudachte? Ein Quartier, das man nur einem armen Vetter vom Lande anbieten kann?“ Und er lachte abermals laut auf.

„Die Gnädige hat allerdings keine Freude an den armen Verwandten — Mamsell Pauline weiß ein Liedchen davon zu singen,“ sagte Jean. „Und aufrichtig gestanden, der Herr Vetter aus Wetterfeld mag ihr gerade heut zum Ball recht ungelegen gekommen seyn, denn ich hörte wie sie zu Herrn Stephan und der Mamsell sagte: Sie würden bei der Ankunft wohl müde genug seyn, um sogleich zu Bette zu gehen. Man solle dem Herrn Buchhalter ein Abendbrod vorsetzen und ihn dann hinauf schicken, denn weil sie und die gnädigen Fräulein heute eine Soiree haben, könnten sie sich nicht um Sie bekümmern. Ohnedem war die Gnädige mächtig ungehalten, weil der Holländer Vetter nicht zeitig genug ankam, nämlich noch vor Anfang der Soiree. Aber nichts für ungut, Herr Buchhalter! ich muß nun gehen; wir haben unten alle Hände voll zu thun. Kann ich Ihnen mit etwas dienen? Befehlen Sie etwa Kaffee oder ein Abendbrod?“

„Etwas Kaffee, Jean, und noch eine andere Gefälligkeit! Zeigen Sie mir die Zimmer, wo der sogen. holländische Vetter wohnt! ich möchte mir den Herrn Vetter doch auch näher betrachten!“

„Gerne, Herr Balder! folgen Sie mir nur!“

Sie stiegen eine Treppe hinunter, traten durch eine Glasthüre in die Flur der zweiten Etage, aus welcher der Glanz der Gaslichter und die Akkorde der Tanzmusik zu ihnen herauf drangen und zwei geöffnete Flügelthüren ihnen vorübergehende geputzte Paare und leicht gekleidete Damen in eleganten Balltoiletten zeigten. Endlich blieben sie vor einer Thüre stehen, welche Jean seinem Begleiter mit einer stummen Geberde bezeichnete.

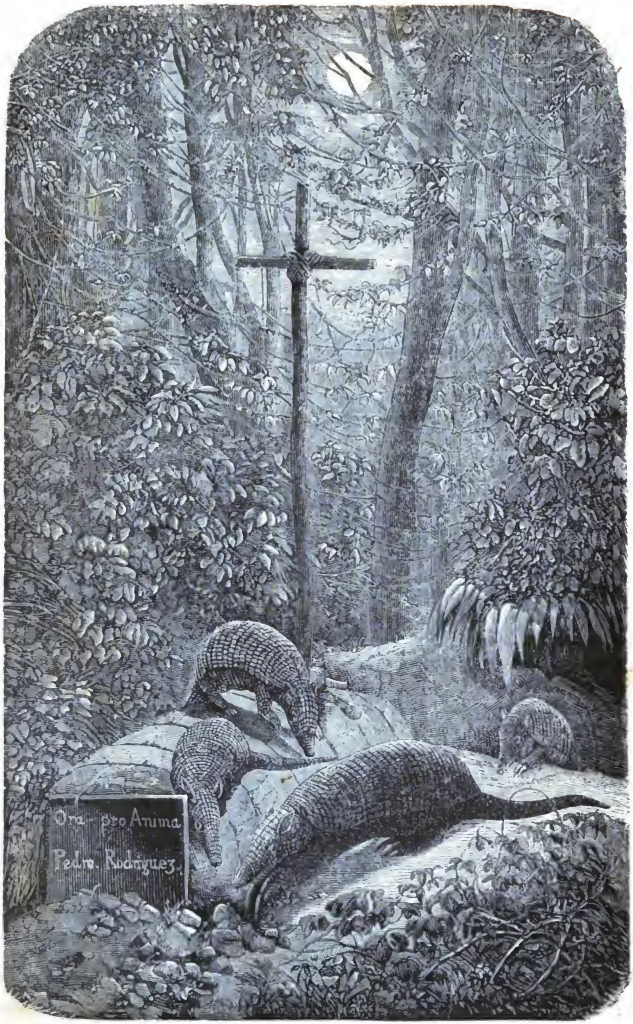
Balder pochte leise an die Thüre, und trat dann auf das antwortende „Herein“ ein. Ein großer schlanker junger Mann stand in Hemdärmeln vor ihm, mitten im Anlegen einer eleganten Balltoilette begriffen, und kehrte ihm ein offenes, kluges, freundliches Gesicht zu.

„Ich bin Robert Balder aus Amsterdam,“ hub der Eintretende an; „und Sie?“

„Ich bin Rudolph Balder aus Wetterfeld,“ war die Antwort.

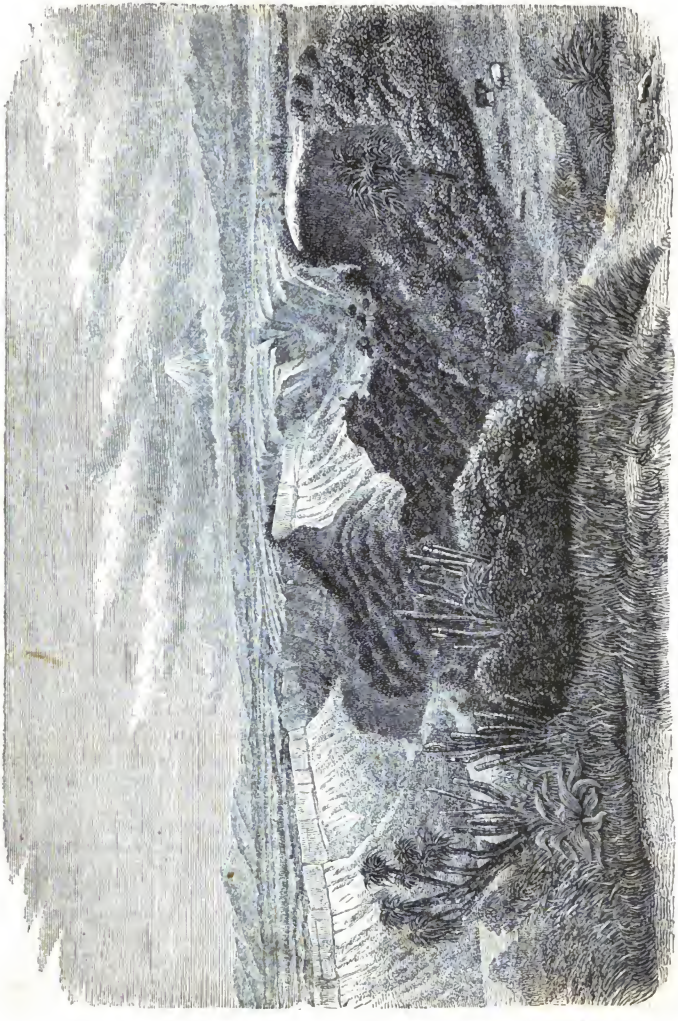
„Onkel Christian's Sohn und also mein Vetter?“ rief Robert lustig; „also eine regelrechte Verwechslung, eine Komödie der Irrthümer! Aber dennoch willkommen, lieber Vetter, obschon wir uns zum ersten Male sehen!“ fuhr er fort und bot Rudolph herzlich die Hand, welche dieser bereitwillig annahm. „Du bist also der neue Buchhalter, den sich der Onkel

Digitized by Google



Der Riesen-Armadill oder das große Gürtelthier. (Text hiezu auf S. 76).

Digitized by Google



Eine Barranca in Mexico. (Mit Text auf S. 78).

Digitized by Google

verschrieben hat?" — Rudolph bejahte. — „Aber was ist das, Junge? Du hast ja ganz die Tournüre eines jungen Engländers, und sie erwarten in Dir einen ungeschlachten, ungehobelten Bauernburschen, einen hergelaufenen armen Schlucker, den man in einer Dachkammer unterbringen darf, ohne sich etwas an Großmuth zu vergeben."

„Wer erwartet das?" fragte Rudolph; „Onkel Gottfried gewiß nicht, denn er war es ja, der mich nach England schickte, wo ich fünf Jahre lang mich ausbildete!"

„Aber die gnädige Tante, die alle armen Vettern bitter haßt! Ja, stamme nur; ich weiß alles; dies elegante Zimmer hier war für mich bestimmt, Vetter, und ich habe Dein Stübchen unter dem Dache inne." Und nun erzählte er ihm die ganze Verwechslung, die er nur von ihrer komischen Seite auffaßte.

Rudolph erzählte seinerseits den Empfang, der ihm auf dem Bahnhof geworden war, und bestand darauf, sogleich mit seinem Vetter zu tauschen; aber dieser lehnte es lachend ab.

„Laß das, lieber Vetter! ich bin nicht so verwöhnt," sagte Robert. „Ich mußte Dir das alles nur erklären, um mein unceremoniöses Eintreten zu erklären. Du siehst, Vetter, ich bin schon Herr der Situation, obschon ich noch um eine Viertelstunde kürzer hier bin als Du. Es hat hier eine Verwechslung stattgefunden, die sehr lamnig aber unter den obwaltenden Umständen natürlich genug ist und mir herzlich zu lachen gibt. Wir müßten aber Narren seyn, Rudolph, wenn wir den Scherz nicht ausbeuteten und die komische Seite gegen die gnädige Tante kehrten. Ich habe schon mein Plänchen; willst Du mir den Gefallen thun, darauf einzugehen?"

„Laß hören, lieber Vetter! wenn ich es kann und Dir einen Gefallen damit thue, mit Vergnügen!"

„Nun so höre! Ich habe früher, als Knabe, einige Jahre hier gelebt; Onkel Gottfried war damals noch nicht der reiche angesehene Mann wie gegenwärtig. Ich war ein böser, wilder, muthwilliger Junge, der manchen Schabernack im Hause anrichtete, und den die Tante Albertine sicher oft von Herzen in's Pfefferland wünschte. Seither aber haben mich weder die Tante, noch der Oheim, noch die Cousinen wieder gesehen. Ich war draußen in der weiten Welt, mußte tüchtig arbeiten und war ganz auf mich selber gestellt, denn mein seliger Vater ließ mich nie ahnen, wie reich er war. Ich wähnte ihn kaum wohlhabend, und er schrieb mir auch immer, daß ich tüchtig arbeiten lernen müsse, um dereinst eine Zukunft zu haben, wie sie seinen Wünschen für mich und meinen Pflichten gegen mich selber entspreche. Und ich danke ihm von Herzen, daß er mich in diesem Wahne ließ und mich darin bestärkte. Diesem Sporn verdanke ich es, ein brauchbarer selbstständiger Mann geworden zu seyn. Als nun mein Vater starb — künftige Weihnachten sind es zwei Jahre — erschrack ich beinahe vor der Größe meines Erbes, aber die Briefe, welche mir der Vater hinterließ, enthielten goldene Lehren über die Art und Weise, wie ich mein Vermögen verwenden sollte — Lehren, denen ich nie vorsätzlich untren werden will. Ein Theil meines Erbes steckte in überseeischen Spekulationen, die der Vater unternommen hatte, um seinen Reichthum besser verbergen zu können; er rieth mir, diese Geschäfte zunächst abzuwickeln und zu liquidiren, weil sie trotz allem Gewinn mit allzu großem Wagniß verbunden seyen. Ich legte mein Kapitalvermögen in die Bank, und reiste nach den Kolonieen, wo meine Geschäfte mich länger aufhielten, als ich geglaubt hatte. Der Wunsch meines Vaters war, daß ich in sein Vaterland zurückkehre und dort mein Vermögen zum größten Theil in Grundbesitz anlege. Ich schrieb daher an Onkel Gottfried von Zeit zu Zeit über meine Lebenspläne, meldete mich jüngst von Bordeaux aus bei ihm an und bestimmte den heutigen Tag als den meiner Ankunft. Heute mit dem ersten Morgenzuge kam ich an; es war zu früh, um die Familie des Oheims zu stören, und ich stieg im Gasthof ab; es gelüstete mich, die Stadt erst allein zu durchstreifen und meine Jugend-Erinnerungen an Ort und Stelle wieder wach zu rufen. So bummelte ich den ganzen Tag auf den Straßen, auf der Promenade herum, erkundigte mich in den Kaffeehäusern und an der Wirthstafel nach dem Onkel und seinen Verhältnissen, und hörte — leider Gottes! — mehr Unangenehmes als Holdes. Namentlich die Tante, welche mir noch von früher her nicht in allzu holdem Andenken steht, hat sich einen Ruf in der Stadt erworben, der ihr nicht eben zur Ehre gereicht .... Doch davon ein ander Mal! Genug, ich hatte mir in den Kopf gesetzt, dem Onkel nicht eher in's Haus zu fallen, als heute

Digitized by Google

Abend mit Beginn der Soiree, und ich stand schon im Begriff, mich hieher zu begeben, als ich vor dem Posthause zufällig hörte, daß ich bereits einen Doppelgänger habe, der im Wagen meines Oheims saß. So eilte ich denn hieher, um denselben zu sehen und möglicherweise einen Betrüger in ihm zu entlarven; allein alles, was mir zwischen dem Posthause und dieser Zimmerthüre hier begegnete, trug dazu bei, meinen Eifer bezüglich der Entlarvung meines Doppelgängers abzuschwächen und mir die Ueberzeugung zu geben, daß Dein zufälliges Eintreffen am selben Tage, lieber Vetter, und der Lakaien blinde Dienstfertigkeit Dich mit meiner Persönlichkeit bekleidete, und Dir alle diejenigen Ehren verschaffte, welche nicht dem Charakter und inneren Werthe, sondern nur dem Vermögen Deines Vetters Robert zugedacht sind. Und als ich ein Viertelstündchen nach Dir anlangte, und nunmehr für den Vetter Rudolph gehalten wurde und zunächst keine Gelegenheit fand noch suchte, um diesen Irrthum aufzuklären, so wies man mir — auf den speciellen Befehl unserer gnädigen Tante, wie ich vermuthe — ein kaltes unheizbares Stübchen bei den Domestiken unter dem Dache an und gab sich besondere Mühe, meinem vermeintlich ländlich schwerfälligen Begriffs-Vermögen die Thatsache beizubringen, daß die Tante und die Cousinen für heute Abend meine Gesellschaft und Anwesenheit missen können! . . ."

„Ist's möglich?" rief Rudolph Balder halb erstaunt, halb entrüstet. „Und doch stimmt Deine Erklärung meiner unerwartet freundlichen Aufnahme nur allzu sehr mit dem zusammen, was mir mein Vater von der Tante sagte! . . . Aber das ist ja abscheulich!"

„O ja, und demüthigend genug für uns beide, denn ich bilde mir ein, ich sey doch noch etwas mehr als nur der Besitzer einiger hunderttausend Gulden, die mir mein Vater hinterlassen hat, und in Dir sehe ich nicht den ungeschlachten linkischen Junker vom Dorfe, welchen die Tante in dem ‚neuen Vetter' erwartet, sondern einen ganzen fixen gewandten Mann, an dem sich keine Tante der Welt zu schämen braucht, denn Du scheinst mir Kopf und Herz an der rechten Stelle und genug Eisen im Blute zu haben, um noch Deinen Weg in der Welt zu machen!"

„Das ist empörend, Vetter!" rief Rudolph und seine dunklen Augen flammten, seine Wangen glühten. „Meiner Treu, wenn es mir nicht um den wackern Onkel Gottfried wäre, so kehrte ich stehenden Fußes um und suchte mir ein Unterkommen im Gasthofe . . . ."

„Nein, dieß würde meinen Plan verderben," sagte Robert. „Die Erfahrung, welche wir im vorliegenden Falle machen, besagt im Grunde nicht viel — nur etwa die alte Lehre, daß leider das Gold in unseren Tagen der Götze der halben Welt ist; daß Handel und Spekulation und Genußsucht und Schwindel das goldene Kalb mit Erfolg auf den höchsten Gipfel unseres gesellschaftlichen Altars erhoben haben. Geld gibt Adel, Talent, Geburt, Bildung: Geld schafft Ehre, Ansehen, Männlichkeit, Tugenden aller Art; Geld verwandelt den Dummkopf in einen hoffnungsvollen gesuchten Jüngling, dem sich alle Thüren öffnen, und macht aus der albernsten Puppe oder Schlumpe eine ‚elegante, klassische, statuenhafte Schönheit'! Nimm den gediegensten Kerl mit leerer Tasche und einem abgeschabten Rocke und stelle neben ihn einen Einfaltspinsel mit dem leersten Hirn aber schönen modischen Kleidern, schwerer goldener Kette, einen Stutzer, dessen ganzes Leben nur in einer einzigen langen Hingebung an die Schleife seiner Kravatte und den Wurf seiner gebraunten Locken besteht, und bringe beide in einen Salon voll der gebildetsten und schönsten Mädchen, und alle werden um des hohlen Stutzers willen den einfachen bescheidenen gediegenen Mann übersehen. Ach, mich widert dieser Molochsdienst vor eitlem Schein und schnödem Geld unsäglich an!"

„Mich ebenfalls, Vetter Robert!" rief Rudolph, „und wenn ich nicht wüßte, daß Onkel Gottfried der Kränkung ganz fremd ist, welche uns beiden angethan wurde, so möcht' ich mich irgendwie dafür an der Tante rächen!"

„Willst Du das, Herzensvetter?" rief Robert; „willst Du das wirklich, nun denn, so schlag' ein und ich theile Dir ein Plänchen mit, wodurch wir unserer geldstolzen Tante und den beiden Cousinen eine heilsame Lektion ertheilen können! — Siehst Du, mein Anschlag geht dahin: jeder von uns spielt hinfort den Charakter, den ihm Zufall oder Schickung heute angewiesen hat! Du bist der reiche bevorzugte Vetter Robert, auf welchen Tante und die Cousinen so große

Digitized by Google

Erwartungen setzen. Du hast eine feine Garderobe und Weltgewandtheit genug, um den weitgereisten reichen Vetter spielen zu können, während ich auf einige Tage Deine Stelle auf dem Comptoir einnehme, bis ich des Spasses überdrüssig bin. Willst Du?

„Ich möchte wohl, aber ich fürchte den Oheim dadurch zu beleidigen!" versetzte Rudolph.

„Sey ohne Sorgen, ich nehme alle Verantwortung auf mich!" sagte Robert lachend. „So wie ich den Onkel kenne, gönnt er den Damen die Ehre, die wir ihnen geben wollen, von Herzen. Und dann ist Deine Rolle ja keine unangenehme. Die Tante und die Cousinen werden Dich auf den Händen tragen, vergöttern. Du brauchst nur ebenso zuvorkommend gegen beide zu seyn, und Henrietten Deine beeifertsten Huldigungen zu Füßen zu legen. Ich sage Dir, die Sache ist federleicht! Spiele nur den Blasirten, verachte weidlich alles, was deutsch und einfach und natürlich ist, und gib Dich als einen unleidlichen Gecken und Zierbengel, der nur für Ausländisches schwärmt! . . ."

„Das ist mir nicht so leicht, als Du glauben magst, Vetter!" versetzte Rudolph. „Ich bin ein offener gerader Bursche, schlicht und recht; ich kann mein Naturell nicht so leicht verleugnen, und es widerstrebt mir völlig, Komödie zu spielen!"

„Gib mir Deine Hand, Herzensjunge! nun gefällst Du mir noch einmal so gut!" rief Robert. „Ehre dem Mann, der nie sein eigenstes innerstes Ich verleugnet! — Nun denn, so gib Dich ganz so wie Du bist, als ein biederer, herzlicher, gerader Junge, der sich auch in der Fremde sein ehrliches deutsches Herz bewahrt hat. Du wirst dadurch selbst in den Augen jener verkehrten Damen um kein Jota weniger achtbar erscheinen, denn die Wahrheit schlägt ja am Ende doch überall durch! — Ich aber will Deine Rolle spielen und auf Deinen Namen sündigen und mich den Damen ganz in demjenigen Lichte zeigen, welches ihre vorgefaßte Meinung gegen den armen Vetter vom Lande zu rechtfertigen scheinen wird!"

„Wohlan, lieber Vetter! sündige Du auf meinen Namen; ich werde mich schon so benehmen, daß die künftige Entdeckung unseres Betrugs Dir und mir keine Unehre bereiten kann!"

In diesem Augenblick trat der Lakai ein und brachte auf einem Präsentirbrett einige ausgesuchte kleine Gerichte und eine Flasche Bordeaux und Champagner. Jean war nicht wenig überrascht, den Vetter vom Lande so cordial bei dem reichen holländischen Vetter zu sehen, und sagte: „He, Herr Balder von Wetterfeld, Ihr Kaffee ist oben!"

„So bring' ihn herunter, Bursche, und leg' mir hier ein Couvert hin!" sagte Robert; „mein Vetter hier theilt mit mir seine Mahlzeit und ich hernach mit ihm den Kaffee, nicht wahr, Vetter? so ist uns beiden geholfen!" setzte er mit einem vergnügten pfiffigen Gesicht und einem wiehernden Lachen hinzu.

Jean zögerte, aber ein ernster Wink von Rudolph machte ihn fügsam. „Legen Sie ihm ein Couvert auf, ich bin gewöhnt, in Gesellschaft zu speisen," sagte er zu Jean. „Und nun holen Sie den Kaffee und lassen Sie uns allein!"

„Nicht wahr, Bursche! ich hab' Dich überlistet?" rief Robert mit seinem cynischen Lachen und drohte Jean mit dem Finger. — „Du siehst, Vetter, ich bin schon mitten in meiner Rolle," wandte er sich dann an Rudolph, als sie allein waren. „Aber nun laß uns tüchtig zugreifen und rasch essen, daß die Komödie beginnen kann. Ich brenne vor Begierde, die zärtliche Tante in Verlegenheit zu bringen und die stolzen Cousinen über mich erröthen zu sehen. Und dann müssen wir noch einige Notizen über unsere individuellen Verhältnisse austauschen, damit wir unsere Rolle besser spielen können und nicht zu schnell entlarvt werden. Also auf gut Glück, Vetter!" rief er und stieß mit ihm im purpurnen köstlichen Wein an; „laß uns essen und trinken, denn nach einer guten reichlich befeuchteten Mahlzeit hat der Mensch noch einmal so viel Zuversicht und muthwilligen Witz!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Riesen-Armadill oder das große Gürtelthier.

(Mit Holzschnitt auf S. 72.)

Unsere lieben Leser haben ohne Zweifel schon gehört, daß es in Südamerika eine Familie ganz eigenthümlicher Vierfüßler gibt, welche mit einem ganzen Harrisch von hornartigen Platten gepanzert sind und die man daher Gürtelthiere nennt. Die eingebornen Indianer heißen sie Tatus, die spanischen Eroberer von Südamerika aber schufen diesen

Digitized by Google

seltsamen Thieren, als sie dieselben zuerst kennen lernten, den Namen Armadillos, was ‚kleine Geharnischte' bedeutet. Es gibt vielerlei Arten derartiger Gürtelthiere, welche an Größe sehr verschieden sind; so hat das Pichy oder kleinste Gürtelthier nur eine Körperlänge von etwa einem Fuß ohne den Schweif, während der Riesen-Armadill, den wir auf umstehendem Bilde darstellen, von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel volle drei rheinische Fuß und der Schwanz selber 20 rhein. Zoll mißt. Es erscheint wie ein Räthsel, wozu der Schöpfer dieses harmlose Thier, das nur von Ameisen und anderen Insekten und deren Larven lebt, mit einer solchen Rüstung ausgestattet hat, wenn es nicht zum Schutz gegen die großen Raubvögel und kleinern vierfüßigen Raubthiere geschieht, welche alle nach dem saftigen schmackhaften Fleisch dieser Gürtelthiere sehr lüstern sind.

Die Rüstung des Armadill besteht zunächst aus einer dreieckigen starken hornigen Platte, welche den Kopf bedeckt und so hart ist, daß die Eingebornen jener Länder sich desselben als eines Wetzsteins für ihre langen spanischen Messer bedienen; ferner aus reihenförmigen Ringen von kleinen dichtgefügten Hornplatten, welche den ganzen Obertheil des Rumpfes, der Schenkel und des Schwanzes bedecken und zwischen denen einzelne borstige Haare hervorwachsen. Dieser ganze Panzer ist aber beim lebenden Thiere so beweglich, daß es sich zur Kugel zusammenrollen und sehr rasch damit traben kann, und in keiner seiner Bewegungen gehemmt ist. Außerdem sind diese Gürtelthiere noch mit einer ganz außerordentlichen Muskelkraft begabt, welche ihnen besonders beim Graben zu Statten kommt.

Da sie, wie gesagt, meist nur von Insekten und ihren Larven, von Raupen, Käfern und Heuschrecken leben, so sind sie dem Menschen ganz unschädlich; aber sie sind sehr lüstern nach Aas und graben sich gerne in Gräber ein, um Leichen zu verzehren, weßhalb man die Kirchhöfe vor ihnen zu verwahren sucht. Diese Vorliebe der Gürtelthiere für Aas und Leichen hindert aber die Südamerikaner, Weiße wie Farbige, durchaus nicht, das Fleisch des Armadills für sehr schmackhaft und lecker zu betrachten und dem Thiere geflissentlich nachzustellen. Außerdem aber ist der Mensch diesem Thiere noch besonders darum feind, weil es in den sandigen Ebenen von Paraguay und La Plata in der Nähe der Meeresküste seine Baue so flach unter der Erdoberfläche anlegt, daß die Bewohner jener Gegenden, die immer zu Pferde sind, mit den Rossen leicht in dieselben einbrechen und Gaul und Reiter dann gefährlich stürzen.

Die Armadille sind meist Nachtthiere, die bei Tag in ihren Bauen liegen und erst bei Einbruch der Nacht heraus kommen, um auf Aesung auszugehen, namentlich in besiedelten Gegenden. Der Riesen-Armadill (den die Naturforscher Dasypus oder Priodonta gigas nennen) wagt sich jedoch im Wald oder in der Wildniß auch bei Tage aus seiner Höhle heraus, namentlich bei bedecktem Himmel, gräbt sich aber sogleich und so behend in den Boden ein, wenn ihn die Hunde oder Menschen aufstöbern, daß man sich seiner kaum bemächtigen kann; kaum hat man ihn bemerkt, so ist er schon bis zum Schwanze in den lockern Sandboden eingewühlt und dann vermag der allerstärkste Mann ihn nicht am Schwanze mehr herauszuziehen, so hartnäckig stemmt er sich mit den mächtigen Klauen, die schwere Wunden versetzen können, und mit den Schultern in den Boden ein. Alle Gürtelthiere wühlen mit ungemeiner Behendigkeit und Kraft, und graben sich auf diese Weise nicht allein ihre Baue, sondern wühlen auch unter dem Boden nach Larven und Maden von Insekten, nach Käfern u. dergl. m. Ihre Baue oder Höhlen sind meist 13—14 Fuß lang, fallen auf eine Länge von 3—4 Fuß sehr steil ab, machen dann eine plötzliche Krümmung, und steigen wieder leicht an. In diesen unterirdischen Bauen, wovon jedes Thier seinen eigenen hat, wirft das Weibchen seine Jungen, 4—5, ja bei einigen Arten sogar 5—9 an der Zahl, und säugt sie einige Wochen. Wenn die Jungen zur Welt kommen, ist ihr Panzer noch ganz weich, verknöchert sich aber innerhalb weniger Monate vollständig. Der Armadill hat offenbar keine scharfen Sinne, dagegen kommt ihm bei etwaiger Verfolgung seine Gewandtheit im Graben und seine Behendigkeit der Bewegung, die man bei einem so schwerfällig gepanzerten Thiere gar nicht erwartet, sehr zu Hülfe.

Die Jagd auf den Armadill geschieht meist mit Hunden, um seine Baue zu finden. Hat man einen solchen gefunden, so stößt man eine lange biegsame Stange hinein, um zu sehen, in welcher Richtung die Röhre des Baues abbiegt; fliegen Muskitos heraus,

Digitized by Google

so ist das Gürtelthier zu Hause, und man gräbt nun an dem Punkte nach, wo die Stange aufhörte; hat man die Röhre erreicht, so forscht man abermals mit der Stange und schlägt wieder an demjenigen Ende ein, wo die Stange stecken blieb; aber mittlerweile ist der Armadill auch nicht faul und thut sein Möglichstes, um weiter zu graben, und so kostet es Mühe, ihn einzuholen. Ist dieß geschehen, so schlägt man ihn mit einem Beil auf den Kopf und macht ihm so den Garaus. Das Fleisch ist sehr schön weiß, schmackhaft und saftig, und gleicht jungem Schweinfleisch.

Daß es vor der Sündfluth verschiedene Arten von noch riesigeren Gürtelthieren gab, als der Riesen-Armadill der heutigen Schöpfung, dürfte nach den aufgefundenen versteinerten Ueberresten derselben kaum zu bezweifeln seyn; zweien von diesen haben die Gelehrten die Namen Toxodon und Glyptodon gegeben.

Eine Barranca in Mexico.

(Mit Holzschnitt auf S. 73.)

Das Terrassenland der gemäßigten Zone von Mexico, welches nach dem Meere hin abfällt, und namentlich die Hochebenen desselben zeigen an vielen Stellen eine ganz merkwürdige Erscheinung in der Bodengestaltung. Mitten in den Abhängen oder dem Hochland zeigen sich nämlich ganz unversehens lange und tiefe Schluchten, im Großen anzusehen wie die Sprünge und Risse, welche der Boden durch anhaltende Trockenheit bekommt. Diese rißartigen Schluchten nennt man Barrancas, und der nur einigermaßen mit Gebirgskunde und Erdbildung Vertraute sieht augenblicklich, daß diese Schluchten nicht durch Auswaschung entstanden sind, denn ihre Seiten sind meistens ungemein steil, oft beinahe senkrecht, zuweilen gegen tausend Fuß hoch, und nur wenig vom Wasser ausgewaschen, und die Sohle dieser Schluchten zeigt keine Spur von Auswaschung durch Wasser, keinerlei Ablauf, keine Ablagerung von Schlamm, Kies oder Sand und seinem humusreichen Boden, sondern ist meistens mit Findlingsblöcken und Rollsteinen oder Trümmergestein bedeckt. Es liegt daher für den Kundigen klar auf der Hand, daß diese Schluchten nicht durch Einwirkung des Wassers entstanden sind, sondern durch vulkanische Gewalten, welche sich in dem ganzen Gebirge von Mexico ohnedem allenthalben geltend machen und in einer Menge noch thätiger feuerspeiender Berge auftreten. Die Entstehung dieser Schluchten rührt also davon her, daß sogen. plutonische Gewalten, d. h. das unterirdische Feuer in dem Herd dieser Vulkane, ganze Berge emporgetrieben haben, wobei dann die Schichten an der Oberfläche zerbarsten und ihr Eingeweide zu Tage kehrten. Oft sind diese Barrancas enge Spalten, kaum hundert Fuß breit; oft sind sie weit geöffnet und terrassenförmig nach der Sohle zu verengt, aber so, daß letztere einen ausgedehnten Thalboden bildet; immer aber haben sie die Eigenthümlichkeit der senkrechten Felswände, auch wo diese durch allmähligen Einsturz verschiedene Stockwerke bildeten. Zuweilen vereinigen sich mehrere Schluchten, wie auf dem vorstehenden Bilde, und wo diese unter spitzem Winkel zusammentreten, erscheinen grotesk höchst malerische Felsmassen. Beinahe immer brausen reißende Bergwasser in dem Thalgrunde, stürzen sich von Fels zu Fels und bilden bald schäumende Kaskaden, bald tosende Wasserstürze. Die Feuchtigkeit ruft die großartigste Vegetation hervor, und nicht nur der Baldwuchs der Thalsohlen zeigt eine wunderbare Lebenskraft und ist kaum durch den Anban zu verdrängen, sondern auch aus jeder Felsenritze brechen noch Sträucher und Schlingpflanzen hervor und während der Regenzeit überzieht sich sogar das nackte Gestein mit dem buntesten Farbenspiel der Flechten und Moose. Diese Barrancas sind das Großartigste, was jene Gegenden an wilder Romantik darbieten, obschon für den Verkehr ein außerordentliches Hemmniß, da man oft meilenweit Umwege machen muß, um sie zu umgehen. Eine derartige Barranca führt das vorstehende Bild unseren lieben Lesern vor, welches die Barranca von Santa Maria mit den Höhen der Hazienda Mirador und dem Vulkan Orizava im Hintergrunde darstellt. Weithin in launischen Windungen verzweigt sich der gewaltige Riß durch das Tafelland und fällt zu bedeutender Tiefe ab. Nur ein leichter Anflug von Gebüsch bekleidet seine Abhänge; während an seiner Sohle hin der subtropische Wald mit seinen Palmen, Schlingpflanzen und Schmarotzer-Gewächsen seine manchfaltige dichte Ueppigkeit geltend macht, und oben auf der Fläche die Charakterpflanzen jener Hochebenen: die säulenartigen Cactus-

Digitized by Google

arten, die palmartigen Yuccas oder Graslilien und die Zwergpalmen erscheinen, und hinten in der duftigen Ferne das Hochgebirge in seinen langgedehnten Rücken erscheint und der Vulkan Orizaba seinen mit ewigem Schnee bekleideten Kegel über die unteren Wolkenschichten erhebt. Die Großartigkeit dieses Landschaftsbildes, welches von Moritz Rugendas nach der Natur aufgenommen worden ist, mag dasjenige bestätigen, was wir bei einer früheren Gelegenheit von der unvergleichlichen Schönheit dieser gemäßigten Zone von Mexico, sowohl ihrer Terrassen als ihres Tafellandes, gesagt haben.

Deutsche Fahrten. III.

Dem Main entlang.

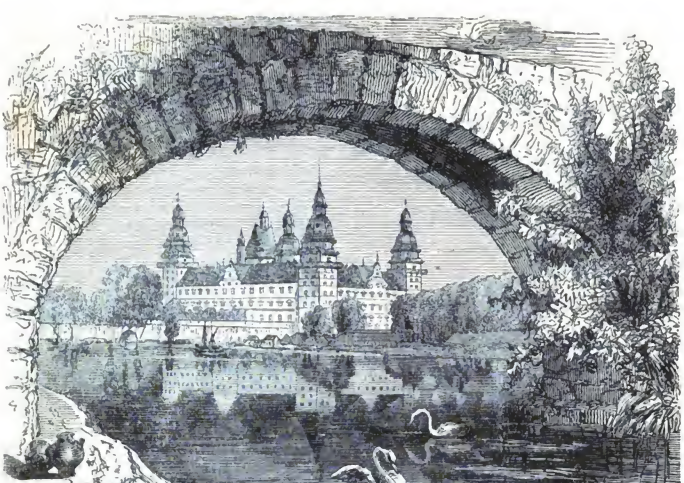
(Mit Holzschnitt auf S. 80.)

Der Main hat seine Schönheiten wie der Rhein, der Neckar, die Mosel, nur muß man sie nicht an seinem Unterlaufe aufsuchen; je höher man ihn jedoch hinansteigt, desto häufiger werden sie. Der Main ist meist ein schöner, breiter, satter, feichter Strom, welcher sich ein behagliches Bett ausgewählt hat und einen angeborenen Widerwillen gegen jene gewaltsamen Touren zu besitzen scheint, wie wir sie bei anderen, dem Hochgebirge entströmenden Flüssen sehen. Bekanntlich entsteht der Hauptstrom des Mains aus der Vereinigung seiner beiden Quellflüsse, des weißen und des rothen Mains, die bei Steinhaus in Franken zusammenfließen. Der Rothe Main entspringt aus dem Rothmannsbrunnen im Semmelsbuch, einem einsamen Weiler in der Nähe von Schwärtz, fließt durch Creusen, St. Johann und Georg in der Nähe von Bayreuth, schlängelt sich dann durch die fetten gesegneten Fluren Frankens hin, und verbindet sich nach einem Laufe von etwa fünf Meilen mit dem Weißen Main, der im Fichtelgebirge dicht beim Ochsenkopf aus einer Quelle entspringt, welche Markgraf Georg Wilhelm 1717 in Stein fassen ließ und die seither der Fürstenbrunnen heißt; übrigens speisen noch verschiedene andere Quellen diesen weißen Main, so daß man den Fürstenbrunnen nur willkürlich für seinen Ursprung ausgibt. Die vereinigten Flüsse machen nun einen weiten Bogen nach Norden, um die fränkische Hochebene zu vermeiden, wenden sich dann wieder südlich, um bei Bamberg die Regnitz aufzunehmen, hierauf nordwärts um weiteren Bergen auszuweichen, dann südlich gegen Würzburg, dann wieder nördlich bis Lohr und machen dann abermals eine Kurve nach Süden, um die weichen gerundeten Sandsteinberge des Spessarts zu umgehen, anstatt sie zu durchbrechen wie der Rhein oder Neckar gethan haben würde und wie nun die Eisenbahn von Frankfurt nach Würzburg thut, und erreichen so Aschaffenburg, von wo aus der Main träge durch flaches Gelände an Frankfurt vorüberströmt, bis er sich bei Mainz dem Rheine vermählt.

Wer daher die landschaftlichen Schönheiten des Mains kennen lernen will, der reise von Darmstadt aus direkt nach Aschaffenburg, einer in mancher Hinsicht interessanten kleinen Stadt, die schon zur Zeit der Römer eine Kolonie und wahrscheinlich eine stark befestigte Station derselben an einem Punkte war, wo ihr Grenzwall, der sogen. Limes transrhenanus, sehr angreifbar war. Schon sein Name deutet auf das alte Ascapha, wie es zur Römerzeit hieß, und wornach noch heute das Flüßchen Aschaff heißt, das seine Mauern bespült. Ein römischer Votivstein, den man im vorigen Jahrhundert hier entdeckt hat, gibt darüber beglaubigte Auskunft. Alemannen vertrieben die Römer, Franken die Alemannen im Jahr 496, und unter Karl dem Großen entstand hier ein Benediktiner Kloster, welches Herzog Otto von Bayern, Karls Enkel, zum Stift erhob. Im Jahr 1122 flüchtete Erzbischof Adalbert von Mainz hieher vor Kaiser Heinrich V., umgab die Stadt mit Mauern und erbaute darin eine feste Stadtburg; und von da an bis zum Jahre 1803 verblieb Aschaffenburg den Kurfürsten von Mainz, deren Sommerresidenz es war, und deren stattliches Schloß, die Johannisburg (wovon unser umstehendes Bild eine Ansicht gibt) einen der hervorragenderen Punkte der Stadt bildet. Dieses Schloß, von 1605—1614 aus rothen Sandsteinquadern erbaut, bildet ein großes Viereck, dessen Seiten je 295′ lang sind und auf den Ecken von vier Thürmen von je 180′ Höhe flankirt werden; es liegt in reizender Umgebung, und enthält auch im Innern manches Sehenswürdige, namentlich eine ansehnliche werthvolle Kupferstichsammlung, eine Gemäldegalerie und eine Bibliothek mit schönen Incunabeln und einigen alten Evangelienbüchern voll trefflicher Miniaturen.

Jedenfalls ist dieses Schloß interessanter und geschichtlich denkwürdiger als ein anderer neuer Bau, welcher die Gegend beherrscht und dem mit der Eisenbahn anlangenden Fremden sogleich in die Augen fällt, nämlich das sogen. Pompejanum, eine Villa in antikem Styl, welche König Ludwig I. von Bayern auf einer Anhöhe am Ufer des Mains errichten ließ, und die nur eine jener kostbaren Spielereien ist, womit große Herren ihr Geld und ihre Zeit vertändeln. Es ist ein viereckiger Bau mit einer Terrasse davor, und einer Platform und oberm Stockwerke, das schmäler als das untere ist. Es ward von 1842 bis 1849 nach dem in Pompeji aufgegrabenen Hause des Castor und Pollux erbaut, wiederholt genau die Wandmalereien und Mosaiken seines antiken Urbildes und gibt in seiner innern Einrichtung ein treues Bild

Digitized by Google



Schloß Johannisburg in Aschaffenburg.

der häuslichen Einrichtung der Römer. Natürlich ist das Gebäude nicht bewohnbar, sondern voll Zugluft, und Schatten, aber als Sehenswürdigkeit kann man es schon mitnehmen, zumal man von seiner Plattform aus eine wunderschöne Aussicht genießt, und selbst die Umgebung der Villa mit ihren weichen Formen, ihren Orangen- und Cypressenbäumen und den benachbarten Weinbergen einige Aehnlichkeit mit einer italienischen Landschaft hat.

Nicht minder sehenswerth sind die Stiftskirche, 980 gegründet, den Heiligen Peter und Alexander geweiht, romanischen Styls, aber durch An- und Umbauten verballhornt, jedoch mit einem schönen Kreuzgang aus dem 12. Jahrhundert und mit einigen merkwürdigen alten Denkmälern im Innern; ferner die alte Brücke über den Main, im Jahr 1430 erbaut, und jenseit derselben, auf dem linken Ufer, etwa 3/4 Stunden von der Stadt entfernt, der Schöne Busch, ein sehr hübscher Park mit Lustschloß, Orangerie u. s. w., ein sehr beliebter Ort für Ausflüge der Aschaffenburger.

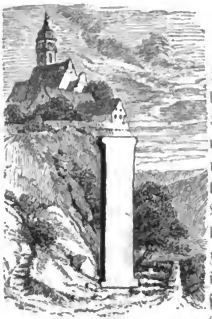
Für den Kenner der deutschen Literatur ist Aschaffenburg nicht uninteressant durch zwei Dichtergräber, die es auf seinen Kirchhöfen aufweist: auf dem Agathenkirchhof liegt Wilh. Heinse, der Verfasser eines üppigen Romans ‚Ardinghello' begraben, der einst Vorleser beim Kurfürsten Carl Friedrich Joseph gewesen und 1803 hier gestorben; und auf einem andern Kirchhof liegt in der Gruft der Brentano von La Roche jener Clemens Brentano bestattet, der unter der romantischen Schule der neuern deutschen Dichter eine hervorragende Rolle spielte. Für uns aber, die wir nur harmlose Wanderer sind und Naturschönheiten aufsuchen wollen, ist das hübsche alte Städtchen nur der Ausgangspunkt zu einer Fahrt mit der Eisenbahn entweder durch den Spessart, einen der größten Waldstriche Deutschlands, bis Lohr oder zu einer Fußwanderung den Fluß hinauf und jener größern Krümmung entlang, welche unstreitig eine der allerschönsten Partieen des Mains umfaßt, und die wir in der nächsten Nummer beschreiben wollen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gretchen von der Wasenmühle.

Eine Jugend-Erinnerung.



Ich war in meiner Jugend ein schwächliches Kind, und der Hausarzt hatte meinen Eltern gerathen, mich in einer freundlichen Gegend auf dem Lande einem Geistlichen in die Pflege zu geben, und so war ich bei einem Universitätsfreunde meines Vaters in einem freundlichen Flecken des Remsthales untergebracht worden. Es ist eine reizende Gegend, dieses Remsthal, einer der freundlichsten und eigenthümlichsten Flecke des schönen Schwabenlandes, reich an historischen Erinnerungen wie an landschaftlichen Schönheiten, reich gesegnet von der gütigen Mutter Natur, üppig und fruchtbar durch den rührigen Fleiß seiner Bewohner. Derjenige Theil desselben, von welchem ich rede, streicht beinahe regelmäßig von Ost nach West, und wird im Norden von langen waldigen Höhenzügen begrenzt, während im Süden die Vorberge und einzelnen Kuppen und Bergreihen der schwäbischen Alb dicht an das Thal herantreten. Allenthalben rieseln von den Hügeln und aus den Schluchten der Wälder muntere kleine Bäche zu dem Flüßchen herab und bilden eine Reihenfolge von hübschen, stillen, kleinen Seitenthälern. An der Sonnenseite der Berge ziehen sich in vielfachen Terrassen die grünen Weinberge empor, an welche oben auf den Höhen der frische Wald, bald bläulicht-schwarzes Nadelholz, bald farbenhelle Buchenschläge, sich anschließen. Der Wiesengrund breitet sich wie ein sammetner Teppich über die Thalsohle, durchzogen von fruchtbaren Obstbäumen, und die Winterseite der Berge, d. h. die nach Nord und West gekehrten Hänge, sind zu Getraidefeldern und Obstgärten angelegt, die unter ihrem sorgfältigen Anbau reiche Ernten liefern. Die paar Städte dieses Thales sind äußerst malerisch gelegen und zum Theil (wie z. B. Gmünd) merkwürdig durch schöne Reste mittelalterlicher Kunst, umgeben von schönen Gärten, und selbst die Dörfer verstecken sich hinter förmliche Haine von Obstbäumen.

Es ist ein wundersam schöner Fleck Erde um dieses schöne Thal, welches jetzt die direkte Eisenbahn-Verbindung zwischen Stuttgart und Nürnberg durchzieht, und manche Dörfer desselben könnten sich an reizender Lage mit den gepriesensten Punkten am Rhein und in der Schweiz messen. Viele liegen so prachtvoll auf der Stirne freier Hügelkuppen, daß sie eine ausgedehnte Aussicht beherrschen, oder kleben dicht am steilen Gehäng der Hügel oder sind in die Mündungen der engen Seitenthäler und Schluchten eingebaut, als wollten sie den Zugang derselben verschließen. Ihre Straßen sind zuweilen so steil an die Lehne geschmiegt, daß man aus dem Speicherraum eines Hauses der untern Gasse flach auf die Sohle der hintern Gasse tritt, und so schmal, daß das Haus zur Hälfte in den Berg eingewühlt ist.

Aber es ist ein köstliches Leben in diesem Gau, bis in die Seitenthäler hinein, welche dicht bevölkert sind und deren Grund und Boden entsetzlich zerstückelt ist. Jede Jahreszeit leiht dieser Gegend ein reizendes wundervolles Gewand. Wann der belebende Odem des Lenzes durch die Lande weht, der Laubwald sich mit jungem Grün schmückt und der Wiesengrund von Blumen durchwirkt erscheint, wann Millionen munterer Singvögel Flur und Hain beleben, — wann die Obstbaumblüthe die Hügellehnen und die Umgebungen der Dörfer in duftenden Blüthenschnee hüllt, — wann der Frühsommer die Weinberge belaubt und die Rebenblüthe die Luft weithin mit Wohlgerüchen schwängert, die sich mit dem kräftigen Dufte des frischgemähten Heus paaren, — wann der

Digitized by Google

Sommer mit dem Gelb des reifenden Getraides die Höhen vergoldet, wann die saftigen Früchte die Aeste der Obstbäume bis zum Brechen belasten, wann der Herbst die fröhliche selige Zeit der Weinlese bringt und die Thäler von den Freudensalven und dem Gesang der Winzer widerhallen, ja selbst wann der Winter sein weißes Gewand über die Gegend breitet und der Lärm der Jagd die Echos der Wälder weckt, — immer und immer ist das Leben hier köstlich und das Bewußtseyn des Daseyns in solch einer Gegend ein Hochgenuß, den der Städter kaum kennt.

Darum rechne ich auch meine Knabenjahre, die ich in solchen Umgebungen verlebt habe, zu den frohesten und herrlichsten Erinnerungen, zu den heiligsten und reinsten Freuden meines Lebens. Es waren Jahre voll Poesie, und sie gemahnen mich heutzutage im reifern Mannesalter wie ein schöner, wonniger, glücklicher Traum, wie ein goldenes Zeitalter, nach welchem mein geistiger Blick oft mit Sehnsucht und stiller sinniger Wehmuth zurückschaut.

Der Flecken, worin ich damals lebte, hieß G. und lag im Schoos eines halbrunden kesselartigen Seitenthals ziemlich hoch über der Sohle des Hauptthals. Die Kirche und das Pfarrhaus lagen auf einer Kuppe, die sich vielleicht um fünfzig Ellen über das Dorf erhob, welches im Halbkreise um den Kirchenhügel ausgebreitet dalag. Ein breiter Weg, mit großen Sandsteinquadern gepflastert, führte von der Hauptgasse des Dorfes herauf zum alten Kirchlein, das inmitten eines geräumigen Friedhofs lag. Dieser senkte sich ziemlich steil von der Höhe, worauf die Kirche stand, zu dem Rande des Felsens, welcher hier theilweise durch Mauerwerk gestützt und verbunden war, und der ganze Friedhof war mit einer alten Mauer eingefaßt, deren Wände Flechten und Moose deckten, während Mauerpfeffer, Fetthenne, Raute und andere Pflanzen auf den verwitterten Stirnplatten und in deren Fugen wurzelten, und hohe Brennesseln ein dichtes Buschwerk um den Fuß der alten Mauern schlugen. Man sah es dem Friedhof an, daß er ehemals befestigt gewesen war, bewehrt zu Schutz und Trutz der Dorfbewohner, denn auch das Pfarrhaus war noch in seine Umfassungsmauern gezogen und in den Untergeschossen von Kirchthurm und Pfarrhaus sah man noch die vermauerten Schießscharten für Armbrust und Kleingewehr. Das Pfarrhaus stand etwas abseits und war mit einer eigenen Mauer umgeben, welche Hofraum, Garten und Gebäude umfaßte. Der Garten reichte bis an den steilen Abfall der Kuppe, und eine haushohe Epheuumrankte Mauerwand stützte hier die Brustwehr der Einfriedigung, und hier waren ein steinerner Tisch und Bänke unter einem uralten Nußbaum angebracht und dieses Plätzchen, der Söller genannt, bot eine unvergleichlich schöne Aussicht auf die langgestreckten felsengekrönten Höhen der schwäbischen Alb, als deren Vorhute Einem zunächst der steile Kegel des Hohenstaufen und unweit davon der Rechberg mit seinem Doppelgipfel und der alten Burg auf der einen, der Kapelle auf der andern Kuppe majestätisch und hehre Erinnerungen weckend entgegenschaute. Hier auf dieser Terrasse saß ich oftmals in Thränen mit meiner Grammatik in der Hand, und quälte meinem leichtsinnigen Kopfe die Geheimnisse des Accusativus cum Infinitivo und des Aoristus ein, und haderte mit meinem Schicksal, weil ich damals nicht begreifen konnte, wozu all das Latein und Griechisch mir dienen sollte, der ich ja Soldat werden wollte und nicht Pfarrer oder Jurist, wie mein ernster Papa. Aber das Lernen wollte auf jenem Söller gar nicht gehen, denn ich schaute dann immer nach den Wäldern und den blauen Höhen der Alb und dachte an die Zeit der Hohenstaufen und ihrer Kriege, und recitirte all die Balladen und Sagen, welche ich über die einzelnen mir wohlbekannten Punkte meiner Heimath in einem Buche von Gustav Schwab*) gefunden hatte, das mir um dieser Gedichte willen schon damals lieb geworden war, ehe ich noch seinen übrigen Inhalt verstand, und später noch viel lieber und vertrauter werden sollte, als es mir ein steter Begleiter auf Fußwanderungen durch die Berge meiner theuren Heimath ward; oder ich verarbeitete im Geiste nochmals die Schilderungen Hauffs in seinem „Lichtenstein", welcher damals noch ziemlich neu war und den ich hinter dem Rücken meines geistlichen Mentors förmlich verschlungen hatte, nachdem ihn mir meine ältere Schwester in den Ferien zugesteckt.

Allein der Söller im Pfarrgarten war nicht mein einziges Lieblingsplätzchen. Ich wußte noch ein

*) „Die Neckarseite der schwäbischen Alb," in früherer Zeit einer der vortrefflichsten lokalen Reiseführer im Altwürttembergischen.

Digitized by Google

anderes lauschigeres Winkelchen, zu dem ich immer flüchtete, wenn mich das Heimweh plagte oder mein Muth sank, es jemals in den Wissenschaften weit zu bringen. Auf dem höchsten Punkte des Friedhofs, da wo er mit dem Pfarrgarten zusammenstieß und nur durch eine mannshohe Mauer davon getrennt war, lag im Winkel ein eingesunkenes Grab, überragt von einem Strauche weißer Rosen, welcher einen riesigen Umfang angenommen hatte, denn er überragte in der Höhe die Zwetschenbäume des anstoßenden Pfarrgartens und hatte sich sogar an der Außenmauer und Zwischenwand so weit verbreitet, daß er ein förmliches Lustgehölz für sich allein bildete. Unter seinem Schutze aber standen noch einige Büsche von spanischem Flieder, Goldregen und unechtem Jasmin, und auf dem Grabe waren immer Lilien und andere Blumen, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte, in schöner Flor zu schauen, verständig gepflegt von einer sorglichen Hand. Zu Häupten des Grabes stand ein steinernes Kreuz, worauf zwei flammende, von einem Dornenkranz umgebene Herzen eingemeißelt waren und darunter die Worte: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Am Fußende des Grabes aber war eine rohe Bank aus gelben Tuffsteinen errichtet, um welche sich Epheu und Sinngrün rankten, und wo man in der Sommerhitze den lauschigen Schatten und den Duft der Blumen und den Gesang der Vögel genießen und recht anmuthig und ungestört träumen konnte. Nirgends waren mehr Schmetterlinge zu sehen und nirgends tummelten sich die Vögel lieber als in diesem stillen Winkelchen, wo ich oft den Schlag des Schwarzkopfs und den Gesang der Drossel belauscht habe.

Wie ich dazu gekommen, dieses Plätzchen lieb zu gewinnen, vor dem mir anfangs ordentlich gegraut hatte, weiß ich nicht mehr. Allein daran erinnere ich mich noch mit aller Bestimmtheit, daß ich jene unvergeßlichen genußreichen poetischen Weihestunden der Jugend, wo wir uns zum ersten Male mit durstiger Seele in die fantastische Welt der Dichtung versenken, auf jener Bank unter dem Rosenstock verbracht, — daß ich dort die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm, den Defoe'schen und den Campe'schen Robinson Crusoe, die Märchen von Hauff, Benedikte Naubert und Musäus, und einzelne Geschichten von Tausend und Einer Nacht gelesen habe, und zwar meist verstohlen, da mein geistlicher Mentor ein Feind solcher Dinge war. Aber meine ältere Schwester Pauline hatte mir bei jeder Sendung im Wäschekistchen außer Obst und Backwerk auch irgend ein solches Lieblingsbuch von ihr selbst zuzustecken gewußt.

Mein guter Pfarrer mochte übrigens recht haben; die fantastische Welt, welche mir jene Bücher erschlossen, paßte wenig zu den ernsten Studien der Grammatik, in welche er mich einführen sollte. Meine Kränklichkeit und Schwächlichkeit war Schuld gewesen, daß ich in den alten Sprachen noch zurück war hinter meinen Altersgenossen, und unter des Pfarrers Leitung sollte ich das Versäumte einholen. Ich lernte leicht, aber nicht gerne; die beiden Mitschüler die ich hatte, Revierförsters August und Merkels Fritz, waren noch hinter mir zurück und begriffen schwerer; es fehlte mir an Nacheiferung, am Sporn der Aemulation. Auch war der Pfarrer — ich will ihn Zeller nennen — ein so ernster Mann, daß er wenig zum Lehrer taugte, zumal seine eigene Ehe nicht mit Kindern gesegnet war. Ihm fehlte die liebreiche, leutselige Naivetät, mit welcher man sich zu Kindern herunter geben muß, um ihr Vertrauen zu gewinnen und seinen eigenen Rath eindringlich zu machen. Dabei nahm er seine seelsorgerischen Pflichten sehr ernst und opferte denselben häufig unsere Lehrstunden, denn er hatte eine große Gemeinde und noch eine Tochterpfarre geistlich zu berathen. Da gab er uns denn, so oft er abberufen wurde, unsere Aufgaben und entließ uns. Die Frau Pfarrerin aber, eine unermüdliche sparsame Hausfrau, hatte zuviel mit dem eigenen Hauswesen und als Beratherin der Dorfweiber zu thun, um in Abwesenheit ihres Mannes der Beaufsichtigung eines lebhaften Knaben sich genügend zu widmen, und so stahl ich mich in der schönen Jahreszeit denn immer bald aus dem Pfarrhause fort, entweder zu meinen lärmenden Gespielen im Dorfe, oder zu irgend einem unterhaltenden Buche in mein stilles Schmollwinkelchen, wo ich mich auch immer auszuweinen pflegte, wenn ich bestraft worden war oder mir das Heimweh nach den Geschwistern und dem Vaterhause an dem jungen Herzen nagte. Niemand wußte dann wo ich war, denn der Friedhof war immer verlassen, außer wenn eine Beerdigung stattfand oder die Schulmeisterin ihre Wäsche darin trocknete, und ich konnte mich vom Pfarrgarten aus ganz unbemerkt in mein Winkelchen schleichen.

Digitized by Google

Da wo die Scheidemauer zwischen Friedhof und Pfarrgarten mit der großen hohen Umfassungsmauer zusammen stieß, war nämlich noch ein Theil des inneren Mauerumgangs aus der Zeit der alten Befestigung erhalten, und da auf der Gartenseite ein dichter Haselnußbusch dem Rosenstrauch drüben entsprach, so konnte ich über den Mauerumgang ganz leicht und heimlich dort hinüber kommen.

Eines frühen Sonntagmorgens in der Rosenzeit hatte ich ein Briefchen von Paulinen und ein Buch bekommen, welches der Pfarrer mir zu lesen erlaubte — es war eine der größeren Erzählungen des edlen Kinderfreundes Christoph Schmid — und ich wollte darin vor der Kirche noch lesen, und zwar an meinem lieben lauschigen Plätzchen. Wie ich nun über den Mauerumgang klettere und die starken dornigen Rosenzweige zurückbiege, da sehe ich an dem Grabe einen mir wohl bekannten Mann knieen, der sich mit den Blumen zu schaffen macht, und einige neue Pflanzen hier eingesetzt hat und begießt.

„Guten Tag, Herr Schlegel," ruf' ich ihn an.

„Schön' Dank, Musjeh Eduard!" sagt' er aufblickend; „was macht Er denn da oben auf der Mauer? Welch ein Leichtsinn, da auf den alten Steinen herum zu klettern! Weicht einer davon unter Seinen Füßen, so stürzt Er hinunter und bricht Hals und Beine!"

„Bah, ich bleibe nur da auf dem innern Umgang, Herr Schlegel; und ich wollte gerade da hinübersteigen und auf der steinernen Bank lesen, denn das ist mein Lieblingsplätzchen!"

Der alte Mann sah mich erstaunt an. „Sein Lieblingsplätzchen, Musjeh Eduard?" fragte er; „und Er hat also auch die Blumen begossen und die Nesseln ausgerauft und das hohe saure Gras abgeschnitten?" Ich nickte halb verlegen, denn der alte Mann schaute so wehmüthig drein, daß ich beinahe fürchtete etwas Unrechtes gethan zu haben. „Das ist schön von Ihm, Musjeh, und das will ich Ihm vergelten; denn," setzte er zögernd hinzu, „was die Blumen hier sind, die pflanz' ich immer hierher."

„Sie, Herr Schlegel? und warum denn? Geht denn das Grab Sie näher an?"

Er gab mir keine Antwort, aber ich sah, wie seine Brust sich in tiefer Bewegung hob und sein Auge feucht ward, und wie er sich zu dem kleinen Monatröschen herunterbeugte, das er so eben eingesetzt hatte. „Musjeh Eduard, will Er mir noch einen Gefallen thun?" fragte er dann und als ich bejahte, fuhr er fort: „Will Er mir die kleine Gießkanne da mit Wasser füllen am Pfarrbrunnen oder Regenfaß? mein Wasser ist mir zu früh zu Ende gegangen — der Boden ist so trocken von der Dürre." Ich ließ mir die leere Kanne reichen und kehrte bald mit der gefüllten zurück; da hatte Schlegel mein Buch in der Hand, das ich vorhin weggelegt hatte, und blätterte darin. „So, Musjeh Eduard; ich dank' Ihm," sagte er; „und wenn er gerne solch ein Buch liest, da komm' Er nur zu mir; ich hab' noch mehr von denen, die der gleiche Mann geschrieben hat, und sie gefallen mir so gut wie Einem. Und wenn Er mir die Blumen da schonen und ab und an ein Bißchen begießen will, so hat Er immer einen großen Stein im Brett bei dem alten Barbier! Komm' Er nur heute Nachmittag 'mal bei mir vor, denn jetzt muß ich in meine Baderstube. Es ist die Zeit, wo die Bauern kommen, sich den Bart abnehmen zu lassen."

Von diesem Morgen an hatte ich einen neuen Freund und ein anderes Lieblingsplätzchen. Der neue Freund war der alte Wundarzt Schlegel, und mein neues Lieblingsplätzchen seine Baderstube und sein Gärtchen. Das Haus des alten Baders lag unten am Berge, gerade unter dem Pfarrhause. Ich konnte von meinem Stübchen aus gerade in das Gärtchen des alten Mannes hinuntersehen, und durch den Baumgarten an der Hügellehne war ich im Nu unten. Dieß Gärtchen aber war so schön gepflegt und vom ersten Frühling an bis in den Spätherbst hinein so voll Blumen, im Sommer und Herbst so voll auserlesenen Obstes und schöner Gemüse, wie kein anderes im Dorfe, und der alte Schlegel hatte immer einen köstlichen Apfel oder eine saftige Birne in der Tasche, um die Kinder zu beschenken, denen er wohlwollte. Aber noch eine größere Anziehungskraft auf mich übte die Baderstube, ein geräumiges niedriges Eckzimmer mit dunklem Holzgetäfel an Wänden und Decke, mit dem grinsenden Skelett in dem Glasschranke in der Ecke, dem hohen großen Uhrenkasten, auf welchem ein vergoldeter Saturn von Bronze bei jedem Stundenschlag seine Hippe schwang, mit den buntbemalten Schlachtenbildern an den Wänden, dem kleinen Tischchen voll chirurgischer Instru-

Digitized by Google

mente, dem alten Großvaterstuhl vor dem Fenster, worin mir einmal zwei Zähne ausgezogen worden, den Bänken auf welchen die Bauern und Winzer Platz nahmen, wann sie sich rasiren ließen, und die am Sonntag nach dem Morgengottesdienst voll Landleuten saßen, welche den Rath des alten Schlegel einholen wollten, denn er stand im Ruf eines geschickten Heilkünstlers, welcher schon viele glückliche Kuren vollbracht hatte und gegen alle möglichen Schäden und Gebreste „thun konnte." Allein die Stube allein hatte mir's nicht angethan: was mir sie erst recht lieb und werth machte, das war der alte Dorfbader selbst und sein Geselle, ein merkwürdiges Menschenpaar das aber wie für einander geschaffen war.

Der alte Wundarzt Schlegel war ein hagerer aber sehniger und hochgewachsener Mann von mindestens sechzig Jahren. Ein tiefer wehmüthiger Ernst lag auf seinen schlichten, nicht unschönen aber von Pockennarben entstellten Zügen. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, daß es in langen weißen Locken um Stirne und Nacken wallte, und das Haupt etwas gebeugt und zur Seite geneigt; aber das Gesicht glühte von einer frischen gesunden Röthe, und er war noch riesenstark. Er konnte ungemein freundlich und liebreich seyn trotz der stillen Trauer, welche auf seinem Gesichte lag, aber niemand konnte sich erinnern, ihn lachen gesehen zu haben. Ein Beweis seines bescheidenen stillen Sinnes und seines guten Herzens war seine Vorliebe für Blumen und für die Thierwelt. Er hielt Hunde, Katzen, Eichhörnchen, Kaninchen, Meerschweinchen, einen Igel; er hatte einen Hühnerhof und Taubenschlag von seltenem Umfang, aber noch zahlreicher waren seine Singvögel: alle Fenster in der Baderstube und in Schlegels Schlafzimmer waren mit Vogelbauern behangen, und die große Kanarienhecke, breit wie ein Kleiderschrank, nahm allein eine halbe Wand ein. Dazu dann noch die ausgestopften Vögel und Thiere auf den Schränken, das Kästchen mit den schönen Schmetterlingen und Käfern, die Gläser mit den schwarzen lebenden Blutegeln und weißen Mehlwürmern, — das war eine kleine Welt, welche die Einbildungskraft eines wilden lebhaften Knaben schon anregen konnte. Ueberdem war der alte Johannes Schlegel gar ein eigenartiger Mann: er ging nie in ein Wirthshaus, man hörte aus seinem Munde nie ein rohes oder zorniges Wort, nie einen wüsten Scherz oder Fluch und doch war er kein Pietist; er las viel und sprach wenig, aber wenn er sprach, dann fielen nur kurze, wohlbedachte, sinnige Worte, knapp und kernhaft, die immer den Nagel auf den Kopf trafen und von denen manche mir noch wie Bibelsprüche in der Seele liegen. Er äußerte seine Meinung gern in Form von Sprüchwörtern, namentlich biblischen, und ertheilte gerne Rath. Ich meine, ich sehe ihn noch vor mir, wie er so in seinem schwarzen Sammetkäppchen auf dem langen weißen Haar, in der dunkelgrauen Schoosjacke, der langen, mit silbernen Kugelknöpfen besetzten Weste und den kurzen Kniehosen von schwarzem Manchester und der weißen Schürze davor in seiner Baderstube stand oder auf der Fensterbank saß und sein Pfeifchen rauchend in einem Buche las, oder Abends bisweilen auf der Bank im Gärtchen saß und durch die Lücke der Laube heraus mit den Bauern plauderte oder Geschichten von der alten Zeit erzählte: von dem Karl-Herzog*), von den Franzosen der Revolutionszeit unter Moreau, von dem Erzherzog Karl und dem Feldmarschall Wurmser, von dem dicken ‚alten Herrn' (dem Könige Friedrich von Württemberg), von den Kriegszeiten und dem Napoleon, wo ich mich dann immer unter die Zuhörer drängte, als einer der aufmerksamsten.

Ihm zur Seite in dem kleinen Hauswesen, welches eine kleine dicke Matrone, das „Bronele" (Veronika) führte, stand der Badergeselle, ein hochaufgeschossener Bursche von achtzehn oder neunzehn Jahren, das Pflegekind des alten Schlegel. Gottlieb war eine scheue, schüchterne, stille Natur, gerade das Gegentheil von seinen schwathaften, renommistischen und vorlauten Kollegen, die ich später kennen lernte. Gottlieb war die Waise einer schwäbischen Bauernfamilie, die auf dem Zug nach Südrußland, wohin sie auswandern wollte, in Ungarn am Fieber gestorben war. Die Gefährten hatten den kranken Knaben zurückgelassen und einem serbischen Blutegelhändler übergeben, der häufig nach Württemberg kam und versprochen hatte, das Kind an seine dortigen Verwandten abzuliefern, die aber mit dem schmutzigen Geiz und der hartherzigen Selbstsucht von

*) Herzog Carl Eugen von Württemberg, dem Gründer der Carls-Akademie.

Digitized by Google

Bauern sich geweigert, dem Serben die Pflege- und Reisegelder zu ersetzen und das Kind aufzunehmen, so daß es der Gemeinde verfallen wäre, die überdem gar keine rechtliche Verpflichtung mehr hatte, für das Kind von Ausgewanderten zu sorgen, wenn nicht der alte Hagestolz Schlegel sich des dreijährigen Knaben angenommen und ihn adoptirt hätte, um ihn zu erziehen. Mochte nun dieses Lebensschicksal oder das Beispiel des alten Pflegevaters auf die Sinnesart Gottliebs eingewirkt haben, — genug, er war zwar freundlich und gefällig gegen diejenigen, die er näher kannte, aber schweigsam und wortkarg, obschon gescheidt und gebildet, denn er las viel und der alte Schlegel hatte ihn alles gelehrt, was er nur selber wußte.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß Gottlieb mich liebgewonnen, aber er hatte mich ja schon seit lange fast täglich gesehen, wenn er zu meinem Pfarrer kam um ihn zu rasiren, und seit mir der alte Schlegel so gewogen war, zeichnete mich Gottlieb ebenfalls aus, und ich flüchtete oft mit meinen lateinischen Aufgaben zu ihm und ließ mir von ihm helfen, denn er verstand es besser mir die Irrgänge der lateinischen Sprache klar zu machen, als mein strenger und etwas ungeduldiger Pflegevater. Und Gottlieb war gut geschult, und hatte sich Pfarrer Zellers Unterricht besser zu Nutz gemacht als ich, und grübelte jetzt noch oft über seiner Grammatik und las den Livius, denn er hatte die Absicht, nach der Konskription noch ein Jahr auf die Universität zu gehen um Chirurgie und Geburtshilfe zu studiren, bevor er sein Staatsexamen mache.

Wenn die beiden Chirurgen augenblicklich nichts zu thun hatten, was Nachmittags immer der Fall war, wenn der alte Schlegel nicht über Land ging in die kleinen Dörfer, Weiler und Einzelnhöfe in den Bergen, wo er Rasirkunden oder Patienten hatte, so lasen sie in ihren wundärztlichen Büchern oder plauderten vertraulich mit einander, wie zwei gute Kameraden, oder der alte Schlegel unterrichtete seinen Pflegesohn mittelst eines großen Atlas in der Anatomie oder an einem Phantom von Papiermaché in der Verbandlehre. Häufig aber erzählte er ihm auch von Welt und Zeit in fremden Ländern, denn Schlegel war als Badergeselle gewandert und war Feldscheer gewesen in den Kriegen gegen die französische Republik. Er erzählte ungemein anschaulich und lebendig; man glaubte alles verkörpert vor sich zu sehen was er schilderte, und alle seine Geschichten, wie oft er sie auch wiederholen mochte, trugen das Gepräge der treuesten Wahrheit, denn er wich in den Thatsachen nie um ein Tüttelchen von dem früher Behaupteten ab. Und weil denn alles was der Mann äußerte, bei allem Ernst auch noch so milde und gemüthreich war, so konnte man sich nicht satt hören, und ich saß immer ganz andächtig dabei, und horchte so aufmerksam, daß mir kein Wort entging und sich diese Geschichten mir tief in's Gedächtniß gruben. Außerdem aber wußte der alte Schlegel aber auch noch in vielen andern Dingen Bescheid, war ein geschickter Landwirth und Bienenvater, verstand sich trefflich auf Vogelstellerei, Forellensang und Kräuterkunde, und wußte in allen Fällen Rath und Auskunft zu ertheilen. Er kannte die schönsten Gedichte von Pfeffel und Gellert auswendig, ferner eine Menge Mährchen und Sagen, die er ebenfalls ganz spannend und gemüthlich zu erzählen wußte, und die er gern zum Besten gab.

So war es denn bald dahin gekommen, daß ich schier jede freie Stunde drunten bei den beiden stillen Leutchen zubrachte und mich innig an sie anschloß. Mein Pfarrer gestattete dieß gern, denn er achtete den alten Wundarzt sehr, und ließ es willig geschehen, daß ich an schönen Sommernachmittagen Meister Schlegel oder Gottlieb auf ihren Wanderungen in die Umgegend begleitete, wann die Pflichten der Seelsorge meinen guten Zeller abhielten, uns drei Knaben Unterricht zu ertheilen. Diese Spaziergänge mit dem Chirurgen oder seinem Gehülfen waren förmliche Feste für mich, denn ich unterhielt mich nicht nur köstlich mit diesen beiden Leuten, die sich über meine Wißbegierde freuten und mich auf alles Wissenswerthe aufmerksam machten, sondern bei den Hofbauern wurde ich immer freundlich bewirthet mit Obst, Butterbrod und saurer Milch, als der junge Herr vom Pfarrhause. Ich brachte immer eine Menge Feld- und Waldblumen oder Käfer und Schmetterlinge nach Hause, die ich alle mit Namen nennen konnte, und es dauerte nicht lange, so kannte ich alle Vögel der Gegend mit Namen, wußte wie sie zu fangen und zu füttern sind, wie sie singen und schlagen, und hatte manchmal einen stattlichen Hirsch

Digitized by Google

oder ein Rudel Rehe zu sehen bekommen, oder die anderen Waldthiere beobachtet.

Dafür aber hielt ich denn auch dankbarst das einsame Grab in Ordnung, begoß die Blumen, trug ihnen frische Erde zu und raufte Unkraut und Nesseln aus. Die Vorliebe für dieses Plätzchen war ein gemeinsames Geheimniß zwischen mir und dem alten Schlegel, um welches niemand wußte als der alte Todtengräber der mich ruhig gewähren ließ. Eines Sonntag-Nachmittags bekamen wir Besuch im Pfarrhause, einige Beamte aus der Nachbarschaft — lauter langweilige, stolze, förmliche Leute, welche mir niemals gefallen hatten. Ich nahm also eines der verbotenen Bücher und eilte meinem stillen Plätzchen zu, um dort zu lesen. Wie ich aber in die Gartenecke bei dem Haselbusche kam, hörte ich drüben unter dem Rosenbusche jemand laut seufzen und halblaut vor sich hin murmeln. Wer mag das seyn? fragt' ich

mich, stieg ganz leise auf den Mauerumgang hinauf und sah durch die Zweige. Da war es denn der alte Schlegel in seinem langen blauen Sonntagsrock, der entblößten Hauptes, die Schirmmütze in den gefalteten Händen, auf der kleinen Bank von Tuffsteinen saß und auf das Grab niederblickte. Ich war schon im Begriff ihn anzureden, da bemerkte ich, daß ihm die hellen Thränen über die gefurchte Wange liefen, und daß auf seinen Zügen ein noch tieferer Ernst als sonst, ein tiefsinniger aufrichtiger Seelen-

Digitized by Google

Die Schlucht von Pfäfers. (Mit Text auf S. 90.)

Digitized by Google

Peter von Cornelius. (Mit Text auf S. 91.)

schmerz lag. Ich hatte nie einen Greisen weinend gesehen, außer an Gräbern, und die Thränen waren bei unseren Bauern überdieß etwas Seltenes; daher ergriff mich diese innige, stille Trauer des alten Mannes wunderbar, und ich wäre am liebsten zu ihm hinunter gestiegen und hätte ihn um den Grund dieses Schmerzes gefragt; allein eine ahnungsvolle unerklärliche Scheu hielt mich ab und bannte mich zur Stelle. Es war etwas wie scheue Ehrfurcht für den Schmerz des Mannes, den ich so lieb hatte, und für das Geheimniß, welches er den Augen der Menge entzog. Ich hätte es bei reiferer Erwägung für Entweihung seines Schmerzes gehalten, wenn ich mich vermessen, ihn um den Grund davon zu fragen. Ich schlich mich also leise wieder zurück, legte mein Buch in's Haus und eilte durch die Baumwiese hinunter zu Gottlieb, um ihm zu erzählen, was ich gesehen habe. „Was hat es denn für eine Bewandtniß mit diesem Grab und dem Meister Schlegel, Gottlieb?" fragte ich ihn, als er bei meiner Schilderung nur genickt hatte wie zu Dingen, die ihm längst bekannt waren.

„Weiß nicht, mein Junge," versetzte Gottlieb; „wird ihm wohl jemand Liebes da droben liegen müssen, denn das Schönste was er von Blumen zieht, das trägt er hinauf und pflanzt es auf das Grab. Aber uns kann es ja nicht kümmern, Eduard; jeder Mensch, wann er älter wird, hat solch einen wunden Fleck in seinem Herzen, den er vor der Welt geheim hält und den man nicht berühren darf, ohne daß ihm

Digitized by Google

ein Stich durch die Seele geht. Frag' ihn nie darnach, denn ich habe ihn früher auch einmal gefragt und gesehen, wie ihm dabei das Herz blutete, und der alte Schreiner-Martin da drunten, der auch ein Schulkamerad von Meister Schlegel ist, hat mir einmal anvertraut, dort drunten unter dem Rosenstrauch liege Schlegel's alter ‚Schatz' begraben, und der Meister habe das Plätzchen von der Gemeinde gekauft und wolle selber einmal dort droben begraben liegen. Das ist alles was ich weiß; aber es genügt mir und ich mag nicht weiter fragen."

Dieß bestätigte mir auch der alte Todtengräber, den ich einmal fragte. Der Pfarrer aber, vor welchem ich auch einst gelegentlich darauf anspielte, meinte, das seyen Dinge, die mich nicht kümmerten und die ich noch nicht verstünde.

Sommer und Winter waren vergangen, und der Frühling hatte seinen Blüthenschnee wieder über die Landschaft gebreitet, da stieg ich eines Abends eilig zur Baderstube hinunter um dem alten Schlegel eine Neuigkeit zu überbringen.

„Herr Schlegel," sagte ich, „wissen Sie schon, was dem Wasenmüller passirt ist? Aus dem Garbenloch in der hohen Schener soll er herunter gefallen seyn, als er die Fledermäuse mit glühenden Eisen unter den Dachsparren aufsuchte, und den Fuß soll er gebrochen haben, und weil ihm nun der untere Barbier (wie Schlegel's Konkurrent im Flecken genannt ward) den Fuß nicht einrichten durfte, so hat man den Doktor aus Schorndorf holen lassen, und der hat es gerade oben beim Herrn Pfarrer erzählt!"

„Ich weiß es schon, der Müller hat den Schenkel gebrochen und liegt gefährlich krank," versetzte Schlegel. „Solch ein Schenkelbruch im hohen Alter ist ein gefährlich Ding und kann leicht das Leben kosten, und da hätte der Müller den Herrn Pfarrer ebenso nothwendig als den Herrn Amtsphysikus," setzte er hinzu und drückte mit dem kleinen Finger die Asche in seiner kurzen Pfeife nieder. „Es wäre endlich einmal Zeit, daß der Müller an die Ewigkeit dächte und sich mit dem lieben Gott aussöhnte."

„Aber warum hat er denn Sie nicht rufen lassen, Herr Schlegel, um ihn zu verbinden?" fragte ich den alten Chirurgen neugierig; „Sie wären ja näher zur Hand gewesen, als der Physikus? Oder durften Sie ihn auch nicht verbinden? denn der Physikus sagte so eben zum Pfarrer: der untere Barbier hätte den Verband nicht anlegen dürfen, auch wenn er es verstanden hätte, weil er nur Bader sey." In diesem Augenblick aber bereute ich schon meine Frage, denn das Gesicht des friedlichen alten Mannes war traurig und düster geworden und Gottlieb winkte mir hinter seines Pflegevaters Rücken abweisend und ängstlich.

„Ich hätte es verstanden, ihm den Verband anzulegen," versetzte er; „und hätte die Erlaubniß dazu gehabt, denn ich bin Wundarzt erster Klasse, während der Kächele nur Bader oder Wundarzt dritter Klasse ist. Allein der Wasenmüller haßt mich und würde vielleicht eher sterben, als daß er mich an seinem Leib herum handtieren ließe. Das Gewissen schlägt ihn ja, so oft er mich sieht, und er hat mir lebenslang alles geschlagene Herzeleid gethan, obschon ihm seine Tücken nicht immer gelungen sind, denn Recht muß doch Recht bleiben, und der liebe Gott läßt sein nicht spotten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlucht von Pfäfers.

(Mit Holzschnitt auf S. 89.)

Wer jemals das Rheinthal zwischen Rheineck und Chur mit seiner herrlichen Umgebung von Hochgebirgen befuhr, der hat sicher nicht unterlassen, von dem Dorfe Ragaz aus einen Abstecher nach dem nur eine Wegstunde entfernten Bad Pfäfers zu machen, bei welchem eine der großartigsten und erhabensten Naturscenen der ganzen Schweiz zu sehen ist. Dicht hinter Ragaz öffnet sich nämlich das schluchtartige tief eingerissene Engthal, durch welches die Tamina brausend in breiter Kaskade heraustritt. Ein guter Fahrweg führt leicht ansteigend in $^3/_4$ Stunden am linken Ufer der Tamina hin nach dem einsam gelegenen Bade Pfäfers und bietet in seinen zahllosen launenhaften Windungen von Minute zu Minute neue Bilder. Hinter dem klösterlich-ernsten Badehause, das 1704 erbaut, Eigenthum des Kantons St. Gallen ist und ungefähr 300 Gäste beherbergen kann, führt ein langer gezimmerter Steg in den Schoos der schaurigen Schlucht hinein, die oft nur 60 bis 100 Fuß breit ist, und an deren Sohle die wilde Tamina ihre reißenden Gewässer brüllend dahinschickt. Der Eindruck, welchen die Dämmerung

Digitized by Google

dieser engen Schlucht mit ihren vielen Windungen, ihren grauen, nassen Wänden, dem schmalen Streifen Himmel darüber, (welcher sogar an einem Theile, dem sog. Beschluß, ganz verschwindet, weil hier Felsen heruntergerollt sind und eine natürliche Brücke über die Taminaschlucht gebildet haben), dem schwankenden Langsteg über dem tosenden Wildwasser, dem spritzenden Gischt der Wellen, dem dampfenden Dunst der heißen Quellen und der feuchten Zugluft macht, ist ein unvergleichlicher und in seiner Art einzig. Die 80 bis 100 Fuß hohen Wände der Schlucht rücken an manchen Stellen so nahe zusammen, daß der Himmel nur wie durch eine enge Spalte gesehen wird. Endlich gelangt man zu der kleinen Felsenmische, wo die heißen Quellen sprudeln, die eine Temperatur von 30 ° R. haben und ein krystallhelles, reines, geruch- und geschmackloses Wasser enthalten, das gegen scrophulöse, rheumatische und Hämorrhoidal-Leiden, gegen Magen- und Nervenverstimmungen, bösartige Wunden, Gicht ꝛc. überraschend wirkt und theils im Bade Pfäfers zum Baden verwendet, theils in einer langen Leitung von Holzröhren nach Ragaz geführt wird, wo es noch 28 ° R. hat und ebenfalls zum Baden verwendet wird. Unser Bild stellt eine der imposantesten Parthieen der Taminaschlucht in der Nähe der heißen Quellen dar. Auf dem Rückweg von den Thermen versäume man nicht, hinter dem Badgebäude die Felsenhänge am linken Ufer der Tamina emporzuklimmen und über die erwähnte natürliche Brücke nach dem Dorfe Pfäfers zu wandern, um über die Irrenheilanstalt St. Pirmiansberg und über die Ruine Wartenstein nach Ragaz zurückzukehren. Noch lohnender ist der Ausflug nach dem Dorfe Vättis, welches 4 Stunden oberhalb dem Bade Pfäfers an der Krümmung der Tamina liegt, da wo diese aus dem schaurig-wilden 4—5 Stunden langen, engen Kalkenserthal heraustritt, das einen Besuch verlohnt. Am Ende dieses Thales ist der Ursprung der Tamina, die von den Gletschern der Scheibe und den Bergwüsten des Sardonagebirges herunterkommt, ein wildes, ungestümes Gletscherwasser, das erst am 25. Juli 1865, durch Wolkenbrüche geschwellt, an dem Langsteg und den Röhrenleitungen der Thermen von Pfäfers großen Schaden angerichtet hat.

Peter von Cornelius.

(Mit Portrait.)

Was den Italienern ihr Michel Angelo, den Niederländern ihr Rubens, das ist uns Deutschen in der heutigen Kunst der liebenswürdige Altmeister der Malerei, den unser obiges Bild vorstellt, der freundliche milde Greis, welcher, obschon bereits den Achtzigen nahe, noch immer emsig Stift und Pinsel führt, um die Zahl der herrlichen Schöpfungen seiner Hand zu vermehren. Peter Cornelius, nunmehr Ritter von Cornelius, der berühmte, noch nicht wieder erreichte Historienmaler und Begründer einer neuen Schule in der Malerei, ist der Sohn eines Malers und am 23. September 1787 zu Düsseldorf geboren. In seines Vaters Werkstatt entwickelten sich seine glänzenden Gaben und erwuchs in ihm die Liebe zur Kunst. Schon frühe machte sich in ihm ein ernstes tüchtiges Streben, eine geistige Selbständigkeit geltend, und bald der Schulung des Vaters entwachsen, besuchte er mit Nutzen und Eifer die Akademie seiner Vaterstadt, und war mit 21 Jahren schon so selbständig und frei, daß er auf eigene Faust in die Fremde gehen und jene geistvollen Zeichnungen zu Goethe's Faust schaffen konnte, die im Kupferstich erschienen und seither unerreicht geblieben sind. Im Jahr 1811 kam er nach Italien, in dessen herrlichen Kunstschätzen ihm eine neue Welt aufging, und er durch seine geistvollen herrlichen Werke die in Abgang gekommene Frescomalerei wieder von neuem in's Leben rief, indem er im Verein mit Overbeck, Phil. Veith und W. Schadow die Villa Bartholdy mit Fresken aus dem Leben Josephs schmückte, die solches Aufsehen erregten, daß ein römischer Marchese ihm den Auftrag ertheilte, drei Säle seiner Villa zu Rom mit Fresken nach Dante's göttlicher Komödie zu schmücken. Bevor er aber noch diese Kompositionen in Farben ausführen konnte, berief der damalige Kronprinz, hernach König Ludwig I. von Bayern unsern Künstler nach München, damit Cornelius ihm daselbst einen Cyclus mythologischer Bilder ausführe, und gleichzeitig ernannte ihn die preußische Regierung zum Direktor der Akademie in Düsseldorf. Im Jahr 1819 verließ er Rom, und kehrte nach Deutschland zurück, wo er abwechselnd in München und Düsseldorf lebte und wirkte, eine Menge Künstler und Schüler um sich sammelte und jene Wirksamkeit eröffnete, welche wir die Wiedergeburt der

Digitized by Google

deutschen Kunst nennen möchten. Er gab der Akademie in Düsseldorf eine neue Organisation und übernahm, von einer Reihe tüchtiger junger Künstler unterstützt, die er je nach ihrer besondern Begabung trefflich zu verwenden wußte, eine Reihe monumentaler Frescomalereien im Rheinlande, welche für den mächtigen Umschwung in der ganzen Auffassung der modernen Kunst zeugen und neue Ideen, neue Ansprüche in die Kunst einführten. 1825 ward Cornelius als Direktor der Akademie nach München berufen, und nun folgte ihm die Mehrzahl seiner Schüler dorthin, und eine endlose Reihe vortrefflicher Schöpfungen in den Arcaden des königlichen Hofgarteus, in den Deckengemälden des Odeon, in den Wandgemälden im Palais des Herzogs Maximilian in Bayern zeugten für die unerschöpflich reiche und vielseitige Produktionskraft des Meisters wie für das gesammte ernste Streben seiner Schule. Was München groß und denkwürdig in der Kunstgeschichte macht, das knüpft sich größtentheils an Cornelius und seine Wirksamkeit in München. Die Glyptothek, die Ludwigskirche, die Loggien der alten Pinakothek liefern den besten Beweis für die rastlose und ausgiebige Thätigkeit des Meisters, für den heiligen Ernst seines Schaffens auf allen Gebieten der Kunst. Das Weltgericht in der Ludwigskirche, das er 1833 in Rom bei seinem dritten Aufenthalt daselbst komponirte, übertrifft an Ausdehnung Michel Angelo's jüngstes Gericht in der sixtinischen Kapelle in Rom und steht demselben an Großartigkeit der künstlerischen Auffassung und Ausführung gleich. Als er zu Ostern 1841 durch den König von Preußen nach Berlin berufen wurde, war sein Abgang für München ein unersetzlicher Verlust, denn jener tiefe sittliche Ernst welcher seinem ganzen energischen Streben die Weihe gab, schien von da an der Münchener Malerschule abhanden gekommen zu seyn, und was seit 25 Jahren hier geschah, war unverkennbar nur die Nachblüthe seiner Wirksamkeit.

In Berlin beschäftigten Cornelius vorzüglich die Ausschmückung des Campo santo, ein riesiges Werk, manche Gelegenheits-Aufträge und die Ausführung der Schinkel'schen Entwürfe zur Ausschmückung der Vorhalle des neuen Museums. Hoch geehrt von allen Ständen, verbringt der milde freundliche Greis nun seinen Lebensabend in Berlin, aber noch im Jahr 1859 zog es ihn abermals nach Italien, wo er sich im folgenden Jahre noch mit einer schönen Römerin vermählte, welche ihn wieder nach Berlin begleitete.

Die ganze Kunstgeschichte hat nur wenige so hochbegabte, originelle und vielseitig tüchtige Persönlichkeiten aufzuweisen; wenige haben gleich ihm eine solch ernste und gründliche Schulung mit sich selber vorgenommen, solch eisernen Fleiß, solch rastlose Energie auf ihre Studien verwandt. Was er geschaffen, hat alles ein unverkennbar eigenthümliches und selbständiges Gepräge; kein Maler vor ihm, selbst nicht Michel Angelo und Rubens, hat eine solch unversiegbare, überreich quellende Erfindungsgabe, eine solche Kraft der Gestaltung, einen solch untrüglichen Schönheitssinn, eine solch unerreichbare Vielseitigkeit des Geistes. Jede Gestalt, jedes Motiv gelingt ihm, und sein gewaltiger Geist umfaßt mit gleicher Vollendung die Innigkeit der christlichen Kunst, wie die heitere Sinnlichkeit der alten Heidenwelt, und jede Schöpfung trägt in Auffassung und Styl ihr unverkennbar geniales Gepräge. Seine Zeichnung ist großartig, voll Adel und namentlich in den Gewändern von unnachahmlicher Schönheit; in den Formen strebt er jenes gewaltige, breite, kolossale Maß an, wie es Michel Angelo gethan; im Kolorit allein ist er von einzelnen Schülern übertroffen worden. Unter seinen Schülern sind als die hervorragenderen zu nennen: A. Stürmer, Stilke, W. Lindenschmit, Kaulbach, Eberle, Hermann u. A. m. Was man aber auch von seinen Schöpfungen betrachten mag, seyen es seine in Kupfer gestochenen Entwürfe zu Goethe's Faust, zu den Nibelungen, zu den Fresken der Ludwigskirche, seyen es deren Fresken selbst oder diejenigen der Glyptothek, — allenthalben berührt uns das Wehen eines Geistes, der unauslöschliche Spuren im Sand der Zeiten hinterlassen hat und dem der unsterbliche Nachruhm folgen wird, ein Lehrer seiner Nation gewesen zu sein! Wer ihn aber persönlich kennt, der staunt, in einem solch schmächtigen Körper solch einen gewaltigen Geist hausen zu sehen. —

Ein Abenteuer mit Pecaris oder mexicanischen Schweinen.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Drei oder vier Jahre waren seit dieser eben erwähnten Begegnung mit Pecaris vergangen und

Digitized by Google

ich hatte dieses boshafte kleine Rüsselwild beinahe vergessen, welches in jenen Wäldern ohnedem nun seltener als früher vorkam, als ich an einem Novembertag mich gegen einen Teich im Walde heranschlich, wo ich einige Wildenten hatte einfallen sehen, und ein Pecari-Eber auf mich darkam, um mich gewissermaßen zu überzeugen, daß sein Geschlecht in unserer Gegend noch nicht ganz ausgestorben sey. Ich kroch gerade auf Händen und Füßen, um mich vor dem wachsamen Auge der Wildenten versteckt zu halten und diese Lage setzte den Eber offenbar in Erstaunen, denn er kam sehr scheu und vorsichtig von der Seite heran, machte einen wahren Katzenbuckel, auf dem sich alle Borsten sträubten, knirschte auf ganz unheimliche Weise mit den Hauern, schnappte schallend die Kinnladen zusammen, und kam mit jener eigenthümlich kreisenden Bewegung, welche die Schweine immer machen, ehe sie miteinander raufen, mir immer näher. Ich führte eine gute Doppelflinte, hatte beide Läufe mit einem tüchtigen Schuß Hagel Nr. 4 geladen und fürchtete mich daher nicht im mindesten. Mein einziges Verlangen war, mit dem einen Lauf einen guten Schuß auf die Enten thun zu können, bevor mich mein vierfüßiger Gegner zwang, mit ihm anzubinden, denn ich wußte wohl, daß auf solch' nahe Distanz ein Schrotschuß ihn ebenso gut niederwerfen würde, wie eine Kugel. So beobachtete ich denn mit dem einen Auge die Enten, mit dem andern das Pecari, und setzte meinen Weg ganz ruhig fort. Endlich war ich in richtiger Schußweite, gab den einen Schuß den Vögeln im Wasser, sprang dann auf und brannte den andern dem Pecari hinter das Blatt, daß er im Feuer zusammenbrach. Da ich halb und halb fürchtete, es möchten noch andere Pecaris in der Nähe seyn, so lud ich schnell mein Gewehr wieder, fing dann das noch zappelnde Wild ab, schnitt ihm die mit langen dicken Borsten besetzte Stinkdrüse auf dem Rücken ab und wartete auf einen etwdigen Angriff von anderen, allein es zeigte sich keines und ich konnte ruhig in's Wasser waten und meine drei Enten holen und mit ihnen und den besten Stücken von dem Pecari mich auf den Heimweg machen.

Meine fünfte und letzte Begegnung mit Bisamschweinen war minder harmloser Art, lief zwar noch glücklich für mich ab, hatte aber neben der Gefahr auch ihre komische Seite. Ich lebte damals auf der Pflanzung eines Dr. Crockman am Camey Creek in Texas, und ging eines Morgens auf die Pirsch in den Wald, der kaum tausend Schritte weit von der Verzäunung des Gutes lag, — kaum 2000 Schritte von dem nächsten bewohnten Gebäude. Ich war zu Fuß, führte nur meine einläufige Büchse und mein Jagdmesser, und durchlief ein kaum mannshohes junges Röhricht, um mich auf Hirsche anzupirschen, da ich etwas Wildpret auf die Tafel des Plantagenbesitzers liefern wollte. Beim Pirschgang oder der „stillen Jagd," wie man es in Amerika nennt, muß der Schütze bekanntlich so leise wie möglich auftreten, und um dieß thun zu können, ist man genöthigt, nicht nur sehr langsam zu gehen, sondern auch sich sehr aufmerksam umzusehen, da man bei der wirren, vielfach verschlungenen Beschaffenheit des Dickichts schon sein Wild nicht leicht gewahr wird; jede Bewegung des hohen Grases, des Röhrichts oder Buschwerks muß genau beachtet werden, weil es von dem Wilde herrühren kann, welches der Jäger aufsucht. Das Knacken eines dürren Zweigs unter dem leichten Tritt eines Eichhorns hält oft den Jäger auf, bis er sich überzeugt hat, woher es rührte. Wie ich nun in dieser stillen Weise mich vorwärts schlich, sah ich plötzlich in einiger Entfernung vor mir einige schlanke Rohrstengel sich bewegen, blickte deutlicher hin und sah gelegentlich einen kleinen dunklen Gegenstand sich dahinter rühren. Im guten Glauben, es möchte etwa ein wilder Truthahn seyn, hielt ich mit gespannter Erwartung still, bis ich genug davon sehen konnte, um ihm einen wohlgezielten Schuß auf den Leib zu brennen, und drückte dann ab.

Das Echo hatte kaum den Knall meiner Büchse erfaßt, um ihn in Wiederholungen weiter zu tragen, und der Rauch des Schusses war noch nicht ganz verzogen, als das Röhricht plötzlich auf allen Seiten von kleinen Thieren durchbrochen wurde und ich jenes eigenthümlich schnappende Geräusch hörte, welches Pecaris allein machen können. Nun war mir gar nicht wohl bei der Sache; ich wußte sehr gut, daß mir hier nichts andres übrig blieb als Fersengeld zu geben, und so lief ich denn aus Leibeskräften mit der abgeschossenen Büchse nach dem Zaune hin. Am Knacken und Abbrechen des Rohrs erkannte ich jedoch bald, daß ich verfolgt wurde, und da ich nach der dummen englisch-amerikanischen Mode keinen Riemen an meinem Gewehr trug und es also nicht auf den

Digitized by Google

Rücken werfen konnte, so mußte ich es am ersten besten Baume, den ich erreichte und den ich erklettern zu können mir zutraute, fallen lassen, und kletterte wie eine wilde Katze hinauf.

Ehe ich noch recht bequem in den untersten Aesten saß, waren meine Verfolger schon um den Fuß des Baumes geschaart und hielten als echte Amerikaner ein Indignation-Meeting (eine Versammlung, um ihre Entrüstung auszudrücken). Mein erster Gedanke war: Na, ihr da drunten werdet des Wartens bald müde werden. — Als aber eine Stunde um die andere verging und die Bisamschweine immer noch keine Anstalt zum Abzug machten, ärgerte ich mich gewaltig, daß ich meine Büchse nicht hatte, denn in diesem Falle hätte ich Zeit genug gehabt, ein Schwein um das andre zusammenzuschießen. Ich begann mir jetzt ernstlich alle Chancen meiner Rettung zu überlegen. Ich wußte, daß mein Ausbleiben am Mittagstische gar kein Aufsehen erregen würde, da ich um diese Tageszeit häufiger im Walde war als bei Tische. Beim Abendbrod würde man mich eher vermissen, doch konnte ich auch hierüber nicht ganz ruhig seyn, denn ich hatte schon manchen Abend am Fluß drunten mit Fischen verbracht, mir zum Abendbrod einige Fische gebraten und dann in dem Wigwam übernachtet, den ich mir dort erbaut hatte. Unter den jetzigen Umständen bereute ich allerdings, jemals eine Mahlzeit darüber versäumt zu haben, daß ich für Anderer Proviant gesorgt hatte, denn mein Ausbleiben würde dann wenigstens einiges Unbehagen verursacht haben. Mein nächster Gedanke betraf die Härte und Unbehaglichkeit meines Ansitzes auf diesem Ast, wo ich mich anfangs ganz behaglich gefühlt hatte und nach langem vergeblichem Schreien murmelte ich: Es hilft nichts, sie können mich auf der Pflanzung nicht hören; der Wind ist gerade gegen mich. Aber doch will ich es noch einmal versuchen! — „Heda, Haus, Haus ahoy!" rief ich aus Leibeskräften und lauschte dann angestrengt auf eine Antwort; aber es ließ sich nichts hören. Ich ärgerte mich im Stillen über der Plantagen-Aufseher, welcher doch wissen mußte, daß ich zu Fuße weggegangen war, um einen Hirsch zu schießen und dann sogleich wiederzukommen; er hätte also an meinem Ausbleiben doch merken können, daß mir irgend etwas zugestoßen sey und hätte mich aufsuchen sollen.

Endlich fiel mir bei, daß man das Kriegsgeschrei der Komantschen auf größere Entfernung sollte hören können, als irgend eine andere Art von Ruf, wegen seiner langen vibrirenden Noten; ich wollte also auch dieß versuchen und schrie aus vollem Halse: „Hauhauhuhuhu-ah!" horchte wieder vergebens auf Antwort und wiederholte dann das Geschrei, bis der Wald davon wiedertönte.

„Halloh!" klang es aus weiter Ferne.

„Huh-whuhp!" schrie ich zur Antwort, und da kein weiterer Ruf erfolgte, so war ich überzeugt, daß irgend jemand auf mich zukam; ich wartete daher geduldig und stieß nur von Zeit zu Zeit einen gellenden Schrei aus, um meinem unbekannten Freunde die Richtung anzugeben.

„He, wer schreit denn da so laut, um alle Eulen des Waldes aufzuscheuchen?" rief jemand aus einiger Entfernung. Es war mittlerweile dunkel geworden, und ich konnte nicht sehen, wer es wär; aber die verwünschten Pecaris waren noch immer da.

„Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht selber aufgescheucht werdet, mein schöner Junge!" rief ich; „ich mußte vor mexicanischen Schweinen aufbäumen, die Euch im Nu an die Waden fahren werden, wenn Ihr Euch vor ihnen blicken laßt. Geht nach der Pflanzung zurück, treibt alle Hunde zusammen, die Ihr aufbringen könnt, nehmt einige Leute mit Gewehren und Hirschfängern mit und rückt den Bestien zu Leibe!"

„Schon gut!" rief die Stimme; „werde gleich wieder zurück seyn — bleibt nur ruhig sitzen!"

Der letztere Rath war ganz unnöthig; ich war schon volle sechs Stunden auf dem Baume gesessen und ganz krämpfig und es war nicht wahrscheinlich, daß ich jetzt, wo mir die Erlösung so nahe bevorstund, so thöricht seyn würde, unter meine rachgierigen Belagerer herabzusteigen, um in der elften Stunde in Stücke gerissen zu werden.

Nach Verfluß von ungefähr drei Viertelstunden, von denen mir jede Minute wie eine Ewigkeit erschien, kam endlich Hülfe. Ich sah einige Männer mit Fackeln und Laternen, gefolgt von einem Dutzend Hunde und einem halben Dutzend Neger mit Rohrmessern und Knitteln daher kommen, und bald krachte vom Zaune her eine Salve, welche mehrere Schweine tödtete, worauf die anderen von den Negern und Hunden erschlagen oder in die Flucht gejagt wurden.

Digitized by Google

Ich ließ mich an den Händen vom Baume herunter, denn meine Beine waren so steif geworden, daß ich sie kaum mehr rühren konnte, und es dauerte eine ziemliche Zeit, bevor ich mich so weit erholt hatte, um nach Hause zu gehen.

Der Mann, welcher mein Geschrei zu so gelegener Zeit gehört hatte, war der Steuereinnehmer, und dieß war denn in der That das erste und einzige Mal, wo mir die Anwesenheit eines Steuereinnehmers willkommen und lieb gewesen. Ich ließ mich über mein Unglück auslachen, war aber froh, nicht in nähere Berührung mit den Kinnladen dieser wilden hartnäckigen Thiere gekommen zu seyn, und freue mich heute noch, daß es meine letzte Begegnung mit den Pecaris war.

K. Mellenburg.

Kairo.

(Mit Holzschnitt auf S. 96.)

Unser umstehendes Bild führt die lieben Leser weit nach Süden, in die Hauptstadt Egyptens an die Ufer des trüben aber Fruchtbarkeit-spendenden Nils, just an der Stelle, wo er sich in mehrere Arme theilt und jenes Schwemmland von ungemeiner Ergiebigkeit bildet, welches unter dem Namen des Nil-Delta bekannt ist. Kairo, bei den Arabern El Kâhira d. h. die Herrliche oder Siegreiche, die Stadt des Sieges, ist eine in jeder Hinsicht äußerst merkwürdige und bedeutende Stadt, denn sie zählt nahe an 400,000 Einwohner aus den verschiedensten Nationen, und liegt wunderschön am Fuße der Mokattamberge, auf deren einem Vorsprung die Citadelle mit dem prächtigen Josephspalast steht. Kairo ist nämlich zugleich auch eine der ältesten Städte der Welt und gemahnt an jene Zeit der Knechtschaft der Juden, wovon im Alten Testament erzählt wird, und war der Sage nach schon damals die Hauptstadt jener Provinz, über welche Joseph zum Statthalter gesetzt war. Ganz in der Nähe liegt das alte Memphis, jene denkwürdige Wiege altegyptischer Kultur, jene heilige Stadt der alten Heidenzeit, und Kairo gegenüber, am andern Ufer des Nils ist Dschizé (Zizeh), eine andre uralte Stadt von 240,000 Einwohnern, in deren Nähe die großen Pyramiden sich befinden. — Es ist freilich nur ein unvollständiges Bild, was wir unsern Lesern von dieser Stadt bieten, nur ein geringer Begriff von der Herrlichkeit des Südens, von dem lichten azurblauen Himmel dieses Landes, von der heißen Sonnenglut, welche die Landschaft wie mit Gold überhaucht, von den grellen Lichtern und scharf abgeschnittenen dunklen Schatten, von dem feurigen Kolorit aller Gegenstände der Landschaft; allein ein ungefähres Bild von der äußern Erscheinung und der Lage Kairo's kann diese Aussicht von dem Dache einer alten Moschee immerhin geben, und das Auge mit den seltsamen Gestalten vertraut machen, unter welchen die Städte des Morgenlandes dem Europäer vor die Augen treten. Die ganze Stadt Kairo besteht eigentlich aus vier besonderen Ortschaften oder großen Vierteln, nämlich aus Neu-Kâhira, Alt-Kâhira, Bulak der Hafenstadt, und dem schon erwähnten Dschizé. Alt- und Neu-Kâhira liegen auf dem östlichen Ufer des Nil, Dschizé auf dem westlichen. Neu-Kâhira wird durch einen Nilkanal in zwei Theile geschieden und ist ganz von Hügeln eingeschlossen, hat enge, schmutzige, unregelmäßige Straßen von morgenländischen Backsteinhäusern, und enthält einige Gärten, viele freie Plätze, mehrere Teiche und über 300 Moscheen oder muhamedanische Gotteshäuser. Die prächtigste dieser Moscheen ist die von El Azhar, welche ein großes Speisehaus und Herberge für Arme, eine berühmte muhamedanische hohe Schule und namhafte Bibliothek enthält. Ferner hat Neu-Kâhira noch manche andre Sehenswürdigkeiten aufzuweisen, welche den Europäer anzuziehen vermögen, nämlich viele öffentliche Bäder, zum Theil von prächtiger Bauart, viele Cisternen, Gartenpaläste, eine Wasserleitung, durch welche die Citadelle mit Wasser versehen wird und viele Grabmäler, worunter die schönsten die in der Umgebung zerstreuten Khalifengräber sind, deren jedes einen eigenthümlichen, moscheeartigen Bau in arabischem Style bildet. Auch zwei fränkische Klöster befinden sich in Neu-Kairo, wovon eines unter französischem, das andre unter österreichischem Schutze steht; ferner zwei griechische Klöster, 12 koptische Kirchen und 36 Synagogen der hier sehr zahlreichen Juden. Alt-Kairo liegt 3/4 Stunden von Neu-Kairo, hat ebenfalls enge alterthümliche Gassen ohne Pflaster und große verfallene Steinhäuser, worunter mehrere Klöster und die Behausung des griechischen Patriachen. Bulak ist der

Digitized by Google

Kairo.

Nilhafen und hat einen ungemein lebhaften Verkehr, denn Kairo ist eine sehr bedeutende Handelsstadt und seit der Eröffnung der beiden Bahnlinien nach Alexandria am mittelländischen und Suez am rothen Meere ist es ein wichtiger Knotenpunkt des Verkehrs mit dem innern Afrika, sowie mit Arabien und Ostindien. Seit Mehemed Ali's Regierung, welche vom Beginn dieses Jahrhunderts an die größten Anstrengungen machte, diesem alten Lande Egypten die Segnungen der Kultur zugänglich zu machen, ist namentlich Kairo diejenige Stadt, wohin am meisten von der abendländischen Kultur gedrungen ist. Jener Vicekönig hat nicht nur die vorhandene, im ganzen Morgenland hochberühmte hohe Schule, den Sitz arabischer Gelehrsamkeit, wesentlich gehoben, sondern auch andre Hochschulen, Stückgießereien, Gewehrfabriken, Manufakturen aller Art angelegt, und besonders durch Verbesserung der Landwirthschaft, nämlich die Hebung des Anbaues von Tabak, Baumwolle, Färbepflanzen, Reis u. s. w., sowie durch Förderung der gewerblichen Thätigkeit überhaupt sehr viel für Egypten gethan. Doch sind die Zustände daselbst noch immer für die Europäer nicht ganz genießbar und schrecken sammt dem Klima manchen zurück, der dort sein Brod leicht finden könnte. Wer aber nur als Arbeiter zu zeitweiligem Aufenthalte dorthin kömmt, oder sich auf einer Lustreise das alte Egypten mit Muße betrachten kann, für den gibt es kaum eine lehrreichere und interessantere Stadt als Kairo, auf dessen 11 Bazaren man schon einen recht deutlichen Begriff vom gesammten Leben des Morgenlandes bekommen kann. Viele Nordeuropäer, besonders Brustleidende, Schwindsüchtige und Skrophulöse, erwählen Kairo zum Winteraufenthalt, und bevölkern dann seine paar großen, ganz nach europäischer Art eingerichteten Gasthöfe, welche überdem wie leer sind von Solchen, die über Egypten von oder nach Indien reisen.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck v. E. Ebner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeſchichte.

(Fortſetzung.)

5.

Eine Quadrille war gerade vorüber, und die Kommerzienräthin, welche mit Ungeduld der Ankunft ihres Neffen Robert im Salon entgegenſah, von deſſen Eintreffen ſie ihre Töchter längſt benachrichtigt hatte, — die Kommerzienräthin kehrte ſo eben in den Empfangſaal zurück, als der Lakai die Flügelthüren auseinander ſchlug und nach einer im Balder'ſchen Hauſe eingeführten Neuerung den Namen eines neuen Gaſtes in den Saal hereinrief, und zwar: „Herr Robert Balder!“

Ein freudiger Schreck durchbebte die Kommerzienräthin und ihre Blicke wandten ſich, wie die ihrer Umgebung, mit geſpannter Erwartung der Thüre zu, durch welche jetzt beſcheiden und beinahe zögernd ein großer ſchöngewachſener junger Mann in einem eleganten aber einfachen Geſellſchafts-Anzuge trat und mit einem leichten Erröthen auf dem blühenden Geſichte ſich der Frau vom Hauſe näherte, die ihm entgegentrat.

„Ich bin ſo frei, mich Ihnen vorzuſtellen, beſte Tante, und Ihnen meinen herzlichſten Dank zu ſagen für den auszeichnenden Empfang, den Sie mir bereitet haben,“ hub er an und küßte ihr achtungsvoll die Hand, was ſie mit großer Oſtentation durch eine zärtliche Umarmung erwiderte. „Wie freue ich mich, Ihr gaſtliches Haus in einem ſolch feſtlichen Augenblicke zu betreten und mich im Schoos Ihrer Familie zu ſehen!“

„Mein lieber, lieber Neffe! es iſt ja Deine alte Heimath, in welcher wir Dich wieder herzlich willkommen heißen,“ erwiderte die ſtattliche Frau mit ihrem gnädigſten Lächeln. „Und wie groß und ſchön

Digitized by Google

Du geworden bist! Fast hätt' ich Dich nicht wieder erkannt, ohne den Familienzug den Du nicht verleugnen kannst." Und nun stellte sie ihn den Umgebenden mit einer unbeschreiblichen Selbstgenugthuung als ihren Neffen Robert vor, welcher so eben aus Ostindien und Südamerika zurückgekehrt sey.

Der Neffe verbeugte sich im Kreise, und als er sich wieder zur Tante wandte, sah er neben dieser ein junges Mädchen mit glänzenden Augen und glühenden Wangen stehen, dessen Blicke mit fieberischer Ungeduld an ihm hingen. „Das ist ja Henriette!" rief er herzlich, von seiner Ahnung richtig geleitet und ergriff ihre Hand, die sie ihm schon halb entgegengereicht, und drückte sie mit aufrichtiger Wärme. „Willkommen, Gott-willkommen, meine liebe, liebe Cousine! Wie reizend Du geworden bist."

„Vetter, lieber Robert!" stammelte Henriette bebend und erglühend und schien ihre sonstige Selbstbeherrschung ganz eingebüßt zu haben. „Wir haben Sie mit solcher Spannung erwartet . . . ."

„Sie? Ei, ei, Henriette! wir sind ja leibliche Verwandte — wie fremd und förmlich klingt da das ‚Sie', zumal da wir als Kinder uns schon gekannt! Weßhalb also diesen frostigen Mißklang der Etikette in diese herzliche Freude des Willkomms hereintragen?"

„Verzeih, Robert! aber in Deinen Briefen . . . ."

„Ah, in Briefen, die man sich von ferne schreibt, da mag das formelle ‚Sie' erlaubt seyn; aber wenn man sich erst wieder frei in's Auge blickt und Hand in Hand des Wiedersehens freut, wie kann man da anders, als dem Herzen ganz den Zügel schießen lassen?"

„Nun denn, Robert," erwiderte sie mit einem raschen seelenvollen Blicke, der wirklich aus irgend einem fernen Winkel ihres Herzens, wohin der Stolz und Weltsinn noch nicht gekommen war, emporzuglühen schien, „Du hast recht, wie Du es von jeher hattest! Ich strecke die Waffen. Aber hier ist auch Ida!" setzte sie hinzu und deutete auf das schlanke Mädchen im blauen Kleide, das am Arm des Grafen Damiani herankam.

„Ach, fürwahr!" rief Ida enthusiastisch, „es ist Vetter Robert! man sieht ihm an dem dunklen Teint an, daß er aus den Tropenländern kommt. Und wie männlich und kräftig er aussieht! Er hat vollkommen un air distingué, nicht wahr, Graf? Kommen Sie, ich will Sie ihm vorstellen!"

Ida fand bei Robert einen nicht minder herzlichen Empfang als Henriette, aber der fremde Graf schien nicht geneigt, seine Tänzerin lange dem so enthusiastisch gelobten Vetter gegenüber zu lassen, und entführte sie bald wieder, worauf Henriette Roberts Arm ergriff und ihn in den anstoßenden Saal führte, um ihn auch den anderen Gästen vorzustellen. Unter Anderen stellte sie ihn auch ihrer Freundin Julie Fink vor, die er als eine alte Bekannte begrüßen sollte; es kostete den Vetter Mühe, dem forschenden Blicke Juliens gegenüber seine volle Fassung zu behalten, denn sie war hübsch und hatte ein Paar reizender kluger Augen, die ihn durch und durch zu schauen versuchten; aber einige artige Phrasen der Freude über dieses Wiedersehen und der Hoffnung auf Erneuerung der alten Vertraulichkeit halfen ihm über seine leichte Verlegenheit hinweg, und neue Gestalten drängten sich zwischen Julien und ihn. Julie aber eilte zu ihrer älteren Schwester. „Hast Du ihn gesehen?" fragte sie. „Ich erkenne keine Spur mehr von dem muthwilligen ausgelassenen tollen Jungen Robert in diesem ernsten gesetzten Manne."

„Ich auch nicht, meine Liebe," erwiderte Frau Loßmann; „aber ich gestehe, daß er mir nur dadurch gewonnen zu haben scheint. Wie männlich und besonnen und schön er ist! Man sieht ihm an, daß er viel gereist ist und in der großen Welt gelebt hat; er ist so ruhig und gefaßt, so maßvoll und zuversichtlich, und doch bescheidener als man bei einem Mann von seinem Vermögen erwarten durfte."

„Und sieh' nur, wie Henriette an seinem Arme hängt, mit welch leuchtenden Augen sie zu ihm emporblickt!" flüsterte Julie; „wie sie sich auf den Zehenspitzen streckt, um neben ihm nicht allzu klein zu erscheinen! Wie sie die Verliebte spielt, um diesen Goldkäfer zu umgarnen."

Frau Loßmann sah dem Paare begierig nach, dann sagte sie kopfschüttelnd zu der Schwester: „Dießmal, Julie, treibt Henriette Balder kein Spiel! dießmal hat der Liebesgott auch ihr stolzes Herz berührt. Sieh nur, wie sie die Farbe wechselt, wie Purpur und Bläße sich auf ihren Wangen jagen, wie ihr Busen wogt und ihre Hand zittert, und wie ihr Auge unverwandt an ihres Vetters Munde hängt! Sie

Digitized by Google

hat zu lange ihr Herz verschlossen und mit dem Feuer Anderer gespielt; jetzt lodert es in ihrem Herzen wie von Flammen. Aber er ist zu gut für sie!"

Die Akkorde eines Strauß'schen Walzers luden die Paare in den Tanzsaal, und der Reigen schlang sich dahin und trug in seinem Wirbel auch Henrietten und den Vetter. Der sonst so stolzen Henriette war zu Muthe wie einer Trunkenen; der Boden schien unter ihrem Fuße zu versinken und sie wähnte frei zu schweben an Vetter Robert's Arm. Sie hatte all der kleinen und großen Künste der Koketterie vergessen, welche sie gegen ihn in Anwendung zu bringen gedacht, und ihr Kopf hatte für nichts anderes mehr Raum als für seinen Anblick, von dessen Antlitz sie ihr Auge nicht mehr verwenden konnte. Und doch siegte sie vielleicht in ihrem Vorhaben nur um so mächtiger, obschon sie zu unterliegen schien. Sie, die ausging zu sahen, war nun die Gefangene! — —

Die Tour war zu Ende, und erhitzt vom Tanze kehrte Henriette an des Vetters Arm zu der Kommerzienräthin zurück, welche kein Auge von dem Paare verwandt hatte. Ein junger Herr aus der Stadt eilte auf den Vetter zu, um in ihm einen vermeintlichen Jugendfreund zu begrüßen, und während die beiden Männer sich die Hände schüttelten, stürzte Henriette auf ihre Mutter zu und zog sie rasch in eines der stilleren kleinen Zimmer. Ihr Busen wogte, ihr Auge flammte, die Wange glühte hoch von der Erhitzung des Tanzes, doch höher noch von leidenschaftlicher Erregung, die beinahe alle Bande der Etikette sprengte. Sobald Henriette sich mit der Mutter allein sah, warf sie sich weinend an ihren Hals. „O Mama, Mama! wenn er mich nicht liebte!..." war alles, was sie hervorbrachte.

„Was ist Dir denn, mein Goldkind? Ist er Dir denn kalt begegnet?"

„Nicht doch, Mama! er drückte mir ein um's andere Mal die Hand und preßte mich im Tanze an sich so innig, so zärtlich . . .. und doch so schüchtern, Mütterchen, und so befangen, wie ich es von dem kecken Robert von ehedem nie erwartet hätte!"

„Nun, das geht ja prächtig! Wo ist denn da ein Grund zum Weinen für Dich, meine süße Henriette?" fragte die Mutter freudig. „Das erscheint ja bei euch beiden wie Liebe auf den ersten Blick! Das geht ja über Erwarten gut, wenn Robert ebenfalls so Feuer und Flamme ist, wie mein sonst so kühles und überlegtes Kind!"

„O Mama, ich fühle es an meinem eigenen Herzen," flüsterte Henriette verschämt und barg ihr glühendes Antlitz an der Schulter der Mutter, „daß er nicht gleichgültig gegen mich ist, und doch .... ach, ich kann den Gedanken nicht fassen, Mutter! er steht mit seiner Ruhe und Sicherheit so hoch über mir!"

„Komm, mein Kind! fasse Dich! Um's Himmels willen nur keine Scene, denn wir sind beobachtet. Laß uns schnell in den großen Salon zurückkehren! — Um Alles, was gibt es denn hier?" fragte sie noch zwischen Thüre und Angel.

„Eine kleine Störung, gnädige Frau! einen lauten Wortwechsel zwischen einem Gaste, wie es scheint, und einem Ihrer Diener," erwiderte ein Herr aus der Gesellschaft.

In dem Augenblick, wo die Kommerzienräthin den Empfangssaal betrat, ward die Flügelthüre desselben weit aufgerissen, und auf der Schwelle erschien der neue Vetter vom Lande wie ein zürnender Leu und schrie den Diener an: „Unterstehʼ Er sich dieß nochmals gegen mich, Er betreßter Schlingel, und ich gebe Ihm eins auf Seinen dicken Kopf, daß Er in die Mitte der andern Woche hineinfliegt!" Damit schüttelte er eine ziemlich schnige Faust gegen den Diener, welcher ihm den Eintritt in den Salon hatte wehren wollen. — „Schön'n guten Abend, ganze Gesellschaft, und nichts für ungut, wenn ich eben ein wenig laut war. Aber da bleibe der Geier geduldig, wann Einem solch ein Wicht von einem Diener mit den Fäusten droht. — Gott's Blitz, als ob ich nicht des Herrn Kommerzienraths leiblicher Neffe wäre, der Sohn von dem Pächter Christian Michael Balder in Wetterfeld, der keinem Menschen hier einen Pfennig schuldet! Als ob ich nicht wüßte, daß die Frau Tante Kommerzienräthin mir zu Liebe diese Gesellschaft gebeten hat, und sich der armen Verwandten ihres Mannes nicht schämt. Und nun grüß' Sie Gott, liebste Frau Base, und Gott-willkommen! Und weil denn niemand im Hause sich meiner annehmen wollte, so bin ich selber hergekommen und wollte nur der Frau Base sagen, daß der Schlingel von dickem Bedienten da drunten mir ein wahres Loch unter dem Dache angewiesen hat, und daß ich

Digitized by Google

im Taubenschlage übernachten müßte, wenn nicht Bäschen Pauline mir ihr Stübchen eingeräumt hätte. Und dieß wollt' ich nur der Frau Base Kommerzienräthin sagen, damit sie dem bengelhaften Kerl eine ordentliche Pauke hält, denn ich weiß wohl, daß Sie es mit den Balder'schen nicht so schlecht meint .... Und nun Gott zum Gruß, Frau Base!" setzte er mit einem so kräftigen Schlag in die rasch ergriffene Hand der Kommerzienräthin hinzu, daß die Nähte an ihrem feinen Handschuh davon sprangen; „ei zum Geier, kennt mich denn die Frau Base nicht mehr? Ich bin ja der Rudolph, der zum Buchhalter auf der Fabrik verschrieben ist!"

„Ich weiß, ich weiß ...." stammelte die Kommerzienräthin, die vor innerer Bewegung ganz blaß geworden war und förmlich zitterte. „Du bist mir willkommen, Neffe, aber Du hättest mir den Schreck ersparen können, den mir Dein heftiges Eintreten verursacht hat. Und dann, sieh' Dich einmal um und betrachte Deine Kleidung, und Du wirst gestehen müssen ...."

„Daß ich kein hochzeitliches Kleid anhabe, ja, — zugegeben!" sagte der Vetter vom Lande und schlug seinen weiten schlotternden Paletot von blauem Matrosentuch auseinander. „Aber der grobe Kittel da hält warm, Frau Base, und ist bezahlt; und die schönen Frauenzimmerchen da und die geputzten Herren nehmen mir's nicht übel, wenn ich in diesem Aufzuge eintrete, wie ich eben von der Reise komme. Ich bin halt ein Bauernbub, und dem darf man so etwas nicht nachtragen. Und wozu auch mich am späten Abend noch in Staat werfen — bei Nacht putzen sich nur die Hirtenweiber, sagt man bei uns zu Hause. Darum fort mit all dem dummen Schnack, Frau Base! Wie geht es denn? wie steht's? Was machen denn die Mädels, Jettchen und Ida? und wo ist der Vetter Gottfried?"

Die Kommerzienräthin war keines Wortes mehr mächtig; sie sah um sich her theils sehr ernste und verstimmte, theils spöttische Gesichter; sie hörte kichern und lachen. Die erste Entrüstung der Gäste hatte sich in Humor und wohl auch in Schadenfreude verkehrt. Henriette glühte vor Scham und war zu dem andern Vetter geflüchtet, der absichtlich fern blieb, weil er den Gedanken nicht unterdrücken konnte, daß Robert den Scherz zu weit treibe, und weil er sein Betragen innerlich mißbilligte. „Robert, mein Freund! ich bitte Dich um Gotteswillen, entferne doch diesen Menschen mit guter Manier!" flüsterte sie ihm zu und klammerte sich an seinen Arm. „Es ist Papa's neuer Commis, — nur ein armer Bursche vom Lande, den der Papa aus Erbarmen in Dienst genommen hat, und gar kein Verwandter von uns ...."

„Nicht doch, Cousinchen, es ist ja mein leiblicher Vetter! wir haben uns heute Abend schon begrüßt!" versetzte Robert. „Aber komm, wir wollen ihn besänftigen und in ein Nebenzimmer führen!"

Aber der Vetter vom Lande kam ihnen schon entgegen und rief: „O Herrjeh, das ist ja Jettchen, mein herziges Bäschen! Na, grüß' Dich Gott, mein Kind! Kennst mich wohl nicht mehr, und hab' Dich doch schon als Kind auf dem Arm getragen! Na, ich erkannte Dich sogleich wieder, denn Du bist eben nicht viel gewachsen, außer in die Breite! Sapperment, Du blühst ja wie 'ne Pfingstrose und bist so dick wie 'ne Dampfnudel! Dir scheint das Stadtleben gut zu bekommen, — besser als die Pension! aber nicht wahr, frische Weide macht fette Kälber! Viele Grüße von Louise und Mine, und den schwarzen Bock, auf dem Du damals in Wetterfeld so gern geritten bist, hat man Micheli vor einem Jahre stechen müssen, weil er zu stößig geworden .... Alle Wetter! und dort ist Ihchen! Du lieber Himmel, was für ein Püppchen Du bist! so bleich wie Buttermilch und so dürr wie eine Binse! Jettchen kann Dir ja von ihrem Ueberfluß abtreten. Grüß' Dich Gott, kleiner Weißkopf! denkst Du noch daran, wie wir auf der Herrenwiese zu Wetterfeld mit einander die Gänse hüteten und Dich der graue Gänserich in den Arm biß, daß es blutete? Armes Närrchen, wähntest damals, Du müßtest daran sterben, und bist nun doch ganz groß und schmuck geworden! — Fritz läßt Dich grüßen und will Dir weiße Kaninchen mit rothen Augen schicken, die Du vordem so sehr liebtest! Wir haben daheim einen ganzen Stall voll von dem Ungeziefer — wühlen nur den ganzen Stallboden auf, die Biester ...."

„Komm, Vetter! wir wollen Dich zum Oheim bringen, damit Du ihn begrüßen kannst!" sagte der angebliche Robert und setzte leise hinzu: „Genug des Scherzes, Vetter, ich bitte Dich! Die Tante kämpft mit einer Ohnmacht."

Digitized by Google

„Na, ich sehe schon, ihr wollt mich nur los werden, weil ich nicht zu euch passe!“ rief der Vetter vom Lande. „Ja wahrlich, ich passe auch nicht unter diese geputzten Püppchen da; aber mein Recht will ich haben, mein Recht, der Frau Base guten Abend zu sagen und Gott-willkommen, denn wenn ich auch nur ein Bauernbub bin, so weiß ich doch auch, was sich ziemt. Und nun guten Abend, Frau Base und Bäschen dort, und nichts für ungut, ganze Gesellschaft!“ Und damit brach der Vetter vom Lande in ein pfiffiges wohlzufriedenes Lachen aus, ging hinaus und warf laut die Thüre hinter sich in's Schloß.

„Ein abscheulicher Affront!“ flüsterte eine der geputzten Schönen ihrem Tänzer, einem geschnürten Lieutenant, zu.

„Affront? mit nichten, meine Gnädige!“ versetzte der Lieutenant. „Nur Komödie, heiteres Intermezzo, göttlicher Spaß, — auf Ehre! Unsere stolze Wirthin bläht sich so gerne, aber dieß war ein magnifiker Dämpfer — ein praktisches Epigramm, das ihr, auf Ehre! lebenslang ankleben wird. Der Schweinkerl war himmlisch, ganz wie ein Rüpel in der Komödie. Auf Ehre, man hätte ihn vor Vergnügen — prügeln mögen!“

„Aber wie demüthigend für uns, Herr Baron! so erinnert zu werden, daß man sich wirklich wegwirft, wenn man die Einladungen von solchen Emporkömmlingen annimmt!“ sagte die Mutter der jungen Dame, eine dicke Stabsoffizierswittwe mit rothem Gesicht, die so eben zwei gehäufte Teller mit Ananaseis und Konfekt verarbeitet hatte.

„Zugegeben, Baronesse, aber man hat doch seinen Spaß dabei, speist gut Abendbrod und trinkt famösen Clicqot,“ sagte der Lieutenant und betrachtete durch den Zwicker unverschämt ironisch die Damen vom Hause, die unter den Nachwirkungen dieses Auftritts noch rathlos herumtrippelten.

„Was meinst Du, Franz,“ fragte Julie Fink ihren Bruder, „sieht dieß nicht aus, wie ein absichtlicher Schabernack?“

„Eine Maskerade schon vor dem Fasching,“ versetzte der junge Mann; „stünde nicht Robert Balder dort leibhaftig und als ein gesetzter Mann neben Henrietten, so möcht' ich darauf schwören, daß es einer seiner tollen Streiche von ehedem wäre!“

„Der Muthwille scheint im Blut zu liegen,“ sagte Frau Dönning. „Der Vetter vom Lande erschien mir ganz und gar nicht so dumm als er sich gab, und seine Stimme erinnerte mich vorhin lebhaft an Robert Balder.“

„Er ist pfiffig wie alle Bauern,“ sagte Franz Fink; „und die Strafe, wie derb sie auch seyn mag, war nicht unverdient, denn die Geschichte mit dem Gastbett im Taubenschlag ist doch wahrlich charakteristisch.“

„Mein Gott, Robert, was müssen Sie von uns denken?“ flüsterte Henriette, vor Erschütterung ganz bleich und so gedemüthigt, daß sie den Vetter gar nicht mehr zu duzen wagte. „Welch ein Scandal vor allen unseren Gästen!“

„Laß es gut seyn, liebes Bäschen! Diese Menschen hier sind zum größten Theil nicht werth, daß man sich um sie bekümmert — es sind Larven und Puppen nach der Mode. Sie werden auf eure Kosten nun lachen und sich schadenfroh amüsiren, wie sie auf eure Kosten speisten und tranken. Wer wird von solchen Menschen ein tieferes Gefühl erwarten?“

„Dieser Auftritt hat uns vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht, — man wird unser Haus meiden, und uns nicht mehr einladen,“ sagte Henriette, und ihre Stimme bebte vor Entrüstung.

„Ist es denn ein solcher Verlust, sich von diesen Leuten loszusagen, die nur eure Küche und Keller und eure schönen Gemächer verehren, nicht eure eigene Persönlichkeit?“ fragte der Vetter. „Diese Art von Geselligkeit, liebe Herriette, ist die an sich werthlose, denn man gewinnt damit nur Schmarotzer und Schmeichler, keine Freunde. Man muß zu seinem eigenen Blute stehen, wenn man sich Freunde auf andere Zeiten erwerben und erhalten will!“

„Du hast recht, Robert; diese Ahndung kam nicht unverdient,“ sagte Henriette und blickte beschämt zu Boden. „Wir verdienten Tadel für die stolze Ungastlichkeit, womit wir die Aufnahme des Vetters Rudolph den fahrlässigen Miethlingen überließen; aber wer hätte geahnt, daß diese Strafe so einschneidend, so öffentlich seyn würde?... Und doch haben wir kein Recht, uns zu beklagen! der Streich ist verdient. Aber ich bitte Dich, lieber Vetter, geh' zur Mama und tröste sie, denn sie ist ganz darnieder geschmettert, und nur Dein Zuspruch wird sie beruhigen!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Maulwurf.

(Schluß.)

Die gewöhnlichen Maulwurfshügel, welche in unseren Feldern so zahlreich sind, bieten gar nichts merkwürdiges dar, denn sie sind nur die Schächte, durch welche dieser wühlende Vierfüßler den Abraum seiner Grabarbeit in den Röhren, Gängen und Kesseln ausstößt; untersucht man daher einen solchen Maulwurfshaufen, nachdem der Regen die lockere Erde fester gelegt hat, so findet man nichts als ein einfaches Loch, welches in eine der unterirdischen Röhren mündet. Einen dieser großen Gänge müssen wir verfolgen, wenn wir zu dem eigentlichen Aufenthalt des Thieres gelangen wollen. Unser Holzschnitt auf S. 48 gibt den Durchschnitt dieser ungewöhnlichen unterirdischen Burg. Der Hügel unter welchem diese Wohnung verborgen, ist von bedeutendem Umfang, aber nicht sehr augenfällig, denn er ist gewöhnlich unter dem Schutze eines Baums, Gebüsches oder einer Böschung so versteckt, daß ihn nur das kundige Auge entdecken kann. Aber die unterirdische Behausung innerhalb des Hügels ist so merkwürdig, daß sie unwillkürlich an das Labyrinth der Alten erinnert, von dem wir in unserer Jugend so viel gehört haben. Das mittlere Gelaß oder der Kessel ist ein nahezu kugelförmiger Raum, dessen Decke beinahe in gleicher Fläche mit derjenigen der Umgebung des Haufens und darum in einer bedeutenden Tiefe vom Gipfel des Maulwurfshügels liegt. Um diesen Kessel herum sind zwei kreisrunde Gänge oder Galerieen getrieben, der eine genau im Niveau mit der Decke, der andere in einiger Höhe darüber; der obere kreisrunde Umgang ist weit enger als der untere. Fünf kurze schräg abwärts laufende Gänge verbinden die Galerieen mit einander, aber der einzige Zugang zum Kessel findet von der obern Galerie aus statt, von welcher drei Gänge in die Decke des Kessels führen. Hieraus geht hervor, daß wenn ein Maulwurf von einer der Röhren aus in seine Behausung gelangen will, er erst in die untere Galerie schlüpfen, von da in die obere Galerie hinaufsteigen und dann in den Kessel hinunter kriechen muß. Der Kessel hat aber auch noch einen andern Zugang von unten her, denn ein Gang führt von dem Mittelpunkt jener Kammer abwärts, macht dann eine Krümmung aufwärts und mündet in eine der größeren Röhren, welche man ziemlich richtig mit den Hauptstraßen des Maulwurfs verglichen hat. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß diese Hauptstraßen, 7—8 an der Zahl, strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen vom Kessel ausgehen und sich niemals in den Umgang gegenüber von einem der Eingänge der obern Galerie münden. Wenn der Maulwurf daher in seine Behausung gelangen will, muß er sich von der Hauptröhre aus links oder rechts wenden, ehe er einen Gang nach der obern Galerie finden kann.

Die Wände der Gänge und die Decke des Kessels werden durch den beständigen Druck des Maulwurfspelzes ganz glatt, hart und wie polirt, so daß die Erde selbst nach dem heftigsten Gewitter nicht herunterfällt. Der Zweck und Nutzen einer solch verwickelten Reihe von Zellen und Gängen ist sehr zweifelhaft, und unsere gänzliche Unbekanntschaft mit diesem Gegenstande liefert einen weitern Beweggrund, weßhalb die Lebensweise dieses merkwürdigen Thiers besser studirt werden sollte. Der einzige Zweck ist vermuthlich der, daß der rechtmäßige Eigenthümer einer solchen unterirdischen Burg in Fällen der Ueberrumpelung durch einen der vielen Gänge entweichen kann, welche seine Behausung umgeben. Man weiß zwar nicht, ob der Maulwurf sich stets in seinen Kessel zurückzieht, wenn er der Ruhe pflegen will; man muß vielmehr annehmen, er begnüge sich damit, in einer seiner äußeren Röhren zu diesem Zwecke niederzuliegen. Dieser Ansicht sind auch die gewerbsmäßigen Maulwurfsjäger, welche mich versichern, der Maulwurf arbeite und ruhe in abwechselnden regelmäßigen dreistündigen Schichten und mache gar keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht.

So wundervoll aber auch diese unterirdische Wohnung, so ist sie doch nicht die einzige, welche der Maulwurf errichtet; sie genügt wohl für ein einzelnes Thier, aber nicht für eine Familie, welche zu ihrer Unterkunft mehr Raum bedarf. Die Kinderstube des Maulwurfs ist daher von einfacherer Anlage, nur ein großer ‚Kessel', der mit dürrem Graje oder Moos dicht gepolstert ist, und gewöhnlich an einer Stelle liegt, wo zwei oder mehrere Gänge oder Röhren einander schneiden, damit bei annähernder Gefahr die Mutter und die Jungen in derjenigen Richtung flüchten können, welche am meisten Sicherheit verspricht. Dieser Raum liegt beinahe immer in einiger Entfer-

Digitized by Google

nung von der eigentlichen Burg des Maulwurfs, die wir im vorigen Hefte schilderten.

Mitte Juni's oder zu Anfang Juli's paart sich der Maulwurf und ist dann wieder so leidenschaftlich wie in seinem ganzen übrigen Wesen. Wenn zwei Männchen sich um dasselbe Weibchen bewerben, so geht es nicht ohne erbitterte Kämpfe ab, die sie oft im Freien zu Ende führen und mit solcher Wuth ausfechten, daß man sie dabei beide fangen kann. Der Maulwurf verläugnet in keiner seiner Lebensthätigkeiten sein leidenschaftliches Ungestüm, das man am besten beobachten kann, wenn er mit Zähnen und Krallen Würmer zerreißt und sie zähneknirschend zwischen seinen starken Kinnladen zermalmt. Der Maulwurf frißt nur Würmer, keine Schnecken noch Weichthiere, geschweige denn Käfer oder Tausendfüße (Iulus millepes), und schält auch die Würmer nicht, wie Viele behaupten, sondern verzehrt sie ohne lange Umstände mit Stumpf und Stiel mit einer auffallenden Wuth, wobei er den Rücken auf eigenthümliche Weise wölbt, den Kopf zwischen die Schultern zurückzieht und die Würmer mit den Vordertatzen so drückt, daß sie ihm beinahe selbst in's Maul hinein kriechen. Diese Gier hab' ich namentlich einmal an einem Maulwurf beobachtet, der sich auf einen kleinen jungen Vogel stürzte, ihm den Bauch aufriß und an dem noch zappelnden Thiere herunterfraß. Aus der beim Fressen entwickelten Leidenschaft ist abzunehmen, welche Wuth der Maulwurf erst beim Kampfe entfaltet, wo das kleine Thier noch von einer verhältnißmäßig sehr bedeutenden Muskelkraft unterstützt wird.

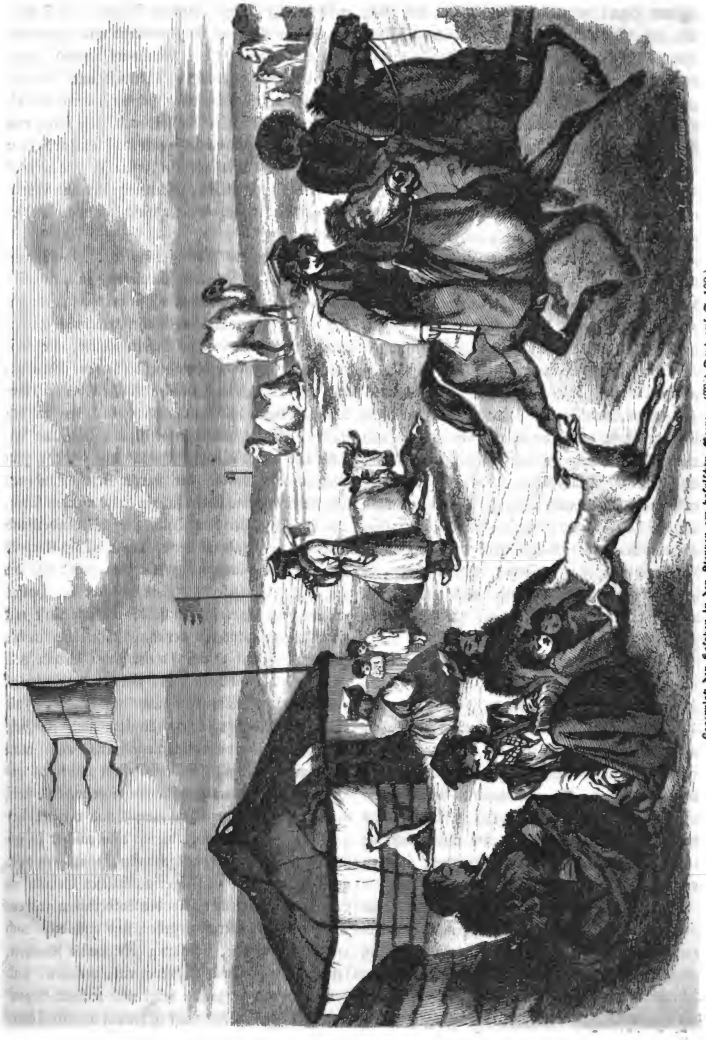
Aus dem Vorhergehenden können unsere lieben Leser leicht auf die außerordentliche Thatkraft und die wunderbaren Instinkte des Thieres schließen, das in der Anlage seiner Gänge und Kessel in der unterirdischen Höhlenburg einen solch überraschenden Grad von Kunstfertigkeit an den Tag legt. Wie ungeheuer ist der Flächenraum, welchen ein einzelner Maulwurf mit dem Netzwerk seiner Gänge und Röhren bedeckt, die er von seiner Burg aus in allen Richtungen hintreibt und zu verschiedenen Tiefen absenkt, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Lage der Würmer. Zuweilen gräbt er ganz dicht an der Oberfläche des Bodens hin, so daß man seinen Rücken während des Hinwühlens sehen kann, und er eher einen seichten Graben als einen Tunnel macht. Zuweilen aber, besonders bei sehr trockenem Wetter, muß er tief in den Boden hinunterstoßen, ehe er die Würmer finden kann, welche der Trockenheit ausweichen und nur in feuchten Oertlichkeiten leben können. — Wie höchst merkwürdig ist die Summe von Muskelkraft, welche sich bei diesem Thierchen auf einen solch winzigen Raum concentrirt findet. — Wer irgend jemals beim Graben eines Brunnens Hand angelegt oder auch nur einmal eine Kubikelle Erde ausgegraben hat, der weiß, welcher Aufwand von Muskelkraft, wie von Geschicklichkeit in Handhabung der Grab- und Förderungswerkzeuge dazu gehört, und der wird um so eher im Stande seyn, die ungeheure Körperkraft des Maulwurfs zu würdigen, der seine Gänge und Röhren so rasch durch die feste Erde zu treiben und in kurzen Zwischenräumen jene wohlbekannten Erdhügel aufzuwerfen vermag, welche verhältnißmäßig so viel Erde enthalten, daß sie, wenn der Maulwurf die Größe eines Menschen hätte, Haufen von 12 Fuß Höhe und 20 Fuß Durchmesser bilden würden.

Nicht minder überraschend für den aufmerksamen Beobachter ist die Thatsache, daß der Maulwurf, welcher doch immer mit der Anlage neuer Gänge und Röhren beschäftigt ist und sich nicht blos mit dem Begehen der bereits fertigen Gängen begnügt, stets mit unbeschmutztem Pelz aus dem Boden kommt. Die Seitenwände der gewöhnlichen Gänge, die man im Volksmunde die Hauptstraßen des Maulwurfs nennt, werden durch die Reibung seines Körpers allmählig ganz geglättet, so daß in ihnen allerdings der Pelz nicht leicht Gefahr läuft, verdorben zu werden. Allein daß ein Thier im Stande seyn sollte, unbeschmutzt durch Boden von jedem Gefüge zu schlüpfen, ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, die sich theils durch den Charakter des Haars und theils durch die Beschaffenheit der Haut erklären läßt. Bekanntlich erscheint der Pelz des Maulwurfs sammetartig, und hat keinen Glanz, weil die Haarspitzen nicht nach einer besondern Richtung deuten, sondern gleichmäßig vor- und rückwärts und nach allen Seiten gedrückt werden können. Die Ursache dieser Eigenthümlichkeit läßt sich mit dem Mikroskop erkennen: das Haar ist an seinem Austritt aus der Haut außerordentlich fein und nimmt allmählig an Dicke zu, bis es seine volle Stärke erreicht hat, und verjüngt sich dann wieder. Diese Abwechslung von Dick und Dünn kommt bei jedem

Digitized by Google

Die Schlittenjagd des großen Kurfürsten. (Mit Text auf S. 107.)

Digitized by Google



Lagerplatz der Kosaken in den Steppen am kaspischen Meere. (Mit Text auf S. 108.)

Digitized by Google

einzelnen Haare mehrfach vor und gibt dem Pelz jenes, uns allen so wohl bekannte sammetartige Aussehen. In den dünneren Stellen des Haares ist beinahe gar kein Färbestoff abgelagert, und von diesem eigenthümlichen Bau rührt das charakteristische Changiren der schwärzlich-braunen Farbe des Pelzes her. Vielleicht haben manche unserer lieben Leser noch nicht einmal bemerkt, daß, wenn der Maulwurfspelz sorgfältig gereinigt worden ist, er unter gewisser Beleuchtung eine Art Regenbogenfarbenspiel annimmt und verschiedene schöne Farbentöne zeigt, worunter ein helles Kupferroth am meisten vorwaltet. Ein andrer Grund für die Reinlichkeit des Pelzes ist der starke obschon hautige Muskel unter der Haut. Während der Maulwurf gräbt, besonders im lockern Boden, fällt die Erde auf den Pelz herab und hängt sich auf eine Weile daran fest. Aber in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen gibt das Thier seiner Haut ein kräftiges starkes Schütteln und stößt so mit Einem Male die ganze Masse von Erde ab, die sich auf dem Pelz gesammelt hat; allein trotzdem bleibt noch immer eine ziemliche Masse Staub kleben, so daß, wie rein auch der Pelz des Maulwurfs anscheinend seyn mag, wenn man das Thier einige Zeit in Wasser legt, sich immer noch eine bedeutende Menge Erde auflöst und am Boden des Gefäßes niederschlägt. Wie wesentlich die Schönheit des Pelzes sich erhöht, wenn man ihn mit lauem Wasser und Seife gewaschen hat, ist beinahe unglaublich.

Viele Leute sammeln Maulwurfspelze in Menge und lassen sich Westen daraus machen oder Jacken damit füttern; allein diese Kleidungsstücke sind nicht sehr zu empfehlen: sie machen so heiß, daß man sie nur im kalten Winter tragen kann, sind sehr kostspielig, haben nur geringe Dauer und einen unangenehmen Geruch, denn die eigenthümliche Ausdünstung des Maulwurfs, welche bekanntlich so stark ist, daß Hühnerhunde manchmal Maulwürfe ‚stehen', läßt sich nicht aus dem gegerbten Pelz vertreiben, sondern haftet noch nach einem Jahrzehent daran.

Der Maulwurf ist das Vorbild aller im Boden wühlenden und unter der Erde thätigen Thiere, und so ganz für das ihm angewiesene Daseyn geschaffen, daß er unter allen Lebensbedingungen, z. B. in der Gefangenschaft, nicht lange leben kann. Es leben auch noch manche andere Thiere unter der Erde, aber meist nur ein träges, ruhiges Daseyn, ein Daseyn der Schlafrigkeit und Rast während ihres unterirdischen Aufenthalts. Der Maulwurf dagegen strotzt vom Uebermaß thierischer Thatkraft und rühriger Muskelthätigkeit, und bewegt sich unter der Erde beinahe wie ein Fisch im Wasser, und diese Fülle von Lebenskraft gibt seinem seltsamen und scheinbar düstern Daseyn eine Poesie und ein Interesse, wie wir es bei einer Menge anderer reicher begabter und schöner und gefälliger ausgestatteter Geschöpfe nicht wiederfinden.

Sollten unsere lieben jungen Leser im Stande seyn, sich das Skelett eines Maulwurfs zu verschaffen oder wenigstens zu betrachten, so würden sie daran eine Reihe merkwürdiger Wahrnehmungen machen können: Die ungeheuren Schulterblätter, die weit über den Rückgrat hervorragen, die kurzen, gedrungenen, gekrümmten, gewaltigen Knochen der Vorderbeine, die breiten flachen handartigen Tatzen mit den starken, scharfen gekrümmten Klauen erscheinen beinahe wie das verjüngte Modell irgend einer zum Wühlen und Graben der starren Erde erfundenen Maschine. Meine lieben jungen Leser würden sehen, wie alle Kraft bei dem Thiere auf die Vorderhand concentrirt ist, während der hintere Theil des Körpers schwach ist und nicht ungewöhnliches zeigt; wie die ungeheuren Muskel- oder Sehnenbänder des Halses zu Knochenhärte verdichtet sind, wie die Nase mit einem weitern Knochen versehen ist, welcher in die Schnauze vorspringt und dieser jenen Verein von Kraft und Beweglichkeit gibt, welcher das Geschöpf auszeichnet. Unmittelbar nach dem Tod ist die Schnauze des Maulwurfs biegsam und elastisch, springt wieder in die vorige Lage zurück, wenn man sie krümmt, als wäre sie aus festem Kautschuk geschnitten; binnen weniger Stunden aber wird sie steif, unscheinbar, zusammengeschrumpft und verliert ihre ganze gefällige Rundung, die ihr nicht wieder zu geben ist, weßhalb sie bei ausgestopften Exemplaren auch gar keinen Begriff von ihrer natürlichen Gestalt im Leben zu geben vermag. Um den Vordertatzen größere Ausbreitung und Kraft zu geben, sind auch diese noch mit einem weitern, sichelartig gekrümmten Knochen, der von der Handwurzel hervortritt, versehen, und das ganze Knochengerüste zeigt noch mehrere Eigenthümlichkeiten, welche sonst in keinem andern Thiere

Digitized by Google

der gegenwärtigen Schöpfung, dagegen in den fossilen Knochenresten verschiedener vorweltlichen Thiere entdeckt worden sind.

Du wirst dich gewundert haben, mein lieber Leser, daß ich von einem so unscheinbaren Thiere wie der Maulwurf so ausführlich erzählt habe; aber ich denke, ich bin noch nicht einmal allen seinen Ansprüchen auf unsere Beachtung gerecht geworden, denn er ist eines unserer interessantesten und vollkommensten Thiere. Wäre der Maulwurf ein seltener und kostbarer Bewohner der Tropenländer, schön von Gestalt und Aussehen, was für ein hohes Interesse würde er erregt, wie würden die Gelehrten gewetteifert haben, sich mit ihm zu beschäftigen, wie würde man sich beeilen, den Bau seines Skeletts zu studiren, das vor anderen Thieren mehrere weitere Knochen und sonstige Eigenthümlichkeiten voraus hat, welche man bisher nur in fossilen Ueberresten gefunden hat! Wie würde man um die Wette seinen weichen sammetartigen Pelz, seine winzigen, tief im Pelz versteckten Aeuglein bewundern, und der wunderbaren Mischung von Stärke und Weichheit in den grabscheit-ähnlichen Vordertatzen, der merkwürdigen Federkraft seiner Schnauze, ꝛc. Gerechtigkeit wiederfahren lassen! Weil aber der Maulwurf in unserm Lande heimisch und auf jedem Feld zu finden ist, halten es nur Wenige der Mühe werth, ein solch gewöhnliches Geschöpf zu untersuchen und zu studiren, oder wenden sich gar mit Ekel und Geringschätzung hinweg, wenn sie einmal einen Maulwurf im Freien sehen. Du aber, mein lieber Leser! wirst nun gewiß das verachtete Thier in Schutz nehmen und gegen jene thörichte Zerstörungswuth ankämpfen, welche dieses nützliche harmlose Thier aus unsern Wiesen und Feldern auszurotten strebt, weil unsere Vorfahren aus Unkenntniß seiner Eigenschaften diese Thorheit ebenfalls begangen haben! —

Die Schlittenfahrt des großen Kurfürsten.

(Mit Holzschnitt auf S. 104.)

Unsere lieben Leser haben ohne Zweifel schon von den Streitwägen gehört, mit welchen Griechen und Römer und alle Völker des Alterthums in den Krieg fuhren; daß man aber auch schon mit Schlitten in den Kampf gefahren ist, davon wissen vielleicht nur Wenige, und eine derartige Schlittenfahrt stellt unser umstehendes Bild auf S. 104 dar. Das ging aber folgendermaßen zu: Friedrich Wilhelm der große Kurfürst von Brandenburg, dessen ganzes Leben nur ein fortgesetzter Kampf nach innen und außen war — nach außen, um sein Kurfürstenthum auszudehnen und sicher zu stellen; nach innen, um seinen Unterthanen alle Segnungen eines geordneten Staatshaushalts und der Civilisation zu verschaffen, — hatte zu seinen Hauptfeinden die Schweden, ein rauhes, kriegslustiges Volk, das namentlich seit dem dreißigjährigen Kriege an den gesegneten Gauen Deutschlands mehr Behagen fand, als an seiner eigenen rauhen, kalten und unfruchtbaren Heimath. Die elende räuberische Politik Ludwigs des Vierzehnten, Königs von Frankreich, der so viel Unheil über Deutschland verhängte, empörte den großen Kurfürsten, welcher sich 1674 mit 20,000 Mann aufmachte, um gegen die Franzosen zu ziehen und den Mordbrenner Turenne aus der Pfalz und dem Elsaß hinaus zu jagen, was ihm auch gelang. Durch die Unfähigkeit des österreichischen Feldherrn Bournonville ging jedoch das Elsaß den Deutschen wieder verloren, und um sich an dem großen Kurfürsten zu rächen und ihn von dem Bunde der gegen Frankreich fechtenden deutschen Reichsfürsten abzuziehen, bewogen die Minister des erbärmlichen Wollüstlings Ludwig XIV. den König Karl XI. von Schweden, dem damals Pommern gehörte, zu einem Einfall in die markbrandenburgischen Lande. Der deutsche Kaiser und die Mehrzahl der Reichsfürsten ließen den Kurfürsten im Stiche; aber dieser Heldennatur gab die Noth immer wieder neue Hülfsquellen, und er nahm nicht nur in einem raschen Feldzuge die von den Schweden eroberte Stadt Rathenow wieder ab, sondern überfiel am 18. Juni 1675 den schwedischen General Wrangel und rieb mit seinen 5600 Reitern und 13 Geschützen das weit stärkere schwedische Heer beinahe gänzlich auf, so daß die Schweden sich in wilder Flucht aus den brandenburgischen Staaten zurückzogen. Nun wandte das Kriegsglück sich ganz auf die Seite des Kurfürsten, und er und sein Feldmarschall Derflinger, ein ehemaliger Schneidergeselle, schlugen im nächsten Jahre die Schweden abermals bei Wolgast, nahmen ihnen die Städte Usedom, Swinemünde, Anclam, Demmin, Löckenitz und Damm, eroberten Stettin, das für uneinnehmbar geltende

Digitized by Google

Stralsund und Greifswalde. Aber noch während der Belagerung der beiden letzten Plätze waren 16000 Schweden, von dem Polenkönige Johann Sobiesky begünstigt, durch Samogitien in das unbeschützte Preußen eingerückt, und drohten hier alle Greuel und Scheußlichkeiten des dreißigjährigen Kriegs zu erneuern. Allein der tapfere Kurfürst rückte ihnen mit einem Theil seiner besten Truppen entgegen, bot eine Menge Bauernschlitten auf, in denen er mit seinen Soldaten über das zugefrorene kurische Haff fuhr, fiel den Schweden in die Flanke und jagte sie tief bis nach Kurland hinein. Nur die Kälte und der Mangel an Lebensmitteln zwang den Kurfürsten zur Umkehr, aber seine tapfere Reiterei schlug die Schweden noch einmal in einer nächtlichen Schlacht in der Nähe von Riga. — Das ist die Geschichte der lustigen brandenburgischen Schlittenfahrt, der großartigsten die wohl jemals gehalten ward, und wobei der große Kurfürst und sein wackerer Derfflinger dem Erbfeind tüchtige deutsche Hiebe zu kosten gaben und einen der ersten Grundsteine zum Ruhme preußischer Waffen legten!

Lagerplatz der Kosaken in den Steppen am kaspischen Meer.

(Mit Holzschnitt auf S. 105.)

Von den Kosaken als militärische Truppe haben unsere lieben Leser ohne Zweifel schon oft gehört, aber wohl weniger von den Kosaken als Volksstamm. Und doch ist das in Gestalt, Sitte und Sprache den Russen sehr ähnliche Volk der Kosaken sowohl in der Geschichte des östlichen Europa wie als ein wesentlicher Bestandtheil des russischen Reiches höchst bedeutend. Der Namen Kosak bedeutet im Türkischen Räuber, im Tartarischen einen leicht bewaffneten berittenen Krieger. Allein darum sind die Kosaken als Volksstamm doch nicht die Abkömmlinge von Tartaren, sondern wahrscheinlich von den alten nowgorod'schen und kiew'schen Russen, welche aus ihren heimathlichen Wohnsitzen vertrieben, sich in der Ukraine und weiter ostwärts angesiedelt und zu denen sich noch manch anderes heimathloses Volk geschlagen hatte, so daß man sie auch Tscherkessen nannte (was zu deutsch ebenfalls Räuber bedeutet) wenn sie nicht im Kriegsdienste standen, dagegen Kosaken (d. h. leichte Reiter) wenn sie zum Heerdienst aufgeboten waren. Das Volk der Kosaken hat sich im Lauf der Zeit von der Ukraine aus bis an die Ufer des kaspischen Meeres verbreitet und mehrfach mit den Völkerstämmen des Kaukasus vermischt. Sie sind noch heute zum Theil nur ein halb civilisirtes aber in mancher Hinsicht sehr interessantes Volk, das eine reiche Geschichte hat, und dessen ansäßiger Theil nicht minder merkwürdig ist als der nomadische. Heutzutage theilt man das Volk der Kosaken, welches beinahe über den ganzen Südosten und Süden Rußlands verbreitet ist, in zwei Hauptstämme, nämlich den der *malorossischen* oder *kleinrussischen*, und denjenigen der *donischen* Kosaken. Von den Kosaken der Ukraine (zu deutsch des Grenzlands) und Kleinrußlands nach ihrer Gegenwart und Vergangenheit wollen wir unsere lieben Leser ein ander Mal unterhalten. Dießmal reden wir nur, an unser vorstehendes Bild anknüpfend, von dem Stamme der donischen Kosaken, welcher noch viele nomadische Gruppen und Genossenschaften in sich schließt. Diese Völkerstämme sind seit ihrer Unterwerfung unter die russische Herrschaft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich zum Schutze der südlichen und östlichen Grenzen des russischen Reichs, der sogen. Linie, verwendet worden, und heißen daher Linienkosaken. Sie sind in Regimenter (Pulks) und Brigaden eingetheilt, und regelmäßig bewaffnet, dienen eine gewisse Zeit sowohl auf der Linie als im Kriege, und werden besoldet. Diejenigen, welche auf der kaukasischen Linie dienen, die sich bis an das kaspische Meer erstreckt, leben theils in Dörfern beisammen, theils halbnomadisch in der Steppe, besaßen sich mit etwas Ackerbau und Viehzucht und werden mittelst Feuerzeichen von den Stanitzas aus allarmirt. Es sind unter diesen Kosaken sehr viele von tatarischer Herkunft, und die Ansicht des Lagers einer solchen Familie tatarischer (oder noghaischer) Kosaken auf der Grenze führt uns der Zeichner des vorstehenden Holzschnitts vor, um uns einen kleinen Einblick in ihr häusliches Leben und Treiben zu geben. Wir sehen die Hütte, die einer Familie von mehreren Generationen zur Wohnung dient, mitten in der Steppe, wo ihre Pferde, Schafe, Rinder und Kameele waiden. Wir sehen ihre tartarische Tracht, welche der junge Reiter jedoch bereits

Digitized by Google

mit der tscherkessischen vertauscht hat, die nach und nach auch die übrigen Familienglieder annehmen werden. Wir sehen, wie wenige Bedürfnisse diese Nomadenstämme haben, und wie der Dienst auf der Linie sie allmählig seßhaft macht und einigermaßen civilisirt, wozu dann namentlich die nicht ausbleibende Bekehrung zum Islam zur griechischen Religion beiträgt. Die Pfosten mit den Fähnchen in den russischen Farben bezeichnen allein eine Art Pfad oder Richtung durch die wegloſe Steppe. Hier geht der Mann seinen häuslichen Arbeiten nach, die allerdings sehr einfach sind, da die meisten gröberen Geschäfte den Weibern zufallen, die kleinen zottigen Pferdchen keine Hut bedürfen, und sich nicht vom Lager verlaufen. Wenn ihn daher der Dienst auf der Linie oder die Sorge für seine Heerden nicht beschäftigt, so verbringt der Grenzkosak in der Steppe seine Zeit entweder mit Rauchen und Träumen, oder mit Jagd und Fischfang. Wenn aber die wilden Bergvölker aus den Schluchten des Kaukasus herunterkommen, um die Ansiedelungen der Russen zu beunruhigen, oder wenn turkomanische Räuber über die Grenze reiten um eine Razzia zu halten, dann ertönt die Lärmkanone auf der Staniza, die Pechtonnen und Strohbündel auf den hohen Pfählen werden angezündet, und die Männer auf den einzelnen Lagerplätzen greifen zu den Waffen, werfen sich in den Sattel und reiten nach den Sammelplätzen, um in Reih und Glied zu treten und dem Feinde sich entgegenzuwerfen, und sind nun Soldaten. Unterdessen treiben die Weiber und Kinder das Vieh zusammen und raffen eilig ihre Habseligkeiten auf, um bei der ersten Annäherung von Gefahr die zeltartige Hütte abzubrechen und mit ihrer ganzen Habe nach dem ersten besten befestigten Posten zu flüchten, wo ihnen unter dem Schutz von Wällen und Kanonen Sicherheit vor den berittenen Räubern geboten wird.

Die Schloßruine Dürrenstein.

(Mit Holzschnitt auf S. 112.)

Auf der Stromfahrt von Linz nach Wien wird der Reisende durch die prachtvolle Lage dieser Ruine auf schroffen und zerklüfteten Felsenzacken auf das Angenehmste überrascht. Von dem dahinter gelegenen Wunderberge um ein Bedeutendes überragt, präsentirt sich diese durch die Haft des englischen Königs Richard Löwenherz berühmt gewordene Veste höchst imposant. Malerisch wie kein anderes auf der ganzen Tour von Ulm bis Wien schmiegt sich das Städtchen gleichen Namens an den Fuß des Schloßberges. Bereits im 11. Jahrhunderte urkundlich erwähnt, beweisen die Ueberreste der Ringmauern und der Thore, so wie die Ueberbleibsel des im Jahre 1769 aufgehobenen Clarissinnenklosters, dessen mittelalterliche Entstehung. Dürrenstein zählt nur 87 Häuser und ist der Hauptort einer fürstlich starhembergischen Herrschaft. Das durch Otto von Meissau 1410 gestiftete, jedoch 1782 aufgelöste Augustiner-Chorherrnstift, nun das herrschaftliche Schloß, enthält eine artige Bibliothek französischer wie englischer Classiker in Prachtausgaben. Merkwürdig sind die ganz in den Felsen gehauenen Kellergewölbe für 4000 Eimer Wein. Als am 26. März 1645 dieses Städtchen von den Schweden eingenommen wurde, ging die alte Burg in Flammen auf. Eine glückliche Kriegslist rettete dagegen im österreichischen Erbfolgekriege 1742 diesen Ort. Bayern und Franzosen setzten zu Pferde über die Donau und gedachten mit Leichtigkeit sich dessen zu bemächtigen. Die Bürger, zeitig genug davon in Kenntniß gesetzt, verrammelten ihre Thore und ließen geschwärzte Brunnen-Deicheln über die Mauer ragen, marschirten auch im Innern unter Trommelschlag hin und her. Als die feindlichen Schaaren die drohenden Mündungen sahen, wie auch sich überzeugten, daß hier Besatzung liege, ließen sie es mit den Dürrensteinern gut seyn und zogen fluchend wieder ab.

Auf dieser Burg saßen bis in das 12. Jahrhundert die Tyrnsteiner, ein eigenes Dynastengeschlecht. Nach ihnen wurden die Hundte von Kuenring, denen die benachbarten Schlösser Weideneck *) und Aggstein gehörten, Herren dieser Veste. So gebot bereits im Jahre 1191 Hadamar von Kuenring auf dem Dürrensteine. Im gleichen Jahre zog Herzog Leopold von Oesterreich zum zweiten Male nach Palästina, woselbst Kaiser Friedrich I. den Oberbefehl

*) Die Burg Weideneck unserne der Benediktinerabtei Melk ist einem schroffen Felsblocke, als wäre sie aus ihm herausgewachsen, eingesetzt. Sie war deßhalb von der Donauseite her völlig unbezwinglich. Nach der Sage wäre sie von den alten Rüdigern von Pechlarn erbaut worden. Bis 1672 war sie noch vollkommen bewohnbar.

Digitized by Google

über das versammelte Christenheer führte. Auch Philipp II., König von Frankreich, wie König Richard von England, genannt Löwenherz, stießen mit ihren Schaaren zu den Deutschen. Bei dem Sturm auf Ptolemais, dem heutigen Saint Jean d'Acre, war der Sage nach Herzog Leopold mit den Völkern der Ostmark der Erste auf den Mauern. Nach Siegesrecht pflanzte er Oesterreichs Panier auf den erstürmten Wall. Da vergaß sich Richard Löwenherz in blinder Eifersucht so weit, daß er das österreichische Heerbanner herabreißen und in den Koth schleudern ließ. Eingedenk des Gesetzes wie gegebenen Wortes, das jedem Kreuzfahrer den Streit in eigener Sache verbot, beherrschte Leopold seinen gerechten Zorn und ließ für den Augenblick diese große Schmach ungerächt. Nun wendete er sich mit den Seinigen zur Heimreise und klagte, nach Europa zurückgekehrt, dem Kaiser Heinrich VI., da inzwischen Friedrich I. in Palästina gestorben war, den erlittenen Schimpf. Der Kaiser versprach ihm, daß er noch volle Genugthuung erhalten solle. Wie jedem Geschichtsfreunde bekannt, wurde Ptolemais jedoch nicht im Sturme, sondern mittelst Uebergabe genommen. Die Insultirung des österreichischen Heerbanners läßt sich jedoch nicht beseitigen. Außer Richards Panier sollte keines wehen, am wenigsten jenes der in so geringer Anzahl vorhandenen Oesterreicher.

König Richard kehrte 1192 nach Europa zurück und hatte im Sinne, die österreichischen Lande zu meiden, dessen Fürsten er so empfindlich gekränkt hatte. Doch bei Aquileja litt er Schiffbruch und nur mit wenigen Gefährten konnte er nothdürftig das nackte Leben retten. Als Pilger verkleidet, suchte er nun durch Oesterreich zu kommen. Doch war die Nachricht seines Unsternes ihm schon vorausgeeilt. In dem Dorfe Erdberg, nun eine Vorstadt Wien's, wurde er erkannt und am 20. Dezember 1192 Nachts festgenommen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bezeichnete man ein Wirthshaus als dasjenige Gebäude zu Erdberg, wo Richard überfallen wurde. Leopold übergab den Gefangenen zu ritterlicher Haft an Hadamar von Kuenring, der ihn nach Dürrenstein bringen ließ und dort bewachte. Kaiser Heinrich VI. wollte es für unpassend finden, daß ein österreichischer Herzog einen so erlauchten Herrn in Verwahr halte. In Wahrheit war aber des Kaisers Geldgier die Triebfeder. Lediglich um ein Beispiel von der Habsucht dieses Regenten mitzutheilen, gab Kaiser Heinrich VI. vor, sein Reichssiegel verloren zu haben, um aus der neuen Besiegelung der Urkunden doppelte Gebühren zu erzielen.

Vom Dürrenstein hinweg wurde König Richard auf den Reichstag nach Regensburg gebracht, wo er versprach, gegen die Stellung von Geisseln ein Lösegeld von 100,000 Mark Silber und nach Verfluß von sieben Monaten nochmals 50,000 Mark zu bezahlen. Bis zum Austrag der ganzen Sache ward bestimmt, daß König Richard auf der Reichsveste Trifels in sicherem Verwahre gehalten werden solle. Nach der Sage gelang es dem treuen Sänger Blondel, der nach dem Schiffbruche von ihm getrennt worden war und der seinen König allenthalben suchte, ihn erst auf dem Trifels in der Rheinpfalz auszukundschaften. Nach Michaud's Geschichte der Kreuzzüge hatten Richard und Blondel mitsammen zum Lobe einer Gräfin Mathilde am Hofe der Königin Sibylle zu Jerusalem ein provenzalisches Lied gedichtet. Dieß diente nun zur gegenseitigen Erkennung. Blondel sang versuchsweise:

Domna vostra beutas
Elas bellas faissos
Els bels olls amoros
Els gens cors ben taillats
Don Sieu empresenats
De vostra amor que me lia.

(Maitresse votre beauté
et vos belles façons,
et vos beaux yeux amoureux,
et le gentil corps bien taillé,
dont vous êtes emprisonné
de votre amour que me lie).

Worauf ihm Richard aus der Burg antwortete.

Si bel trop affausia
Ja de vos non partrai
Que major honorai
Sol en votre deman
Que sautrai des beisan
Tot can de vos volria.

(Si trop belle en verité je suis,
de vous je ne quitterai,
qui plus honorerai-je,
seul qu'à vous il appartiendra,
que de prison je sortirai,
car tout dépend de votre volonté).

Blondels Freude war grenzenlos. Indem Richard auf dem Trifels gut gehalten wurde, so daß er seinen Wächtern allerlei Possen spielte, war es Blondeln nicht schwer, zu ihm Zutritt zu erhalten, um das Weitere zu berathschlagen.

Digitized by Google

Auf dem Reichstage zu Hagenau, der im April 1193 seinen Anfang nahm, wurde König Richard über Vielerlei zur Rechenschaft gezogen. Richards Vertheidigung und Persönlichkeit machten einen guten Eindruck auf die Fürsten und den Kaiser, der ihn näher kennen lernte. Blondel war unterdessen schon längst nach England geeilt, der Mutter Richards nähere Kunde zu bringen und die Erlegung des Lösegeldes zu betreiben. Richard seiner Haft entlassen, eilte nach Swine, wo Stürme seine Einschiffung sehr lange verzögerten. Erst am 13. März 1194, da er bei Sandwich den englischen Boden wieder betrat, fühlte er sich wirklich frei. Das Lösegeld aber wurde nie bezahlt. Nur erhielt Herzog Leopold, wahrscheinlich als Entschädigung der ihm bei Ptolemais vorenthaltenen Beute — 4000 Mark Silber.

In Oesterreich wirkt man nach Kräften dahin, daß eine Menge von Unwahrheiten, welche über die Gefangenschaft des Richard Löwenherz verbreitet sind, redlich auf die Nachkommen verpflanzt werden, denn noch bis zur Stunde zeigt man den Besuchern des Greifenstein bei Wien einen Holzkäfig, worin dieser König geschmachtet habe. In Wahrheit war dieß aber ein Kotter für leibeigene Sträflinge. Reisende Engländer können deßhalb dem Gelüste nicht widerstehen, Späne von diesem Käfige mitzunehmen. Richard saß aber nie auf dem Greifensteine. Ein in den Felsen gehauenes Loch wird auf der Veste Dürrenstein als Richards Gefängniß bezeichnet, was die Krone der Abgeschmacktheit ist. Es ist sehr zu bedauern, daß Niemand daran dachte, jenes Gemach der Nachwelt zu erhalten, worin Richard in ehrenvoller Haft saß.

Nach dem Erlöschen der Kuenringe kam der Dürrenstein an die Herren von Meissau, dann 1425 an die Ebersdorfer, später an die Enenkel, die Zinzendorfe und endlich 1663 an die Starhemberge, welche die Burg noch besitzen. Zur Zeit laufen vom Städtchen aus noch die Mauern den ganzen Schloßberg hinan, jedoch sind diese zerfallen und Moos, Flechten wie andere Mauergewächse überwuchern die Schußscharten. Man sieht, daß das Ganze ein Dreieck bildete und die Burg sammt der Stadt von allen Seiten abgeschlossen war und vertheidigt werden konnte.

Innerhalb des ersten Thores war der Vorhof. Von diesem an erhob sich terrassenartig ansteigend in drei Absätzen die Burg. Auf einem vorspringenden Felsblock steht, Alles überragend, der narbenvolstige Wartthurm. Er ist noch zugänglich und gewährt von seiner Zinne eine entzückende Umschau. Vom Rittersaale steht nur noch eine Wand und eine Säule. Die geringen Ueberreste der Schloßkapelle zeigen erloschene Wandgemälde. Obgleich noch mächtige Theile des Riesenbaues dem Besucher einen ungefähren Begriff von dessen ehemaliger Größe und Wehrhaftigkeit geben, geschah bisher leider nichts, dieses Denkmal der Vorzeit seinem gänzlichen Untergange zu entziehen. Wucherpflanzen aller Art haben sich in die Höfe getheilt, und den Botaniker erwartet eine reiche Ausbeute von seltenen Pflanzen.

Todesstille herrscht ringsum, kaum daß man das Rauschen der Donau vernimmt. Entferntes Heerdengeläute dringt schwach zur schwindelnden Höhe hinan und eine vereinsamte Königskerze hält Wache vor der zerklüfteten Schloßkapelle. Also vergehen die Schöpfungen der Menschen, wie auch diese im Strome der Zeiten verschwinden.

Hans Weininger.

Gemeinnützige Winke.

Das Vergnügen. Lord Chesterfield schreibt in seinen bekannten Briefen an seinen Sohn: „Ich habe den thörichten Kreis der Weltfreuden durchlaufen, und ihnen insgesammt entsagt. Ich habe alle Vergnügungen der Welt genossen — ich schätze sie nun nach ihrem wahren Werthe, der in Wirklichkeit sehr gering ist; diejenigen welche nur ihre Außenseite gesehen haben, überschätzen sie stets; aber ich habe hinter den Vorhang geblickt und alle die plumpen Flaschenzüge und schmutzigen Stricke gesehen, welche ihre bunte Maschinerie in Bewegung setzen, habe die Talglichter gesehen und gerochen, welche die ganze Decoration zum Staunen und zur Bewunderung der unwissenden Zuhörer erleuchten. Wenn ich über das nachdenke, was ich gesehen und gehört habe, so vermag ich mich kaum zu überreden, daß all dieses hohle, frivole Eilen und Jagen nach dem Vergnügen in der Welt irgend eine vernünftige und wirkliche Begründung hat; ich sehe vielmehr in all den genossenen Freuden der Vergangenheit gewissermaßen nur einen jener romantischen Träume, welche das Opium gewöhnlich hervor-

Digitized by Google

Die Schloßruine Dürrenstein.

rung der Verdauungs-Organe. In Krankheiten stellt nichts so rasch Kraft und Lebensmuth bei dem Patienten wieder her, als wenn er schlafen kann; daher sollen Krankenwärterinnen, wenn sie bemerken, daß ihre Pfleglinge von Schlaf angewandelt werden, sie ruhig gewähren lassen und alles andere darüber aufschieben, gleichviel zu welcher Zeit der Schlaf auch eintreten mag. Man sollte einen Kranken niemals aus dem Schlaf aufwecken, damit er Arznei einnehme, denn der Schlaf selbst ist die beste Arznei für den Kranken, und wirkt an ihm körperlich und geistig wahre Wunder. Wer an Schlaflosigkeit leidet, der sollte mehre Stunden vor Schlafengehen nicht mehr essen oder trinken und sich etwa eine Stunde lang Bewegung im Freien machen, dann aber sogleich zu Bette gehen. Der Schlaf ist um so gesünder, wohlthuender und erfrischender, je geregelter die Verdauung, je leerer, reiner und ruhiger die Verdauungsorgane sind. Anhaltendes Nachtschwärmen und Abbrechen des Schlafes kann Hirnerweichung und Wahnsinn herbeiführen, zumal wenn gepaart mit dem Genuß starker Getränke und dem Rauchen starker Cigarren.

ruft, und trage gar kein Verlangen darnach, die schädliche edle Dosis zu wiederholen."

Ueber den Schlaf.

Der Schlaf ist dem ganzen Körper und Geist so nöthig wie Speise und Trank. Strenge deinen Körper und Geist nur mäßig an, bis du ermüdet bist, und nicht länger; schlafe bis du wieder frisch und munter bist, und nicht länger; wenn dir das Bett lästig wird, wenn du vor Sorgen oder Aufregung nicht schlafen kannst, dich unruhig im Bett hin und her wälzest und zu schwitzen beginnst, so stehe auf und kleide dich an, falls die Umstände es dir gestatten, und beschäftige dich körperlich oder geistig; wann dann die Natur wieder Ruhe von dir heischt, so folge ihren Weisungen unbekümmert um Zeit und Stunde. Im gesunden Zustande herrscht die Gewohnheit über dich; wenn aber die Krankheit die Herrschaft führt, läßt sich die Natur nicht mehr beherrschen. So lange du gesund bist, genügen sieben bis acht Stunden nächtlichen Schlafes zumeist; die Neigung, über die gewöhnliche Zeit hinaus im Bette zu liegen, entsteht gewöhnlich aus irgend einer Stö-

Digitized by Google

Gretchen von der Wasenmühle.

Eine Jugend-Erinnerung.

(Fortsetzung.)

„Aber was haben Sie denn mit dem Wasenmüller gehabt, daß er Ihnen so abhold ist, Herr Schlegel?“ fragte ich.

„Ich habe ihm — na, laß es gut seyn, Kind, so etwas erzählt sich nicht gut!“ gab er stockend zur Antwort. „Wir sind einmal in unsrer Jugend hart an einander gerathen, und da war das Unrecht auf Beider Seite. Er hat mir aber wenigstens Ein Leid gethan, woran ich lebenslang trage; und wie derjenige am bittersten haßt, der selber das größte Unrecht gethan hat, so hat er mich auch lebenslang mit seinem Ingrimm verfolgt, obschon er selber dabei seines Lebens nicht froh geworden ist. Darum hat er auch schon vor Jahren den Kächele hieher gesetzt, um mich zu verderben, aber ich hab's ruhig getragen und bin doch aufrecht geblieben.“

„Er hat Ihm durch den Kächele das Brod nehmen wollen, Vater, und nun kann ihn der Kächele nicht einmal behandeln,“ sagte Gottlieb; „das rächt sich nun an ihm.“

„Wie jede Bosheit, Gottlieb,“ entgegnete Schlegel; „was der Mensch thut, das thut er sich selber, ob er es auch noch so schlau anstellte. Aber laßt es gut seyn, das sind ja alte Geschichten,“ fuhr er mit einem Seufzer fort; „ich kann es dem Mann zwar nie vergessen noch vergeben, was er an mir gethan hat, aber er ist ja trotz alles Weltglücks niemals seines Reichthums froh geworden.“ Damit brach der alte Schlegel ab und ging hinaus in sein Gärtchen unter die blühenden Bäume. Er pflegte immer die Einsamkeit aufzusuchen, wenn sein Gemüth bewegt war.

Die Wasenmühle lag drunten vor dem Dorfe inmitten des großen Wiesplans, den man den „Wasen“ hieß, und bildete ein stattliches Gehöfte, zu welchem einige hundert Morgen Feld und Wiesen gehörten. Zu der Zeit von welcher ich rede, war sie das Eigenthum eines Mannes Namens Wiedmayer, der im Dorfe wenig beliebt war, denn er galt für einen harten geizigen Mann und für stolz. So wenig ich auch mit den Zuständen von G. und den Verhältnissen der einzelnen Gemeindebürger bekannt war, so wußte ich doch, daß den Wasenmüller niemand leiden mochte, und daß viele Leute aus dem Dorfe lieber eine Wegstunde weiter in eine andere Mühle fuhren, als bei dem groben geldstolzen Manne ihr Getraide mahlen ließen; er stand in dem Rufe, sogar noch am Molter zu betrügen, und die armen Bauern, die ihm Geld schuldeten, wurden von ihm schwer gedrückt. Daher gabs denn in G. nun mehr Leute, welche sich über den Unfall, der dem Wasenmüller zugestoßen war, freuten und denselben als eine Strafe Gottes ansahen, als solche die den Mann beklagten. Einige Tage lang war im Flecken von nichts anderm die Rede, als von dem Unglücksfall und von dem Befinden des Verunglückten, und selbst mein Pfarrer sprach zuweilen davon und erwähnte einmal, daß er den Mann besucht habe, um ihn zu trösten, daß derselbe aber mit einer gewissen Rohheit allen geistlichen Trost abgewiesen und in seinem Bette geschimpft und geflucht habe, weil es in Haus und Wirthschaft nicht so ging wie es sollte. Ich kannte den Mann kaum vom Sehen und er interessirte mich deßhalb nicht oder nur insofern er in irgend welcher, wenn auch nicht freundlicher Beziehung zu dem alten Wundarzt stand. Ich kümmerte mich daher nicht um die Klatschereien der Leute, die sich mit dem Wasenmüller beschäftigten.

Eines Nachmittags aber, als wir drei Knaben in des Pfarrers Studierstube saßen und unsern Unterricht empfingen, pochte es an der Thüre, und ein altes Mütterchen mit schneeweißem Haar und verweinten Augen trat herein, und bat den Pfarrer um einen Besuch bei ihrem Manne. „Aber kommen Sie doch bald, Herr Pfarrer,“ sagte sie flehentlich; „ich fürchte, er treibt es nicht mehr lange, und es wäre schrecklich, wenn er so unbußfertig dahinführe! Tragen Sie ihm nicht nach, daß er neulich so barsch war, Hochwürden!“

„Steht es also in der That gefährlich mit ihm, meine liebe Frau Wiedmayer?“ fragte der Pfarrer.

Digitized by Google

Das alte Mütterchen weinte laut. „Der Brand hat angesetzt, weil der Müller aus Eigensinn nicht that, was ihm der Physikus befohlen hatte," versetzte das Mütterchen; „wir haben zwei Doktor kommen lassen, aber es ist zu spät, es ist keine Rettung mehr, und der Kranke fühlt es selbst. Er will nicht sterben, denn ihm graut vor dem Tode und doch kann er nicht leben. Sprechen Sie ihm doch zu, daß er wenigstens in sich gehe und bereue."

Der Pfarrer entließ uns und begleitete sogleich die Wasenmüllerin, denn diese war es gewesen. Die Frau hatte mir ganz eigenthümlich gefallen; sie war so schwächlich und vergrämt und doch lag in ihren hageren Zügen ein unverkennbarer Zug milder Ergebung; sie war das gerade Gegentheil von ihrem rohen groben Manne. Man sprach von ihr auch nur Gutes im Dorfe, und beklagte und bedauerte sie wie ein Opferlamm.

Allein auch diese Begegnung mit der Müllerin interessirte mich nur vorübergehend, und erst einige Tage später — es war um die Pfingstzeit — kehrte ich eines Nachmittags mit Gottlieb von einem Spaziergang in den Wald zurück, wo wir Himmelfahrtsblümchen oder Mausöhrchen *) gesucht hatten, aus denen man nach schwäbischer Sitte Kränzchen bindet, um sie im Zimmer aufzuhängen, damit sie das Haus vor Blitzschlag und Wetterschaden bewahren, und als Gottlieb und ich in die Baderstube traten, stand der alte Schlegel schon ganz angekleidet in Rock und Mütze da und schien uns mit einiger Ungeduld erwartet zu haben.

„Gut daß ihr endlich kommt," sagte er zu uns; „ich habe euch sehnlich erwartet, denn ich muß hinunter in die Wasenmühle; der Müller ist heute Mittag gestorben, und ich muß die Leichenschau besorgen. Bleib' zu Hause, Gottlieb; ich werde bald wieder da seyn, denn es ist mir ein schwerer Gang: ich muß an die Leiche des Mannes treten, der mir lebenslang todfeind war."

Er ging und wir schütteten unsere Blumen auf die Bank und begannen unsere Kränzchen davon zu winden und von dem Todesfall zu sprechen. „Ich möchte nur wissen, was der Meister mit dem Wasenmüller gehabt hat, Gottlieb," sagte ich, als der Alte fort war. „Der alte Schlegel ist ja solch ein stiller Mann, daß man denken sollte; er habe in seinem Leben nie ein Wässerchen getrübt."

„Ei nun," meinte Gottlieb; „stille Wasser sind tief, und auch der Beste hat einmal in seinem Leben eine böse Stunde oder einen bösen Tag gehabt. Und gram war ihm der Müller schon, denn wenige Jahre nachdem sich der Vater hier gesetzt hatte, zog der Wiedmayer den andern Barbier aus Waiblingen hieher und schenkte ihm noch das Geld, daß er hier sich einbürgern und niederlassen konnte. Und Jahre lang verhetzte er die hiesigen Ortsbürger und die Bauern aus der Nachbarschaft gegen den Meister und trieb dem Kächele alle Kunden zu, so daß es dem Vater schlecht genug erging; aber hinterher hat er sich doch durch seine Geschicklichkeit und Sanftmuth bei den Bauern in Respekt gesetzt und den ungeschickten liederlichen untern Barbier überholt."

Der alte Schlegel kam bald wieder zurück, zog den Rock aus und hängte ihn in den Kasten, nachdem er ihn abgeschüttelt, denn es regnete draußen. Und da er nun wieder in Wamms und Mützchen und Schürze dastand, nahm er den Kalender von der Ofenwand, schrieb einige Zeilen hinein, stopfte sich dann seine Pfeife, setzte sich an's offene Fenster, schaute in die trüben Wolken und blies gedankenvoll die kleinen Wölkchen in die feuchte Abendluft hinaus; seine Gedanken waren trauriger Art, man sah es an dem feuchten Glanz seiner dunklen Augen.

„Hat der Müller einen schweren Heimgang gehabt, Vater?" fragte Gottlieb endlich.

„Ja wohl, sein Lager muß recht schmerzlich gewesen seyn," versetzte der alte Chirurg; „solch ein Brand ist eine furchtbare Pein; der liebe Gott hat den harten Mann noch in seine Leidensschule nehmen wollen, aber der Unglückliche hat den Wink nicht verstanden und ist unbußfertig gestorben. Gott sey seiner armen Seele gnädig; er wird viel Erbarmen brauchen."

„Was habt denn aber Ihr mit ihm gehabt, Vater, daß er Euch immer so aussätzig war?" fragte Gottlieb. „Es sieht Euch ja doch nicht gleich, daß Ihr ihm Unrecht gethan hättet?"

Der Greis sah seinen Pflegesohn mit feuchten Augen eine Weile an und sagte dann: „Der Zorn ist ein schlechter Rathgeber, Gottlieb, und ich war

*) Gnaphalium dioicum.

Digitized by Google

nicht immer so gelassen wie jetzt. Jugend hat keine Tugend, und ich war auch einmal ein Mensch von wilden Leidenschaften. Doch das ist eine lange Geschichte, Gottlieb, und ich würde sie Dir nicht erzählen, wenn der Wiedmayer jetzt nicht todt wäre und ich ihm nicht meine Verzeihung mit ins Grab gegeben hätte. Der Mensch hat mir mein ganzes Lebensglück geraubt und einen Schatten auf mein Daseyn geworfen, von dem ich mich niemals wieder erholt habe. Ich will euch beiden Jungen die Geschichte erzählen, damit ihr den Zorn beherrschen lernet, denn das ist ein Eckstein, über welchen schon viele gestolpert sind. Meine Geschichte kann euch daher ein Warnungsbeispiel seyn, und es ist vielleicht gut, wenn ihr die rechte Wahrheit aus meinem eigenen Munde erfahret; der Mensch ist ja hinfällig, und nach meinem Tode könnten es euch die Leute vielleicht unrichtig erzählen, denn es ist schon lange her daß sich das Alles zugetragen hat, und es leben nicht mehr viele im Dorfe, die es erlebt haben. Darum höret!"

Wir rückten unsere Schemel und die Bank näher zu ihm hin und sahen ihn erwartungsvoll an, und er begann mit einem tiefen Seufzer und feuchten Wimpern:

„Dieß Häuschen hier war meiner Eltern Eigenthum; mein Vater hatte es gebaut, und ich bin hier geboren und aufgewachsen, und will mit Gottes Hülfe auch darin sterben. Mein Vater war ebenfalls Bader und Wundarzt allhier, und hat mich zu seinem Gewerbe bestimmt von Jugend auf. Zu Michaelis jährt es sich, daß ich geboren bin, und wie ich so ein Bursch von achtzehn Jahren war, sprach mich mein Vater von der Lehrzeit los und schickte mich eines Sonnabends nach Waiblingen zum Physikus, daß er mich prüfen sollte, denn dieß war damals so vorgeschrieben; es konnte keiner als Badergeselle Kondition finden, wann er nicht erst vom Physikus geprüft war. Das kostete vier Gulden und diese gab mir mein Vater in die Tasche und noch einen Sechsbätzner für die Zehrung. Ich hätte es in Schorndorf näher haben können, aber der Schorndorfer Physikus war ein guter Bekannter von uns, und mein Vater, ein strenger gerechter Mann, wollte keine Nachsicht für mich walten lassen, sondern ich sollte gründlich und unparteiisch geprüft werden. Da ging ich denn also die paar Stunden nach Waiblingen, meldete mich beim Herrn Physikus, und ward auf den Nachmittag zur Prüfung bestellt, die ich auch vor den Urkundspersonen, mit Gunst bestand. Da aber der Amtmann auf die Jagd gefahren war, welcher mein Prüfungszeugniß unterschreiben sollte, mußte ich beim Bäcker Schwandner in der Barbierherberge übernachten und noch bis zum Sonntag bleiben, obschon ich wußte, daß mein Vater mich daheim recht vermissen würde, denn am Sonntag hatten wir ja allzeit am meisten zu thun. Die Bauern verschieben Schröpfen und Aderlaß, Zahnausziehen und Wundenverbinden am liebsten auf den Sonntag wie das Rasiren. Die Freude über mein gutes Examen trieb mich auch nach Hause, denn ich war stolz darauf und wußte, daß es meinen Eltern Freude machen würde. Ich stand also ungeheuer viel Langeweile und Ungeduld aus, bis ich mit meinem Zeugniß zum Amtmann konnte, um es unterschreiben zu lassen, und hatte bald das kleine Städtchen auswendig und inwendig gesehen. So oft ich aber aufs Amthaus kam, hieß es, der Herr Amtmann sey noch nicht aufgestanden und könne mein Prüfungs-Zeugniß noch nicht siegeln; am Sonntag werde überhaupt nicht geamtet, und ich solle mich nur an einem andern Tag wieder einfinden. Meine Vorstellungen und Bitten bei dem brummigen Amtsdiener, daß ich gute fünf Stunden Wegs habe, ward nicht angehört, und ich wollte schon ohne mein Zeugniß nach Hause gehen, da fiel mir das Sprichwörtlein ein: ‚Schmieren und Salben hilft allenthalben'; und so versprach ich denn dem Amtsdiener einen Sechsbätzner, wenn ich nach eilf Uhr mein Zeugniß wieder bekommen könne, und ließ ihm das Papier. Das hali plötzlich; nun war der Mann wie ein umgewendeter Handschuh. Als ich freilich drunten vor dem Amthause in meine Westentasche griff fand ich, daß ich grad noch 29 Kreuzer bei mir hatte, und wenn ich davon 24 dem Amtsdiener gab, so wars mit dem Mittagessen aus, und solch ein Bursch von 18 Jahren hat seinen tüchtigen Appetit, und ich hatte noch fünf Stunden Wegs vor mir. Ich stecke mir also meinen Sechsbätzner besonders, kaufe mir beim Bäcker Schwandner ein Groschenbrod, das ich in meine Tasche stecke, und gehe auf den Markt, um mir für zwei Kreuzer Aepfel dazu zu kaufen. Am Sonntag nach der Kirche kamen nämlich dazumal wie noch heute die Mädchen von den Dörfern mit Obst herein, und setzten sich auf dem Markte oder auf

Digitized by Google

der Remsbrücke vor dem alten Thor mit ihren Körben zum Verkaufe hin. Da saßen denn so ein Dutzend Mädchen mit Aepfeln und Birnen, Zwetschen und Weintrauben in Einer Reih', und es waren in der That ein paar blitzhübsche darunter, aber die schönste war doch die jüngste, ein Mädel wie Milch und Blut, mit hellblondem goldenem Haar, blauen Augen und einem Gesichtchen wie ein Borsdorfer Apfel. Das junge Ding war kaum eingesegnet (konfirmirt), und sah so sittig und treuherzig in die Welt hinein wie ein Engel. Und wie ich die schmucke Dirne so anschaue, da wird mir mit Einem Male ganz wunderlich zu Muthe, und ohne mich an die kecken Blicke der anderen muthwilligen Mädel zu kehren, die mir schon von Weitem zuriefen: „Ei wia dô, kauf' au ein, Bua!" geb' ich stracks auf das Goldköpfchen zu, das sittig und scheu die Augen senkt, wie ich sie so ansehe. Nun ich die Kleine frage: „He Mädle, wie viel gibst Du Aepfel um einen Kreuzer? die Aepfel sind nicht schöner und röther als Deine Wangen, die müssen ja gut seyn!" da lächelt sie, wird aber feuerroth und sagt: „Nimm sechse, weil Du's bist!" Nun gab ich ihr meine zwei Kupferkreuzer, und sie wählt' mir die größten und reifsten aus und legt' sie mir zu dreien und dreien in meine Mütze. „Mädle," sag ich, „die Aepfel da eß ich nicht alle, so sehr ich auch Hunger habe. Die schönsten heb' ich mir auf, so lang sie halten, und wenn ich sie esse, da will ich an Dich denken, und sie werden mir noch einmal so gut munden." — „Und warum denn?" fragt' sie. — „Weil sie von solch einem schmucken frommen Kind sind, dem schönsten Mädel, das ich noch je gesehen habe, und das ich all mein Lebtag' nicht vergessen werde!" — Da ward sie noch röther als ihre Luikenäpfel, warf mir aber einen strengen Blick zu und sagte: „Ich dank' für den Spott, aber verdient hab' ich ihn nicht um Dich! Geh, laß mich und necke Dich mit Anderen!" — „Wo denkst Du hin, Schätzle," sag' ich; „wie soll mir einfallen, Dich zu verhöhnen? Guck', der Apfel da soll mein Tod seyn, wann mir's nicht Ernst ist, daß ich Dich gern hab' und es ehrlich meine!" — Drauf sieht sich mich freundlich an, wird abermals roth und sagt: „Ach was, wer wird einem jungen Ding wie ich so 'was sagen? Geh nur, sonst werd' ich das Gespötte der anderen!"

Ich ging nun, schaut' mich aber mehrmals um und sah, daß sie mir nachblickte, aber freundlich und nicht ungehalten. Unter dem Thor vom Amthaus setz' ich mich auf einen Weichstein, verzehre mein Brod und die Hälfte meiner Aepfel und geh' dann hinauf, wo ich endlich nach langem Warten mein Zeugniß ausgefertigt und gesiegelt bekomme. Nun war mein Geschäft in Waiblingen zu Ende und ich mußte mich wieder auf den Heimweg machen, aber zuvor wollt' ich das Mädchen mit den Aepfeln noch einmal sehen und fragen, aus welchem Dorf es wäre, denn bei jedem Biß in die rothen Aepfel hatt' ich an die rothen frischen Wangen und an die großen schönen blauen Augen und das goldene Haar denken müssen. Das frische Ding hatte mir's förmlich angethan. Wie ich aber auf den Markt kam, war die Kleine fort, und als ich nach ihr bei den andern Bauernmädchen frage, da lachen sie mich aus und haben mich zum Besten. Das verdroß mich sehr, und ich lief nun das Städtchen aus und ein und blickte in alle Bäckerläden und Metzigen (Fleischerbuden) hinein, allein nirgends war sie zu finden, und niemand wollte sie gesehen haben, und die Leute lachten mich aus wie einen dummen Jungen, bis ich endlich mit schwerem Herzen mich auf den Heimweg machte und auf dem ganzen Wege an nichts anderes denken konnte, als an das kleine blonde Apfelmädchen.

„Es ist ein eigen Ding um so eine Liebe," fuhr der alte Wundarzt fort und fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen; „wie die einen Menschen so ganz und gar verändert. Vordem hatt' ich nicht erwarten können, bis meine Lehrzeit zu Ende sey; ich hatte eine unbezwingliche Sehnsucht gehabt, in die Fremde zu gehen, nach Frankfurt und Straßburg, nach Wien und in all die großen Städte, wo man etwas rechtes lernen konnte. Aber seit mir das kleine Apfelmädchen im Kopf herum ging, wagte ich gar nicht mehr recht an die Wanderschaft zu denken, und wurde kleinlaut, wenn nur jemand davon anfing. Die sechs größten von ihren Aepfeln hatt' ich mir in meiner Kammer auf den Schrank gestellt, und so oft ich sie ansah, dacht' ich an das hübsche sittsame Ding, und dann ward mir ganz seltsam und beklommen zu Muthe, und es trieb mich immer, unter irgend einem Vorwand wieder nach Waiblingen zu gehen, um zu versuchen, ob ich sie nicht wieder zu sehen bekäme. Ich hätte gar zu gerne gewußt, wie sie hieß und aus welchem Dorfe sie war.

Digitized by Google

„Es half aber alles nichts, fort mußte ich, denn ich hatte einmal meine Absicht ausgesprochen in die Fremde zu gehen, und meine Mutter nähte schon an den drei neuen hänfenen Hemden, die ich mitkriegen sollte. Gegen Martini hin waren sie fertig, und ich ging eines Samstags nach Schorndorf aufs Amt ließ mir mein Wanderbuch geben, packte in der Nacht mein Felleisen, nahm am Sonntag Morgen vor Tage Abschied von meinen Eltern, die mir noch ihren Segen mitgaben, und wanderte dann zum Dorf hinaus, auf Stuttgart zu. Meine besten Kameraden gaben mir das Geleite, und der Schreiner-Marten drüben, der dazumal noch nicht ausgelernt hatte, trug mir das Felleisen. In Großheppach im ‚Lamm' kehrten wir noch ein, thaten den Abschiedstrunk und ich bat die Bursche nun umzukehren, damit sie mir das Herz nicht schwer machten. Eigentlich aber wollt' ich sie nicht bei mir haben, weun ich nach Waiblingen kam, damit sie nicht bemerken sollten, daß ich mich nach dem Apfelmädchen von damals umsah. In Waiblingen legte ich mein Felleisen beim Bäcker Schwandner nieder, ging von einem Barbier zum andern und erkundigte mich, ob ich nicht Kondition haben könnte, denn ich wäre am liebsten hier geblieben. Aber es war nichts, und ich mußte weiter ziehen, denn auch nach der Kirche war die Kleine weder auf dem Markt noch auf der Remsbrücke vorm Thore zu sehen. Auch auf den umliegenden Dörfern, und in Canstatt sah ich mich vergeblich um eine Stelle um, fand aber in Stuttgart gleich am andern Tage eine solche bei dem alten Wundarzt Stoll, bei welchem ich anderthalb Jahre blieb. Das war meine schönste Zeit, denn ich hatte es gut und konnte an jedem freien Sonntag, der freilich nur alle vier Wochen an mich kam, nach Waiblingen gehen, um nach der Kleinen zu sehen, welche aber nicht wieder zum Vorschein kam. Die häufigen Ausflüge nach Waiblingen fielen meinem Prinzipal allerdings auf, und er machte mir einen Vorhalt darüber, als ob ich dort eine „Bekanntschaft" hätte; weil wir aber sonst mit einander zufrieden waren, so drückte er ein Auge zu, und als ich endlich von ihm wegging, geschah es nur, weil ich weiter ins Reich hinaus wandern wollte. Ich schlug den Weg über Heilbronn und Heidelberg ein und wollte nach dem Rhein; da fand ich in Mannheim wieder eine Stelle bei einer braven Wittwe, welche zwei Töchter hatte, und wo ich vielleicht lebenslang geblieben wäre, denn die eine davon, Julie mit Namen, gefiel mir gar nicht übel, obschon sie noch zu jung und ein Bißchen stolz war. Aber schon nach sieben Monaten krieg' ich einen Brief vom Schultheißen in unserm Dorf, dem alten Wiedmayer, worin er mir schrieb, meinen Vater habe der Schlag gerührt und er liege auf den Tod, ich solle also schleunigst heimkehren um der Mutter das Geschäft zu führen. Da fielen denn alle meine stillen Pläne von wegen Julchens ins Wasser, und ich schnürte mein Bündel und wanderte schier Tag und Nacht in einer hellen Seelenangst um die Meinigen, bis ich am dritten Abend nach Hause kam. Ich traf den Vater nun freilich noch am Leben an, aber er war an der linken Seite gelähmt, und blieb es sein Lebenlang. Und wie nie ein Unglück allein kommt, so hatte es der Himmel gefügt, daß in selbigem Jahre uns noch eine andere Heimsuchung treffen sollte. In der Nacht vor unserer Vorkirchweihe hatte eine Nachbarsfrau nebenan den Backofen zu stark geheizt, so daß er zersprang und das Feuer sich dem Strohdach mittheilte, und da unsere Häuser Giebel an Giebel zusammenstießen, so brannte auch unser Häuschen schon lichterloh, als ich in meiner Bodenkammer endlich am Rauch aufwachte. Ich fuhr nur in die nothwendigsten Kleider und machte Lärm und sprang herunter, aber der heftige Wind hatte die Brunst schon so stark angeschürt, daß ich kaum mehr durch die Wohnstube in der Eltern Schlafkammer dringen konnte, um diese zu retten. Ich trug den gelähmten Vater auf dem Rücken aus den Flammen, und rettete dann nur noch das Nothwendigste von Bettzeug und Kleidern, und alles Andre, was meine Eltern in der langen Zeit ihres Ehelebens erspart und verdient hatten, fraßen die Flammen. Fünf Häuser und Scheunen wurden in jener Nacht ein Raub des Feuers, und es war eine so traurige Kirchweih, wie sie nur irgend je im Dorfe gefeiert worden war.

„Und nun begann für uns eine harte schwere Zeit. Das Häuschen mußte mit Schulden wieder aufgebaut werden, so wie es jetzt steht, und das Geld dazu gab der alte Landvogt Haid in Stuttgart her. Aber wir waren gutes Muthes, denn es war uns ja keines von unseren Lieben in den Flammen untergegangen, wie es so leicht hätte geschehen können, und auf die Fürbitte von unserm Pfarrer hatte der durch-

Digitized by Google

lauchtige Herzog in Hohenheim mich vom Soldatendienste befreit, und so weit war ja alles gut, und da wirs geduldig trugen und dem lieben Gott auch für das Leid dankten, das er uns auferlegt hatte, so half er auch weiter. An das Apfelmädchen und das Julchen in Mannheim dachte ich nun nicht mehr, denn ich hatte ernstere Pflichten auf mir, und auch von den jungen Burschen und Mädchen im Dorfe zog ich mich zurück, und blieb frei für mich, soviel sie mich auch darob neckten und es für Hochmuth auslegten. Es war überhaupt im ganzen Dorfe nur Eine die mir gefallen hätte, Schulmeisters Annchen, die mir auch ein Bißchen gut war; allein ihr Vater war reich und ich wußte wohl, daß er sie für zu gut hielt für einen armen Bader, und dazumal ging ihr der Wiedmayer nach, der heute gestorben ist, der Bäcker-Helm, wie er damals hieß; aber das Annchen mochte ihn nicht leiden, denn der Mensch war so grob und hochmüthig, wie es nur ein bauernstolzer Bursch seyn kann, und galt für einen boshaften tückischen Menschen, vor dem sein böser falscher Blick schon jedermann warnte. Er hatte auch unter den jungen Burschen keinen einzigen Freund, und die meisten fürchteten ihn eher und ließen ihn nur mitlaufen, weil er ein Geschwisterkind von dem alten Schulzen war. Der Bäcker-Helm nun neckte mich am unerbittlichsten mit meiner Stubenhockerei und verlästerte mich bei den jungen Burschen, als ob ich mich als Badergeselle zu gut für sie dünkte, während ich nur aus Sparsamkeit und Schüchternheit vom Wirthshaus wegblieb."

Der Alte stopfte sich seine Pfeife von neuem, fuhr sich mit der Hand über die Augen und hub dann von Neuem an: „Es war ungefähr ein Jahr nach dem Brande, und wir wohnten schon hier im neuen Häuschen, und ich war eben in mein dreiundzwanzigstes Jahr getreten, da starb unversehens der alte Jägerlenhard, dem das Haus gehörte, woran jetzt die Krone als „Wirthsschild" hängt. Der alte Lenhard war nicht aus diesem Dorfe gebürtig; war Jäger gewesen und ein rechter Bauernschinder; dann hatte man ihn weggejagt, weil er es mit dem Stehlen und Betrügen zu bunt getrieben hatte, aber ungestraft ließen sie ihn doch laufen, denn damals stahl alles bei der Herrschaft (Regierung), vom Präsidenten an bis hinunter zum Kanzleiboten, aparte aber die Grünröcke. Na, kurz und gut, der Lenhard war nur ins Dorf gekommen, weil ihm das Haus da drüben zugefallen war, da er Geld darauf geliehen hatte. Aber niemand mochte den alten Geizhals leiden, der den Langholz-Bauern mit Kniffen und Ränken aus seinem Haus vertrieben und ins Elend gejagt hatte. Da saß er denn mit seiner alten Hauserin allein in dem Hause, wie der Bär in seinem Bau, und brütete über seinen Kronenthalern, die ihm das allerliebste auf Erden waren; aber endlich mußte er sie doch verlassen, denn der Sensenmann holte ihn über Nacht, und eines Morgens rief mich die alte Ursel hinüber und ich fand ihn todt im Bette — der Schlag hatte ihn gerührt. Darüber ward aber kein Auge trübe, selbst die Hauserin weinte nicht einmal, sondern schleppte noch beiseite, was sie konnte, ehe die Waisenrichter kamen und seine Kästen und Truhen versiegelten.

„Ich mußte an jenem Tage auf die Dörfer gehen und unsere Kunden besuchen, denn die Pocken hausten in der Gegend, und als ich später am Abend heimkam, da sah ich drüben in dem Sterbehause viele Fenster hell erleuchtet und hörte, der Bruder von dem Jägerlenhard sey mit Kind und Kegel angekommen, um zu erben. Der Mann war aus Hohenacker, ein armer Schlucker mit vielen Kindern, dem die fette Erbschaft wohl zu gönnen war. Des Morgens in aller Frühe, wie ich in der Baderstube die Läden aufmache, seh' ich drüben in Leonhard's Haus die Thüre aufgehen, und heraus tritt mein Apfelmädchen aus Waiblingen, ein Körbchen an der Hand, in schneeweißer Schürze und blosem Kopfe, mit Backen wie Milch und Blut, und sieht sich scheu und verlegen um. Mir steigt auch das Blut in's Gesicht und das Herz pocht mir ganz laut unter dem Brustluch. Unsere Augen begegnen sich, und sie wird wieder roth wie damals, lächelt mich aber an, und kommt halb über die Gasse herüber, als wollt' sie mich 'was fragen.

„Guten Morgen, Schätzle," sag' ich zu ihr; „Du bist gewiß ein Geschwisterkind von dem Jägerlenhard, nicht wahr?"

„Jò wäger (ja wahrlich,)" sagt' sie und wird blutroth.

„Ei das freut mich daß wir uns so wieder sehen, Mädle; wie heißst Du denn?" fahr' ich fort.

„Gretchen schreib' ich mich," spricht sie halb verlegen; „und Er?"

„Johannes Schlegel," sag' ich, und setze leise

Digitized by Google

hinzu: „ach, wie oft hab' ich an Dich gedacht und bin Deinetwegen nach Waiblingen gegangen, ohne Dich aber wieder zu sehen. Gretchen, Du hast mirs angethan!"

„Ach, was Er da für Zeugs schwätzt, Schlegel!" sagte sie lächelnd, sah zu Boden und strich ihre Schürze glatt; „sag' er mir lieber, wo der Krämerladen ist!"

„Komm', ich führ' Dich hin — muß mir ohnedem ein Päckchen Tabak holen!"

Zögernd nahm sie's an, daß ich sie begleite, und als ich ihr unterwegs sagte, ich habe mich recht gegrämt, daß ich sie nicht wieder gesehen habe, meinte sie schelmisch, ich hätte ja nur nach Hohenacker zu kommen gebraucht, das nur eine Stunde hinter Waiblingen liege, dort wäre sie zu finden gewesen. Aber es sey auch gut, daß ich nicht gekommen, denn sonst wäre sie wohl nur ins Gerede gekommen mit einem fremden Burschen.

„Nicht wahr," sagte ich, „Du hast schon in Hohenacker Deinen Schatz?" fragte ich.

„Noi wäger (nein, wahrlich)," gab sie mir treuherzig zur Antwort; „daran hab' ich noch nicht gedacht. Es gefällt mir nicht jeder und es sind nicht alle Bursche so sauber (schmuck) und manierlich wie Er!"

„So hast Du also doch zuweilen an mich gedacht, Gretchen?" fragte ich hoch erfreut.

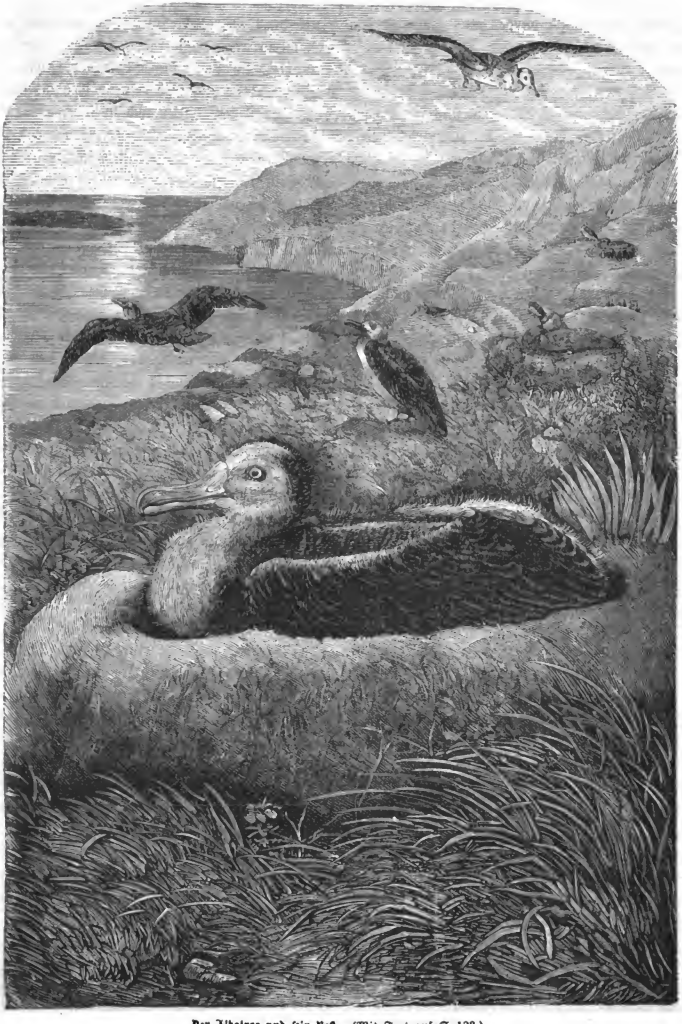
„So etwas gesteht man nicht," erwiderte sie mit schelmischem Lächeln und sprang mir davon. Aber gestanden hatte sie mir doch, daß sie mich ebenso schnell erkannt wie ich sie.

„Den andern Tag ward der alte Jägerlenhard begraben, und wir ledigen Bürgerssöhne aus der Nachbarschaft trugen die Bahre hinauf auf den Friedhof, und als Gretchen die Todtensträuße austheilte, gab sie mir den schönsten mit den längsten Bändern. Das war dem Bäcker-Helm, der auch einer von den Trägern gewesen, wie Gift und Galle, denn das schöne frische Mädel hatte ihm gewaltig in die Nase gestochen; er sah mich von dieser Stunde mit scheelen Augen an. Hernach beim Leichenschmaus gings hoch her, denn damals wars noch Brauch, daß bei einem Begräbniß, zumal wo es 'was zu erben gab, den Nachbarn und der Blutsfreundschaft tüchtig aufgetischt wurde, und der alte Lenhard hatte manchen Eimer guten Dreiundachtziger hinterlassen, mit dem der Erbe gar nicht geizte. Und da nun den hartgesottenen Geizhalz und Filz ohnedem kein Auge roth ward, so machte der Wein bald die Jungen los und ledig, und man discurrirte von allerhand Dingen. Der alte Schultheiß rieth dem Bruder des Lenhard, er sollte sich hier im Dorfe setzen, weil er denn doch das schöne Haus und Aecker, Wiesen und Weinberge und ein schön Stück Geld geerbt habe, und meinte: auf dem einen Grundstück drunten auf dem Wasen sey noch eine Wassergerechtigkeit, denn da sey einmal eine Mühle gestanden, die vor hundert Jahren die Franzosen unter dem Mordbrenner Melac niedergebrannt hätten. Die solle der Thomas Erkener mit des Lenhards Geld wieder aufbauen, denn eine Mühle fehle im Flecken, und würde reichlich Nahrung finden, und da der Bach und die Wiesen ihm gehörten, sey das Wasserwerk leicht zu bauen und könne die Herrschaft die Erlaubniß nicht versagen. Das leuchtete denn dem Erben sehr ein, denn er war von Profession ein Bäcker und Müller, und er meinte: dazu könne Rath werden, wenn ihm der Schultheiß nur ein Bißchen an die Hand ginge. Der alte Widmayer schaute sein Geschwisterkind den Bäcker-Helm an und nickte dem mit den Augen zu, daß er sich an das Mädel machen sollte, so daß es mich kalt und heiß überlief, und ich von dem Schmaus wegging. Wie ich aber die Treppe herunter kam, sah ich Gretchen im Kuhstall beim Melken, und plauderte mit ihr noch eins.

„He, Johannes, warum gehst Du denn schon?" fragte sie mich; „hast ja beinahe nichts gegessen?"

„Es schmeckt mir nicht droben, Gretchen," sagte ich; „mir ist als schnürte man mir den Hals zu, denn da droben soll eine Seele verkauft werden!" — „Wie so denn? wessen?" fragte sie. — „Die Deinige, Gretchen! Der Schultheiß spricht Deinem Vater zu, er solle hieher ziehen und eine Mühle bauen, und dabei gedenkt er Dir sein Geschwisterkind, den Wilhelm, zu kuppeln, daß sich der hieher setze ins Haus, welches Bäckergerechtigkeit hat; da wär' der Helm versorgt!" — „Oho," sagte sie; „man verkauft noch kein Kalb, die Kuh hätt' denn schon gebracht. Da muß ich auch ein Wort dazu sagen, und den Burschen mit den falschen Augen nehm' ich nicht — was eure Mädchen im Dorf nicht wollen, dafür bin ich nicht der Gutgenug." — „Wirklich, Gretchen?" rief ich; „Du nähmst ihn nicht, und wenns auch Deine Eltern wollten, da er ein reicher Bursch ist?" — „Ach was!" sagte sie;

Digitized by Google



Der Albatros und sein Nest. (Mit Text auf S. 123.)

Digitized by Google

Vornehme Abessynierinnen mit ihren Sklavinnen. (Mit Text auf S. 124).

Digitized by Google

„was thu' ich mit dem Geld, wenn mir der Mensch vorkommt wie ein böser Engel? Dem Helm trau' ich mein Leben nicht, und wir passen nicht zusammen. Der Mensch sieht ja aus, als wär' ihm alles zuzutrauen. Ueberhaupt, wie sollt' ich an solche Dinge denken?" setzte sie hinzu und blickte mich mit schalkhaftem Lächeln an; „ich bin ja knapp achtzehn Jahre, und hab' mir noch nichts erspart!"

„Nun denn, Gretchen, gesetzten Falls ich gefiele Dir nur halb so gut wie Du mir und wollte Dich haben, müßt' mir aber auch erst etwas ersparen, ehe ich ans Heirathen denken kann, wolltest Du mir ein Pfand geben, daß Du auf mich warten willst, bis ich wieder komme?"

„Oho, Du bist recht pressirt, Johannes!" rief sie lachend und sah mich schelmisch an, aber die helle Glut schlug ihr dabei aus den Wangen. „Und darauf soll ich Dir antworten, da wir uns kaum kennen? Nein, das paßt sich nicht, denn wenn Du mir auch nicht mißfällst, so .... Na, weißt Du was?" setzte sie scherzend hinzu, „wenn Du ein Pfand willst, so nimm das da zum Pfand — wenns Dich gereut, kannst Du's dann gleich essen!" Damit drückte sie mir einen schönen rothbackigen Apfel in die Hand, nahm ihren Milchkübel und sprang davon.

„Hatte Gretchen dabei auch gescherzt, so wußt' ich doch, daß sie mir schon ein klein Bißchen gut war — wenigstens besser als dem Wilhelm, und am nächsten Tag gab es noch Gelegenheit genug, daß wir uns dieß mit den Augen sagen konnten, bis Gretchen mit ihrer Mutter wieder nach Hohenacker zurückkehrte. Den Abend vorher hatt' ich sie noch am Brunnen gesprochen und sie mir anvertraut, daß sie Morgens vier Uhr weggehen würden, und ich wußte es so einzurichten, daß ich ihnen noch ein gut Stück Wegs das Geleite gab, bevor ich meine Runde in den Dörfern machte. Und weil denn das Sprüchwort sagt: man soll um des Gartens willen auch den Zaun begießen, da suchte ich mir die Gunst der Mutter zu erwerben, was mir auch gelang, denn ich erzählte ihr von den schönen Gütern und guten Weinbergen, welche zu dem Erbe des alten Jägerlenhard gehörten, und den reichen zweimähdigen Wiesen und wie man das alles noch ausnützen könnte, und versäumte dabei auch nicht gelegenheitlich von mir selber ein Wörtchen mit einfließen zu lassen und meinen guten Kenntnissen und der soliden Kundschaft, die ich einmal von meinem Vater erben würde, von meiner Absicht noch nach Wien zu gehen und mir ein schön Stück Geld zu ersparen, daß ich mir darvon auch einige Morgen Weinberge und Güter kaufen könnte, von meinem braven alten Vater und meiner fleißigen Mutter, und was man so bei derlei Gelegenheiten spricht. Kurzum wir trennten uns ganz befreundet und befriedigt von einander, und Gretchen lächelte mich mit feuchten Augen an, als wir uns vor Großheppach trennten, und sah noch oft sich im Morgengrauen nach mir um, so lange wir einander noch sehen konnten.

„Gegen Weinachten hin zog der Thomas Erkener in seines Bruders Haus her," fuhr der alte Schlegel nach einer kurzen Pause fort; „er hatte sein Haus und Güter und Vieh und Geräth in Hohenacker verkauft, und kam auf einem kleinen Wagen angefahren, welcher nur die Kinder und die Betten enthielt. Mir wars als ginge mir die Sonne auf, als ich Gretchen vom Wagen herunterspringen sah, und ich legte sogleich Hand mit an beim Abladen, ehe noch der Bäcker-Helm gekommen war, der natürlich auch nicht dabei fehlen wollte. Der Thomas ließ uns gewähren, denn er dachte: ein Keil treibt den andern, und er mochte schon weghaben, daß wir Beide dem Gretchen gut waren. Der Erkener war überhaupt ein rechter Bauer: er dachte nur an sich und an seinen Vortheil, und das reiche Erbe hatte auch ihn geizig und stolz gemacht. Wer an die gute Natur und das treue Herz eines alten Bauers glaubt, der ist überhaupt auf dem Holzwege; es gibt nichts Hartgesotteneres, Roheres, Pfiffigeres und Thierischeres als den Bauern, und je älter er wird, desto geriebener und selbstsüchtiger ist er. Wer sein Lebenlang unter diesem Volk zugebracht hat, wie ich, der täuscht sich darüber nicht mehr, wie die Stadtherren, welche hinter der groben, dummdreisten, linkischen Weise lauter Ehrlichkeit und Dummheit sehen; ein alter Bauer ist ein durchtriebener geriebener Fuchs, ein unersättliches Raubthier — glaubt mir das, ihr Jungen. So hatte ich denn bald auch weg, daß der alte Thomas Erkener mir nicht halb so gewogen war wie dem Bäcker-Wilhelm, weil dieser reicher war, und daß er mit mir nur schön that, um den Andern vorwärts zu treiben. Dagegen hatt' ich bei dem Gretchen und ihrer Mutter einen Stein im Brett, und wir sahen und sprachen uns als Nachbarn alle Tage und ver-

Digitized by Google

brachten manchen Abend mit einander in der ‚Lichtkarz' (Spinnstube). Und weil wir oft da und dort beisammen standen, so hieß es denn bald im Dorfe, des Erkeners Gretchen gehe mit des Barbiers Johannes, und daraus werde bald ein Paar, denn sie habe mich lieber als den Bäckerssohn, der mir darob spinnenfeind ward, und sich hinter meinem Rücken über mich äußerte: der Lump, der Barbiersbube, der arme Schnurrer soll doch in seinem Leben das schmucke reiche Gretchen nicht bekommen, denn er sey der reichste Bursch im Dorfe, und ihm müsse sie verbleiben.

„Zu einer ‚Bekanntschaft' oder Liebschaft zwischen ihm und Gretchen kam es aber ebenso wenig, wie zwischen Gretchen und mir, denn die Eltern hüteten das Mädchen wie ihren Augapfel, und da man mir all die geringschätzigen Reden des Bäckersohns geflissentlich hinterbrachte, da war das nur Oel in die Flammen meines Grolls und meiner Eifersucht. Und seht, Jungen, ich war in meiner Jugend ein auffahrender, leidenschaftlicher Mensch, der gar viel auf sich selber hielt und sich besser dünkte, als so ein bloser Bauer oder ein Bäckergesell, und der sich einbildete, die Mädchen müßten das auch einsehen. Da fraß sich nun der heimliche Ingrimm über den Bäcker-Helm immer tiefer in mein Herz ein, weil ich glaubte, um seinetwillen halten mich Gretchens Eltern von dem Mädchen zurück. Es sollte aber bald eine Gelegenheit kommen, wo wir uns ganz unerwartet trafen.

(Schluß folgt.)

Der Albatros und sein Nest.

(Mit Holzschnitt auf S. 120.)

Dießmal müssen unsere lieben Leser eine weite Reise mit uns im Geiste machen, wenn sie uns in die Heimath des merkwürdigen Vogels begleiten wollen, welchen unser umstehender Holzschnitt darstellt. Der große oder wandernde Albatros, die größte Art unter der Familie der Sturmvögel, lebt nämlich nur in der südlichen Erdhälfte auf den einsamsten Küsten und Inseln, und ist ein Vogel von der Größe unsers Schwans, im erwachsenen Zustand weiß mit schwarzen Flügeln und grauem oder braunem Rücken, gelblichem Schnabel und fleischfarbenen Füßen. Die ausgebreiteten Schwingen des Vogels sind größer als diejenigen des Condors, des größten Raubvogels, und klaftern 12—14 Fuß. Allein so umfangreich dieser Vogel auch ist, so wenig Nutzen bietet er doch für den menschlichen Haushalt, denn nicht nur schmeckt sein Fleisch ganz abscheulich, sondern er kommt auch nur da vor, wo menschliche Ansiedlungen äußerst selten sind und man daher weder seiner Federn noch seines Fettes bedarf. Dagegen begrüßen die Seefahrenden sein Erscheinen, weil es die Eintönigkeit und Oede jener Meere in der Nähe des Südpols unterbricht und weil sie ihn zur Kurzweil fangen, um ihn eine Zeit lang auf dem Verdeck umherlaufen zu lassen, denn er kann das Schiff nicht freiwillig verlassen, weil es ihm daselbst an Raum gebricht, eine Strecke weit mit gänzlich ausgebreiteten Flügeln zu laufen, um so viel Wind zu fangen, daß er sich aufschwingen kann. Er ist sehr leicht zu fangen mittelst eines beköderten Angelhakens, welchen man an einer starken Schnur befestigt hat; er beißt mit solcher Gier in diesen Köder, daß er den Haken dennoch verschlingt, wenn er ihm auch beim ersten Versuch aus dem Rachen gerissen worden ist und er sich daran verletzt hat. Er scheint sich nicht von Fischen zu nähren, sondern von anderen Vögeln und von Meeresthieren, wie Medusen, Quallen, Seesternen u. s. w. Gewöhnlich sieht man ihn nur fliegend oder auf dem Meere schwimmend. Sein Flug ist ein förmliches graziöses Schweben, und bei Windstille bemerkt man nur etwa alle fünf Minuten einen Flügelschlag; bei starkem Wind fliegt er sogar noch leichter und man nimmt dann kaum alle sieben Minuten einen Flügelschlag bei ihm wahr. Bei heftigem Sturm dagegen wird er wider seinen Willen vom Winde fortgetrieben, während er bei mäßigem Winde gegen diesen etwas über die Wellen hinläuft, um sich aufzuschwingen. Er fliegt gerne den Schiffen nach, und beim Winde sowohl Tag wie Nacht. Sein Körperbau macht ihn vorzugsweise nur zum Meeres- und Lustthiere, denn so behend er fliegt, so unsicher ist er auf seinen Füßen am Lande; er hat einen unsichern watschelnden Gang wie eine Gans und ist leicht einzuholen; bei Zorn oder Furcht klappert er mit dem Schnabel wie ein Storch.

Die einzige Zeit, wo man ihn in Menge am Lande finden kann, ist die Brutzeit, welche in den Frühling jener südlichen Erdhälfte, unsern Monat Oktober, fällt. Er erscheint in Menge an den öden,

Digitized by Google

einsamen Küsten der Aucklands-, Marion- und Campbell-Inseln, auf Tristan d'Acunha u. a. m. und hat dann die ganze Küste für sich, denn kein andrer Vogel wagt in seiner Nähe zu nisten oder zu brüten, und er hält sich dann so sehr für den Herrn der Oertlichkeit, daß ihn selbst die Annäherung des Menschen nicht verscheucht. Er wählt zu Brüteplätzen den Gipfel hoher Klippen in der Nähe des Meeres und scharrt daselbst aus Erde, Schlamm und Pflanzentheilen einen kegelförmigen, in der Mitte ausgehöhlten Haufen zusammen, in dessen Höhlung er auf den nackten Boden sein einziges großes, schmutzig-weißes, wohlschmeckendes Ei niederlegt. Trotz der schneidenden Kälte, welche zu dieser Zeit auf solch hohen exponirten Lagen noch herrscht, zieht er doch sein Junges in dem weißen und bräunlichen Flaumgefieder in denselben in einer Temperatur auf, welche nur wenige menschliche Wesen für die Dauer ertragen könnten. Das Nest hat das Ansehen eines rundlichen Walles, wie in unsrem Holzschnitte zu sehen. Nähert man sich einem der brütenden Vögel sehr dicht, so klappt er den Schnabel zusammen wie eine zornige Eule und spritzt allfällig auch eine thranige stinkende Flüssigkeit gegen ihn, ist aber außerdem ganz harm- und wehrlos, und vertheidigt sich weder mit dem Schnabel noch mit den starken Schwingen. Die Seeleute nennen ihn seines harmlosen Wesens wegen daher auch das Kapschaf oder den Kaphammel und suchen ihn zu fangen, so oft er sich beim Sturme in dem Kielwasser eines Schiffes niederläßt.

Vornehme Abessynierinnen mit ihren Sklavinnen.

(Mit Holzschnitt auf S. 121.)

Abessynien oder Habesch, jenes fruchtbare und von der Natur so reich begabte Gebirgsland von Ostafrika, hat seit mehreren Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Europäer im hohen Grade auf sich gezogen, denn es ist unstreitig eines der schönsten und großartigsten Länder der Welt. Ein Alpenland in der Nähe des Aequators mitten in der tropischen Zone, bietet es gleich Mexiko dreierlei Klimate, nämlich in den sandigen Niederungen und tiefen Thälern die ungesunde drückende Hitze der heißesten Zone, auf den Hochebenen eine wahre Schweizerluft und das Klima der gemäßigten Zone, etwa wie auf dem Südabhange der Alpen; in den Thälern des Hochlandes je nach ihrer Lage die üppige Fruchtbarkeit und das Klima der subtropischen Zone und die herrlichsten Wälder und saftigsten Wiesen bis zu einer Meereshöhe von 8000 Fuß. Aber nicht minder interessant als Abessyniens Pflanzenwelt und Thierwelt (in den Tiefländern mächtige Elephanten, Giraffen, Nashorne, Flußpferde, Löwen, Gazellen, Affen, Schakale und Hyänen, in den Flüssen und Seeen Krokodile) ist die menschliche Bevölkerung von Abessynien, ein Gemisch von Menschen kaukasischer und äthiopischer Race, (denn Habesch bedeutet im Arabischen Mischvolk) in allen Farbenspielen vom Gelblich-Braun des Südeuropäers bis zum glänzendsten Dunkelbraun des Gallas und dem Schwarz des Nubiers, und ein Gemisch von Religionen: Muhamedanern, Christen, Juden (Falaschas) und Götzendienern. Die drei vornehmen Frauen welche wir hier nach einem neuern englischen Reisewerk abbilden, gehören dem äthiopischen schwärzlichen Stamme unter den Bewohnern von Habesch an, während ihre beiden Sklavinnen zu dem hübscheren und bildsameren braunen muhamedanischen Stamme der Gallas gehören. Die Tracht dieser wohlhabenderen Frauen, besteht aus einem hemdartigen Gewande von Baumwollzeuch, welches bei zweien derselben an Brust und Aermeln zum Theil reich gestickt oder nicht ohne einige Kunstfertigkeit mit bunten Schnüren besetzt ist, sowie aus der Schamma oder dem Umschlagetuch, ebenfalls aus Baumwollenzeuch, welches die eigentliche volksthümliche Tracht bildet. Diese Stoffe werden im Lande gewoben und gefärbt. Glasperlen, Metallplättchen, Stücke von Knochen, namentlich Röhrenknochen von Gazellenläufen, bilden den Schmuck dieser Schönen, welche für unser Auge wenig Anmuthendes haben, aber daheim viele Verehrer zu finden scheinen, denn von den sittlichen Zuständen unter jenen Völkerschaften wissen die älteren und neueren Reisenden, namentlich Rüppell, Baikie u. A. m. nur sehr wenig rühmliches zu vermelden.

Digitized by Google

Ein Abenteuer unter Indianern.

Von R. Nellenburg.

Zu Anfang der fünfziger Jahre schloß ich mich einem Trupp Auswanderer an, welche der Golddurst nach den neuentdeckten Goldgräbereien in Ober-Californien trieb, und wir entschieden uns für die Reise über Land auf der sogenannten „großen kalifornischen Fährte," welche damals noch mit ziemlich vielen Entbehrungen und Gefahren verbunden war. Unsre Gesellschaft bestand aus etwa dreißig Köpfen mit einem langen Zug von Gepäckwagen und schwerbeladenen Pferden und Maulthieren, welche sich mühsam den rauhen ermüdenden Weg durch die Wildniß entlang schleppten, oft unter ihrer Bürde zusammenbrachen und daher abgeladen werden mußten, damit sie wieder aufzustehen im Stande waren. So kamen wir nur langsam vom Flecke, so sehr wir auch alle das Ziel unserer mühseligen Reise zu erreichen uns sehnten. Eines Nachmittags waren unsere Saumthiere so ermüdet, daß es unmöglich schien, sie vom Platze zu bringen und so wurden wir denn unser drei ausgesandt, einen guten Lagerplatz aufzusuchen, wo wir für die Nacht bivouakiren konnten.

Wir drei Männer waren gut beritten und kamen bald dem Zuge bedeutend voran; aber der Landstrich, den wir passirten, war so unwirthlich, daß wir gar keinen zum Lager geeigneten Platz ausfindig zu machen vermochten. Dennoch ritten wir immer weiter, bis unsere Pferde selber Spuren von Ermüdung zu zeigen begannen. Stunde um Stunde verging, ohne daß wir einen trockenen Fleck finden konnten; trotzdem ritten wir weiter, und hatten erst mit Einbruch des Abends die Genugthuung, eine Oertlichkeit zu entdecken, welche in jeder Hinsicht zu einem Lagerplatz für die Nacht geeignet war.

Hier hielten wir, sattelten unsere Pferde ab und pflöckten sie aus, damit sie waiden konnten; hierauf sammelten wir einen Haufen Brennholz und schickten uns an, den Grund und Boden für die Ankunft unserer Gefährten herzurichten. Dieß kostete uns etwa eine Stunde und es war mittlerweile beinahe finster geworden, was unsre Besorgniß für die Sicherheit unserer Kameraden wesentlich vermehrte, denn wir hatten diese, von Müdigkeit beinahe erschöpft, einige Wegstunden hinter uns zurückgelassen, belastet mit einem langen Zuge von Wagen und Saumthieren, mit Zugpferden und Mauleseln, welche nur mit der größten Anstrengung noch von der Stelle gebracht werden. Ueberdem lag zwischen ihnen und uns ein sehr schmutziger und sumpfiger Weg, so daß die Aussichten, sie an diesem Abend noch bei uns zu sehen, in der That sehr gering waren. Wir hofften zwar noch, daß sie kommen würden und feuerten alle fünf Minuten Gewehre ab, um ihnen unsere Gegenwart bemerklich zu machen; aber die Schüsse wurden nicht beantwortet. Alle zwei oder drei Minuten legten wir uns an den Boden nieder und horchten, aber es kam kein Laut, der uns die Annäherung unserer Gefährten verrathen hätte.

So verbrachten wir einige Stunden, bis die Finsterniß so dicht geworden war, daß wir keine zehn Schritte weit vor uns sehen konnten. Nun war es unverkennbar, daß sie diesen Abend nicht mehr ankommen konnten, und wir begannen nachgerade an unsre eigene Sicherheit zu denken. Wir hatten zwar noch keine Spur von Indianern bemerkt, mußten aber doch welche in unserer Nachbarschaft vermuthen, und fühlten uns in unserer geringen Zahl außer Standes einem Angriff zu widerstehen. Man hatte uns auch erzählt — was natürlich nicht zu unsrer Beruhigung diente — es seyen erst vor etwa acht Tagen einige Nachzügler von einer größern Auswanderer-Karavane den Rothhäuten in die Hände gefallen und von denselben natürlich scalpirt worden. Wir berathschlagten daher zunächst, was unter den gegebenen Umständen zu thun sey, und beschlossen, zwei von uns sollten sich am Feuer niederlegen und schlafen, während der dritte Wache hielt. Nach unsrer Anordnung sollte jeder abwechselnd drei Stunden lang wachen, so daß jeder seine volle sechs Stunden Nachtruhe erlangen konnte.

Die erste Wache war mir zugefallen und mit der Weisung, auf jeden verdächtig-aussehenden Gegenstand Feuer zu geben, stellte ich mich in einiger Entfernung von meinen Gefährten auf, lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum und beschloß eine scharfe Umschau zu halten. Meine Gefährten legten noch etwas frisches Holz auf's Feuer, streckten sich dann an den Boden nieder und lagen bald in tiefem Schlafe.

Die erste Stunde verging, ohne daß irgend etwas Verdacht-Erweckendes sich ereignete, und zu meiner Herzenserleichterung war nun auch der Mond aufgegangen und setzte mich in den Stand, alle Gegen-

Digitized by Google

stände auf Flintenschußweite um mich her undeutlich zu unterscheiden. Ungefähr gegen die Mitte der zweiten Stunde war mir, als sehe ich den Schatten irgend eines sich bewegenden Gegenstandes über eine schmale Lichtung im Gebüsch vor mir, aber immer noch ungefähr innerhalb Flintenschußweite, hinhuschen. Dieß machte mich munter und wachsam; ich zog die Büchsflinte an die Schulter, blickte aufmerksam nach der Richtung des verdächtigen Ortes hin und erwartete jeden Augenblick die Gestalt eines Indianers aus dem Busch hervortreten zu sehen. Mein Herz pochte rasch und beinahe hörbar und ich lauerte mit beinahe athemloser Aufmerksamkeit; aber noch immer zeigte sich nichts. Erst nachdem ich mindestens eine halbe Stunde vergebens gewartet hatte, schloß ich daß ich mich geirrt habe, und lehnte mich wieder mit dem Rücken an meinen Baum.

Eine weitere halbe Stunde verging in dieser Weise, ohne daß irgend etwas Verdächtiges vorfiel. Meine Wache näherte sich bereits ihrem Ende, und um mich zu vergewissern, daß keine Gefahr vorhanden sey, ehe ich hinging und meine Gefährten weckte, sah ich mich noch einmal genau um. Jetzt bemerkte ich in einer Richtung, welche derjenigen wo ich vorhin den Schatten zu sehen vermeint hatte, gerade entgegengesetzt war, einen dunklen Gegenstnnd am Boden. Ich verhielt mich ganz regungslos, heftete aber meine Augen darauf. Fünf Minuten vergingen, aber jener Gegenstand rührte sich nicht, und ich wollte mich schon überreden, es sey etwas was ich auch schon zuvor an jener Stelle gesehen habe, ein Busch oder dergleichen. Gleichwohl aber kam mir seine Gestalt immerhin etwas verdächtig vor und ich beobachtete den Gegenstand noch eine Weile länger; da er mir aber noch immer unbeweglich schien, so wandte ich mich um und wollte die entgegengesetzte Richtung mustern. Als ich mich jedoch wieder umdrehte und denselben Gegenstand in's Auge faßte, war mir, als habe er sich bewegt, und ich heftete meine Blicke von neuem darauf, aber er war noch immer so starr wie ein Stein.

Um meiner Sache gewiß zu seyn, beschloß ich darauf zu schießen, und hatte schon mein Gewehr an die Schulter gezogen, als mir der Gedanke durch den Kopf schoß: wenn jener dunkle Gegenstand ein Indianer sey, so werde er sich wohl nicht bewegen, so lange ich darauf hinsehe; allein wenn ich ihm keine weitere Aufmerksamkeit mehr schenke und der Indianer sich unbemerkt glaube, so werde er sich vielleicht rühren und in diesem Falle könne ich mich über seine Natur aufklären. Ich merkte mir also noch einmal ganz deutlich seine Lage, wandte mich dann um und stellte mich schlafend. Nach einer Weile blickte ich wieder auf und schaute fest nach dem Gegenstande hin: es war wie ich erwartet — der Gegenstand hatte sich eine beträchtliche Strecke von seinem vorigen Orte entfernt. Nun konnte bei mir nicht der mindeste Zweifel mehr obwalten, daß der fragliche verdächtige Gegenstand ein lebendes Wesen und nach seinem Gebahren zu urtheilen jedenfalls ein vernunftbegabtes war. Ganz langsam und mit größter Behutsamkeit zog ich mein Gewehr an die Wange, zielte und drückte in dem Augenblick, wo das Korn meinen Gegenstand bedeckte, den Schrotlauf ab: der Schuß knallte und ein gellender Schrei war die Antwort.

Ich sprang auf und blickte durch den Rauch in der Richtung des Schusses hinaus. Ein Indianer sprang davon wie ein Hase. Er hatte offenbar meine Bewegung wahrgenommen und in Befürchtung des Schusses sich mit einer Federkraft, wie sie nur ein solcher Indianer hat, auf die Seite geschnellt und so weit vor dem Schusse sicher gestellt, daß ihn vielleicht nur ein zerstreutes einzelnes Schrotkorn noch traf. So wie es sich nun herausstellte, war ich froh, daß ich ihn nicht getödtet hatte, denn in diesem Falle wären wir alle sicher die Opfer der Blutrache geworden und niedergemetzelt worden, wie wir wohl auch im andern Falle von den Wilden erschlagen worden wären, wenn sie uns im Schlafe zu überrumpeln vermocht hätten, denn diese Rothhäute sind nur zweibeinige Raubthiere, und alles was man von ihrer Tapferkeit, Kühnheit und kriegerischen Ritterlichkeit sich erzählt, ist eitel Faselei von Buchmachern, die nie eine Rothhaut auf dem Kriegspfade gesehen haben.

Der Schuß hatte meine Gefährten geweckt; sie waren mit den Büchsen in der Hand aufgesprungen, sahen aber keinen Gegenstand, auf welchen sie hätten feuern können, und schauten daher verwundert bald nach mir, bald in der Richtung hinaus, nach welcher sie mich hinblicken sahen. Ich hätte dem fliehenden Indianer noch eine Kugel nachsenden können, bedaure aber nicht es unterlassen zu haben, denn in diesem Falle wären wir sicher von seinen Spießgesellen überfallen

Digitized by Google

worden. Ich erzählte nun meinen Gefährten, was mir begegnet war, und wir hielten es jetzt für das gerathenste, daß wir alle drei für den Rest der Nacht wach blieben, weil wahrscheinlich die Indianer, wenn sie erfuhren, daß wir nur unser drei seyen, in Masse zurückkehren und wir dann unfehlbar ein Opfer ihrer Wildheit werden würden, in welchem Fall wir wenigstens unser Leben theuer erkaufen wollten. Wir erwarteten daher mit den Büchsen in der Hand mit banger Spannung die Rückkehr unserer Feinde.

Stunde um Stunde verging uns träge in dieser Weise, aber keine Spur von Indianern oder von ihrer Nähe zeigte sich. Endlich graute der erste Lichtstreifen im Osten, und nicht lange nachher sahen wir zu unserem großen Vergnügen unsere Gefährten herankommen, welche genöthigt gewesen waren, die Nacht in einer sehr unbehaglichen Lage zu verbringen, weil einige ihrer Wägen zerbrochen und sie nicht im Stande gewesen waren, die abgematteten Pack- und Zugthiere weiter zu bringen.

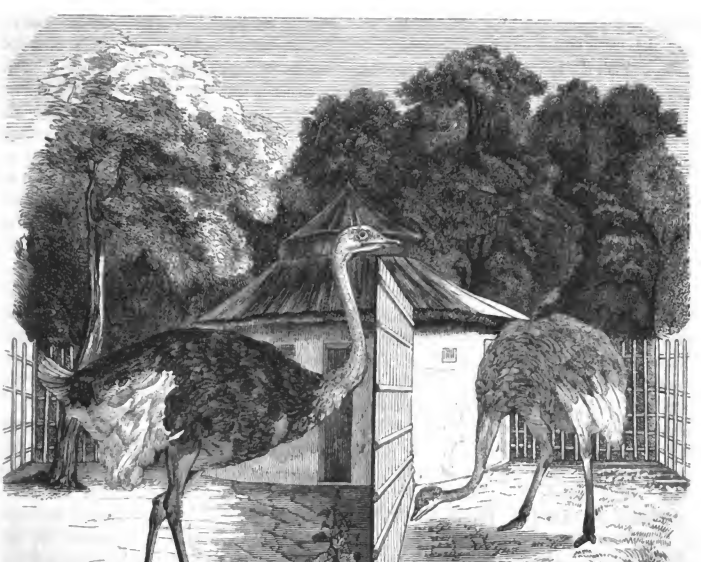
Strauße im Pariser Pflanzengarten.

(Mit Holzschnitt auf S. 128.)

Vom Vogel Strauß, dem riesigsten Vogel der heutigen Thierwelt, haben unsere lieben Leser ohne Zweifel schon viel gehört, und das Thier entweder schon lebend in Menagerieen und zoologischen Kabineten oder ausgestopft in naturhistorischen Museen gesehen, und wir brauchen ihnen daher wenig mehr über sein Ansehen, sondern lieber noch einiges minder Bekannte über seine Lebensweise, und seine Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten zu sagen. Bekanntlich ist der Strauß ein Thier der Wüste, und ein höchst harmloses Geschöpf. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war der afrikanische Strauß, welchen unser umstehender Holzschnitt darstellt, in Südafrika so ungemein häufig, daß man kaum eine Viertelmeile weit reisen konnte, ohne einige zu sehen. In Folge der emsigen Jagd auf ihn ist er aber seither so selten geworden, daß er nur noch in den ödesten wasserarmen Hochebenen und Wüsten des tiefsten Innern vorkommt und sehr schwer zu beschleichen ist; daher man denn, weil seine Federn einen sehr kostbaren und gesuchten Handelsartikel bilden und per Pfund mit 20 bis 70 Thalern preuß. Cour. bezahlt werden (je nach ihrer Schönheit und Weiße), neuerdings auf dem Cap der guten Hoffnung angefangen hat, große Straußengehege anzulegen und darin diese Riesenvögel zu füttern und allmählig zu zähmen. Ein Gutsbesitzer im Innern von Port Natal, welcher vor einigen Jahren diesen Versuch gemacht hat, ist mit dem Ergebniß derselben sehr zufrieden, so daß sein Beispiel Nachahmung gefunden hat und auch Nachahmung verdient, denn bei der seitherigen unausgesetzten Jagd auf diese Vögel wären sie, wenigstens im südlichen Afrika, binnen weniger Jahrzehnte mit Ausrottung bedroht worden. Dazu hat sich bereits ergeben, daß die Federn der in den Gehegen gehaltenen und gut genährten zahmen Strauße weit schöner, gleichartiger und vollkommener sind, als die der wilden Vögel; daß man ihnen die kostbaren Federn viermal im Jahre ausraufen kann, und daß sich diese Vögel in der Gefangenschaft rasch vermehren, wenig Ansprüche an Nahrung machen und durch ihre lange Lebensdauer zu einem sehr werthvollen und ertragsfähigen Besitzthum werden.

Im wilden Zustand erschreckt der afrikanische Strauß sehr häufig die in der Wildniß Reisenden durch sein nächtliches Geschrei, welches an Ton und Stärke dem Gebrülle des Löwen sehr ähnlich ist und in der Finsterniß der Nacht und der furchtbaren Oede jener afrikanischen Wüsten einen tief erschütternden Eindruck macht. Zur Verminderung des Vorkommens dieses Vogels trug auch die geflissentliche Aufsuchung der Straußeneier wesentlich bei, welche von den Eingeborenen trotz ihres rauhen herben Geschmacks und urinösen Geruches verspeist werden, und vielen Stämmen, z. B. den Anwohnern der Wüste Kalahari, auch ihre Wasser- und Trinkgefäße liefern müssen. Die Art und Weise der Straußenjagd, wie sie in den älteren Naturgeschichten von Seiten der Buschmänner, Kaffern und Hottentotten geschildert wird, wornach die auf dem Nest hockenden und brütenden Vögel von irgend einem Buschmann beschlichen werden, welcher mit Bogen und Pfeil bewaffnet und in die abgezogene Haut eines Straußes gehüllt, den Kopf des Vogels auf einer Stange vorantragen und sich zu den Nestern anpürschen soll, wird von den neueren Reisenden in Südafrika für eine Fabel erklärt. Der Gesichtssinn ist beim Strauße ganz trefflich entwickelt und um so wirksamer, als das Auge von seinem hohen Stand-

Digitized by Google



Strauße im Pariser Pflanzengarten.

punkte aus einen ausgedehnten Sehkreis beherrscht; daher läßt sich der Vogel durch solche Listen wohl kaum täuschen, zumal er ohnedem außerordentlich scheu und vorsichtig ist. Vielmehr wird er meist zu Pferde mit Hunden gejagt und erst nach langem Rennen gegen den Wind eingeholt, oder man schießt ihn auf dem Anstand an der Tränke, was aber auch nicht leicht ist. Daher ist es weit einfacher und vernünftiger, den Strauß um seiner Federn willen zu züchten, wie man begonnen hat, und hiedurch allmählig seine Race zu veredeln. Der echte Strauß, dessen dünnschäftige Schwanz- und Flügelfedern den bekannten kostbaren Federschmuck unserer Damen liefern, kommt nur in Afrika und in den Wüsten Arabiens vor. Dagegen hat Südamerika seine eigenen Straußenarten, nähmlich den Nandu, Struthio Rhea, welcher nur eine Höhe von fünf Fuß erreicht und in den Wüsten und Grasfluren von Paraguay, Bolivia, Südbrasilien, La Plata bis herunter nach Patagonien, sehr häufig vorkommt; und den noch kleineren Darwin'schen Strauß, Str. Darwini, welcher nur in Südpatagonien vorkommt. Beider Schmuckfedern sind von untergeordnetem Werth und kommen nur selten in den Handel; dagegen wird ihr Fleisch, das sehr fett seyn soll, von den Eingeborenen von Südamerika gegessen, und für einen Leckerbissen betrachtet; die Europäer und Weißen aber verschmähen es wegen seines unangenehmen Geruchs.

Dem Strauße nahe verwandt ist der über Ostindien und seine Inselwelt verbreitete gehelmte Casuar, von dem auch eine Art in Neuholland vorkommt, nämlich der Emu oder neuholländische Casuar mit haarähnlichem Gefieder, von dem wir bei einer anderen Gelegenheit unseren lieben Lesern mehr erzählen wollen.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck v. C. Ebner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

6.

Unten im Erdgeschoß saß der Kommerzienrath Balder bei der traulichen Abendlampe an seinem Schreibtische und rechnete und stöberte in verschiedenen Papieren. Die Musik des Balles tönte nur in gedämpften Klängen herab in die Hinterstube, und der alte Herr rückte jedesmal auf dem Stuhle ungeduldig hin und her, wenn schmetternde Akkorde der Blechinstrumente an sein Ohr schlugen.

„Onkelchen," tönte plötzlich eine Stimme schmeichelnd hinter ihm, „wollen Sie Ihr Abendbrod kalt werden lassen? Schon seit einer Viertelstunde steht das Essen dort auf dem Tische."

„Ah, Du bist es, Pauline?" erwiderte der alte Herr aufblickend, und hätschelte freundlich des Mädchens Hand, die es auf die Stuhllehne hinter ihm gelegt hatte. „Du hast recht — ich hatte mich vergessen. Aber nun komm' und laß mich das Versäumte einholen."

„Und ich darf Ihnen serviren, bester Onkel, nicht wahr?" fragte Pauline.

„Es wird mir ein Vergnügen seyn, wenn Du mir Gesellschaft leistest, liebes Kind."

„Danke, danke, lieber Onkel! ich habe schon gegessen!" rief Pauline mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme, und schickte sich zuthunlich an, dem alten Herrn seine einfache Mahlzeit zu kredenzen. Er aß mit der gemächlichen Bedächtigkeit eines Mannes, der nicht um des Vergnügens, sondern nur um der Gewohnheit und Nothdurft willen speist, und den andere, ernstere Gedanken beschäftigen. Aber gleichwohl konnte er doch nicht umhin, dabei mit den Augen Paulinens Bewegungen zu folgen, welche flink zwischen dem Anrichte- und dem Speisetische hin und her ging und in ihrem ganzen Wesen so viel ungesuchte Grazie und so viel liebevolle Besorgniß für ihren Wohlthäter verrieth. „Und hernach, Onkelchen, werden Sie wohl auch hinaufgehen zur Gesellschaft, nicht wahr?" fragte sie.

„Ich, Kind? Mit nichten," erwiderte der Kommerzienrath entschieden. „Ist's nicht genug, daß ich es ertrage, wie sie mir mein schönes Geld da oben über meinem Kopfe vertanzen und verprassen? — soll ich es auch noch mit eigenen Augen ansehen und mich darüber ärgern?"

„Aber die — die Frau Kommerzienrath erwartet Sie doch!" sagte Pauline. „Sie wird sehr ungehalten seyn, wenn Sie nicht auf dem Balle erscheinen. Die Frau Kommerzienrath und die Fräulein scheinen sich köstlich zu amüsiren; Fräulein Henriette läßt den Herrn Robert gar nicht von ihrer Seite, und Fräulein Adelaide hat einen gar charmanten Cavalier, einen italienischen Grafen. Die Frau Kommerzienrath trug mir noch vor einer Viertelstunde auf, ich solle Sie heraufschicken, lieber Onkel!"

„Dann sag' der Tante — doch nein, Du sollst es ihr nicht ausrichten, Kind! sie ist ohnedem Dir nicht allzusehr gewogen ...." sagte Herr Balder zerstreut. „Ich will ihr durch Stephan sagen lassen, daß ich keinen Fuß hinaufsetzen werde zu dem thörichten Fest ..."

„Nein, lieber Onkel! Sie werden sich eines Andern besinnen," erwiderte Pauline einschmeichelnd; „würden Sie nicht das Gerede der ganzen Stadt werden, wenn Sie nicht hinaufgingen? Würde es nicht im höchsten Grade auffallen, wenn der Hausherr auf dem Balle fehlte, der eigentlich ein Familienfest seyn soll? Würde man nicht daraus auf häuslichen Unfrieden in der Ehe schließen?"

„Und wäre dieser Schluß nicht ein ganz gerechtfertigter?" fragte der alte Herr. „Wo hast Du denn den Frieden gefunden, der in meinem Hause herrscht, mein Kind? — Ich will diesen Gästen, allen diesen Schmarotzern und lauernden gezierten Larven, beweisen, daß ich diesem Fest fremd bin und es mißbillige, damit sie, wenn sie noch einiger Scham fähig sind, zu der Ueberzeugung kommen, daß sie meine Frau noch in ihrer Verschwendung ermuthigen ...."

„Lieber Onkel, das ist Ihr Ernst nicht, — ich kenne Sie besser!" sagte Pauline beinahe traurig. „Sie sagen dieß nur jetzt in einer bittern Stimmung

Digitized by Google

aber wann Sie erst ruhiger geworden sind, werden Sie um des guten Scheins und um Ihrer Familienehre und um Ihrer Kinder und um Ihres Neffen Robert willen doch hinaufgehen und an dem Familienfeste theilnehmen."

„Familienfest?" wiederholte er sarkastisch; „und Du, Paulinchen, stehst da in Deinem blauen Thibetkleide, die weiße Schürze vorgebunden, wie eine Dienerin, und tanzest nicht auf diesem Familienfeste, obschon Du zur Familie gehörst?"

„Ich bin auf dem richtigen Platze, Oheim; ich passe nicht unter die feinen vornehmen Leute hinein," gab Pauline zur Antwort. „Ich würde mich droben nur beengt und linkisch fühlen; darum ist es besser so, und die Frau Kommerzienrath hat ganz recht . . ."

„Die Frau Kommerzienrath? . . . . was für eine ceremoniöse Sprache? Warum nennst Du meine Frau nicht Deine Tante?"

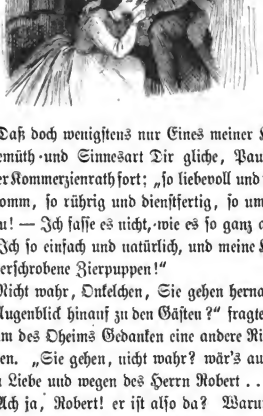
Das liebliche Mädchen erröthete verlegen und strich die Schürze glatt. „Lassen Sie mich lieber so sagen, bester Onkel, damit ich mich daran gewöhne!" sagte sie sanft; „die Frau Kommerzienrath hört dieß lieber . . . ."

„Wirklich?" rief der alte Herr; „und sie hat Dir dieß wohl bedeutet?"

„Bitte, Onkelchen! der Braten wird vollends kalt!" rief Pauline; „bitte, essen Sie doch! . . . ."

Aber Herr Balder sah sie lange fest an mit einem eigenthümlichen Blicke, dann stand er auf, ergriff ihre Hand, zog sie zu sich heran, legte seine Rechte feierlich und mit einer tiefen Rührung auf ihr Haupt, hauchte einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirne und sagte mit bewegter Stimme: „Ich verstehe Dich, mein liebes wackres Kind. Du bist ganz das Ebenbild Deiner theuren Mutter. So war auch sie in Deinem Alter, ganz Herz und Gemüth wie Du, ganz Hingebung und Herzensgüte! Gott segne Dich, mein Kind, und gebe Dir frohere Tage, als Deiner Mutter! — Gott, wie Vieles in meinem Leben stünde jetzt anders, wenn das Schicksal uns zusammen geführt hätte, Deine treffliche Mutter und mich, denn sie war meine Jugendliebe, und ihr Verlust warf mich in eine ganz andere Welt hinein! . . . . Sie war ganz wie Du, und ich sehe in allen Stücken in Dir nur ihr verjüngtes Ebenbild!"

„Gott segne Sie für alles das, was Sie um meiner lieben Mutter willen an mir gethan!" flüsterte Pauline und küßte ihm inbrünstig die Hand, auf welche ihre Dankesthränen niederthauten.



„Daß doch wenigstens nur Eines meiner Kinder an Gemüth und Sinnesart Dir gliche, Pauline!" fuhr der Kommerzienrath fort; „so liebevoll und schlicht und fromm, so rührig und dienstfertig, so umsichtig wie Du! — Ich fasse es nicht, wie es so ganz anders kam. Ich so einfach und natürlich, und meine Kinder solch verschrobene Zierpuppen!"

„Nicht wahr, Onkelchen, Sie gehen hernach auf einen Augenblick hinauf zu den Gästen?" fragte Pauline, um des Oheims Gedanken eine andere Richtung zu geben. „Sie gehen, nicht wahr? wär's auch nur mir zu Liebe und wegen des Herrn Robert . . ."

„Ach ja, Robert! er ist also da? Warum kam der Junge nicht, um mich zu begrüßen?"

„Vermuthlich, weil er Sie oben vermuthete," sagte Pauline. „Ich hörte, wie die Frau Kommerzienrath ihn bitten ließ, sogleich herunter in die Säle zu kommen, sobald er einen Imbiß genommen und sich umgekleidet habe."

„Natürlich! sie hat es wohl kaum erwarten können, mit ihm vor ihren Gästen zu prunken!" sagte Herr Balder nachdenklich. „Und Du hast ihn gesehen? Wie sieht er aus? Wie gefällt er Dir? Ein fixer Junge, nicht wahr?"

„O ja, Onkelchen, er sieht Ihnen sehr ähnlich. Ein schöner Mann, und dabei so fein, so bescheiden!"

„Bescheiden?" fragte der alte Herr; „da muß sich der Junge gewaltig verändert haben, denn früher war er keck wie eine Fliege, und resolut und geradaus wie ein . . . . na, wie ein wackerer deutscher Junge, der es ist, trotzdem er in Holland geboren und aufgewachsen."

Digitized by Google

„Das paßte eher auf den Vetter Rudolph, der mir wenigstens besser gefällt," sagte Pauline lächelnd und mit einem unwillkürlichen Erröthen.

„Wie, Rudolph ist auch schon da und hat mich noch nicht aufgesucht?"

„Er aß mit Robert, und der mag ihn veranlaßt haben, daß er sich auch der Frau vom Hause vorstelle," fuhr Pauline fort; „und so ging er hernach auch herunter in die Salons, wo ihn Franz nicht einlassen wollte, weil .... weil er nicht im Frack kam. Da hub er einen gewaltigen Lärm an und sagte: wenn die Tante ihn nicht willkommen heißen wolle, so dürfe er es wenigstens nicht am nöthigen Respekt fehlen lassen, und dann sprach er etwas vom Mahomet und von einem Berg, wie: wenn der Berg nicht zu Mahomet kommen wolle, so müsse Mahomet eben dem Berge nachlaufen, oder so etwas. Genug, die ganze Dienerschaft lief über dem Lärm zusammen, und wollte ihn nicht einlassen; aber am Ende ertrotzte Herr Rudolph es doch, denn keiner von den Leuten wagte sich an ihn."

„Und das hätte er gethan? Rudolph?" fragte der Kommerzienrath erstaunt. „Das sieht ja dem Jungen gar nicht gleich! das wäre eher ein Stückchen von Robert."

„Von Herrn Robert? Ach, mein bester Onkel, dem sähe so etwas nicht gleich," sagte Pauline und schüttelte lächelnd den Kopf. „Solch ein feiner, sanfter, glatter, junger Herr! ein Zuckermännchen!"

„Der ein Zuckermännchen und Rudolph ein solcher Rauschebart?" fragte Balder kopfschüttelnd; „dann sind die Jungens wahrlich ausgetauscht. Wenn Du nicht meine gute, aufrichtige, wahrhaftige Pauline wärest, so könnt' ich es nicht glauben ...."

„Nun, so fragen Sie ihn selbst! da kommt er ja, der Herr Vetter Rudolph!"

„Aha! ich komme wie der Wolf in der Fabel?" fragte der Eintretende und eilte auf den Kommerzienrath zu, dem er mit dem herzlichsten Willkommensgruße recht kräftig die Hand schüttelte. „Da bin ich nun, Onkelchen, und freue mich aufrichtig, meinem väterlichen Freund und Wohlthäter einen kleinen Theil meiner großen Verpflichtungen abtragen zu können!"

„Wie Du herangewachsen bist, Junge! so kräftig und stattlich, und so ganz anders! Fast hätt' ich Dich nicht wieder erkannt. Nur der allgemeine Familienzug, sonst aber auch keine Spur mehr von dem frühern sanften, schüchternen Knaben!"

„Ei natürlich, bester Onkel! die Blödigkeit verlernt sich draußen in der Welt, und wenn man längere Zeit in England gelebt hat, wird man wider Wissen und Willen mehr oder weniger derb und bengelhaft. Die liebe Frau Tante wenigstens wird dieß finden wollen, weil ich ihr ein Bißchen unvermittelt in ihre Salons hereinfiel."

„Also wirklich?" fragte der Kommerzienrath mit unwillkürlichem schadenfrohem Lächeln; „Du warst also oben, und in diesem Aufzuge?"

„Ei natürlich! ich wollte doch mit eigenen Augen sehen, ob die Frau Tante sich wirklich so wenig aus mir mache!" rief Rudolph; „denken Sie sich, bester Onkel, daß ich Mühe hatte, nur Zutritt in Ihrem Hause zu bekommen, daß ich mich erst mit verschiedenen Bengeln von Dienern ereifern mußte, ehe mir ein Unterkommen angewiesen ward in einer Art Taubenschlag im Kniestock, und daß ich, durchfroren und hungrig wie ich war, nicht einmal der Wohlthaten eines warmen Ofens und Abendbrods theilhaftig geworden wäre, ohne dieses liebe Bäschen da, meine barmherzige Samariterin ..."

„O stille, stille, Vetter!" bat Pauline halb verlegen.

„Die mir sogar ihr eigenes schmuckes Stübchen einräumte, damit die liebe Frau Tante wenigstens nicht vor dem armen Neffen erröthen sollte!" fuhr Rudolph lebhaft fort. „Ich gestehe, bester Onkel, die Schilderung, welche Sie mir von der Zärtlichkeit und dem Wohlwollen der Tante für arme Verwandte machten, ist von der Wirklichkeit noch übertroffen worden. Ein Glück daher, daß ich Ihres Wohlwollens gewiß bin, und als Ihr Buchhalter mehr mit Ihrem Geschäft als mit Ihrer Familie in Berührung kommen werde!"

Des Kommerzienraths Züge verfinsterten sich. „Laß es gut seyn, Rudolph!" sagte er. „Ich werde Dir Genugthuung verschaffen! daß Du auf dem Ball der Tante so erschienst, im Reisecazug ...."

„Und ungebeten, ungeladen!" fiel ihm Rudolph in's Wort.

„Das hat die stolze Frau, die so sehr auf Formen sieht, natürlich beleidigen müssen!"

„Aber folgerichtig kannt' ich doch in dem unge-

Digitized by Google

heizten Bodenkämmerchen, das sie mir anweisen ließ, und das ich ohne des Bäschens Herzensgüte hätte einnehmen müssen, keine Toilette machen, ohne mir einen tüchtigen Schnupfen oder Rheumatismus zu holen!" sagte Rudolph lächelnd.

„Na, schon gut! ich sehe, Du hast Temperament und wirst der Tante nichts schenken — wozu Du auch von mir aus vollkommen autorisirt bist!" erwiderte der Kommerzienrath. „Sie wird am Ende wohl oder übel andere Saiten gegen Dich aufziehen müssen, denn Du bist ihr gewachsen, wo nicht überlegen. — Aber nun komm', seh' Dich hieher, und mach' Dir's bequem. Dort sind Cigarren, hier Wein, und Pauline mag Dir Gesellschaft leisten, bis ich wieder herunter komme, denn sie ist Dir sichtlich gewogener als die Tante!"

„Wirklich, Bäschen? ist die Neigung gegenzeitig?" fragte Rudolph, erfaßte ihre Hand und sah ihr offen und freundlich in die Augen.

„Und warum nicht?" fragte sie. „Es genügt mir zu wissen, daß Sie ein Verwandter meines herzensguten Onkels sind, ein Neffe, auf welchen er so große Stücke hält, damit ich Ihnen schon um des Onkels willen gut bin!"

„Und um meiner selbst willen nicht auch ein klein wenig, Bäschen?"

„Ach, gehen Sie! welche Frage!" flüsterte sie und blickte verschämt zu Boden. „Wir kennen uns ja kaum!"

„Und hab' ich selber denn gar nichts, was Sie mir freundlich stimmen könnte?" fragte er leise die mit abgewandtem Gesicht dastehende und erglühende Pauline. Sie zögerte einen Augenblick, dann aber wandte sie ihm ihr freundliches Antlitz zu, sah ihn mit ihren treuen blauen Augen offen und theilnehmend an und sagte:

„Und doch, Vetter! Wenn Sie nichts andres wären, als ebenfalls einer der *armen* Verwandten des Onkels, so würd' ich Ihnen schon gut seyn, denn .... denn — es ist vielleicht undankbar von mir, es zu sagen, aber ich kann mir nicht helfen, ich fühle es einmal — es thut Einem in diesem Hause wohl, wenn man auch außer dem Onkel noch eine Seele hat, die Einem freundlich und theilnehmend begegnet!"

Rudolph sah eine stille Thräne in ihren langen seidenen Wimpern zittern, welche eine größere Beredtsamkeit entwickelte, als ganze Bücher gethan haben würden. „Liebes, herziges Bäschen! wie gut Sie sind!" flüsterte er mit einem warmen Händedruck. „Es ist also die Freimaurerei des Unglücks, die mir Ihre Freundschaft und Sympathie verschafft."

„Sind Sie denn unglücklich, Vetter?" fragte Pauline besorgt.

„Ich? keineswegs! Aber Sie, bestes Bäschen?"

„O, ich gar nicht so sehr," sagte Pauline. „Der Oheim liebt mich wie ein Kind, und ich mache mich nützlich, wo ich kann, und die kleineren Kinder sind mir gut, und in einem so großen und vornehmen Hause muß man sich darauf gefaßt machen, auch Leute zu treffen, die Einem nicht ganz gefallen, und man muß sich gewöhnen, auch mit solchen Leuten zu leben."

„Das ist nur eine Wohlredenheit, Bäschen, ein Euphemismus, der da besagen will: man muß sich auch in das Widrige schicken. Aber sagen Sie, Paulinchen, wie kommen Sie denn eigentlich hieher?" setzte er hinzu, und dachte auf diese Weise am besten etwas Näheres über das Mädchen erfahren zu können, das ihn so sehr interessirte.

„Wie ich hieher komme?" wiederholte sie und ein Schleier von Wehmuth und Ernst überflog ihr freundliches Antlitz. „Hat Ihnen denn Onkel Christian nicht geschrieben, daß ich eine Waise geworden bin — eine vater- und mutterlose Waise?"

„Nein, fürwahr, das wußt' ich nicht," versetzte er mit inniger Theilnahme und drückte ihr die Hand; „arme, arme Pauline! welch ein hartes Loos!"

„Es wäre ein hartes Loos gewesen, wenn sich nicht der Onkel Kommerzienrath meiner angenommen hätte. Aber kaum hörte er von meines Vaters Tode, — denn meine liebe Mutter war schon vor zwei Jahren gestorben, — so schrieb er, ich solle hieher kommen. Er wußte, daß mein Vater als ein niedriger Beamter nicht im Stand gewesen war, ein Vermögen zu sammeln, und das Bißchen Vermögen meiner Mutter war nach und nach in die Wirthschaft eingebrockt worden, und die kleine Pension kam nur meinem jüngsten Bruder zu gut. Da hätt' ich denn unter Fremden dienen müssen, wenn der Onkel sich nicht meiner erbarmt und mir ein Unterkommen in seinem Haus gegeben hätte. Die Tante wollte mich zur Gouvernante ausbilden lassen, allein ich hatte keine Gaben und keine

Digitized by Google

Lust dazu, und der Oheim wollt' es glücklicherweise auch nicht zugeben."

„Und er hatte Recht!" rief Rudolph. „Gouvernante? erste Haussklavin hochmüthiger Emporkömmlinge, Mädchen für Alles, Marterholz für die Launen herzloser Mütter, — welch ein kümmerliches Loos! Und dann ein Mädchen von Ihrer Jugend, Ihrem vertrauensvollen sanguinischen herzlichen Wesen, hinauszustoßen in die verdorbene Welt der Vornehmthuerei — das wäre ein Frevel sonder gleichen gewesen, und ich bin froh, daß der Oheim dieß nicht zugab. Aber ehrlich gestanden, Paulinchen," setzte er dann heiterer hinzu, „ich bin in die Genealogie unserer Familie noch nicht genugsam eingeweiht, um zu wissen, auf welche Weise wir beide eigentlich verwandt sind!"

„Wie, das wissen Sie nicht, und doch sind unsere Eltern so genau befreundet gewesen, und ich war so oft bei Onkel Christian in Wetterfeld?" rief Pauline lebhaft, froh daß die Unterhaltung eine andere Wendung nahm. „Erinnern Sie sich denn nicht mehr, wie wir uns das letzte Mal sahen? damals bei der großen Schlittenfahrt, wo der Vater und die anderen Förster nach Wetterfeld kamen und wir auf Ihrem Hofe abstiegen? Es war gerade um Weihnachten, ehe Sie nach England gingen, und ich war noch so klein!..."

„Ach ja, ja wohl!" rief Rudolph hastig und suchte den Standpunkt des Gespräches zu verrücken, weil ihn diese Specialitäten etwas verlegen machten. „Und wir duzten uns damals, und haben wir nicht damals zusammen getanzt?"

„Ganz richtig, und Sie kamen hernach zu uns auf den Forsthof, auf die Jagd, und versprachen mir, wenn Sie einen Rehbock schössen, so wollten Sie mir von England aus eine recht schöne englische Scheere schicken — aber Sie haben nicht Wort gehalten!"

„Ah, das war sehr schlecht von dem Rudolph!" rief dieser mit einem komischen Ernste.

„Natürlich, Sie haben es vergessen!"

„Nein, Bäschen, Sie sollen das schönste Etui voll englischer Scheeren bekommen, aber unter Bedingungen!"

„Nun? und welche Bedingungen?"

„Erstens müssen Sie mir das Räthsel unserer verwandtschaftlichen Bezüge lösen, sodann mir versprechen, daß die Scheeren unsere Freundschaft nicht entzweischneiden, und dann mir wieder das alte brüderliche Du geben!"

Pauline lächelte; „Da werd' ich mich schon noch länger mit deutschen Scheeren behelfen müssen, denn die letztere Bedingung wird nicht zu erfüllen seyn. Es schickt sich nicht mehr, Sie zu duzen, denn ich bin kein Kind mehr, und dann — die Leute hier im Hause. Und ferner sind wir beide eigentlich gar nicht verwandt. Onkel Gottfried, der Kommerzienrath, war Commis bei meinem Großvater in Laubheim bei Wetterfeld gewesen, und hat meine Mutter heirathen wollen, aber der Großvater gab sie ihm nicht, weil er kein Vermögen noch Geschäft hatte, und das nahm sich der Onkel zu Herzen und ging in's Ausland. Später aber warb der Förster Hain um meine Mutter und sie willigte ein, weil sie von Gottfried Balder nichts mehr gehört hatte. Und als dieser später nach Laubheim kam, fand er meine Mutter schon verheirathet, und als Mutter mehrerer Kinder. Aber sie war ihm noch immer gut, und wußte es einzuleiten, daß er eine Halbschwester meines Vaters heirathete, mit der er sehr glücklich lebte. Das war des Oheims erste Frau. Und so sehen Sie denn, daß ich eigentlich mit Ihnen so wenig verwandt bin, als mit der Kommerzienräthin und den Fräulein vom Hause, und so," fügte sie lächelnd hinzu, „kann die Scheere, die ich nicht zu verdienen im Stande bin, auch keine Freundschaft entzweischneiden."

„Und in welcher Eigenschaft sind Sie denn hier, Paulinchen?"

„Eigenschaft? Ei nun, ich lege überall mit Hand an, führe mit der Gouvernante die kleinen Kinder spazieren, nähe das Weißzeug und die Kleider, stricke die Chemisetten und Vorärmel der Cousinen — der Fräulein vom Hause, wollt' ich sagen — plätte, koche, backe, und mache mich nützlich, wo ich kann und wo mir ein kleiner Wirkungskreis zufällt, und habe keinen andern Ehrgeiz, als den guten Onkel zu bedienen und mir immer zum Gönner zu erhalten."

„Das heißt also mit andern Worten: Sie sind so eine Art unbezahlter Dienstbote bei der stolzen Kommerzienräthin!" sagte Rudolph mit Stirnrunzeln. „Man läßt Sie arbeiten und gibt Ihnen zu verstehen, daß Sie für das, was Sie hier genießen, eigentlich nicht genug arbeiten können!"

„Ei, ei, was das für herbe, garstige Ausdrück

Digitized by Google

sind!“ rief Pauline tadelnd und mit halb verlegenem Erröthen. „Was ihr Männer doch gleich so streng und entschieden urtheilt! So schlimm ist es wirklich nicht, obschon ich leider glauben muß, daß ich von den Damen des Hauses nicht gesehen bin!“

„Aber warum sind Sie heute nicht oben bei dem Feste, wo man doch Ihrer ordnenden Hand sehr bedürfen möchte?“

„Das hat seine besonderen Gründe!“ versetzte Pauline. „Heute ist wieder ein Tag, wo die Dienerschaft beinahe ebenso viel aus dem Hause schleppt, als die Gäste verzehren, und da haben mich jene — den Stephan an der Spitze — wieder bei der Tante verleumdet, daß sie mich heruntergeschickt hat, und es ist mir gar nicht unangenehm, daß ich um so ungetheilter dem guten Oheim meine Sorgfalt widmen darf!“

Rudolph nickte bedeutsam und gedankenvoll, und erschien nicht mehr sehr gesprächig. Gleich darauf kam der Kommerzienrath wieder herunter, verdüsterter als zuvor. „Wie, Neffe, Du hast weder getrunken, noch geraucht?“ fragte er, während er die weißen Glacéhandschuhe auszog. „Geh, Pauline, besorg' uns einige Gläser Punsch und laß uns dann allein — wir wollen nun von Geschäften reden. Häusliche Sorgen und Geschäftssorgen, — das sind die beiden Pole, zwischen denen mein Leben hin- und herschwankt!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu und fuhr über die Stirn. „Droben die tolle Lust, und hier die volle schwere Last!“

„Onkel! laden Sie einen Theil derselben auf meine Schultern ab!“ bat Rudolph.

„Dazu bist Du auch ausersehen, mein Neffe! Und nun setz Dich hieher, wenn Du nicht müde bist, rauch' Eins und laß uns plaudern!“

7.

Als Robert Balder um zwei Uhr Morgens sich von den Cousinen und der Tante verabschiedet hatte in den leer gewordenen festlichen Räumen, und auf sein Zimmer zurückkehrte, fand er hier noch Rudolph vor, welcher mit starken Schritten auf- und abging, dichte Wolken aus seiner Cigarre blies und von unruhigen Gedanken bewegt schien.

„Wie, Du noch munter, Vetter?“ fragte er Robert; „und so hast Du den Abend allein zugebracht?“

„Keineswegs, ich war unten beim Oheim, und wir sprachen von allerlei Dingen, die ich mir seit Mitternacht hier oben noch überlegt habe. Allein davon ein ander Mal! Du sollst mir von dem Balle erzählen, für welchen ich nicht coursfähig bin. Die Tante ist wüthend auf mich, den sie so abblitzen ließ?“

„Jenun, Vetter, ich denke, Du selbst gingst zu weit: die Tante ist nicht so schlimm als Du wähnst. Du hast ein Vorurtheil gegen sie. Es that mir so leid, daß alles so gekommen ist, und ich bereute, mich auf den Scherz eingelassen zu haben; fürwahr, hättest Du nicht mein Wort gehabt, so würd' ich geradezu Henrietten und der Tante alles gesagt haben ....“

„Bah, dann hättest Du Dir selbst am meisten geschadet, — und wie war die Tante gegen Dich?“

„Von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, von einer Familiarität, die ich gar zu gern Dir gegönnt hätte, damit Du eine bessere Meinung von ihr bekommst!“

„Sehr freundlich von Dir; aber ich kenne die Tante schon genugsam. Und wie stehst Du mit Henrietten, Vetter? wie findest Du sie?“

„Sie ist charmant, ein herrliches Mädchen, so geistvoll und sicher, so voll Zuversicht und Selbstgefühl, und doch wieder so hingebend und gefühlvoll ....“

„Gegen den vermeintlichen Besitzer einer halben Million, — natürlich!“ sagte der echte Holländer-Neffe trocken. „Allein um kurz zu sein: Du liebst sie? Liebe auf den ersten Blick, he?“

„Bah, Vetter! bedenk' doch: wir kennen uns erst einige Stunden .... eine Ballbekanntschaft ...“

Digitized by Google

„Die gewöhnliche Einleitung eines Verlöbnisses, Wetterfelder Vetter! Ziere Dich nicht, sondern sprich offen: glaubst Du einigen Eindruck auf sie gemacht zu haben?“

„Wahrscheinlich,“ versetzte der Wetterfelder bescheiden und doch mit freudigem Bewußtseyn. „Nach der Art und Weise, wie sie sich gab, wie sie mich bevorzugte, auszeichnete, glaub' ich annehmen zu dürfen, daß sie mir gut ist!“

„Und du möchtest sie heirathen, Vetter? . . .“

„Ich? Oh, welch eine Idee von dir, Robert! ich, ein armer Teufel, ihrem Vater zum aufrichtigsten Danke verpflichtet, als Buchhalter hieher verschrieben, wie soll ich mir etwas Derartiges einfallen lassen?“

„Wetterfelder, Junge! das ist ja kein Ding der Unmöglichkeit!“

„Doch, doch, Robert! erwäg' doch: das schöne stolze Mädchen, aufgewachsen im größten Ueberfluß, gewöhnt jeden Wunsch im Handumwenden erfüllt zu sehen, voll Verstand und Geist, voll Ehrgeiz, und ich, der einfache Commis, der nichts besitzt, als ein ehrliches treues Herz und sein Bißchen Fleiß und Kenntnisse und guten Willen! . . .“

„Das ist mehr als die meisten Freier um die Töchter reicher Emporkömmlinge haben!“ fiel ihm der echte Holländer lebhaft in's Wort. „Besser, Du biederer ehrlicher Junge, setzest Dich in des Oheims ausgedehntes Geschäft herein, als solch ein Hohlkopf von Cavalerie-Lieutenant oder Roué von Diplomaten! In Dir gewänne Onkel Gottfried eine Stütze und später einen Bundesgenossen gegen seine übermüthige verschwenderische Frau. Und dann, wenn Henriette wirklich nicht das eitle herzlose Ding ist, für welches ich sie heute halte, wenn eine ernste Neigung sie wirklich im innersten Wesen erfaßt, und dem Herzen das Uebergewicht verschafft über den kalten berechnenden Verstand, — dann ist gewonnen Spiel, dann kann Vieles abgewandt und noch alles gut werden! . . .“

„Vetter, ich verstehe Dich nicht!“ rief der Wetterfelder; „wovon redest Du denn eigentlich?“

„Laß es gut seyn, ich denke und grüble laut, Rudolph,“ sagte der echte Holländer. „Die Zeit ist eine mächtige Zauberin; sie kann Dinge schaffen, die zuvor in's Reich der Träume zu gehören schienen. Es können Zeiten kommen, Vetter, wo Du noch als Schwiegersohn des Oheims willkommen geheißen würdest!“

„Du wirst immer räthselhafter, Robert! Und woher denn diese Unruhe, diese Aufregung?“

„Frage nicht, laß mich einfach gewähren, und vertraue Dich mir an!“ erwiderte Robert und drückte ihm herzlich die Hand. „Ich will Dir wohl, und wenn es Dich glücklich machen kann, Henriettens Hand

und Herz um ihrer selbst willen zu erringen, so will ich Dir helfen. Sag an, glaubst Du ihr Herz erwerben zu können und würde es Dich glücklich machen?“

„Ja,“ versetzte der Wetterfelder froh und feierlich.

„Nun denn, so füge Dich in Alles, was ich mit Dir vornehme! Willst Du, so schlag ein!“

„Topp! ich vertraue Dir, und Du sollst keinen Undankbaren in mir verpflichten,“ erwiderte der Wetterfelder. „Was muß ich thun?“

„Morgen früh abreisen.“

Rudolph staunte. „Nicht möglich! Wie kann denn dieß mich zum Ziele führen?“

„Es muß seyn, keine Widerrede!“ versetzte Robert und nahm aus seiner Tasche ein Billet von tausend Francs. „Hier ist Dein Reisegeld, morgen früh er-

Digitized by Google

Kosaken auf dem Marsch. (Mit Text auf S. 136.)

Digitized by Google

Der Winterkönig. (Mit Text auf S. 140.)

hältſt Du noch einige Empfehlungen an meinen Geſchäftsmann in Amſterdam. Du reiſeſt ſtatt meiner nach Holland, ſiehſt Dir dort Land und Leute an und gehſt dann nach Belgien. Du ſchreibſt täglich an Couſine Henriette, machſt ihr ſchriftlich in beſter Form den Hof, wirbſt um ſie als R. Balder ſchlechtweg, aber im Charakter des Holländer Vetters, und ich bleibe hier an Deiner Stelle und werde als angeblicher Wetterfelder Neffe des Onkels Buchhalter."

„Aber, beſter Vetter! . . ."

„Kein Aber, Rudolph! überlaß Dich meiner Führung, und der Preis für dieſe Einräumung ſey Henriettens Hand. Sie wird Dir antworten, denn Du gibſt ihr die Adreſſen und Etappen Deiner Reiſe an, und der ſchriftliche Austauſch wird kein Nachtheil ſeyn. Der Feder entgleitet oft mehr wahres Gefühl als der Zunge, zumal wenn uns Berge und Thal ſcheiden. Oft auch freilich das Gegentheil! — Ein Kreditbrief von mir ſchafft Dir die Reiſemittel, und wenn Du Deine Muße recht nützeſt, wird es in keiner Weiſe Dein Schade ſeyn!"

„Aber ſag mir nur, lieber Vetter, muß denn dieß wirklich ſeyn?"

„Es muß! Der tolle Streich iſt einmal begonnen und muß weiter geführt werden. Der Oheim, der mich bona fide für Dich hielt, weil er mich ſchon ſeit Jahren nicht mehr geſehen, hat mir Dinge anvertraut, welche nur dem vertrauten Neffen Buchhalter, nicht dem Neffen Kapitaliſten beſtimmt waren, der eine große Summe in ſeinem Geſchäft ſtehen hat und den man mit Henriettens Hand vollends zu angeln wünſcht — letzteres Projekt traue ich jedoch nur den Damen zu, wohlverſtanden, denn der Oheim halt' ich für allzu loyal zu einem ſolchen Plan. Was mir der Onkel anvertraute, ſind Dinge, welche zu geſtehen den alten Herrn eine furchtbare Ueberwindung, einen entſetzlichen Kampf gekoſtet haben mag, den ich ihm nicht zum zweiten Male zumuthen will. Es iſt Ehrenſache für mich, daß ich die Rolle fortſpiele, die ich begonnen, und ihm die Enttäuſchung erſpare, die für ihn grauſam, einſchneidend ſeyn würde. Begreifſt Du nun?"

Digitized by Google

„Noch nicht ganz, aber ich ahne die Sachlage, und unterwerfe mich Deiner Verfügung. Du bist ein edler, guter Mensch, und mir an Willenskraft und Lebenserfahrung überlegen! Du kannst es trotz Deiner Ironie und Deiner kleinen Pique auf die Tante doch nicht böse mit ihnen meinen!"

„Meiner Treu, nein! Ich will ja nur der Arzt seyn, welcher ihr den Staar sticht!" rief der Holländer Vetter. „Der gute Onkel ist zu willensschwach, um diese bethörten verwöhnten Frauenzimmer von dem Abgrunde zurückzureißen, an dessen Rand sie schwindelnd stehen. Es muß eine rauhe, feste Hand seyn, die den wilden tollen Rossen dieses Wahnwitzes in die Zügel fällt, wenn nicht alles verloren seyn soll!"

„Stehen denn die Angelegenheiten des Oheims so schlimm?" fragte der echte Wetterfelder bestürzt.

„Hm, wer kann heute sagen, ob er morgen noch stehe!" rief Robert. „Die Krisis, welche heranzieht, kann furchtbare tiefgehende Folgen haben. Es handelt sich darum, die Mittel zu schaffen, daß der Oheim mit seinem weitverzweigten umfassenden Geschäfte über die Krisis hinüberkomme! Guter Rath und Besonnenheit allein thun's nicht, es muß auch Geld dahinter stehen, und dieß kann ich gottlob liefern. Also thu' mir den Gefallen, lieber Vetter, und laß mich gewähren."

„Ich fürchte nur, der Oheim wird die Vertauschung unserer beiden Persönlichkeiten bald bemerken," meinte der Wetterfelder, „und dann wird er mir böse werden . . ."

„Ich nehme alle Verantwortung auf mich, und er schien ja heute Abend den Betrug nicht zu bemerken!"

„Allein er kennt unsere beiden Handschriften — dieß muß uns verrathen!" sagte Rudolph.

„Verwünscht!" rief Robert und schlug sich vor die Stirne; „Du hast recht, an dieses besondere Kennzeichen hab' ich nicht gedacht. Indeß ist hier zu helfen! Laß uns unsere Handschriften vergleichen! Dein Notizbuch, Vetter, oder einen Brief von Dir!" rief er und zog zugleich sein eigenes Taschenbuch hervor. „Sieh nur, welch ein merkwürdiger Zufall! Wir haben beide dieselbe eigenthümliche fließende englische Correntschrift angenommen, die beinahe allgemein gleich ist — sieh nur her, eine Familien-Aehnlichkeit, wie unter Hühnereiern!"

Rudolph verwunderte sich daß über diesen Zufall, und seinem besonnenern phlegmatischeren geistigen Wesen leuchtete die Durchführung des Planes nun etwas mehr ein, welchen sein sanguinischer Vetter ersonnen hatte. Doch schien ihm noch ein Hintergedanke das Eingehen auf Roberts Vorschlag zu erschweren: die Erinnerung an den Abschied von Henrietten. „Ich wollte nur, Vetter! Du könntest mir noch Einen Tag zugeben," sagte er zu Robert; „bedenke, es ist doch hart, Henrietten nur im Gewühl und Lärm eines Balls gesehen und gesprochen zu haben, und nicht auch unter vier Augen und im Hauskleide!"

„Ja wohl, armer Vetter! ich muthe Dir da allerdings ein allzugroßes Opfer zu, — Scheiden ist eine harte Probe für einen Verliebten," versetzte der echte Holländer lächelnd.. „Wohlan denn, Du sollst den morgenden Tag noch ganz für Dich und Deine Liebe haben, mit der Bedingung jedoch, daß Du die Nothwendigkeit Deiner Abreise schon beim Frühstück ankündigst, und Dich durch keinerlei Bitten und Einflüsse von Seiten der Frauen in Deinem Vorhaben wankend machen lässest. Verstehst Du mich, Vetter? Eiserne Konsequenz ist ein Grundzug des Charakters, den Du vertrittst, und Du darfst mir keine Schande machen. Schütze die Krisis in der Handelswelt vor, die Nothwendigkeit rascher Fürsorge für Deine Geschäfte und Dein Vermögen, zumal nach solch langer Abwesenheit! Bedenke, daß Du nicht bleiben darfst ohne Dich unwillkürlich zu verrathen. Ich habe hier gelebt, habe Freunde und Bekannte hier, die mich in Deiner Person wieder aufsuchen werden; man wird nach den Reisen fragen, die ich gemacht, sich nach den Ländern erkundigen, die ich gesehen habe, und so liegt bei längerem Verbleiben für Dich die Gefahr einer Entdeckung unsers Scherzes stündlich nahe. Und ist dann nicht alles für Dich verloren? Wird Henriette, wird die Tante Dir das Quiproquo vergeben, und wird der Buchhalter von der Fabrik je wieder zu Gnaden kommen auf dem Landhause, wenn er nicht zuvor durch die zärtlichsten innigsten Briefe einen unauslöschlichen Eindruck auf Henriettens stolzes Herz gemacht hat?"

„Du hast recht, mein lieber wackerer Vetter! ich ergebe mich ganz in Deinen Plan," rief Rudolph lebhaft; dann aber setzte er mit einem bedenklichen zweifelnden Zögern hinzu: „Und doch, wie soll das alles enden? Werden Oheim und Tante mir die Täuschung vergeben, wann sie einst an den Tag kommt?"

Digitized by Google

„Dafür laß mich sorgen, Rudolph!“ erwiderte der Holländer. „Mein Plan geht weiter, als Du jetzt siehst; der Oheim und sein Geschick werden bis dahin in meiner Hand seyn, und ich hoffe alles zu Aller Heile hinauszuführen. Ich verpfände darauf meine Ehre und mein Vermögen. Vergiß nur Du nicht, Vetter, daß Dein Urbild Robert ein ganz einfacher schlichter Mensch von wenigen Bedürfnissen und Ansprüchen ist, welcher auch von seiner Zukünftigen ähnliche Einfachheit wünscht und verlangt. Und nun gute Nacht! Gut Glück zu unserem Vorhaben! Alles weitere dann schriftlich!“

(Fortsetzung folgt.)

Kosaken auf dem Marsch.

(Mit Holzschnitt auf S. 136.)

Haben wir unseren lieben Lesern jüngst ein Stück aus dem häuslichen Leben der Kosaken vorgeführt, so zeigen wir ihm jetzt diese wilden Reiter, welche eine solch' wesentliche Rolle in der russischen Armee spielen, auf dem „Kriegspfade,“ auf dem Marsch. Der Kosak ist ein geborner Soldat; seine Abhärtung gegen Strapazen, seine List, Schlauheit, Tapferkeit und seine Gewandtheit im Reiten, sowie seine Genügsamkeit und seine wenigen Bedürfnisse befähigen ihn dazu. Als Grenzwächter wie als Plänkler leistet er besonders viel, denn sein scharfes Gesicht und Gehör setzen ihn in den Stand, schon auf eine unglaublich große Entfernung hin den Feind zu ermitteln. Das Ohr an den Boden legend, vernimmt er auf viele Meilen hin den Kanonendonner einer Schlacht und auf kürzere Entfernungen den Hufschlag eines Reiters oder den Marsch einer Infanterieabtheilung. Ohne Trompeten- oder sonstige Alarmsignale, sondern nur durch Zeichen welche ihnen bekannt sind, wissen sich die Kosaken im Felde und auf dem Marsch, wenn sie auch noch so zerstreut daher ziehen, mit einander in Verbindung und im beständigen Rapport zu erhalten. Der Kosak und sein wildes unscheinbares zottiges Pferd kennen keine Bequemlichkeit und Behagen, scheuen nicht Hunger und Durst noch Witterung noch Mühsale und Beschwerden, und nehmen im Fall der Noth mit der armseligsten Verköstigung und dem harten Erdboden in Regen, Schnee und Kälte vorlieb. Wo dagegen Gelegenheit zum Schmausen und Schlemmen gegeben ist, da übernimmt sich der Kosak gern in Speise und Trank, und überläßt sich der wildesten Fröhlichkeit, an welcher jeder theilnehmen muß. Kein Hinderniß schreckt ihn, kein Strom, kein Gebirge hält ihn ab. Er sucht den Feind zu überrumpeln und wirft sich mit der größten Ungestüm auf ihn, prallt aber ebenso schnell zurück, wenn er kräftigen Widerstand findet. Seine Hauptstärke besteht darin, den Gegner fortwährend zu beunruhigen und dadurch zu ermüden, während er sich selbst durch eine ungemeine Wachsamkeit vor jeder Ueberrumpelung sicher stellt.

Mit Ausnahme der Gardekosaken sind die wenigsten Kosakenregimenter gleichmäßig bewaffnet und uniformirt. Die meisten sind nur eine Art Landwehr sämmtlicher Aufgebote, und können sich daher kleiden und bewaffnen wie sie wollen; doch bemerkt man bei ihnen immer eine gewisse Vorliebe für reichverzierte orientalische Waffen. Außer dem leichtgekrümmten Säbel, der häufig ohne Korb und Parirstange der tscherkessischen Schaschka ähnlich ist, der langen Lanze ohne Fähnchen und den Pistolen, führen viele Kosaken auch noch eine Büchse von sehr kleinem Kaliber und großer Tragweite, die sie vortrefflich zu führen wissen, denn sie sind ausgezeichnete Schützen. Mit diesem sogenannten Kosakengewehr nach dem Miniésystem, welches in seiner gegenwärtigen Vervollkommnung zu den vortrefflichsten Handfeuerwaffen gehört und jetzt in den Gewehrfabriken der kaiserlich russischen Regierung in ungeheuren Mengen verfertigt wird, werden nach und nach alle Kosaken der Linie und des allgemeinen Heerdienstes bewaffnet, damit sie gleichförmige Bewaffnung und Munition haben, und werden dann vermuthlich die Speere ablegen, welche eigentlich nur eine Nothbewaffnung waren. Diese Bewaffnung einer Masse so vortrefflicher Schützen mit sehr guten gezogenen Gewehren wird das russische Heer um mehr als hunderttausend gut Bewaffnete verstärken und die Leistungsfähigkeit dieser werthvollen leichten Truppen wesentlich erhöhen. — Die so ausgerüsteten Kosaken haben auch bereits im Krimkriege sehr wichtige Dienste geleistet und ihre Brauchbarkeit als Freischaaren und leichte Truppen vollkommen erprobt.

Die sogenannten Bauernkosaken aus dem Befreiungskriege, von welchen unsere Großmütter und Mütter noch erzählen, waren russische Bauern aus

Digitized by Google

allen Gegenden, welche man als Landsturm gepreßt und nur nothdürftig bewaffnet hatte, und glichen in ihrem äußern Aufzuge einigermaßen der bunten Horde, welche unser umstehender Holzschnitt abbildet, sind aber mit den eigentlichen Kosaken nicht zu verwechseln.

Der Winterkönig.

Von Adolf Beneke.

(Mit zwei Holzschnitten auf S. 137.)

Wirft man nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, so drängt sich sehr bald die Wahrnehmung auf, daß diejenige Persönlichkeit, an deren Namen sich die Anfänge dieses großen deutschen Krieges, die böhmischen Unruhen, knüpfen, Friedrich V. von der Pfalz, ebenso rasch vom politischen Schauplatze wieder verschwindet, wie er denselben als König von Böhmen eben erst betreten hat. Während der ganzen Dauer des Kampfes ist von ihm nicht mehr die Rede, und schon nach wenigen Jahren wissen viele seiner Zeitgenossen nicht einmal, wo er auf seiner Flucht eine bleibende Stätte gefunden hat. Gleich einem Meteor ist er erschienen und wieder verschwunden. Im ersten Augenblicke wird man eine solche Erscheinung, daß ein Fürst, den ein nicht unmächtiges Volk zu seinem Herrscher erwählt, der die Krone auch einige Zeit wirklich trägt und dann schließlich seinem Gegner in einer großen Schlacht erliegt, als eine auffällige bezeichnen. In der That ist sie es nicht. Die ersten Anfänge des dreißigjährigen Krieges dürfen als Religionskampf bezeichnet werden. Im weitern Verlauf verliert derselbe diese Eigenschaft indeß gänzlich und sinkt lediglich zu einem Kriege hinab, welcher der niedrigsten politischen Interessen wegen gekämpft wird, und in dem Jeder trachtet, sich auf Kosten des Gegners zu bereichern. Die Religion wird bald nur als Deckmantel der unwürdigsten Handlungen betrachtet und die Parteien und Interessen sind so plötzlich völlig andere, als sie zu Anfang des Krieges, als sie während der Regierung des Königs Friedrich von Böhmen waren, und das ist der eine Grund, daß dieser so bald in Vergessenheit geräth. Der zweite und wichtigere Grund dürfte indeß wohl der sein, daß dieser Fürst nimmer der Mann war, ein Volk, wie die aufrührerischen Böhmen, in einer Zeit, gleich der damaligen, zu bändigen, daß er, der weichliche, fast unmännliche Fürst niemals einer Verbindung, wie die Liga sie war, die Spitze bieten konnte. Seine eigene Schwäche war die Hauptursache, daß seine Sache so bald und er mit ihr unterging.

Am 16. August 1596 erblickte Friedrich, als Sohn des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und der Louise Juliane, einer Tochter Wilhelms von Oranien, das Licht der Welt. Theils in Heidelberg, theils in Sedan bei seinem Oheime, dem Herzoge von Bouillon, genoß der junge Fürst seine Erziehung, die gewiß nicht zu tadeln ist. Sie war eine strenge, besonders in kirchlichen Dingen. Dennoch konnte dieselbe dem großen Hange des jungen Fürsten für kostspielige, wenn auch unschuldige Vergnügungen, zu denen der Aufenthalt im Auslande nur zu viele Gelegenheit bot, keine Schranken setzen. Weich wie sein ganzer Charakter war, leicht empfänglich für alles Neue, dabei schwach und ohne jede Willenskraft, konnte diese Sucht für Aeußerlichkeiten, für Glanz und Pracht, dem jungen Fürsten in der nahe bevorstehenden Zeit, die männlichen Ernst und volle ungeschwächte Kraft und Energie von den Regenten forderte, nur verderblich werden. Dabei muß man Friedrich V. jedoch das Zugeständniß machen, daß die ganze Richtung seines Wesens eine sanfte, gemüthvolle und dabei zugleich eine streng-rechtschaffene war. Siebenzehn Jahre alt, vermählte er sich am 14. Februar 1613 mit Elisabeth Stuart, einer Tochter des Königs Jacob I. von England. Was die Lust an Glanz und Pracht betraf, so harmonirte diese trotz der kirchlichen Strenge, worin man sie in ihrer Confession erzogen und trotz der Abgeschlossenheit, zu welcher sie sich in Folge ihrer Majestät verpflichtet hielt, völlig mit ihrem Gatten, doch in ganz anderer Weise. Während Friedrich solche Aeußerlichkeiten um ihrer selbst wegen liebte, benutzte die englische Prinzessin sie nur dazu, um damit die ihr von Gott verliehene Stellung zu repräsentiren, wodurch sie sich als die würdige Tochter ihres Vaters zeigte, der von seiner königlichen Gewalt und Herrschaft auch mehr als überspannte Begriffe hegte. Die vielen Portraits, die von ihr noch vorhanden, zeigen uns sämmtlich das sprechende Bild einer kalten und stolzen Persönlichkeit, ganz so wie sie uns ihre Zeitgenossen schildern. Daneben erblicken wir in ihr zugleich das Bild einer Dame, die auf Schönheit ge-

Digitized by Google

wiß keinen Anspruch erheben darf, so daß es uns Wunder nehmen muß, daß später nach ihrem Falle Fürsten wie Christian von Braunschweig, der Bischof von Halberstadt ꝛc. für sie als Ritter auftreten konnten.

Froh und glücklich in die Zukunft schauend, die ihnen nur Kummer und Drangsal bringen sollte, verließen die Neuvermählten, denen die unzähligen, ihnen zu Ehren angeordneten Festlichkeiten doch endlich drückend und lästig werden mochten, nach ihrer Trauung am 20. April 1613 England, um sich nach Heidelberg zu begeben. Die ganze Reise glich einem Triumphzuge, festliche Empfänge drängten sich, und des Jubels war kein Ende. Im Haag trennte sich das junge Paar auf eine kurze Zeit, indem Friedrich nach Heidelberg eilte, um die dortigen Empfangsfeierlichkeiten für seine Gemahlin selbst anzuordnen, diese aber eine Rundreise durch die bedeutendsten holländischen Städte antrat. Erst am 8. Juni traf sie in ihrer Residenz ein. Der Einzug und die Festlichkeiten, die denselben begleiten, stehen einzig in ihrer Art da, und die Literatur der Beschreibungen derselben ist wahrlich keine unbedeutende.

Das Erste, worauf die Neuvermählten, nachdem die Festlichkeiten am 19. Juni ihre Endschaft erreicht hatten, Bedacht nahmen, war weniger die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen und ihres Landes, als vielmehr die Einrichtung ihres Hofstaates, der für die kleine Pfalz mehr als glänzend zu nennen ist, bedenkt man nur, daß derselbe aus 374 Personen bestand. Einfache Hofhaltungen kannte man übrigens dazumal auch in Deutschland schon nicht mehr. Frankreichs und Italiens böses Beispiel hatte längst Nachahmung diesseit des Rheinstroms gefunden, und Friedrich V. sowohl wie seine Gemahlin fanden ein Genüge darin, es den übrigen Fürsten Deutschlands gleich zu thun, ja sie hierin noch zu übertreffen. Dabei war die Hofhaltung in Heidelberg indeß eine höchst sittliche, wenn auch der gutmüthigste Leichtsinn dort herrschte.

So verflossen fünf Jahre, die einzigen glücklichen der Neuvermählten, in denen ihnen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, geboren wurden. Da brach das Jahr 1618 und mit ihm eine Zeit an, die dem Fürstenpaar nur Kummer, Noth und Beschwerden bringen sollte. Es begann jener große deutsche Krieg, der nur dem Namen nach des Glaubens halber geführt wurde. Seit dem Religionsfrieden von 1555 war die Zwietracht zwischen Katholiken und Protestanten und Reformirten eher größer als geringer geworden. Im Jahre 1608 traten die Letzteren zusammen und schlossen ein Schutz- und Trutz-Bündniß, die bekannte Union von Anhausen, welche Verbindung schon im folgenden Jahre eine gleiche Vereinbarung der katholischen Fürsten, die Liga, zur Folge hatte. Reibereien fanden von da ab zwischen beiden Parteien nur zu häufig statt, und im Jahre 1618 brach in Böhmen der förmliche Aufstand gegen das Kaiserhaus aus. Kaiser Mathias versuchte mit den Aufständischen Unterhandlungen einzuleiten, die jedoch schon am 20. März 1619 durch seinen Tod unterbrochen wurden. Sein Nachfolger Ferdinand war nicht geneigt, dieselben fortzusetzen, und die Protestanten hatten eine so große Antipathie gegen ihn, daß sie Alles aufboten, um seine Wahl zum deutschen Kaiser zu hintertreiben. Dennoch setzte er es durch, daß solche Wahl zu seinen Gunsten ausfiel. Die aufständischen Böhmen versagten ihm indeß die Anerkennung und wählten statt seiner den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem König. Bei seiner eigenen Schwäche, bei der Unselbstständigkeit seines ganzen Charakters zauderte der Erwählte anfangs mit der Annahme, doch getrieben von seiner stolzen ehrgeizigen Gemahlin, welche die bekannten Worte zu ihm sprach, daß sie mit einem Könige lieber Brot essen als an einer churfürstlichen Tafel schwelgen wolle', dann auch auf den Beistand der uniirten evangelischen Fürsten und seines Schwiegervaters Jacob I. rechnend, nahm er, der die Fähigkeit leider nicht besaß, einzusehen, welche Folgen solcher Akt nicht allein für ihn, sondern auch für ganz Deutschland haben mußte, die angebotene Königskrone an und eröffnete damit zugleich einen Kampf, der bei den unbedeutenden Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, nimmer zu einem guten Ende für ihn führen konnte. Selbst in Böhmen verlor Friedrich V., da er Calvinist und ein Fremder, die Sympathieen des Volkes bald, und seine Verbündeten, die Mitglieder der Union, die Evangelischen, anstatt fest und innig zusammenzuhalten, begannen selbst unter sich, als Lutheraner und Calvinisten, den Samen der Zwietracht und des Haders zu säen. Ganz anders traten dagegen die Katholischen zusammen. Unter Maximilian von Baiern war bald ein Heer auf die Beine gebracht, das 30,000 Köpfe zählte, in dem die beste Mannszucht

Digitized by Google

herrschte und das Heerführer wie Tilly in seinen Reihen zählte. Die Beschaffenheit des böhmischen Heeres war eine ganz andere. Zuchtlosigkeit herrschte in demselben, was ganz erklärlich, wenn man bedenkt, daß es dasselbe Heer war, welches die Revolution gegen das österreichische Kaiserhaus begonnen hatte, und in dem die an keine Subordination gewöhnten böhmischen Großen die Hauptsprache führten. Der Zustand desselben ward nicht besser, als der König Abenteurer, wie den Grafen Mansfeld, in seinen Sold nahm. Ein solches Heer zu bändigen, dazu war der weichliche schwache Friedrich V. nicht der Mann, und wohl kann es deshalb kein Wunder genannt werden, daß dies Heer, als es sich am 8. November 1620 bei Prag mit den Ligisten in eine Schlacht einließ, vollständig geschlagen ward. Damit war für den König, der an dem Kampfe nicht einmal Theil genommen, nicht nur eine Schlacht, sondern seine ganze Sache so vollständig verloren, daß er sich nur durch Flucht für den Augenblick größerm Ungemach entziehen konnte. Er nahm seinen Weg nach Schlesien. Doch auch hier fand er so wenig Schutz, daß er im Anfange des folgenden Jahres 1621 nach Brandenburg eilte, wohin seine hochschwangere Gemahlin schon einige Zeit vorher geflüchtet war, um daselbst ihre Entbindung zu erwarten, die am Weihnachtstage 1620 in Küstrin erfolgte. Furcht vor dem Kaiser veranlaßte den Kurfürsten Georg Wilhelm von Braudenburg, den Schwäger der unglücklichen Königin von Böhmen, dem geächteten Fürstenpaare schon bald den Aufenthalt in seinen Landen zu verbieten. Wie er handelten verschiedene andere deutsche Fürsten, so daß sich Friedrich glücklich preisen konnte, nach langem ruhelosem Umherirren endlich in Haag bei den Verwandten seiner Mutter ein Asyl zu finden, das freilich jammervoll und kümmerlich genug zu nennen war, indem es dem Königspaare dort oft selbst an dem Nöthigsten mangelte. Der Pfalz ward Friedrich natürlich vom Kaiser für verlustig erklart. Während von verschiedenen Seiten Versuche zur Wiedereinsetzung des Vertriebenen gemacht wurden, lebte er selbst mit seiner Gattin zwölf Jahre so in den drückendsten Verhältnissen, theils im Haag, theils in Frankreich, in welcher Zeit ihm noch neun Kinder geboren wurden, von denen wir hier nur die jüngste Tochter erwähnen wollen, Sophie, die 1658 dem Bischofe von Osnabrück, nachherigen Kurfürsten von Hannover, Ernst August, ihre Hand reichte, und durch welche dann später, 1714, die Krone Englands an das Welfenhaus kam. —

Friedrich V. sollte von all diesen für seine Familie glücklichen Ereignissen keine Kunde mehr erhalten. Schon lange vorher erlöste ihn der Tod von den vielen Leiden, die ihn auf Erden heimgesucht. Von den Parteigängern, die für ihn nach der Schlacht bei Prag auftraten, sind Christian von Braunschweig und der Graf von Mansfeld wohl als die bedeutendsten zu bezeichnen. Doch wurden ihre Bemühungen zu Gunsten des vertriebenen Königs von Böhmen, wie dies bei der Macht der gegnerischen Liga nicht gut anders sein konnte, nicht mit Erfolg gekrönt. Später knüpfte dann der Schwiegervater des Geächteten, der König von England, Unterhandlungen mit dem Könige von Dänemark an, und als diese zu keinem Resultate führten, schloß Jacob I. hierauf mit dem Könige Gustav Adolf von Schweden, der pfälzisch-protestantischen Sache wegen, ein Bündniß. Der Schwedenkönig landete in Deutschland und der vertriebene Friedrich von Böhmen faßte neue Hoffnung, umsomehr da das Glück der Waffen dem schwedischen Heere nicht ungünstig war. Da ward am 6/16. Novbr. 1632 die Schlacht bei Lützen geschlagen, in der Gustav Adolf den Heldentod fand. Mit ihm sank Friedrichs letzte Hoffnung ins Grab. Schon 13 Tage nach dem Tode des Schwedenkönigs am 19/29. November erfüllte sich in Mainz, woselbst sich der geächtete Fürst grade aufhielt, sein Geschick. Selbst nach seinem Tode fand der Unglückliche keine Ruhe. Sein Herz setzte man in der der Kirche zu Oppenheim bei, mit seiner Leiche aber flüchteten einige treue Diener des pfälzischen Hauses von Ort zu Ort, bis man sie endlich in Metz in Ruhe der Erde übergeben konnte. —

Da von den hinterbliebenen Kindern keins in dem Alter war, um die Rechte des pfälzischen Hauses weiter verfechten zu können, so trat der Bruder des Verstorbenen, der Pfalzgraf Ludwig Philipp, die Vormundschaft über die Familie an und leitete die Schritte, die für die Erwerbung des wieder zu gewinnenden Landes die zweckmäßigsten waren. Die Kämpfe deshalb zogen sich noch während der ganzen Dauer des dreißigjährigen Krieges hin. Erst nach dem westphälischen Frieden erhielt der Sohn Friedrich V., Karl Ludwig, einen kleinen Theil der Pfalz zurück und

Digitized by Google

zwar die Unterpfalz und die achte Kur, wogegen Baiern die Oberpfalz und die erste Kur zugesprochen ward. —

Was Elisabeth Stuart betrifft, so überlebte diese volle dreißig Jahre ihren Gatten, eine Zeit, die wahrlich keine glückliche zu nennen ist für die stolze Tochter Englands, die oft am Nothdürftigsten Mangel litt, und lediglich auf die Gnade ihrer Verwandten angewiesen war. 1649 zog ihr Sohn als Kurfürst in Heidelberg ein, und die gebeugte Fürstin gab sich der Hoffnung hin, daß ihre Noth zu Ende, indem ihr Sohn gewiß wieder gut zu machen suchen würde, was das Schicksal Trauriges über sie verhängt. Die Hoffnung erwies sich als eine trügerische, indem der junge Kurfürst so gut wie nichts für seine Mutter that. 1660 kehrten dann die vertriebenen Stuarts auf den englischen Thron zurück, und Elisabeth eilte vertrauensvoll nach England. Doch auch hier kannte man sie nicht mehr, und ihre Verwandten behandelten sie stolz und kalt. Das beugte die hart geprüfte Frau vollends nieder und schon zwei Jahre nach ihrem Eintreffen in England erlag sie dem Kummer und Grame. Sie starb fast unbemerkt. Man hatte sie eben vergessen.

Florenz.

(Mit Holzschnitt auf S. 144.)

Florenz, die herrliche Stadt am Arno, der Schauplatz einer der interessantesten und folgenreichsten Entwickelungen in der Geschichte unserer Kultur, die Vaterstadt jenes großen Dante, den alle dem Namen und nur so Wenige dem Wesen nach kennen, die Residenz der Mediceer, wäre uns allen schon durch seine Geschichte, Kunstschätze und Denkmäler wichtig, auch wenn es nicht zur Hauptstadt des neuen Königreichs Italien erkoren worden wäre! — Florenz! welche Ideen und Erwartungen und Vorstellungen ruft dieser Name in uns wach, und welche Herrlichkeit und Pracht erwarten wir von ihr! Aber wie sehr werden wir enttäuscht, wenn wir Florenz selbst betreten, eine alte Stadt voll düsterer enger Straßen mit hohen Häusern von unscheinbarem räucherigem Aeußern, schmale enge Plätze, von einem Labyrinthe von Gäßchen umgeben! Und nun erst die Paläste von Florenz, von deren Pracht und Kunstschätzen wir so viel lesen und die wir uns als herrliche Meisterwerke der Baukunst vergegenwärtigt haben; wenn wir sie nun sehen, erkennen wir in ihnen düstere, rauchgeschwärzte hohe Steinhäuser oder mittelalterliche Städteburgen mit Schießscharten und Zinnen, und himmelweit entfernt von den Schöpfungen Palladio's und anderer Baumeister des Mittelalters und der Renaissance, welche wir in ihnen zu sehen hofften.

Allein wenn auch der Eindruck der neuen Hauptstadt des Königreichs Italien auf den ersten Anblick einigermaßen enttäuscht, so ist doch Florenz eine Stadt, welche bei näherer Bekanntschaft nicht nur entschieden gewinnt, sondern wieder in alle jene Rechte tritt, welche unsere geschäftige Phantasie ihr zuvor aus der Ferne zugestand. Der Zauber seiner Lage in dem weitgesprengten Arnothal und am Fuße der schön geschwungenen Vorhügel des Apennin ist überwältigend und kann durch die engen finsteren Straßen und Plätze der Stadt nicht geschmälert werden. Und für den Gebildeten behalten die baulichen und Kunstdenkmäler von Florenz ihren alten unvergleichlichen Werth, wenn ihn auch die Stadt selbst und noch mehr ihre heutigen Bewohner enttäuschen, die unter den Italienern der Gegenwart für die körperlich unschönsten, geizigsten und nüchternsten gelten, wenn er auch in den neuen Straßen und Quartieren der Stadt nur ungeheure, unschöne, stylloſe Civilkasernen von Wohnhäusern sieht, welche nur für reiche Engländer, Russen und andere Fremde berechnet sind, und wenn ihn in der alten Stadt manchfach höchst unklassischer Zopf oder mittelalterlicher Schmutz und Gestank anwidern. Für den Gebildeten behalten die Kunstschätze, welche die Kirchen und Paläste von Florenz umschließen, ihren unvergleichlichen Werth abgesehen von ihrer sonstigen Umgebung, abgesehen von der rasenden Theurung von Wohnungen und allen Lebensbedürfnissen in der neuen Hauptstadt Italiens, und für den Kenner der Geschichte und der Kunstentwicklung bevölkern sich diese finsteren Straßen mit einer Menge geschichtlicher Gestalten, und beleben sich diese Kirchen, Klöster, Paläste, Gassen und Plätze mit dem Andenken aller jener Männer, denen Florenz seine hervorragende Stellung in der Geschichte und dem Kulturleben Italiens verdankt; wie Dante, den Mediceern, Fiesole, Savonarola, Ghirlandajo, Michel Angelo, Brunelleschi, Lorenzo Ghiberti, Machiavelli und Hunderten Anderer, die zu den größten

Digitized by Google

Florenz.

und geachtesten Namen Italiens zählen. Der Fremde lernt dann begreifen, warum schon seit Jahrhunderten Florenz in ganz Italien nur die Schöne heißt, die Schöne um ihrer herrlichen malerischen Lage wie um ihrer Kunstschätze und des feineren gebildeten Tones und Sinnes ihrer Bewohner willen, welche trotz allem Ungünstigen, was ihnen der Volkswitz und das Sprüchwort andichtet, doch in Bezug auf ästhetische und wissenschaftliche Kultur und politische Bildung bis auf die jüngsten Jahrzehnte hinaus den übrigen Italienern um ein Namhaftes voran waren. Und jeder, welcher Florenz aus längerem Aufenthalte kennt, wird beipflichten, daß so lange Rom noch nicht zum großen Königreiche des freien und einigen Italiens geschlagen ist, keine andre Stadt günstiger gelegen und der Ehre, die Hauptstadt zu seyn, würdiger sey, als Firenze la Bella, das schöne erhabene Florenz.

Gedankenspäne und Sinnsprüche.

Reichthum zu erwerben macht nicht glücklich; ihn zu verlieren macht uns aber elend.

Wir gebrauchen den Reichthum gewöhnlich, wie die Kinder ihr Spielzeug — um uns zu amüsiren, bis wir einschlafen.

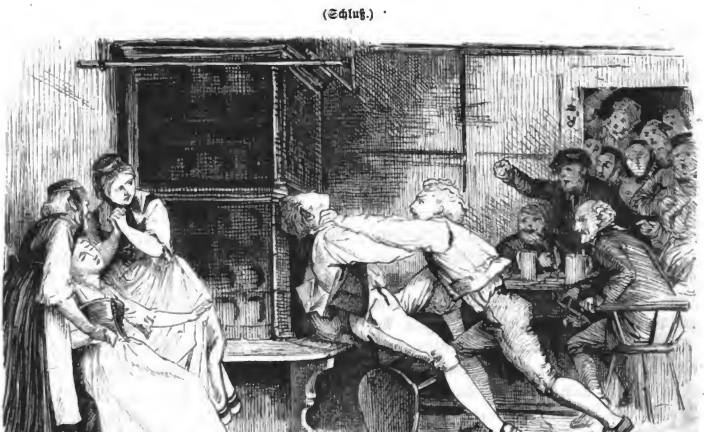
Jedes Mal, wo Du vermeidest, ein Unrecht zu thun, steigerst Du Deine eigene Neigung, das Richtige zu leisten.

Digitized by Google

Gretchen von der Waſenmühle.

Eine Jugend-Erinnerung.

(Schluß.)



Johannes Schlegel rauft ſich mit dem Bäckerhelm.

Als das Frühjahr da war, hatte der Thomas Erkener es bei der Herrſchaft herausbekommen, daß er drunten auf ſeinen Waſenwieſen die Mühle wieder aufbauen dürfte, von der noch Grundgemäuer und Mühlgraben vorhanden war. Er begann alſo zu bauen, und die Gemeinde gab ihm zwölf ſtarke Eichen dazu aus dem Communwald. Zu Johannis ſtand die Mühle ſchon, und die Erkeners zogen hinunter, und ich ward traurig, denn ich ſollte nun das Gretchen nicht mehr ſo oft ſehen; ihr Vater hatte das Haus da drüben an einen Bäcker verkauft, der die Tavernwirthſchaft erwarb. Aber als ſo gegen Jakobi das Mühlwerk eingeſetzt war und angelaſſen werden ſollte, da fiel der alte Erkener über die Schütze, gerieth unter das Rad und ward für todt aus dem Waſſer gezogen. Er hatte den Arm und das Schlüſſelbein gebrochen und ſchwere Verletzungen am Kopfe, ſo daß wir an ſeinem Aufkommen verzweifelten. Der Phyſikus aus Schorndorf empfahl mir ihn auf die Seele, wenn er davon kommen ſollte, und drei lange Wochen war ich beinahe Tag und Nacht um ihn, und wachte jede zweite Nacht mit Gretchen an ſeinem Bette. Der Alte lag meiſt bewußtlos, Gretchen weinte ſich ſchier die Augen aus, und ich tröſtete ſie und ihre Mutter. Halbe Nächte lang ſaß ich ſtumm neben dem Mädchen in der Stube, hatte Gretchens Hand in der meinigen und ſchaute ihr in die lieben blauen Augen. Wir ſprachen kein Wort und verſtanden uns doch, und wenn wir mit

Digitized by Google

einander sprachen, waren es ganz andere Dinge, als was wir für einander da drinnen fühlten. Und als ihr Vater wieder genas, ging ich noch lange täglich in der neuen Mühle aus und ein, und da schickte es sich ab und zu, daß wir einander verstohlen die Hand drückten oder ein paar freundliche Worte sagten. Der alte Erkener war jetzt auch etwas freundlicher gegen mich, und die Mutter hatt' ich ganz auf meiner Seite.

„Wenn ich aber auch voll der kühnsten Hoffnung war, so wagt' ich doch nicht, um Gretchen anzuhalten, denn der Alte hatte gesagt: vor vier oder fünf Jahren gebe er das Mädel noch nicht aus dem Haus; erst müsse die Lene herangewachsen seyn, um Gretchens Stelle in der Wirthschaft einzunehmen. Und dann war für mich die Zeit zum Freien auch noch nicht gekommen, denn meine Eltern waren in einer großen Verlegenheit: der alte Landvogt Haid war gestorben, seine Erben hatten das Geld gekündigt, welches auf unserm Häuschen stand, und wir hatten Mühe, es anderwärts aufzutreiben, bis endlich mein ehemaliger Prinzipal, der alte Stoll in Stuttgart, Aushülfe leistete. Das war aber an dem Tage noch nicht geschehen, wo das passirte, was der eigentliche Stein des Anstoßes für mein Lebensglück war.

„Ihr wißt ja, alle Jahre am Andreasfeiertag ist Flachsmarkt in Schorndorf, und die Mädchen und Weiber aus der ganzen Gegend kommen da zusammen, um Flachs und Hanf zu kaufen und zu verkaufen; und da fehlen denn auch die Burschе nicht, zumal da ein Krämermarkt damit verbunden ist. Ich wußte, daß Gretchen und ihre Mutter auch auf den Flachsmarkt gingen, brach mir also ebenfalls eine Ursache vom Zaune, um dorthin zu gehen, und traf auf dem Wege mit den beiden zusammen. Ich legte mir vor der Mutter keinen Zwang mehr an, um mit Gretchen schön zu thun, und als wir am Silberschmied Raiser vorüberkamen, kaufte ich Gretchen eine silberne Kette mit einem Henkelpfenning, weil ihre Mutter mir eine silberbeschlagene Maserpfeife mit schweren Ketten geschenkt hatte, als Dank für meine eifrige Pflege bei dem Wasenmüller, wie Thomas Erkener nun hieß. Ich war so stolz, daß ich mir von den reichen Leuten nichts schenken lassen wollte. Gretchen schenkte mir dagegen einen Strauß an den Hut und war seelenvergnügt und stolz auf mein Geschenk, und ihre Mutter hatt' es geschehen lassen, denn sie war eigennützig. Wie wir nun im Ochsen sitzen und zehren, ehe wir wieder heimkehren, kommt eine Bande Gmünder Musikanten ins Wirthshaus und spielt auf. Und weil Gretchen wegen der Krankheit ihres Vaters nicht zum Kirchweihtanze gekommen war, läßt sich ihre Mutter erbitten, noch eine Stunde länger zu bleiben, damit sie ein paar Tänze mit mir mache. Kaum haben wir nun ein paar Mal mit einander getanzt, so kommt der Bäcker-Wilhelm auch ins Wirthshaus und sieht uns zu. Nun kann ich euch sagen: wie das Gretchen tanzte, so habt ihr noch nicht viel gesehen — es war nur so als schwebte sie über den Boden, und die helle Freude und Seligkeit lachte ihr aus den Augen. Ich sah's dem Wiedmayer an, daß er vor Neid ganz gelb ward und mich mit den Augen schier durchbohrte; ich las es ihm an den Augen ab, daß er bei den jungen Burschen über mich witzelte, und das Blut schoß mir in den Kopf, so oft ich beim Tanz in seine Nähe kam. Wär' nicht mein Herz so voll von Freude darüber gewesen, daß ich mit Gretchen tanzen durfte, sie so in meinem Arm halten und an mein Herz drücken konnte und daß die Leute alle mit Wohlgefallen auf uns blickten und sich laut sagten: wir beide seyen das schmuckste Paar, wie es die Tauben nicht schöner zusammentragen könnten, und gleichsam für einander geschaffen, was mir im innersten Herzen wohlthat, — so hätt' ich längst den Bäckerhelm gepackt und hinausgeworfen. Aber Gretchen las es mir im Gesicht ab, was in mir vorging, drückte mir die Hand und flüsterte: „Laß ihn, den Neidhammel; er soll uns die reine Freude nicht stören!"

„Mit Einem Male aber schien der Bäckerhelm zu einem Entschluß gekommen; als einer der Tänze aus war, ging er zu den Musikanten hin, warf ein Käpperle (eine Viertelskrone) auf den Tisch und bestellte sich einen Extratanz, zog dann das Wamms herunter und kam auf uns zu. „Gretchen, ich bitt' mir auch einen Tanz aus — einen Extratanz," sagte er, ohne mich anzusehen. — „Nein, Wilhelm, ich kann nicht," versetzte Gretchen; „der Johannes hat mich hergeführt, und ich tanz' heut' mit keinem Andern als ihm!" — „So?" rief der Bäcker und sein Gesicht ward dunkelroth wie eine Pfingstrose; „hat er Dir's verboten, der dumme Seifensieder?" — Ich hatte schon die Hand ausgereckt, um ihn zu packen, aber Gretchen hielt mich zurück. „Nein," versetzte sie; „er

Digitized by Google

hat mir nichts zu befehlen noch zu verbieten; was ich thu', das thu' ich von mir selbst. Aber da Du nur hergekommen bist, um Streit und Unfried zu suchen, so will ich nichts von Dir wissen, und halt' mich zum Johannes." Und damit drehte sie ihm stolz den Rücken. Die Mädchen kicherten hinter ihm her, die jungen Burschen lachten ihn aus, daß er so derb abgefertigt worden war, und als er sich eine Tänzerin für seinen Extratanz suchte, wollte keines der Mädchen mit ihm tanzen, um so mehr als er schon angetrunken war. Da rief er: „Wartet, ihr hochnäsigen Bauernmädel, wenn ihr nicht mit mir tanzen wollt, so hol' ich mir ein Stadtmädle!" und damit ging er zur Stube hinaus. — „Aufgespielt! der Widmayer kann seinen Extratanz nachher haben!" riefen die Burschen; „Johannes, Du tanzest vor mit dem Gretchen!" Wir traten in die Reihe und tanzten, waren aber kaum einmal herumgewalzt, da kam der Bäckerhelm mit der Ochsenwirths-Tochter in die Stube herein, und als er den Tanz sah, da sprang er vor, stellte mir ein Bein und plumps! da lag ich sammt dem Gretchen. Ich raffe mich auf und helfe zuerst Gretchen vom Boden auf; der Bäckerhelm entläuft dir ja nicht, denk' ich; der kann hernach noch seine richtigen Prügel kriegen. Aber wie ich Gretchen aufhebe, sehe ich daß ihr das Blut über die Stirne läuft, denn sie war mit dem Kopf gegen den Ofenstein gefallen und hatte eine große Wunde auf der Stirn. Da übermannt mich die Wuth, — ich nehme mir kaum Zeit, Gretchen in den Großvaterstuhl am Ofen zu setzen und ihrer erschrockenen Mutter zu übergeben, dann stürz' ich auf Widmayer, der bereits einen Stuhlfuß abgeschlagen hatte und mir entgegenschwang. „Komm' her, Du Lump, Du Schnurrer, Du Bettelsack!" schrie er mir zu; „glaubst Du, solch ein Seifensieder wie Du dürfe mir meinen Extratanz verderben? Geh' heim und zahl' Deines Vaters Schulden, anstatt mit dem Geld von Deinen Pfuschkunden groß zu thun und den Mädeln silberne Anhenker zu kaufen, Du liederlicher Balbierer!..." Mehr aber bracht' er nicht aus seinem wüsten Maul, denn ehe er noch schlagen konnte, hatt' ich ihn behend unterlaufen und gegen den Ofen geschleudert, daß er zusammenbrach; dann nahm ich ihn wie ein kleines Kind, und trug ihn aus der Stube und warf ihn die Treppe hinunter. Was darauf geschah, weiß ich nicht mehr; nur soviel entsinn' ich mich noch, daß ich bei Gretchen stand und ihr das Blut abwusch und die Wunde verband, und just als sie die Augen wieder aufschlug und mich lieb und dankbar ansah und meine Hand ergriff, da kam der Ochsenwirth herein mit einem sehr verstörten und erschrockenen Gesicht, rüttelte mich am Arme und sagte: „Mach' daß Du fortkommst, Johannes, ehe Dich die Landreiter packen! Hast saubere Geschäfte gemacht! Der Wiedmayer liegt drunten im Stall und ist maustodt, hat das Genick gebrochen! Dem hilft kein Doktor und kein Barbier mehr! Rette Dich, sonst kostet es Dich den Kopf!"

Gretchen erschrack darob so sehr, daß sie sogleich wieder in Ohnmacht fiel, und mich selbst erfaßte ein tödlicher Schreck. „Mach daß Du fortkommst, Johannes," flüsterte mir die Wasenmüllerin zu; „thu' Deinen armen Eltern die große Schande nicht an!" Auch meine Kameraden redeten mir zu, zogen mich aus der Stube und die Stiege hinunter und führten mich durch den Stall und den Hof in's Freie. „Lauf dem Walde zu und dann über Lorch ins Gmündische und Ellwangische; dort kriegen Dich die Landreiter nicht mehr!" Im Vorbeigehen hatt' ich den Bäckerhelm noch auf dem Bett des Hausknechts im Stalle liegen gesehen, regungslos, bewußtlos, aus Mund und Nase heftig blutend, und ich dachte nicht anders, als daß er wirklich den Hals gebrochen hätte. Ich lief die ganze Nacht auf gutes Glück über Berg und Thal, ohne zu wissen, was ich that, denn mir war zu Muthe, als haben mich Gott und die Welt verstoßen und der Henker sey schon hinter mir mit seinen Knechten. Das Gewissen schlug mich mit all seinen Schrecken; ich dachte nicht mehr an Gretchen, sondern nur an meine armen Eltern, denen ich das Herz gebrochen habe; ich wußte, wie viel mein Vater auf seinen guten Namen hielt. So lief ich denn, ich wußte nicht wohin, und sah den Leuten an, daß sie sich vor mir fürchteten, denn ich war wie ein Verzweifelter. Am vierten Tag war ich in Donauwörth, wo ich einen Floß oder ein Ulmer Schiff abwarten wollte, auf welchem ich um Arbeit nach Wien fahren konnte, wie es damals die Handwerksbursche thaten. Ich hatte Eile, möglichst weit von der Heimath fort- und nach Wien zu kommen, wo ein früherer Kollege und Kamerad von mir, mit welchem ich bei Meister Stoll in Stuttgart in Kondition gestanden, lebte. Dem

Digitized by Google

wollte ich mich anvertrauen; ich fühlte, daß ich eine schleichende Krankheit in den Gebeinen herumtrug, und mein Geld war nahezu am Ende. Aber es sollte nicht so weit kommen. Am Abend kamen kurmainzische Werber in unsere Herberge zum „Schiff", brachten Spielleute mit und traktirten; ich war weder zum Tanzen noch zum Trinken aufgelegt, sondern blieb in einer Ecke sitzen und mied die Soldaten. Aber der Feldwebel, welcher bei den Werbern war, ein rechter Galgenvogel, ließ mich nicht aus den Augen, und als ich endlich zu Bette ging und mir der Wirth hinaufleuchtete in meine Kammer, da war mir als schliche der Feldwebel uns nach. Am andern Morgen rissen mich zwei von den Werbern aus dem Bette und befahlen mir aufzustehen und mitzugehen, ich sey Soldat. Ich weigerte und wehrte mich, da holten sie die Polizei und wiesen nach, daß ich fünf blanke Thaler Handgeld und die unterschriebene Kapitulation in der Tasche hatte, und ich war also kurmainzischer Soldat; der Wirth bezeugte es, und alle meine Betheuerungen halfen nichts. Ich hatte keine andere Wahl, als entweder mit den Werbern zu gehen oder mich als Landstreicher ohne Papiere in's Spinnhaus stecken oder auf dem Schub in die Heimath bringen zu lassen, wo meiner noch mehr Schmach und Elend wartete. Als all mein Wüthen nichts half, als daß man mich wie ein Thier mißhandelte und mir Ketten anlegte, ergab ich mich darein, allein bis wir nach Schwabbach bei Nürnberg gekommen waren, hatte meine Krankheit sich ausgebrütet und ich konnte nicht mehr weiter, wenn mich die Werber mit den Gewehrkolben auch halb todt schlugen. Ich verlor die Besinnung und lag im wildesten Fieber; nur dunkel erinnere ich mich, daß ich einige Tage lang auf einem Wägelchen im Stroh mitgeführt und von meinen Unglücksgefährten verpflegt wurde, denn wir waren etwa unser zwanzig Neuangeworbene. Endlich aber ließen mich die Werber in Miltenberg am Main in einem Stalle liegen, wo mitleidige Menschen sich meiner annahmen und mich nothdürftig nährten. Ich erholte mich wieder langsam, und bettelte mich nun mühselig durch, hatte aber viel Verfolgung von der Polizei zu erleiden, denn ich trug noch die Lumpen von der kurmainzischen Uniform, welche mir die Werber statt meiner Kleidung vor das Bett gelegt hatten.

In kurzen mühseligen Reisemärschen, bettelnd und fechtend, kaum die nothdürftigsten Kleider auf dem Leibe, kaum einen Bissen trockenen Brods für den Hunger, schleppte ich mich im harten Winter durch den ganzen fränkischen Kreis der böhmischen Grenze zu. Was ich damals ausgestanden, leiblich und geistig, ist nicht in Worte zu fassen; ich will es meinem schlimmsten Feind nicht wünschen. Endlich in Tirschenreuth brach ich wieder zusammen und ward in das städtische Lazareth geschafft, wo ich viele Wochen lag. Der Wundarzt des Lazareths zeigte mir einige Theilnahme und nahm sich meiner an, als er erfuhr, daß ich ein Kollege von ihm sey, und der Pater Kapuziner, der ab und an die Seelsorge im Lazareth versah, wollte mir ebenfalls wohl, und als ich ihm eines Tages mein hartes Lebensschicksal erzählt hatte, rieth er mir, als Feldscheer unter die österreichischen Truppen zu gehen, wo ich unerkannt mich noch vorwärts bringen könne, und versprach sich für mich zu verwenden bei dem Obristwachtmeister eines Regiments, das gegenwärtig in Pilsen liege und Marschbefehl nach den Niederlanden erwarte, wohin Verstärkungen geschickt würden, da ein Krieg mit den Franzosen bevorstehe. Ich sah ein, daß der Rath gut war, denn arm, hülflos und geächtet, wie ich war, blieb mir keine andre Wahl übrig, als der Soldatenrock, welcher mich dazumal allein vor dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu schützen vermochte. Und wie verfehlt und elend mein Leben auch war, die undeutliche Hoffnung, dereinst meine Heimath und meine guten Eltern noch einmal wiederzusehen, hielt mich doch aufrecht und half mir mein äußeres und inwendiges Elend ertragen.

Genug, vierzehn Tage nach dieser Unterredung schwur ich dem Kaiser Leopold II. in Pilsen den Fahneneid und marschirte mit dem Regiment Toscana nach den Niederlanden als Feldscheer. Das war zu Anfang des Jahres 1792, und damit begann meine Kriegszeit, von welcher ich euch schon so viel erzählt habe, und die mit der Schlacht von Hohenlinden endete, wo ich als Gefangener den Franzosen in die Hände fiel. Ich hatte den ganzen Krieg acht Jahre lang mitgemacht, in den Niederlanden, am Rhein, in Italien, in Tirol und der Schweiz; ich hatte Jammer, Noth und Elend in den Lazarethen und Spitälern kennen gelernt, wo ich mir das starke Tabakrauchen angewöhnte, das ich nie wieder habe lassen können. Ich hatte tausendfältig die Wahrheit des

Digitized by Google

Spruchs empfunden, daß wer seinen Eltern und seinem Gewissen nicht gehorchen lernt, dem Kalbfell folgen muß. Ich hatte Tag und Nacht meinen Zorn von damals bereut und mir Mühe gegeben, meiner Leidenschaft allzeit Herr zu werden. Ich hatte stündlich den lieben Gott gebeten, mir meine Unthat zu verzeihen; wenn aufrichtige Reue ein Vergehen büßen kann, so hatte ich das meinige sicher abgebüßt. Wie oft und viel mich auch der Kriegsbesen hin und her geschüttelt hatte, nach Schwaben war ich nie gekommen, und aus der Heimath war mir acht Jahre lang keine Kunde zugekommen, denn ich hatte nie den Muth gehabt, an meine Eltern zu schreiben, und nie jemand getroffen, durch den ich auf Umwegen etwas hätte erfahren können. Ich hatte sogar meine guten Eltern schon als todt beweint, und wenn ich an Gretchen dachte, so war's auch nur mit der schmerzlichen Erinnerung, daß sie für mich verloren sey, denn das reine Wesen mochte doch sicher mit einem Mörder nichts zu schaffen haben. Nun sollte ich mit Einem Male unversehens wieder etwas von der Heimath hören.

„Eines Mittags gegen Ende Januars Anno Eins zog ich mit einem großen Trupp österreichischer Gefangenen über die Rheinbrücke in Basel, denn wir waren nach Belfort bestimmt. Eine Menge Leute standen auf den Straßen, um uns passiren zu sehen, denn man bemitleidete uns. Auf einem freien Platz vor einer Kirche oben in der Stadt Basel machten wir Halt und erhielten Brod ausgetheilt, das unsere Bedeckung requirirt hatte. Da saßen und lagen wir denn im Schnee auf dem Boden herum, und ich hockte auf meinem Tornister auf einer Haustaffel und aß einen Teller voll heißer Suppe, den mir eine gutherzige Frau heruntergeschickt hatte, denn wir waren elend verkümmert. Da schlägt mir plötzlich jemand auf die Schulter und sagt auf gut Schwäbisch: „Grüß Di Gott, Johannes! Du bist ja doch des Balbierer Schlegels Johannes aus G.?" Ich denke, mich trifft der Schlag, denn ich sehe in ein wildfremdes Gesicht von einem Bäckergesellen, der in Hemdärmeln und Schürze vor mir steht. Da sagt der: „Kennt Er mich denn nicht mehr! Johannes? ich bin ja der Ludwig Seiler aus unserm Ort, der Eurem Haus gradüber vor acht Jahren beim Bäcker Daumiller in der Lehr' gewesen! Er hat mir ja manchmal das Haar geschnitten, und Sein Vater ist mir immer freundlich gewesen!"

„Ich saß da wie versteinert, aber die hellen Thränen liefen mir über die Wangen, und ich drückte dem Bäckergesellen die Hand. Und nun erzählte er mir, daß man mich längst für todt und verschollen gehalten, daß meine Eltern noch lebten und auch der Wilhelm Wiedmayer, der mit ein paar Wochen Krankseyn davon gekommen sey, und daß das Gretchen von der Wasenmühle ebenfalls noch lebe, aber gar nicht mehr froh geworden sey und ganz traurig und bleich herumgehe; daß des Bäckerhelms Vater gestorben sey und er den alten Schultheiß noch beerbt habe und nun ein angesehener und reicher Mann sey und daß, wie Ludwig gehört, meine Eltern mich längst in der Zeitung aufgefordert haben, nach Hause zurückzukehren, da ich straffrei sey, denn meine Kameraden hatten alle vor Amt für mich gezeugt, daß der Bäckerhelm den Streit absichtlich begonnen und mich herausgefordert habe, und das Amt hatte die Verfolgung gegen mich eingestellt.

„Ach, ihr Jungen!" fuhr der alte Mann fort, und die hellen Thränen hingen ihm wieder in den grauen Wimpern; „was mir damals durch die Seele ging, wie mir der Bäckerknecht das erzählte, und ich ihm um den Hals gefallen war und weinte, das kann ich euch nicht in Worte fassen. Es war mir froher und feierlicher zu Muthe als einem armen Sünder, der unter dem Hochgericht noch begnadigt wird, und mit Einem Male lächelte mir wieder eine glückliche Zukunft. So war denn mein stetes Gebet um Gnade erhört worden, und all die Trennung und der innere Reueschmerz und alles was ich in acht Jahren erduldet hatte, war nur über mich verhängt worden, um mich zu läutern und zu bessern und an meinem Herzen zu arbeiten. Und Gretchen, an welcher meine ganze Seele hing, war noch ledig und frei, und meine Eltern lebten noch! das war der Freude und Wonne beinahe zu viel für mich, und es war gut, daß Ludwig mir durch die Bemerkung, er sey schon Jahr und Tag von Hause fort, einen Dämpfer aufsetzte, sonst hätte mich, glaub' ich, die Freude um mein Bißchen Verstand gebracht. Wie ich ihm aber dankte, das kann ich euch nicht sagen: jene Raststunde vor der Kirche in Basel war eine der glücklichsten meines Lebens, denn sie gab mir die beglückende Ueberzeugung, daß mir der Vater im Himmel meine Sünden verziehen.

„Doch nun mußten wir wieder fortmarschiren, nach

Digitized by Google

Hüningen und Belfort, und unterwegs hatt' ich genug zu thun, um meinen gefangenen Kameraden zu erklären, was denn der räthselhafte Auftritt von vorhin zu bedeuten gehabt habe. Und die meisten wünschten mir Glück zu meiner Freude und meinen Aussichten. Ich fühlte vor Wonne und Frieden den Boden nicht mehr unter meinen Füßen. Aber in den Kasematten von Belfort hatt' ich mehr Zeit, über die Sache nachzudenken und dem Zweifel nachzuhängen, ob denn meine Eltern auch wirklich noch lebten und ob Gretchen noch frei sey und an mich denke; der Ludwig war ja schon über ein Jahr von Haus entfernt. Die Ungeduld, nach Hause zu reisen, verzehrte mich beinahe und ich machte die abenteuerlichsten Pläne zur Flucht: aber wir wurden allzu gut bewacht. Lange sucht' ich vergebens um die Erlaubniß nach, in meine Heimath schreiben zu dürfen, aber vergebens. Das war hart. Da hörten wir eines Morgens, der Friede sei geschlossen, der Friede von Lüneville, und wir würden bald frei. Das war mir ein rechter Himmelstrost, und nun durft' ich auch nach Hause schreiben an meinen guten Vater, und that es denn sogleich, und nach Wochen kam ein Brief von meiner Schwester Christine, deren Handschrift ich sogleich erkannte und den ich mit zitternden Händen und überströmenden Augen aufriß.

„Gott zum Gruß, lieber Bruder Johannes," schrieb sie; „Dein Brief ist uns richtig zugekommen und hat uns große Freude verursacht, und wir haben alle dem lieben Gott auf den Knieen gedankt. Der Vater und die Mutter leben noch und sind wohl, und der Vater hat Dir die Kundschaft erhalten. Ich aber bin seit vier Jahren an den Wagner Sautter verheirathet, und hab' schon zwei Kinder, wovon das älteste nach Dir getauft ist. Du darfst jede Stunde wieder in's Ort kommen und geschieht Dir nichts mehr, denn über die alte Geschichte ist Gras gewachsen, und der Wilhelm lebt noch, aber ein schlimmes Leben. Das Gretchen lebt auch noch, aber wir lassen es vorerst niemand merken, was wir von Dir wissen. Mein Mann grüßt Dich als unbekannt mit herzlicher Liebe, und wir hoffen, daß dieser Brief Dich gesund und wohl antreffe, und daß Du bald zu uns kommst, denn der Herr Pfarrer sagt, es sey nun Friede, und Du brauchest nicht mehr unter den Kaiserlichen zu dienen. Es grüßt Dich im Namen Aller von Herzen

Deine treue Schwester Christina Sautterin."

„Dieser Brief, den ich wohl tausendmal unter tiefer Rührung gelesen, bis er mir unter den Fingern zerbröckelte, erfüllte mir die Seele mit einer unbeschreiblichen Freude. Ich war wie neugeboren; aller Gram und alles Leid der vergangenen acht Jahre waren vergessen, und ich hatte nur Einen Gedanken, mich sobald wie möglich wieder zu den Meinigen zu begeben. Eines freute mich ganz besonders — das nämlich, was sie mir von Gretchen schrieben, deren meine Schwester Christine gewiß nicht erwähnt hätte, wenn sie nicht noch frei gewesen wäre. Es sah meinem wackeren Vater ganz gleich, daß er dem Mädchen nicht eher Hoffnungen geben wollte, als bis er gewiß wußte, daß ich nach Hause kam.

„Einige Tage später kündigte uns ein französischer Stabsoffizier an, daß wir Kriegsgefangene entlassen seyen und nun in unsere Heimath zurückkehren dürften. Wir mußten nun allesammt mit Etappengeldern nach Strasburg marschiren, und dort sollten uns österreichische Offiziere in Empfang nehmen und nach unseren Regimentern zurückbringen. Nun wußte ich wohl, daß ich in diesem Falle meine Entlassung aus dem kaiserlichen Dienst nicht bekommen würde, ehe meine Kapitulation um war, und da ich nicht Lust hatte, noch zehn Jahre zu dienen, so desertirte ich in dem Nachtquartier von Strasburg, kaufte mir von einem Juden alte Kleider, denn ich hatte noch einige Dukaten bei mir, die im Hosenbund meiner Uniform eingenäht gewesen waren, kam bis Hagenau, fuhr bei Breisach über den Rhein und gelangte glücklich nach Hause. Mein alter Vater, meine Mutter, Schwager Sautter und Christine waren nach Cannstatt gefahren, als die österreichischen Kriegsgefangenen durchkamen, hatten nach mir gefragt und mich schon als verloren betrauert, als sie erfahren, daß ich seit Strasburg fehlte. Um so größer war aber nun die Freude, als sie mich wieder in ihrer Mitte hatten, und ich ihnen den Grund meiner Desertion angab, und wir gelobten einander unter Thränen, uns nicht mehr zu trennen.

„Ihr könnt euch wohl denken, Jungens," fuhr der alte Wundarzt nach einer Pause fort, während deren er die aufregenden Nachklänge der Erinnerungen an jene Zeit sichtlich hinuntergedrückt hatte, — „ihr könnt euch denken, daß eine meiner ersten Fragen dem Gretchen galt. Aber niemand antwortete mir sogleich, sondern alle schauten mich erschrocken und

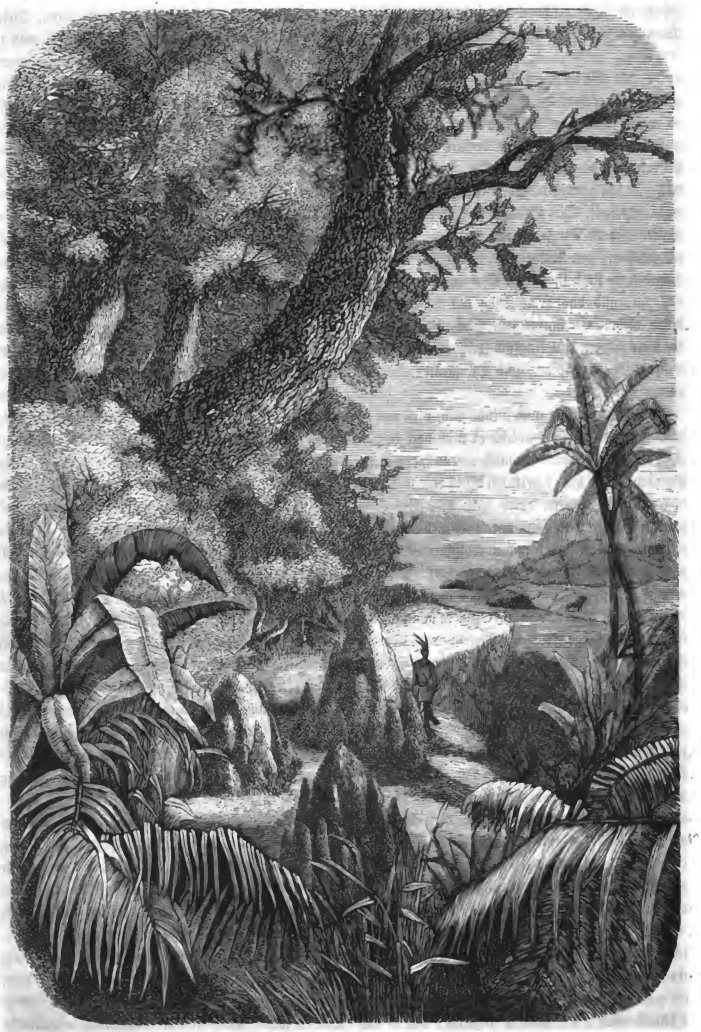
Digitized by Google

verdutzt an. Ich erschrack bis in's Mark, und rief: „Was ist's denn mit ihr? ist sie todt?“

„Nein, sie lebt noch und ist gesund, aber sie ist nun — des Wiedmayers Weib, und trägt ein Kind von ihm unter dem Herzen,“ erwiderte mein Vater, und ergriff meine Hand. „Sey stark, Johannes, und trag's wie ein Mann,“ fuhr er fort und legte mir die Linke auf die Schulter. „Als Dein Brief kam, waren sie schon verheirathet, denn zu Martini schon war die Hochzeit. Das Gretchen hat sich immer wacker gehalten und ist Dir treu geblieben, wie sehr sie ihr auch zusetzten, den Wilhelm zu heirathen; aber endlich haben sie sie beinahe mit Gewalt zum Traualtar geschleppt, und das arme Ding hat keinen eigenen Willen mehr. Es mußte den Bäckershelm nehmen oder seine Eltern in's Unglück treiben. Sie hat sich für ihren Vater geopfert, und Du giltst ja für todt und verschollen.“

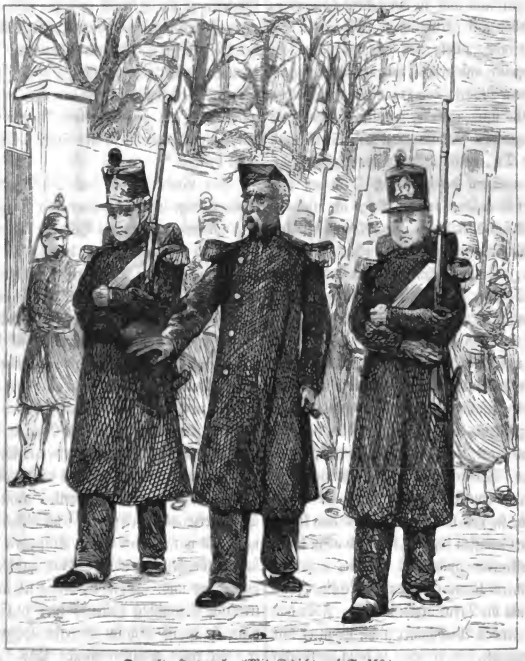
„Wie sehr ich mir auch Mühe gab, dieß wie ein Mann hinzunehmen, so drückte es mich doch beinahe zur Erde. Also verloren für mich, woran mein ganzes Herz noch immer hing? verloren durch eigene Schuld, durch meinen Jähzorn, durch mein thörichtes Stillschweigen? Ich war nahe daran, den Verstand zu verlieren, aber meines frommen redlichen Vaters Zuspruch hielt mich aufrecht. Anfangs hatt' ich wieder fort und zu meinem Regiment gehen wollen, um den Tod zu suchen, denn jedermann ahnte ja damals, daß wir doch nicht lange Frieden haben würden; aber ein Blick auf meine bejahrten Eltern, auf meinen hochbetagten braven Vater, der trotz seiner lahmen Hand noch immer seinem Beruf nachkam, brachte mich auf andere Gedanken. Sollte ich weniger thun als Gretchen, das sich für die Rettung der Eltern an einen Mann hingegeben, den sie verachten und hassen mußte? Sollte ich meine Eltern verlassen, um ihretwillen, da doch alles schon unwiederbringlich verloren war? Nein, ich wollte es nun tragen wie ein Mann und nur der kindlichen Pflicht leben, und das wieder einbringen, was ich beinahe neun Jahre hindurch versäumt hatte. Und wenn ich Gretchen anfangs auch in meinem Herzen gram gewesen und sie der Untreue beschuldigt hatte, so mußt' ich ihr doch hernach von Herzen all mein Unrecht abbitten, als ich erfuhr, wie alles gekommen war. Der Bäckerhelm hatte mit seiner schleichenden Tücke alles so angelegt, daß er den alten Thomas Erkener ganz in der Tasche hatte. Dieser hatte sich an der Wasenmühle verbaut, wie man zu sagen pflegt. Es heißt ja schon im alten Sprüchwort: ‚Narren bauen Häuser, und gescheidte Leute kaufen sie.‘ Dann hatte er Getraide- und Viehhandel betrieben, und war in den unruhigen Zeiten zu Verlust gekommen. Der Bäckerhelm war immer hinter ihm her, heuchelte ihm Freundschaft und streckte ihm ein Kapitälchen um das andere gegen Verschreibung vor, so daß der Erkener seine Kinder ausstatten und immer noch den Anschein eines wohlhabenden Mannes aufrecht erhalten konnte, denn sein Bauernstolz ließ ihn nicht eingestehen, daß er die reiche Erbschaft beinahe ganz heruntergebracht hatte. Und die ganze Zeit über verlangte der Bäckerhelm Gretchen zum Weibe, aber wie sehr ihr auch Vater und Mutter damit zusetzten, so war das Mädchen doch nicht zu bewegen gewesen, den boshaften Menschen zu heirathen. Da spielte dieser den letzten Trumpf aus. Eines Tags kam ein Jude aus Harburg im Ries in's Dorf und fragte nach dem alten Barbier Schlegel, und als man ihn zu meinem Vater wies, brachte er diesem Grüße von mir und eine alte silberbeschlagene Maserpfeife und erzählte, er habe mich vor Jahr und Tag in Wien im Lazareth getroffen, wo ich an einer zehrenden Krankheit gestorben sey, und er bringe meinen Eltern meine letzten Grüße. Ich sollte ihm erzählt haben, wie ich nach der Flucht aus der Heimath Handgeld bei den Reichstruppen genommen, mehrmals desertirt und endlich nach Wien gekommen sey, wo ich unter einem fremden Namen Kondition bei einem Bader auf dem Wollmarkt genommen und mehrere Jahre verweilt, bis ihn eine Zehrkrankheit ergriffen und in's Spital gebracht habe, wo ich in einem Bette neben ihm gestorben sey. Meine Eltern hatten zwar der Erzählung des Mannes geglaubt, aber zur Vorsorge noch an die Spitalverwaltung schreiben lassen, wo sich dann herausstellte, daß allerdings des Juden Erzählung wahr und zu der angegebenen Zeit ein Badergeselle dieses Namens und Alters daselbst gestorben sey. Nun galt mein Tod für gewiß, meine Eltern betrauerten mich aufrichtig und Gretchen theilte ihren Schmerz. Das alles war aber geschehen, nachdem der Ludwig Sailer schon wieder in die Fremde gegangen war, weßhalb dieser nicht darum gewußt hatte. Und wenige Wochen später rückte denn der Bäckerhelm offenkundig

Digitized by Google



Termiten-Nester in Afrika. (Mit Text auf S. 158.)

Digitized by Google



Der alte Korporal. (Mit Gedicht auf S. 159.)

mit dem andern Plan heraus und kündigte dem alten Erkener mit einem Male alle seine Darlehen unter dem Vorgeben, er wolle fortziehen nach dem Banate, wo er mit seinem Vermögen sich eine ganze Grafschaft kaufen könnte, denn es leide ihn nicht mehr in der Heimath, wo er wegen seiner vergeblichen Werbung um Gretchen nur zum Gespött werde. In der Kriegszeit aber war nirgends Geld aufzutreiben, und so mußten der Erkener und sein Weib sich gewaltig auf's Bitten legen, damit nur der Wiedmayer im Dorfe bliebe und ihnen das Geld ließe. Zuletzt hatte er nur unter der Bedingung eingewilligt, daß ihm der alte Erkener die Mühle und die darum liegenden Güter und die besten Aecker und Grundstücke und Weinberge zu einem spottbilligen Preise verkaufe und Gretchen zum Weibe gebe. Dafür sollten Gretchens Eltern im Nebenhäuschen der Mühle im Ausgeding bleiben mit ihrem jüngsten Kind, der kleinen Barbara, die damals kaum eingesegnet war, und sollten die übrigen Grundstücke für sich behalten zur Nahrung. Das Alles war mit Beihülfe eines Schreibers von Lorch, eines Winkeladvokaten, aufgesetzt worden, und der alte Erkener, der schon seit lange als Korn- und Viehhändler mit der Ehrlichkeit auf einem gespannten Fuß lebte, ging auf alles ein. Solch ein alter Bauer ist ein herzderknöcherter, eigennütziger Kerl, der nur an sich und seinen Vortheil denkt, und bei dem alle anderen Rücksichten und Erwägungen erst lange hinterher kommen. Sein Weib, eine fromme, rechtliche und gutmüthige Frau, soll allerdings sehr

Digitized by Google

dagegen gewesen seyn und in ihn gedrungen haben, daß er sich lieber auf gerichtlichem Wege mit dem Bäckerhelm abfinde; allein der Thomas hatte sein Wort schon gegeben und drohte, wann ihn der Eigensinn des dummen Mädels von Haus und Hof treiben und in's Unglück stürzen wolle, so wisse er schon was er thue; er zeigte dem Gretchen zwei neue Stricke und sagte: ‚Siehst Du, einfältiges halsstarriges Ding, mit dem einen Strick da henke ich Dich an das Scheunenthor und an den andern hänge ich mich daneben, und das soll über Deinen Kopf kommen!' Und roh und selbstsüchtig genug war er, um diese Drohung wahrzumachen, denn was thut solch ein Bauernstolz nicht! Jedenfalls aber hätte er, wo es nöthig gewesen wäre, Gretchen an den Haaren zum Altar geschleift, denn so sind unsere Bauern! —

„Aber so weit sollte es nicht kommen. Als Gretchen aus den Verhandlungen zwischen dem Wiedmayer und ihrem Vater erfahren, wie die Sachen standen, von denen sie gar keine Ahnung gehabt habe, da faßte sie sich kurz und sagte, sie willige wegen ihrer armen Eltern in Alles. Freilich Liebe und Achtung dürfe der Wilhelm nicht von ihr erwarten, aber die Pflicht der Treue werde sie ihm halten, wie sie es dem lieben Gott und ihrem Gewissen schuldig sey, und allzu lange werde es ja hoffentlich auch nicht dauern, bevor sie der Tod mit ihrem lieben Johannes vereinige, dem sie im Herzen nie die Treue brechen werde. Aber das kümmerte den elenden Wiedmayer nicht, wenn er nur seinen Zweck erreichte, den er schon so lang hartnäckig verfolgte: daß nämlich die schöne neue Wasenmühle und das schmucke Gretchen sein werden mußten! Er war also damit einverstanden und die Hochzeit auf Martini festgesetzt. — Nun hatte mir meine Mutter erzählt," fuhr der alte Schlegel nach einem tiefen Seufzer fort, und trocknete sich mit dem Aermelaufschlag die feuchten Augen: „das Gretchen sey zuvor schon, seit meiner Flucht, bleich gewesen und still und traurig, nach dem Eintreffen meiner Todesanzeige aber noch blässer und stiller geworden, obschon rührend schön wie die große Mutter-Gottes in der Johannis-Kirche in Gmünd. Allein von der Heirath an sey sie wie gebrochen gewesen, ausgemagert und abgezehrt wie ein Schatten an der Wand, und männiglich habe mit bitterer Entrüstung gesagt: es sey eine Sünde und Schande, daß der Wiedmayer das arme Gretchen zu der Heirath zwinge, und es gehe nicht mit rechten Dingen zu, daß er ihren Willen gebrochen; der Mensch sey ein wahrer Blaubart. So ein Menschenherz bricht jedoch nicht so leicht, wie die Leute meinen, — ich hab's an dem meinigen erfahren, woran auch lange die hoffnungslose Verzweiflung genagt hat, und Gretchens armes Herz sollte auch davon nicht brechen."

Der Greis machte eine Pause und blickte mit trübem Auge in den dämmernden Abend hinein! da trat vor meine Seele das Bild der Wasenmüllerin, so bleich und abgehärmt, und doch so still und ergeben, wie sie jüngst am Nachmittage in die Studierstube meines Pfarrers getreten war und ich dachte: nun ja, der niederträchtige Mann hat ihr doch das Herz nicht gebrochen, denn sie identificirte sie mit dem Gretchen des alten Schlegel, und fragte mit knabenhaftem Vorwitz: „Und das Gretchen hat also den Wasenmüller wirklich noch überleben müssen, Herr Schlegel?"

„Warte Er nur, Musjeh Eduard, das wird sich alles noch ausweisen!" erwiderte der Greis, ohne sich nach mir umzudrehen, und ich blieb voll banger Erwartung sitzen, während Gottlieb aufstand und eine Dreierkerze anzündete; dann setzte er sich wieder neben mich und wir banden unsere Kränzchen von Himmelfahrtsblümchen vollends. Endlich wandte sich Schlegel wieder zu uns. „Kommt, Jungen! ich will meine traurige Erzählung vollends kurz zu Ende bringen, denn sie greift mich im innersten Herzen an!" sagte er, mit einer gewissen eiligen Hast. „Wo bin ich denn stehen geblieben? Ach ja, bei meiner Heimkehr aus der Fremde. Nun ja, ich war am späten Abend eines Regentages im Märzen angekommen, in elenden, unscheinbaren Kleidern und zerrissenen Stiefeln, wie ein verlorner Sohn, und krank und müde an Leib und Seele. Was ich von Gretchens Schicksal hatte erfahren müssen, war auch nicht geeignet gewesen mich aufzurichten. Ich verfiel in eine Krankheit und lag mehrere Wochen an einem bösen Fieber darnieder, und hielt es oft für eine Gnade vom Himmel, daß ich sterben dürfte, oder dachte wie gesagt daran, im Falle der Genesung wieder zu meinem Regiment zu gehen und den Tod zu suchen. Aber wir hatten damals einen braven Pfarrer hier, der mich oft besuchte und mit mir von meinen Erlebnissen sprach und mich auf den rechten Weg brachte in allem und jedem, namentlich

Digitized by Google

aber von wegen der Pflichten gegen meine Eltern und gegen Gretchen, die nun das Weib eines Anderen sey.

„Endlich genas ich denn wieder, und sah meinen Weg deutlich vor mir. Meine guten Eltern hatten mir inzwischen neue Kleider anfertigen lassen, daß ich wieder anständig aussah und unter die Leute gehen konnte, und einer und der andere von meinen Altersgenossen und Kameraden hatte mich auch schon während meiner Krankheit besucht und sich von meinen Schicksalen erzählen lassen. Diese meine Schulfreunde waren nun meist schon Familienväter, und hatten ihre eigenen Interessen; aber sie schienen mir doch mitleidig und gewogen, und sprachen alle mit Achtung von Gretchen und mit Unwillen von dem neuen Wasenmüller. Und: ‚Hast Du Gretchen schon gesehen?' oder: ‚Was aber wird es werden, wenn ihr euch zum ersten Mal wieder begeguet?' das war's was mich alle schließlich fragten.

„Ja, diese Fragen hatt' ich mir auch oft im Stillen vorgelegt, aber ich meinerseits war darauf vorbereitet, wie ich Gretchen wieder sehen sollte. Freundlich wollt' ich seyn, aber nicht vergessen, daß wir jetzt für das Leben getrennt seyen und mir ihre Ruhe heilig seyn müsse. Das hatte ich mir selbst, dem Pfarrer und meinem Vater gelobt. Und gleichwohl bangte mir vor diesem Augenblicke, wie ich gar nicht leugnen will. — Zu vermeiden war er nicht, er mußte einmal kommen, und er kam. Es war am Sonntag Cantate — ich weiß es noch, als wär's erst diesen Morgen gewesen. Ein so schöner Sonntagmorgen, wie ich ihn je gesehen. Die Wälder und Obstbäume waren schön grün; die Aepfelbäume auf den Wiesen und in den Gärten blühten, die Vögel sangen, die Luft war so lind und weich wie ein Bad, und selbst mein trauriges schweres Herz war so heiter und ruhig gestimmt, als ich zwischen Vater und Mutter den Kirchsteig hinanging nach der Kirche. Die Leute schauten mich neugierig an und grüßten mich, denn es war mein erster Ausgang nach der Krankheit. Unter der Kirchthüre trennt' ich mich von meiner Mutter und Schwester und stieg auf die Empore, wo ich in der vordersten Reihe zwischen meinem Vater und Schwager Sautter Platz nahm. Mein Auge flog suchend über die Bänke im Schiff drunten hin, aber die junge Wasenmüllerin war noch nicht da. Erst als die Orgel zu spielen anhub, kam sie zu dem Seitenpförtchen herein, und ich erschrack bis in's Herz, als ich sie anblickte, denn ich erkannte sie im Augenblick wieder trotz der Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Sie sah so bleich und abgehärmt aus, die lieben freundlichen Augen lagen so tief und blickten so traurig, aber auf den Wangen brannte ein hochrother glühender Fleck, und die ganze Gestalt war so gebeugt, so schlaff und in sich zusammengesunken. Ich hätte weinen mögen, und mußte den Blick abwenden. Sie sah gar nicht auf; ganz regungslos saß sie auf der Bank und starrte in ihr Gesangbuch. Als man aber zu singen anhub, und ich in den Gesang mit einstimmte, um mich zu vergessen und mir das Herz zu erleichtern, das mir zerspringen wollte, da blickte sie plötzlich herauf, als hätte sie meine Stimme erkannt. Unsere Augen begegneten sich, ein leises süßes Lächeln glitt über ihre Züge, dann senkte sie den Blick, faltete die Hände krampfhaft und hub zu weinen an. Ich mußte den Blick abwenden, um stark zu bleiben; aber ich weiß nicht mehr, was um mich her vorging, noch wovon der Pfarrer gepredigt — ich saß wie im Traume, bis der Gottesdienst aus war und wir aus der Kirche gingen.

„Drunten vor der Kirche kamen viele alte und junge Männer auf mich zu, drückten mir die Hand, begrüßten mich und richteten allerhand Fragen an mich, die ich kaum beantworten konnte, und so waren wir bis an das Thor des Kirchhofs gekommen, wo der Knäuel dichter wurde und wir stehen blieben. Mit einem Mal drängte sich jemand durch den Kreis von Männern und Gretchen stand vor mir. „Grüß Di Gott, Johannes!" sagte sie schluchzend und reichte mir ihre hagere eiskalte Hand; „ich wünsch' Dir Glück zur Heimkehr — gleichwohl auch grüß Gott!"

„Grüß Dich Gott, Gretle!" sprach ich und konnte sonst nichts mehr herausbringen, denn die Thränen erstickten mir die Stimme. Da schlang sie ihre Arme um meinen Hals, legte den Kopf auf meine Schultern und weinte leise, leise. Und ich legte den Arm um sie und weinte ebenfalls — mit meinen guten Vorsätzen war's vorüber.

„Da packte plötzlich eine rohe Faust das arme junge Weib, und riß sie unter harten Vorwürfen von mir hinweg. Es war ihr eigener Vater. Sie ließ alles mit sich geschehen, aber ich sah, daß sie sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte und auf ihre

Digitized by Google

Mutter stützen mußte, während sie den Kirchsteig hinunter wankte. Ich nahm den Arm meines Vaters, und wir gingen durch den Pfarrhof und das Gestäffel durch die Baumwiese herunter, und in unserer Stube sank ich wie ohnmächtig auf das Bett. Die Meinigen ließen mich ruhig gewähren; sie verstanden mich, und wußten, daß eine Wunde ausbluten muß, ehe sie heilen kann; und mein Herz hatte eine Wunde, die seitdem nie mehr vernarbt ist. Am Nachmittag ging mein Vater in die Filialien und ich blieb daheim und las in der Bibel, mir Trost und Ruhe zu holen. Da tritt so gegen sechs Uhr Abends die alte Erkenerin, Gretchens Mutter, in unsere Baderstube, — ganz verweint und im tödlichsten Schreck. Sie bebte zurück als sie mich sah, und fragte: ‚Ist Dein Vater nicht da, Johannes?‘ — ‚Nein,‘ sag' ich, ‚er ist in die Berge hinein; aber ist denn ein Unglück geschehen?‘ — ‚Nun, so komm' Du mit! Noth kennt kein Gebot — besser Du als ein Andrer!‘ gibt sie mir zur Antwort; ‚geh' Du nur voran nach der Mühle; ich will zur Spenglerin der Hebamme!‘ — ‚Barmherziger Gott, ist denn Gretchen . . . .‘ Aber die Erkenerin rang nur die Hände und sagte: ‚Es hat ja so kommen müssen, ich hab's immer gesagt, aber die harten Männer wollten nicht hören. O Johannes, ihr ist es vielleicht ein Trost, daß sie unter Deinen Händen sterben darf. Geh' nur, der Wiedmayer ist schon wieder fort nach Schorndorf zum Physikus!‘

„Ich riß die Mütze vom Nagel, nahm mein chirurgisches Besteck und rannte wie besessen das Dorf hinab. Noch dunkel erinnere ich mich, wie die Weiber in Gruppen bei einander standen und lebhaft gestikulirend mit einander plauderten, wie die Männer und Burschе mir nachblickten. Sonst aber weiß ich nur, daß ich endlich athemlos in der Schlafkammer des jungen Wasenmüllers stand vor Gretchens Bett, die halb bewußtlos da lag, dem Tode nahe. Bärbele ihre Schwester, zwei Mägde und der alte Erkener standen weinend und wehklagend um sie her. Auf dem Tisch in der Ecke lag in Windeln eingeschlagen und mit Kissen bedeckt ein neugebornes todtes Kind. Das erklärte mir alles. Allein alle meine Hülfsmittel und Anordnungen kamen zu spät — das Leben hing nur noch an einem Faden, der immer mehr sich verkürzte und abwickelte, so daß man sehen konnte, wie er bald vollends zerreißen müsse.

„Nur einmal schlug Gretchen beim Klang meiner Stimme die Augen auf, sah mich freundlich an, so freundlich wie in alter Zeit und sagte: „Ich wußte ja, daß Du noch kommen würdest, Johannes; ich hab's mir als eine Gnade vom lieben Gott erbeten, daß ich in Deinen Armen wenigstens sterben dürfe. Ich hab' Dir ja in meinem Herzen die Treue gehalten trotz alledem, und ich habe nur gethan, was ich nicht lassen durfte. Vergib mir, lieber Johannes, wie mir der Vater im Himmel vergeben wird. ‚Sag' mir, daß Du verzeihst!‘ — ‚Ich hab' Dir längst vergeben, und wir werden uns in einer schönern Welt angehören, Gretchen,‘ sprach ich, — ‚in einer Welt, wo kein Freien noch Werben, keine Tücke und Bosheit, kein Haß und Groll mehr seyn wird, sondern lauter Liebe und Frieden!‘ — Sie lächelte mich noch einmal an, ergriff dann krampfhaft meine Hände, schloß die Augen, und schien wieder einzuschlummern. Erwacht ist sie aber erst in einem bessern Leben. Es war etwa Abends 9 Uhr, als ihre müde Seele heimging zum ewigen Vater. An meinem Herzen hatte sie das Leben ausgehaucht.

„Der Physikus, der Pfarrer, der Gatte kamen zu spät. Ich habe ihr die lieben Augen zugedrückt; dann packte ich meine Instrumente zusammen und ging. Wiedmayer und der alte Erkener überhäuften mich mit Vorwürfen und Drohungen, als hätte ich der Armen Tod verschuldet; aber der Pfarrer und der Physikus nahmen sich meiner liebreich an, wiesen die Anschuldigungen zurück, und zeigten den beiden Verblendeten, wie sie eigentlich alle Schuld trügen, und das hat sich später auch noch deutlicher herausgestellt. Der Wasenmüller hatte dem Physikus erzählt, Gretchen sey am Nachmittag ausgegleitet und die Treppe hinuntergefallen und deßhalb jenes todten Kindes genesen. Aber man hat später von der Magd erfahren, daß er wie wüthend vom Wirthshaus heimgekommen war, wo man ihm den Auftritt am Kirchhofthore vom Morgen erzählt, um ihn zu beschämen und zu ärgern. Er hatte darauf Gretchen, die weinend in der Kammer saß und in der Bibel las, die heftigsten ungerechtesten Vorwürfe gemacht und gedroht, sie aus dem Hause zu werfen, wenn er sie nochmals mit ihrem Buhlen sprechen sehe. Die Geduld aber und die Ergebung, womit Gretchen diese rohen Ausfälle und gemeinen Scheltworte hinnahm, hatte den Wüthenden

Digitized by Google

so erbost, daß er sie mit Faustschlägen traktirte und zu Boden schleuderte, worauf jener schwere Unfall eintrat, welcher zwei Menschenleben kostete . . . Die menschliche Gerechtigkeit konnte den Mörder nicht ereilen, und auch die göttliche ließ ihm eine lange Zeit zur Reue und Buße und verschonte ihn hienieden, aber jetzt steht er vor Gott, und wird der Strafe nicht entgehen! Gott sey ihm gnädig!" sprach der Alte, nahm die Mütze ab, legte die Pfeife hinweg, faltete die Hände und betete leise in die dunkle Nacht hinaus.

„Das Andere ist vollends rasch erzählt," fuhr Schlegel nach einer Weile fort; „ich ging einige Tage lang herum wie im Traum; ich stand halb abwesend vor Schmerz und Grimm an Gretchens Grab, das der Todtengräber auf meine Bitte und um ein Stück Geld dort oben in die Ecke gemacht hatte, auf den schönsten und freiesten Theil des Friedhofs. Ich habe in jenem Sommer manche Nacht darauf gesessen und geweint und die Selige gebeten, mich ihr nachzuholen. Aber so ein Menschenleben bricht nicht so leicht wie ein Rohrhalm, den der Wind knickt. Der liebe Gott gönnt Einem Zeit, sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Ich mußte leben, um meine wackeren Eltern zu erhalten und ihnen einen möglichst ruhigen Lebensabend zu bereiten, und sie hinterließen mir ihren Segen, der mich aufrecht erhalten hat in meinem einsamen Leben. — Gretchens Vater starb bald nachher, und die Mutter Erlener hatte mich liebgewonnen, und kam oftmals heimlings zu mir, um von ihrem armen Kinde mit mir zu reden. Ich gab ihr das Geld, um das Steinkreuz auf Gretchens Grab setzen zu lassen, und ich pflanzte heimlich den weißen Rosenstock daneben und kaufte später den Platz, damit niemand neben sie gelegt würde, dem ich die Stelle nicht gönnte.

„Der Wiedmayer ist mir aber niemals wieder gut geworden, denn mein Anblick hat ihm stets Gewissensbisse machen müssen. Als meine Eltern todt waren (er hatte damals schon Gretchens Schwester, Barbara, geheirathet) ließ er mir ein Stück Geld anbieten, wann ich fortzöge, und wollte mir einen Käufer schaffen für Kundschaft und Grundbesitz; aber ich lehnte es ab und erklärte, daß ich hier bleibe. Dann zog er den Kächele hieher, um mir mein Brod zu nehmen und mich dadurch zu vertreiben. Aber ich blieb und ließ den ersten Sturm der Noth über mich ergehen. Ich hätte mehrfach anderwärts ein besseres Brod finden können, aber ich wollte den Ort nicht verlassen, wo das begraben liegt, was mir das Höchste und Theuerste und Liebste im Leben war. Und so hat Gottes unerforschlicher Rath mich erhalten bis auf diese Stunde, und hat mich erleben lassen, daß mein Widersacher vor mir abgerufen wurde zur Rechenschaft vor dem Throne des Ewigen!" schloß er mit einem tiefen Seufzer.

Gottlieb und ich saßen tief bewegt da, und wenn ich auch als Knabe noch nicht alles begriff, was ich gehört, so hatten sich doch die Einzelnheiten der Erzählung meinem Gemüth und Gedächtniß tief eingeprägt, und ich weinte leise.

„Geh' Er nun nach Hause, Musjeh Eduard! es ist spät geworden, und die Pfarrersleute werden um Ihn in Sorgen seyn!" sagte der Greis und drückte mir die Hand. Ich raffte mein Kränzchen auf und ging, um im Pfarrhause ausgezankt und ohne Abendbrod zu Bett geschickt zu werden. Aber der Hunger quälte mich nicht, meine ganze Seele war bei dem stillen einsamen Grabe und dem ernsten, traurigen Greise.

Von diesem Tage an war mir jenes Grab eine besonders geweihte Stätte, an der ich manche Stunde in der Rückerinnerung an das blonde Gretchen von der Waisenmühle verbrachte. Den folgenden Herbst holten mich meine Eltern von G. ab; ich kam nach Stuttgart auf das Gymnasium, und mein Daseyn ward in eine andere engbegrenzte Bahn geleitet. Der Pfarrer Zeller war nach Kurzem auch auf eine andere Pfarrstelle versetzt worden, und ich hörte wenig mehr von dem liebgewordenen Dorfe, wo ich einige so schöne und wonnige Jahre verlebt hatte, die mir weniger um der grammatikalischen als um der Naturgenüsse willen unvergeßlich bleiben werden. Fünf, sechs Jahre vergingen so, ich war im Begriff, das Maturitäts-Examen zur Universität zu machen, da traf ich unter den Kandidaten zu demselben meinen ehemaligen Mitschüler, den Sohn des Revierförsters zu G., und erneuerte unsere frühere Bekanntschaft. Auf die Frage nach dem alten Schlegel erfuhr ich, daß derselbe seit einigen Jahren todt sey. Er hatte in seinem Testamente für Gottlieb gesorgt, daß derselbe noch auf ein Jahr die Universität besuchen konnte; dann war Gottlieb ausgewandert nach Südrußland, um seine dortigen Verwandten aufzusuchen. Bärbele, des Waisen-

Digitized by Google

müllers zweite Frau, war auch todt, und das Vermögen des harten Mannes zerstückelt. Die Mühle hatte nun ein Fremder gekauft.

Und wieder vergingen viele Jahre, ehe ich das freundliche Dorf besuchen konnte, wo ich einen Theil meiner Knabenjahre so froh verlebt hatte. Es war gar vieles anders geworden, ich sah fremde unbekannte Gesichter, und selbst die alten Bekannten erinnerten sich meiner nur dunkel. Das Dorf war um ein Namhaftes größer geworden, und hatte eine andere Physiognomie gewonnen. In der Baderstube des alten Johannes Schlegel stand ein junger Mann in einer Jagdjoppe mit grünem Kragen und zog seine Scheermesser an einer langen Lederfeile ab, und auf der Thürschwelle lag ein Hühnerhund in der Sonne; andere Gesichter schauten aus den Fenstern der Wohnstube. Auf dem Wasen standen noch mehre andere Wasserwerke außer der Mühle, und lange fensterreiche Häuser mit hohen Kaminen erinnerten daran, daß neben Ceres und Pomona noch einer andern Göttin hier geopfert werde: der Industrie. Um einige Illusionen ärmer stieg ich zur Kirche empor, trat durch ein neues Thor von Sandstein in den alten Friedhof, und sah mich neugierig um. Die langen Gräberzeilen mit den hölzernen Kreuzen waren weit zahlreicher geworden als ehedem; nur droben in der Ecke war noch die frühere Wildniß von weißen Rosen, und der alte Rosenstock hatte noch mehr Wurzelschößlinge getrieben, als wüßte er, daß er nun zwei Gräber zu beschatten hatte, denn neben Gretchen lag der alte Johannes Schlegel beerdigt, der, wie die halbverwachsene Inschrift auf dem zusammensinkenden hölzernen Kreuze besagt, seine irdische Wallfahrt auf 76 Jahre gebracht hatte und nun neben seiner Jugendgeliebten ruhte. Das steinerne Kreuz war zwischen beide Gräber gesetzt worden, breitete seine Arme über beide aus und deckte sie mit dem Spruche: „Die Liebe höret nimmer auf."

Und doch schien sie aufgehört zu haben, denn diese Gräber waren eingesunken und von Ringelblumen, Nesseln, Borretsch, Ackelei und allerhand Unkraut überwuchert; niemand schien sich mehr um sie zu kümmern. In tiefer Wehmuth stand ich auf dieser Stätte und brach mir eine weiße Rose von den Gräbern; da kam der Küster herbei, ein noch junger Mann, sah mich verwundert an und fragte, ob ich die Leute gekannt habe, die hier ruhen.

„Ja," sagte ich, „den einen wenigstens, den alten Johannes Schlegel; er war ein braver Mann."

„So hör' ich, denn gekannt hab' ich ihn nicht mehr, Herr."

„Wie kommt es denn, daß dieses Grab so verwildert ist?" fragte ich: „hat denn der Schlegel keine Verwandten mehr im Dorfe? Lebt denn der Wagnermeister Sautter nicht mehr und seine Frau?"

Der junge Küster schüttelte den Kopf und sagte: „Die sind wohl schon lange todt, denn in den zehn Jahren, seit ich hier bin, hab' ich den Namen nie gehört. Es waren zwar zwei andere Familien im Ort, die sich Sautter schrieben, ein Küfer und ein Schmied, aber die sind schon Anno Achtundvierzig mit Weib und Kind nach Amerika, und man weiß nichts mehr von ihnen. Aber um Vergebung, wer sind denn Sie, daß Sie in den Geschlechtern so gut Bescheid wissen?" setzte er neugierig hinzu.

„Ein Freund von diesem hier, der ihm viel zu verdanken hat," entgegnete ich, rückte meinen Strohhut und wandte in der Erinnerung an alte Zeiten voll tiefer Wehmuth mich von einem Orte, wo die Asche eines braven Mannes dem Tage der einstigen Urständ entgegenschlummert.

Die Termiten und ihre Nester.

(Mit Holzschnitt auf S. 152.)

Wir führen dießmal unsere lieben Leser wieder in das heiße Südafrika, um ihnen einen Einblick in den Kunstfleiß einer zahlreichen Klasse von Insekten zu geben, von welcher wir schon im vorigen Jahrgang der Hausmannskost S. 222 bei Veranlassung des Erdschweins gesprochen haben, nämlich in den

Digitized by Google

Kunstfleiß der Häuserbauenden Termiten oder weißen Ameisen (wie man sie fälschlich nennt). Diese Termiten stehen sowohl hinsichtlich des geselligen Zusammenlebens wie hinsichtlich der Geschicklichkeit, womit sie ihre Behausungen bauen, so ziemlich an der Spitze sämmtlicher nestbauenden und in förmlichen Thierstaaten beisammenlebenden Insekten, denn die Bauten, welche die übrigen Insekten aufführen, erreichen nicht entfernt den Umfang oder die steinharte Tüchtigkeit und Solidität der Gebäude, welche die Termiten herstellen.

Wenn unsere lieben Leser sich die umstehende Landschaft aus dem Innern von Südafrika betrachten, so erblicken sie darauf im Vorder- und Mittelgrunde drei eigenthümliche pyramidale Bauten von zusammengehäuften Kegeln, von deren Größe und Umfang die daneben gestellte Abbildung des wilden Buschmanns oder Kaffern einen Begriff geben kann. Diese drei seltsamen haufenartigen Pyramiden sind Termitennester, und jedes dieser Nester beherbergt, wenn es vollständig besiedelt ist, Millionen von lebenden Insekten und deren Larven, welche zu ihrer Nahrung natürlich einen ungemeinen Vorrath von thierischen und Pflanzen-Stoffen bedürfen und daher häufig in den Fall kommen, ihren Wohnort zu wechseln, wenn derselbe ihnen nicht mehr Nahrung genug zu bieten vermag.

Die Naturgeschichte dieser großen Termiten, die an Größe meist unsere schwarzbraune Waldameise (Formica rufa) und die Roß-Ameise (F. herculanea) noch übertreffen, ist so verwickelt und doch so reich an interessanten Thatsachen, daß wir unseren Lesern hundert Seiten lang davon erzählen könnten, ohne diesen Gegenstand zu erschöpfen. Damit unsere lieben Leser aber diese höchst merkwürdige Insekten-Gattung etwas näher kennen lernen, wollen wir hier zunächst eine kurze allgemeine Schilderung der Termiten und ihrer Lebensweise geben und dann einige Einzelnheiten von ihnen erzählen, welche über die in den verschiedenen Welttheilen: Afrika, Asien, Amerika und Europa, vorkommenden Arten ein näheres Licht verbreiten.

Zunächst aber müssen wir unsere lieben Leser darauf hinweisen, daß die Termiten keine rechten Ameisen sind, sondern eine eigene Gattung jener sogen. Netzflügler bilden, zu denen auch die schönen Wasserjungfern, die Ameisenlöwen, Libellen, Wassergrillen und die schönen Florfliegen gehören. Die Termiten leben gesellig in großen Insektenstaaten zusammen und theilen sich, wie andere gesellig-lebende Insekten, in mehrere Grade oder Kasten, wie Arbeiter, Männchen und Weibchen, welch beide letzteren geflügelt sind, sobald sie den Zustand ihrer Reife erreichen. Der Körper ist länglicht, flach, die Fühlhörner kurz, die Kinnladen abgeflacht und gezähnelt und meist ausnehmend lang und furchtbar. Jede Kolonie wird durch ein einzelnes Paar gegründet, das man im gemeinen Leben König und Königin nennt; der Rest der Bevölkerung besteht aus entwickelten Männchen und Weibchen, welche diese Art fortzupflanzen und neue Kolonieen zu gründen berufen sind, und aus unentwickelten oder unfruchtbaren Individuen beider Geschlechter. Die unfruchtbaren Männchen nennt man Soldaten, weil sie dicke Köpfe mit weit hervorragenden mächtigen Kinnladen haben; die unfruchtbaren Weibchen dagegen sind sehr klein und heißen Arbeiter. Wenn man sich in einem guten naturhistorischen Museum verschiedene Arten afrikanischer Termiten zeigen läßt, so findet man, daß die Soldaten dieser Arten oft 5—6 mal größer sind, als die Arbeiterinnen. Sie sehen zwar sehr furchtbar und gefährlich aus, können aber außer einem scharfen Biß dem Menschen nichts zu Leide thun, denn sie haben weder einen Stachel noch Giftdrüsen. Sie beißen den Europäer durch seine dichten Kleider hindurch in die Haut; und wenn sie über die nackten Glieder eines Negers herfallen, so verursachen sie demselben beinahe unerträgliche Qualen. Die vorzugsweise Pflicht des Soldaten scheint in der Vertheidigung des Nestes zu bestehen; denn wenn die Wände eines Termitenhaufens zertrümmert werden, so kommen die Soldaten in Masse ausgerückt, um den Zerstörer anzugreifen, und stürzen, ohne Furcht oder Bangen zu kennen, sich mit Erbitterung auf den ersten besten fremden Gegenstand, der ihnen zufälligerweise in den Weg kommt. Die Zahl dieser Soldaten in einem Termitenbau ist jedoch nur gering, denn sie stehen zu den Arbeiterinnen nur in einem Verhältniß von Einem Procent.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Korporal.

Frei nach Beranger von Ludwig Seeger.

(Mit Holzschnitt auf S. 163.)

In Gottes Namen, marsch, Kam'raden!
Mein Pfeifchen brennt! Gewehr in Arm!
Gebt mir den Abschied! Gut geladen,
Und macht mir nicht das Herz noch warm!
So dacht' ich freilich nicht zu fallen,
Ihr wißt, was ich im Dienste litt;
Doch ehrlich meint' ich's mit euch allen.
Im Schritt, im Schritt!
Und weint mir nit,
Pfui, flennt mir nit,
Im Schritt, im Schritt.
Kam'raden marsch, im Schritt, im Schritt.

Ein Geck trat meine Ehr' mit Füßen,
Ich traf des Lieutenants Milchgesicht;
Der alte Korporal soll's büßen,
So ist's der Brauch, er wird gerichtet.
Den Großen ließ ich leben, Kleiner,
Und wenn ich Dich ein wenig schnitt —
Vom Kaiserheere bin ich Einer!
Kam'raden, marsch, im Schritt, im Schritt!

Digitized by Google

Schloß Rosenau bei Coburg.

Wer kauft sich jetzt um Arm und Beine,
Kam'raden, noch ein Kreuz so leicht?
Aus jenen Schlachten stammt das meine,
Wo wir die Fürsten durchgeweicht.
Erzählt' ich euch von den Affären,
Gern zahltet ihr mir und ich trank mit.
Was ist zuletzt an Ruhm und Ehren?
Kam'raden, marsch, im Schritt, im Schritt!

Geh' Du nach Haus, mein guter Junge,
Und hür' in unserem Dorfe Vieh;
Dort setzt' ich oft mit kecken Sprunge
Den Mädchen nach und keine schrie.
Sie dachten nicht an's Körbe geben,
Sie kannten alle mich am Tritt!
Gott! meine Mutter noch am Leben!
Kam'raden, marsch, im Schritt, im Schritt!

Wer kommt mir heulend nachgesprungen?
Die Tambourswittwe? — Ja, ich weiß.
Der trug ich ihren kleinen Jungen
Im Mantel fort durch Schnee und Eis.
In Rußland ging's uns an die Kehle;
Nun gute Frau, wir sind jetzt quitt.
Du betest eins für meine Seele
Kam'raden, marsch, im Schritt, im Schritt.

Die Pfeif' ist aus — nein, brennt schon wieder;
Drei Schritte noch und dann ist's Ruh;
Da ist der Platz, ich knie nieder:
Die Augen bindet mir nicht zu.
Zielt nicht zu tief, seyd nicht beklommen,
Verzieht die Müh', nur kurz damit.
Gott laß euch gut nach Hause kommen.
Halt't Schritt, halt't Schritt,
Und weint mir nit,
Pfui, flennt mir nit,
Halt't Schritt, halt't Schritt
Kam'raden marsch, im Schritt, im Schritt!

Schloß Rosenau bei Coburg.

(Mit Holzschnitt.)

Das herzogliche Lustschloß Rosenau liegt ungefähr eine deutsche Meile von der Residenzstadt Coburg entfernt und war ursprünglich nur ein Jagdschlößchen, welches aber der Vater des regierenden Herzogs Ernst so wunderhübsch herrichten ließ, daß es jetzt einer der anmuthigsten Landsitze Mitteldeutschlandes ist. Es liegt reizend inmitten eines freundlichen Wald- und Wiesenlands, welches die klaren Wellen eines muntern Flusses durchströmen. Der Umstand, daß der Prinz Albert von Sachsen-Coburg, der leider zu früh verstorbene Gemahl der Königin Victoria von Groß-Britannien, am 28. August 1819 hier geboren ist, leiht dem Schlößchen einigermaßen geschichtliche Bedeutung. Die Königin Victoria hat deßhalb auch schon zu verschiedenen Malen: im Sommer 1845 und im August 1865 daselbst gewohnt. Die Besichtigung des hübsch eingerichteten burgartigen Schlosses, das auf einem steilen Hügel liegt, ist dem Publikum jederzeit gestattet. — Das Parkwächter- oder Försterhaus enthält eine von den Bewohnern der Umgebung vielfach besuchte Kaffee- und Bierwirthschaft.

Verantwortl. Redakteur: Ottfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck v. E. Ebner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

8.

Der Rest dieser Nacht sah mehre der uns vorgeführten Personen sich schlummerlos auf ihrem Lager wälzen und in einsamen Gedanken ergehen. Rudolph und Henrietten ließ die wachende Liebe nicht schlafen, den Kommerzienrath hielten die Sorgen wach, Ida schrieb Sonette an den Grafen Damiani, Robert brütete über seinem Plane, und die Kommerzienräthin war aus dem ersten Schlummer durch einen häßlichen Traum geschreckt worden, der ihr vorgegaukelt hatte, sie sey plötzlich arm gewesen und habe ihr Brod vor fremden Thüren betteln müssen, ihre jüngeren Kinder an der Hand, und die Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen ihres Gatten, dieses „Gesindel," auf welches sie seither mit souveräner Verachtung herabgesehen hatte, seyen höhnend und scheltend hinter ihr her gerannt, haben mit Koth und Steinen nach ihr geworfen, sie verflucht und ihre jetzige Armuth nur die Sündenschuld ihres früheren herzlosen, selbstsüchtigen Uebermuths genannt. Dieser Traum, so toll und unwahrscheinlich er war, ließ sie nicht wieder einschlafen, und scheuchte alle Ruhe aus ihrem Herzen und ihren Gebeinen.

So kam es denn, daß am Morgen nach dieser Nacht die Herrschaft und ein Theil der Gäste schon vor den Domestiken auf den Beinen war. Robert hatte schon mit dem ersten Tagesgrauen das Landhaus verlassen und einen Spaziergang durch Garten und Park gemacht. Dieses prächtige Landhaus mit Zubehörden war ihm noch neu; zur Zeit seines Aufenthalts in Stocksheim hatte Onkel Gottfried noch drunten am Fluß auf seiner Fabrik gewohnt und ein bescheideneres Hauswesen geführt. Er fand die ganze Anordnung und Einrichtung schön und geschmackvoll, aber zu reich und luxuriös. Als er von seinem Rundgang wieder nach dem Landhause zurückkehrte, bemerkte er Pauline hinter den Fenstern des Wirthschaftszimmers im Erdgeschoß, grüßte sie freundlich und war im Nu bei ihr.

„Guten Tag, herziges Bäschen! Schon munter nach solch einer kurzen unruhigen Nacht?" rief er und blickte tief und mit einer stillen Bewunderung in diese holden, süßen, geistvollen, dunkelblauen Augen und dieses freundliche, lächelnde, freudeverklärte Antlitz, das in dem frischen kühlen Morgen so rosig aus dem himmelblauen Kopftuche hervorblickte, welches Pauline umgebunden hatte, und dessen verschlungene Zipfel ihr über den Kragen des grauen Hauskleidchens hinunterhingen.

„Guten Morgen, Vetter! Schön'n Dank für den freundlichen Gruß!" versetzte sie; „es ist ja meine gewohnte Stunde, der ich nichts abbrechen darf, denn Onkel Gottfried ist gewöhnt, präcis acht Uhr zu frühstücken, weil er nach der Fabrik geht. Und da er Sie mitnimmt, Vetter, und Sie seine Lebensordnung theilen müssen, so war's ja für mich ein Grund mehr, pünktlich zu seyn!"

Und ohne sich in ihrem geschäftigen Treiben mit der Kaffeemaschine stören zu lassen, plauderte sie mit ihm fort, welcher kein Auge von den gewandten Bewegungen und der stillen Anmuth Paulinens verwenden konnte, und sie mit einer innigen Bewunderung dieser naiven anspruchslosen Rührigkeit und Liebenswürdigkeit verfolgte. Endlich bat sie ihn, ihr nach dem Privatzimmer des Oheims zu folgen, wo dieser gewöhnlich sein Frühstück zu nehmen pflegte und heute den Neffen Buchhalter erwarte. Der Oheim war schon angekleidet und in der gewohnten geschäftlichen Hast. Er begrüßte den vermeintlichen Rudolph freundlich und setzte voraus, daß dieser schon gewärtig sey, sein Amt anzutreten.

„Nun, wie hast Du geschlafen, Rudolph? Was hast Du geträumt?" fragte er ihn dann.

„Ich, Oheim? Bah, ich schlafe so fest, daß ich

Digitized by Google

selten träume, und doch träumte mir ausnahmsweise von Bäschen Pauline, das arme Kind sey in der kalten Kammer schier erfroren, wie Ihre Camellien und Azaleen draußen im Freien, und sehen Sie, Onkel, mein Traum hat nicht gelogen, denn das arme Kind ist ganz frostblau."

„Ach, Vetter! Ich habe gar nicht kalt!" rief Pauline erröthend; „mir war in dem Sommerstübchen ganz wohl, denn ich bin gewöhnt, kalt zu schlafen."

„Bah, fühlen Sie nur her, Onkel, wie kalt diese fleißige rührige Hand sich anfühlt!" rief der Neffe, froh mit dieser Gelegenheit die runde hübsche Hand Paulinens drücken zu können. „Sie müssen gleich Anstalten treffen, lieber Onkel, daß ich mein Quartier auf der Fabrik nehmen kann, und Paulinchen wieder ihr Stübchen bekommt, sonst ist das gute Kind ja ganz heimathlos."

„Aber Vetter, welche gottlose Reden!" rief Pauline tadelnd; „ich hier heimathlos, bei meinem gütigen theuren Oheim!" Und sie schlang den Arm um den Kommerzienrath und hauchte ihm einen kindlich dankbaren Kuß auf die Wange, den er gerührt erwiderte, und der den Neffen und Vetter einigermaßen neidisch machte.

„Sey nur zufrieden, Paulinchen!" sagte der Kommerzienrath; „mir zu liebe magst Du Dich noch eine oder zwei Nächte in dem Kämmerchen behelfen, bis die weiblichen Gäste fort sind; dann bezieht Rudolph eines der Gastzimmer, und Du hast wieder Dein Dachstübchen für Dich allein."

„Wie? ich soll nicht in der Fabrik wohnen?" rief der Neffe Buchhalter beinahe fröhlich überrascht.

„Mit nichten; Du sollst mir hier im Hause zur Hand seyn jederzeit, wann ich Dich bedarf, Rudolph!"

„Aber die Tante, bester Onkel! Wird sie damit einverstanden seyn? Wird sie mir den Aerger nicht nachtragen, den ich ihr gestern Abend verursacht habe?"

„Ich werde meinen Willen durchsetzen, Rudolph; wem ich mein unbedingtes Vertrauen schenke, der verdient auch an meinem Tische zu speisen und mit mir unter Einem Dache zu wohnen! Und alle Bitten und aller Widerwille meiner Weibsleute sollen mich dießmal nicht von meinem Entschluß abbringen! Sie sollen und müssen Dich als Hausgenossen anerkennen."

„Gott geb's," sagte der Buchhalter lächelnd; „ich bin nicht immer eine Kratzbürste, sondern beiße nur, wenn man mir die Zähne weist!"

„Ein echter Balder!" sagte der Kommerzienrath. „Uebrigens brauchst Du Dich um die Frauensleute gar nicht zu bekümmern. Geh Du Deinen Weg, Rudolph, und laß ihnen den ihrigen."

„Gewiß, Onkel! Aber was ist's denn mit Vetter Robert? Wie fanden Sie ihn? Sie sprachen mir noch gar nicht von ihm!"

„Robert? Ei nun, ein wackrer Junge!" sagte der Kommerzienrath. „Ich fand ihn sehr verändert und zu seinem Vortheil. Er ist gesetzt und ruhig geworden, und hat in seinem Wesen etwas so Bescheidenes und Freundliches, daß er mich mehr an seine Mutter, als an meinen Bruder Lukas erinnert. Du magst ihm sagen, Pauline, daß ich ihn beim Gabelfrühstück begrüßen werde, weil ich erst den Neffen hier im Geschäfte einführen will. Und nun Gott-befohlen, liebes Kind!" setzte er hinzu und griff nach Hut und Stock.

„Adieu, Onkelchen!"

„Auf Wiedersehen, Bäschen!" sagte der Buchhalter und gab Paulinen einen warmen Händedruck.

Es war schon nahe an Mittag, als Herr Balder und Rudolph von der Fabrik zurückkehrten zum Dejeuner. Als sie die Höhe erstiegen hatten und sich dem Landhause näherten, sahen sie einen Reiter den Zaun entlang sprengen, und der Buchhalter runzelte die Stirne, als er in demselben den Herrn erkannte, welcher gestern Abend am Arme Ida's erschienen war. Der Bursche macht Adelheiden eine Fensterparade, dachte er, und fragte den Kommerzienrath, als der Reiter grüßend vorüber geritten war: „Wer ist der Herr da, Onkel, der Sie so freundlich gegrüßt hat?"

„Ich weiß es nicht," war die Antwort; „ein Fremder, glaub' ich, ein Italiener, der hier in den Gasthöfen herumlungert und die jungen Fabrikantensöhne lehrt, was sie noch nicht wissen. Ich kenne ihn nicht."

„Und doch war er gestern auf Ihrem Balle, Onkel, und ließ Bäschen Ida nicht aus den Augen und vom Arme."

„Wirklich?" rief der Kommerzienrath erstaunt; „das möcht' ich mir jedoch bestens verbeten haben. Daß er in meine Salons kommt, das geht meine Frau an; aber um ihm Zutritt in der Familie zu

Digitized by Google

geben, dazu bedarf er, denk ich, auch noch meiner Erlaubniß."

„Wie heißt er denn?"

„Er nennt sich, glaub' ich, Damiani und gilt für einen italienischen Flüchtling von Stande," versetzte der Kommerzienrath.

„Damiani? Damiani?" wiederholte Rudolph nachdenklich; „der Name ist mir zwar fremd, aber dieses Gesicht muß ich schon irgendwo gesehen haben. Aber wo? Das fällt mir jetzt um alle Welt nicht ein."

Mittlerweile hatten beide Herren das Landhaus erreicht und das elegante Familienzimmer betreten, wo die ganze Familie und die Gäste ihrer harrten. Der Kommerzienrath begnügte sich, die Frau v. Seewald und ihre beiden Töchter und die junge Gräfin Spaneck mit conventioneller Artigkeit zu begrüßen, und bemerkte mit einiger Befriedigung, daß sie schon wieder in Reisekleidern waren und von ihrer Heimkehr sprachen. Er widmete sich seinem vermeintlichen Holländer Neffen, den er auf das Herzlichste begrüßte, und überließ es Rudolph, sich die Gunst der Dame vom Hause wieder zu erwerben, welche er am vergangenen Abend so muthwillig verscherzt hatte.

Den Buchhalter kümmerten jedoch die finsteren Blicke nicht, die ihm die Tante zuwarf, geschweige denn ihr einsylbiges Wesen. Er entschuldigte sich nicht einmal wegen der Störung, die er gestern verursacht hatte, sondern beklagte sich noch über die Barschheit und verletzende Gleichgültigkeit, womit ihm die Dienerschaft begegnet sey. Da aber mit der Tante kein Gespräch anzuknüpfen war und sie von ihm zu Frau v. Seewald flüchtete, so wandte er sich an Henriette, die etwas bleich und verstört am Fenster stand und in den trüben Herbsttag hinausblickte. Das kräftige, frische, dicke Mädchen war bewegt, und sichtlich bemüht, diese Bewegung zu verbergen, obschon ihr dieß nicht glücken wollte.

„Guten Tag, Cousine! Zürnen auch Sie mir wegen des gestrigen Auftritts?" fragte der Buchhalter, und ergriff ohne Umstände ihre widerstrebende Hand.

„Keineswegs, Herr Rudolph," erwiderte sie ihm kalt. „Sie traten in eine Welt, die Ihnen fremd war, und Ihr linkisches Benehmen ist deßhalb verzeihlich. Wir wollten Ihnen eine Demüthigung ersparen, indem wir Sie nicht sogleich in diese Cirkel einführten, für die man sich erst gebildet haben muß!"

„Allerdings, Cousine," sagte der Buchhalter ironisch. „Sie und die Tante hätten Recht gehabt, wenn ich der Bauerntölpel wäre, für den Sie mich hielten, und als welchen ich mich gestern gab. Allein ich glaube, ein junger Mann, welcher in den ersten Handels- und Fabrikstädten Englands fünf Jahre lang gelebt und auch einiges von der großen Welt gesehen hat, der würde eventuell wohl ebenso viel Lebensart und Weltgewandtheit an den Tag legen können, als die Lieutenants oder Stutzer einer deutschen Provinzialstadt!"

„Wir erfuhren dieß erst von Vetter Robert," entgegnete Henriette; „hätten wir dieß gewußt oder auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß Sie ein Freund von Vetter Robert sind, so hätten wir . . ."

„Natürlich, so wäre mir schon um des reichen Vetters willen eine freundlichere Miene gezeigt worden!" sagte der Buchhalter ironisch. „Aber seyn Sie gerecht, mein Fräulein, und gestehen Sie, daß es nicht meine Schuld war, wenn Sie erst durch den Holländer Vetter erfuhren, daß der Wetterfelder kein ungehobelter Bauer sey, sondern ein gebildeter Kaufmann. Gestehen Sie ferner, daß es wenig Sympathie von Ihrer Seite für die Verwandten väterlicherseits verräth, eine Erkundigung unterlassen zu haben, die mit wenigen Worten Sie über den neuen Ankömmling aufgeklärt hätte, und daß es zum mindesten nicht sehr logisch gedacht war, einen tölpischen Bauernburschen vom Dorfe für befähigt zu halten, den verantwortlichen Posten eines Buchhalters in Ihres Vaters Comptoir zu bekleiden."

Henriette biß sich auf die Lippen und konnte trotz ihrer Weltgewandtheit ein leichtes Erröthen nicht verbergen. „Ich gebe zu, daß wir Ihre Epigramme einigermaßen verdient haben, Herr Rudolph Balder," gab sie nach einigem Besinnen zur Antwort.

„Ich ehre Sie um der Gerechtigkeit willen, die in diesem Geständnisse liegt," fiel er ihr in's Wort.

„Aber da Sie so eben unwillkürlich auch zugestanden, daß der Auftritt von gestern Abend nur eine Komödie war," fuhr sie streng und stolz fort, „so haben Sie sich sowohl des Rechts begeben, uns Vor-

Digitized by Google

würfe zu machen, als des Rechts, von uns Vertrauen und freundliches Entgegenkommen zu erwarten!"

„Sie gehen zu weit, Cousine!" entgegnete der Buchhalter. „Verscherzt habe ich dadurch noch nichts, und ich denke, Sie sollten mich nicht ganz ungehört verdammen. — Sie sollten erst die Motive kennen lernen, welche mir jenen muthwilligen Einfall eingaben, so zu erscheinen, wie man sich mich vorstellte. Sie hätten um Vetter Roberts willen nicht einen solchen Kontrast in dem Empfang unser beider an den Tag legen sollen, da wir beide ja in gleichem Grade mit Ihnen verwandt sind. Was mußte Robert von Ihnen denken, wenn er erfuhr, daß diese Huldigungen nur seinem Vermögen galten, nicht seinem verwandtschaftlichen Verhältniß? Wie unangenehm mußte ihn, den einfachen gemüthlichen Mann, die Verwahrlosung berühren, die man sich so geflissentlich gegen seinen Vetter erlaubte, blos weil derselbe der Sohn minder wohlhabender Eltern ist? — Schon um Ihrer selbst willen hätten Sie und die Tante nicht in diesen Fehler verfallen dürfen!"

Henriette erglühte und wandte den Blick ab; ihre Augen, schon zuvor mit Thränen voll, hatten Mühe, diese zurückzuhalten.

„Glauben Sie nicht, daß seine plötzliche Widerabreise in einigem Zusammenhang mit dieser Enttäuschung steht, die Sie ihm bereiteten, Cousine?" flüsterte er ihr zu.

Sie schrack zusammen, und heftete ihre großen Augen thränenfeucht auf ihn. „Wie? Sie wissen schon? . . . Sprach er mit Ihnen darüber?"

„Ja, er äußerte gestern Abend, daß er heute wieder abreisen müsse."

„Und sonst nichts? Bezeichnete er keinen Grund für diese Nothwendigkeit?"

„Ach ja, mein Fräulein; Familienrücksichten — dringende Geschäfte wegen Wahrung seiner Interessen, — zumal angesichts dieser Handelskrise . . ."

„O, Sie wissen noch mehr? Sie müssen mir alles sagen, Herr Rudolph!"

„Bah, Cousine! ich habe ja Ihr Vertrauen verscherzt!" . . .

„Vetter!" flüsterte Henriette; „Sie sind grausam, unversöhnlich; vergeben Sie mir! Ich sehe ein, wie gefährlich es ist, Sie zum Gegner zu haben."

„Bäschen, es ist stets gefährlich, einen Mann zu beleidigen und zu kränken!" erwiderte der Buchhalter. „Jeder rechte Mann hält es für sein heiligstes Vorrecht, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen, und so Neigung wie Abneigung, Freundschaft wie Geringschätzung offen an den Tag zu legen."

„Vetter, ich verspreche Ihnen, diesen Rath zu befolgen! Aber ich beschwöre Sie, sagen Sie mir offen, was Robert gesprochen hat!" flüsterte sie in tiefer Bewegung mit fliegendem Athem und wogendem Busen. „Er sprach mit Ihnen über mich, über uns alle; — was sagte er? Ich bitte Sie, antworten Sie mir offen, geben Sie mir Wahrheit!"

„Der Vetter ist Ihnen herzlich gut; er bewundert Sie, er ist überrascht, Sie so herrlich entwickelt zu finden," erwiderte der Buchhalter. „Er hing mit einer gewissen Pietät und Innigkeit an Ihnen, als an einer Jugendneigung. Sie sind vielleicht seine erste Liebe. Und dennoch ist er einigermaßen enttäuscht..."

„Wie so?" fiel ihm Henriette hastig in's Wort und ergriff unwillkürlich seine Hand.

„Er fand Sie stolzer und anspruchsvoller, als er von Ihrem Geist und Verstand erwartet hatte — merken Sie sich, Henriette, das sind seine eigenen Worte. — Er staunt über den zügellosen fürstlichen Luxus in diesem Hause, und fragt sich, ob Ihnen das Bewußtseyn abhanden gekommen sey, daß Sie nur einen Kaufmann, einen Bürger zum Vater haben. Er ist nicht erbaut von dieser kalten Vornehmheit, von dieser leeren Ostentation, die hier im Hause eingerissen sind. Und dieß dürfen Sie ihm nicht übel nehmen, Cousine! er ist ein Holländer, ist Kaufmann wie wir, ist ein Mann der den Werth des Geldes um so mehr schätzt, als er weiß, wie schwer es zu verdienen ist und welch ein Mittel es, wohlgehütet und wohlbenützt, zur Wohlfahrt Aller werden kann! Und aus der rauschenden Musik heraus tönte ihm der Nothschrei der Armen, die gestern in der Fabrik brodlos wurden . . . ."

„Das Frühstück ist angerichtet!" rief der Lakai zur Thüre herein.

„Ihren Arm, Fräulein!" flüsterte der Buchhalter, und Henriette legte ihn in den seinigen, des erstaunten zornigen Blickes nicht achtend, welchen die Kommerzienräthin dem frechen Buchhalter, und des tadelnden, den sie ihrer Tochter zuwarf.

Digitized by Google

Das Frühstückszimmer lag im Erdgeschoß, und im Hinuntergehen flüsterte Henriette: „Vetter Robert hat nicht ganz Unrecht, obschon er vielleicht uns allzuviel Schuld beimißt. Wenn ich wüßte, was sein Ideal ist von einer Frau, so würd' ich mir alle Mühe geben, demselben nachzustreben. Und welch ein Unstern, daß er gerade heute wieder abreisen muß, wo wir uns nur vor Fremden, nur auf dem Ball gesehen haben! Welche Unannehmlichkeit, daß wir selbst heute durch die Anwesenheit der Gäste gleichsam beengt und getrennt . . ."

„Seyn Sie überzeugt, daß er dieß nicht weniger fühlt als Sie, Cousine!" fiel ihr der Buchhalter in die Rede. „Das eben ist ja der Fluch jeder naturwidrigen Handlung, daß sie ihren verderblichen Einfluß nach allen Seiten hin geltend macht!"

„Seyn Sie edel und großmüthig, Vetter," bat Henriette, „und versichern Sie ihn, daß ich diesen Glanz missen kann und daß ich allem aufbieten werde, ihn bei seiner Wiederkehr in einfachere, herzlichere und gemüthlichere Verhältnisse einzuführen. Es war ein Mißgriff der Mama, ihn durch solch ein rauschendes Fest ehren zu wollen, weil sie in ihm nur den anspruchsvollen Großstädter vermuthete. Und nun hat er die Comtesse zu Tische geführt, und ich verliere ihn."

„Und auch mich, Cousine! ich will die Abgunst der Tante nicht noch höher steigern, indem ich neben Ihnen eine Stelle am Tische einnehme. Mein Platz ist dort unten!"

Alle hatten sich schon gesetzt und ihre Servietten ausgebreitet, nur der Buchhalter stand noch vor dem einzigen leeren Couvert. „Nun, Rudolph! was zögerst Du?" fragte der Kommerzienrath.

„Ich sehe kein Couvert für mich hier, denn dieses ist ohne Zweifel für Paulinen!" erwiderte er.

Die Kommerzienräthin erglühte, warf ihm einen gehässigen Blick zu und wollte eine bittere Bemerkung machen; aber ihr Gatte kam ihr zuvor, nickte ihm bedeutsam zu und sagte lächelnd und bestimmt: „Du hast Recht, Rudolph; Pauline fehlt noch. Legen Sie ihr ein Couvert auf, Franz, und rufen Sie sie. Ich will die ganze Familie um mich sehen."

Die Kommerzienräthin wollte vor Grimm bersten, mußte aber um des Scheins von Frieden willen diese Weisung bestätigen. Der Buchhalter setzte sich erst, als Pauline erstaunt und erröthend eintrat und nur durch wiederholte Befehle des Oheims und der Tante bewogen ward, sich mit an den Tisch zu setzen.

9.

„Es ist zum Todtärgern — ich bin nicht mehr Herrin in meinem Hause, mein Kind!" sagte die Kommerzienräthin nach dem Frühstück zu ihrer jüngern Tochter. „Hast Du bemerkt, welch impertinente Frechheit dieser Wetterfelder Bauernjunge hatte, um es zu ertrotzen, daß Pauline an den Familientisch komme, und sogar noch angesichts der vornehmen Gäste. Er that es nur um mich zu quälen und zu kränken und sich bei eurem schwachen Vater einzuschmeicheln, den er gegen mich aufhetzt. Aber nur Geduld, Bürschchen! wir wollen Dir dieß nicht vergessen! Wir haben schon mehr solcher Neffen wieder aus dem Hause geschafft."

„Sie sollten mit diesem hier eine Ausnahme machen, theuerste Mama!" versetzte Ida schmachtend. „Er scheint mir von einem zähern Schlage als die Anderen, und Sie dürften nicht so leicht mit ihm fertig werden. Er ist ein bedeutender Mensch, beste Mama, ein wahrer Held! Sahen Sie nicht, mit welcher klassischen göttlichen Ruhe er das Ding wegen Paulinens vorbrachte, wie fest und ruhig er mit seinem scharfen dunkelgrauen Auge Ihren Blick aushielt? Das hätte ein gewöhnlicher Mensch nicht vermocht, und seine Besonnenheit, Ruhe und Willensfestigkeit haben mir eine wahre Bewunderung abgenöthigt."

„Gänschen!" versetzte die Kommerzienräthin unmuthig. „Was Du mit so hochtönenden Namen belegst, das ist mir nur eine maßlose Frechheit und Unverschämtheit. Hat man je eine solche Anmaßung erlebt, daß ein Mensch, der kaum eine Nacht in unserm Hause als Gast ist, sich vermißt, die wohlerwogene Hausordnung umzustoßen?"

„Aber gestehen Sie wenigstens, beste Mama, daß er es mit einer bewundernswerthen Würde und einem unzerstörbaren Aplomb that!" wandte Ida ein. „Und hernach, als die Rede auf das Reisen kam und auf englisches Leben, sprach er da nicht wie ein Buch? — er, den wir für einen ungehobelten Bauernjungen hielten, frisch vom Pflug hinweg!"

„Das eben ist es ja, was mich noch am meisten

Digitized by Google

empört!“ sagte die Kommerzienräthin; „gestern spielte er den dummen Jungen, um uns zu demüthigen, und heute sucht er uns zu beschämen durch Eigenschaften, die wir ihm nicht zutrauten, — das eben ist es, was ihn mir so fatal und unausstehlich macht. Und sahst Du, wie er sich sogar bei Henrietten insinuirt hat?“

„Das wundert mich gar nicht, liebe Mama!“ versetzte Ida; „wenn ich ihn erst näher kennen würde, wäre ich im Stande, für ihn zu schwärmen. Er ist so kühn, so sicher, so . . . so ganz wie der Held eines Romans.“

„Jemn, Idchen, der Roman soll kurz sein, den er in unsrem Hause spielt!“ sagte ihre Mutter mit mühsam verhaltenem Ingrimm. „Der Lump, der unser Gnadenbrod ißt! Wie ganz anders ist doch Vetter Robert! Wie fein und freundlich, wie verbindlich und fügsam, und was ist er gegen diesen Wetterfelder Bauernjungen?!“

Der Buchhalter, welchem diese Angriffe galten, saß mittlerweile mit dem Holländer Vetter und dem Oheim an einem Fenster des Frühstückszimmers und plauderte über Geldmarkt und Handelskrisen. Es entging ihm nicht, daß die Blicke der Tante auf ihm weilten, aber ihr grimmiger Ausdruck störte ihn nicht im mindesten, und sein Auge begegnete dem ihrigen gelassen und unbefangen. Henriette widmete sich den vier fremden Damen, welche sich zur Abreise anschickten, und Pauline räumte den Frühstückstisch ab. Jetzt kamen Frau v. Seewald und ihre Töchter und die junge Comtesse in Reisemänteln und Pelzen herein, verabschiedeten sich laut und mit einem ungeheuren Aufwand von Herzlichkeit von ihren Wirthen, und wurden von der ganzen Familie des Kommerzienraths an den harrenden Wagen begleitet; selbst der Holländer Neffe ging in aufopfernder Artigkeit mit.

„Nun, Bäschen, habe ich es nicht fertig gebracht, Sie zur Tischnachbarin zu bekommen?“ fragte der Buchhalter, sobald er mit Paulinen allein war.

„Sie, Vetter? Also Sie haben es gethan?“ erwiderte sie. „Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, aber ich wünschte, Sie hätten es nicht gewagt. Die Tante vergißt das nie wieder.“

„Bah, sie soll Ihnen nichts dafür anhaben, Bäschen,“ sagte der Buchhalter. „Sie stehen unter meinem Schutz!“

„Wer spricht von mir, Vetter? Ich meinerseits fürchte die Tante gar nicht so sehr!“ erwiderte Pauline. „Ueber kurz oder lang vertreibt sie mich doch aus dem Hause; darauf bin ich längst gefaßt. Aber ich finde dann leicht ein Unterkommen als Putzmacherin, als Ladenmädchen u. dgl., und wenn ich auch den Onkel ungern verlasse, so verliert er selber doch an mir nicht viel. Wie ganz anders dagegen an Ihnen, Vetter? Er bedarf Ihrer so sehr, und hat sich so lange auf Ihr Eintreffen gefreut, und wenn es der Tante nun dennoch gelingt, Sie aus dem Hause zu beißen? . . .“

„Das bringt sie nicht fertig, Bäschen,“ sagte der Buchhalter mit ironischem Lächeln; „ich fürchte sie nicht.“

„Oh, sie setzt bei dem guten Onkel alles durch,“ meinte Pauline; „sie vergißt nie eine Beleidigung und ihr Groll kennt keine Rücksicht. Und der Gedanke, Vetter, daß Sie um meinetwillen so viel gewagt und der Onkel Gefahr laufen soll, Sie wieder zu verlieren, ist mir unerträglich.“

„Diese Uneigennützigkeit ist rührend, Bäschen; aber ich versichere Sie, Ihre Besorgniß um mich ist ungegründet,“ sagte der Buchhalter. „Ich trotze der Tante in ihrem eigenen Hause und es soll nicht die letzte herbe Lehre seyn, die ich ihr geben werde, um ihren Hochmuth herunterzustimmen. Und dennoch gehe ich jede Wette ein, daß sie mich nicht aus diesem Hause vertreiben soll, oder daß ich dieses Haus nicht anders verlasse, als mit Ihnen, Bäschen!“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte sie verwundert und blickte ihm betroffen in die Augen.

„Stille! man kommt!“ flüsterte er; „aber behalten Sie es im Gedächtniß: ich nicht ohne Sie, Sie nicht ohne mich!“

Die Entfernung der Gäste schien einen gewissen Zwang von den Mitgliedern des kleinen Kreises genommen zu haben, und es bildeten sich sogleich zwanglose Gruppen nach freier Wahl und Neigung. Henriette gesellte sich zu dem Holländer Vetter und ging mit ihm in den Gartensalon, bis die Räume im oberen Stockwerke von den Domestiken gereinigt und geräumt, und die Spuren des gestrigen Festes daraus entfernt worden waren. Die Kommerzienräthin ging hinauf, um dieß zu betreiben, und ihr Gatte vertiefte sich in Zeitungen, welche die Morgenpost gebracht hatte. Pauline ging ihren häuslichen Ge-

Digitized by Google

schäften nach, und so ward es dem Buchhalter leicht, sich Ida zu nähern, die in den „Fliegenden Blättern“ blätterte und sichtlich erwartete, von dem Vetter angeredet zu werden. Bald hatte der Buchhalter auch den Ton gefunden, um Ida in eine angelegentliche Unterhaltung zu verwickeln, in deren Verlauf sie ihn in den Gartensalon hinüberführte, wo sie Henrietten und den Vetter Robert schon im angelegentlichsten Gespräche fanden.

Der vermeintliche Holländer Vetter beobachtete gegenüber von Henrietten jene schüchterne, beiserte, verehrungsvolle Ergebenheit, welche namentlich dann ungemein schmeichelhaft und insinuirend wirkt, wenn sie von einem Manne von sicherer Stellung und begründetem Ansehen ausgeht. Es liegt darin ein Verzicht auf die Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit und des persönlichen Werthes, welche den Frauen stets eine gewisse dankbare Anerkennung abnöthigt. Seine Huldigungen hatten etwas eigenthümlich demüthiges, werbendes, so zwar, daß Henriette anfangs darob erstaunt und verblüfft gewesen, und erst nach und nach ahnend diejenige Erklärung davon gefunden hatte, welche für ihr Selbstbewußtseyn so schmeichelhaft und befriedigend seyn mußte. Sie gab sich daher die größte Mühe, ihm gegenüber denselben Ton anzuschlagen, und so gewann dieser Verkehr ohne beider Wissen und Willen eine Zartheit und Wärme, welche eine mehr als vorübergehende Wirkung ausüben mußten.

Ganz anders war die Unterhaltung Ida's und des Buchhalters. Sie verehrte ihn mit einer erzwungenen Bewunderung; sie legte in ihn ein Ideal hinein, dem er nicht gerecht werden konnte und wollte, denn er gab sich offen, gerade und natürlich. Und dazwischenhinein bestürmte Ida ihn wieder mit Fragen, englische Zustände und Sitten betreffend, von denen sie durch Lektüre vieler englischen Romane ein verworrenes, schiefes, der Wahrheit eher entrücktes Bild gewonnen hatte, oder befragte ihn über Italien und seine Zustände, oder plauderte von dem gestrigen Balle, auf dem sie sich so köstlich amüsirt habe. Dabei gedachte sie mehrfach ihres vorzugsweisen Tänzers, des Grafen Damiani, von dessen feinen Manieren und großer Welterfahrung sie nicht genug zu rühmen wußte.

„Das ist wohl derselbe Herr, Cousine, welcher Ihnen vor anderthalb Stunden hier Fensterparade ritt?“ fragte der Buchhalter.

Ida erröthete und gab sich den Anschein, als ob sie davon nichts wisse; aber sie ward sichtlich geschmeichelt von dieser Huldigung. „Wie lange ist der Herr v. Damiani schon hier?“ fragte der Buchhalter, und erfuhr nun, daß ein junger Herr aus der Stadt den Fremden im Herbst aus irgend einem fashionablen Bade mitgebracht habe; daß Damiani für gewöhnlich in Paris lebe und auch dorthin zurückzukehren gedenke, sobald er erst etwas mehr von Deutschland gesehen haben werde. „Sie sollten ihn kennen lernen, Vetter!“ sagte Ida unter Anderm im Tone eines überschwänglichen Entzückens. „Wie fein und gebildet, wie gewandt und liebenswürdig er ist! Er singt reizend und mit einem unübertrefflichen Pathos. Er hat Geist und Witz und schon der wunderhübsche fremdartige Accent, womit er Deutsch und Französisch radebrecht, ist charmant. Ach, er ist allzulieb, allzu einnehmend.“

„Wirklich?“ versetzte der Buchhalter ironisch; „nehmen Sie Ihr Herzchen in Acht, Cousine; solche fremde Herren von Stande sind jungen Erbinnen sehr gefährlich.“

Ida erglühte wie eine Päonie, und wandte sich ab, um mit einem Papagei zu tändeln. Der Buch-

Digitized by Google

Kaiser Friedrich Barbarossa's Lebensgefahr in Rom. (Mit Text auf S. 172.)

Digitized by Google

Die Haselmaus und ihr Nest. (Mit Text auf S. 173.)

Digitized by Google

halter aber schien gedankenvoll, und trat an ein Aquarium.

„Denken Sie sich, Herr Rudolph, Vetter Robert ist nicht festzuhalten! Er reist mit dem Nachtzuge ab!“ rief Henriette herüber, um ihn wenigstens nicht unbeachtet zu lassen.

„Wirklich? Kann er sich so leicht wieder losreißen?“ fragte der Buchhalter ironisch. „Du willst nicht bleiben, Vetter?“

„Du wirst am besten zu beurtheilen wissen, ob ich bleiben kann oder scheiden muß!“ erwiderte dieser mit einer versteckten Beziglichkeit, worin sich der Schmerz des Scheidens deutlich genug verrieth.

„So wie die Sachen stehen, lieber Vetter, kann ich nur Deinen Entschluß billigen, noch heute abzureisen und Deine Angelegenheiten in der Heimath möglichst rasch zu ordnen. Der Mann soll nichts Höheres kennen, als die Pflicht. Das ist auch meine Ansicht und mein Grundsatz!“ sagte der Buchhalter. „Was können einige Wochen mehr oder weniger nach solch langer Trennung ins Gewicht fallen, wenn es das Wohl oder Wehe einer ganzen Zukunft gilt?“

„Einer Zukunft?“ rief Henriette erblassend. „Steht denn wirklich so viel auf dem Spiele?“

„Glauben Sie, der Vetter vermöchte sich sonst aus dem Zauberkreise Ihrer Nähe loszureißen, wenn weniger für ihn riskirt wäre?“ fragte der Buchhalter lächelnd.

„Ah, Sie können auch galant seyn, Herr Rudolph?“ rief Henriette, ihre leichte Verlegenheit hinwegzuscherzen; „ein neuer Vorzug, den ich hier an Ihnen entdecke!“ Und nun nahm die Unterhaltung den Charakter jenes leichten, tändelnden, scherzhaften Geplauders an, mit welchem wir so häufig die tiefer gehenden Bewegungen unsers Gemüths zu maskiren unternehmen, weil wir sie vor Andern nicht an die Erscheinung treten lassen wollen.

Unterdessen hatte Frau Balder mit ihrem Gatten im Frühstückszimmer eine andere Unterredung. Gewöhnt, ihren Willen souverän und absolut gültig zu sehen, verlangte sie vom Kommerzienrath, der neue Buchhalter solle auf der Fabrik wohnen und sich seine Kost im Gasthofe nehmen, Pauline aber fürder vom Familientische ferngehalten werden.

„Du verlangst Unsinniges,“ hatte Herr Balder geantwortet. „Rudolph bleibt hier, wohnt hier, speist mit uns, und ist mir immer nahe, so daß ich ihn zu jeder Stunde der Nacht rufen und mit ihm arbeiten kann. So lange er hier, speist aber auch meine Nichte Pauline an unserm Tische. Das sind nun abgemachte Geschichten, Albertine, von denen ich mir kein Jota abbrechen lasse, denn ich habe meine Verfügungen deßhalb schon gegeben.“

„Und ohne mich zuvor zu fragen? ohne meine Zustimmung, da ich doch in meinem Hauswesen nothwendig Herrin bleiben muß? Und Du glaubst, ich werde darauf eingehen?“

„Unnützer Streit, Albertine! es bleibt bei meiner Verfügung!“

„Mit nichten; ich bin die Hausfrau!“

„Und aus meiner Kasse fließen die Mittel zu Deinem Hauswesen, das ich meines Erachtens doch wahrhaftig theuer genug bezahle, um Deinen Gästen gegenüber ebenfalls auch einige von mir gebetene bei Tische zu sehen!“

„Das ist wieder Dein boshafter Hohn, Gottfried! das thust Du mir zu leid, um mich zu kränken, und zu demüthigen, weil Du weißt, daß dieser Rudolph mich gestern empfindlich beleidigt hat!“

„Sei nicht lächerlich, Albertine! ich habe Dir meine Gründe bereits angegeben, und ich bleibe unerschütterlich. Uebrigens ist es seltsam, daß Du mich eines boshaften Hohns beschuldigst, Du, die mir nie etwas zu Gefallen thun kann, die in schrankenloser Selbstsucht nie auf meine Wünsche und Bitten hört!“

Der Streit war auf dem Punkte, in eine jener gehässigen lauten Zwistigkeiten auszubrechen, die in solchen Ehen häufig sind. Aber der Kommerzienrath stand gelassen auf, sah seine Gattin fest an und sagte: „Laß uns abbrechen, Albertine! Unfriede zerstört, und ich habe meine Ruhe nöthiger als je. Stellteſt Du Dich nicht geflissentlich blind und taub, so müßtest Du sehen, daß unsere Verhältnisse auf einem Wendepunkte stehen, von welchem Wohl und Weh Vieler, nicht nur unser eigenes, abhängt. Die nächsten Monate, Wochen oder Tage schon können eine Entscheidung bringen, vor welcher ich zittere. Willst Du mir durch häuslichen Hader vollends die Festigkeit und Ruhe des Gemüths rauben, deren ich so dringend bedarf, so thue es auf Deine Gefahr. Aber wenn dann die Waage sinkt, dann erinnere Dich an das

Digitized by Google

gehäufte Maß Deiner Verschuldung, und beweine Deine Kinder, die Du durch Deinen Uebermuth arm gemacht hast!"

Damit verließ er das Zimmer, und nach einigen Minuten auch das Haus mit dem neuen Buchhalter. Frau Balder sah ihm in wortlosem Erstaunen nach. Diesen Ton hatte er noch nie angeschlagen; — diese Ruhe war ein Mittelding von Resignation und Verzweiflung; diese Sprache klang ihr wie ein Traum. Eine vage, ahnungsvolle Angst zog in ihre Seele ein, und erfüllte sie mit Grauen. Allein sie war ein Weib, herrschgewohnt und eigensinnig; sie wollte gegenüber von dem Neffen Recht behalten und ihre häusliche Autorität wahren. Daher suchte sie ihre Töchter noch einmal auf, um sich bei diesen und Robert über den anmaßenden Wetterfelder Neffen zu beklagen. Zu ihrem Erstaunen aber fand sie auch diese drei auf der Seite des Buchhalters.

„Ich gebe zu, daß Rudolph gestern Abend sich einen ziemlich derben Scherz erlaubt hat," sagte der vermeintliche Vetter Robert; „allein Sie müssen ihn wenigstens einigermaßen entschuldigen: Rudolph war gereizt durch die Zurücksetzung und Geringschätzung, mit welcher er empfangen wurde, durch die kalte Bodenkammer, die man ihm angewiesen hatte, welcher doch durch den lieben Oheim zu einem solchen Vertrauensposten im Hause berufen worden war. Bedenken Sie ferner, daß es ihn, einen solch nahen Verwandten des Hauses, kränken mußte, wenn ihm die Domestiken zumutheten, er solle sich schlechthin nur zu Bette legen, weil eine Festlichkeit im Hause sey, von welcher er sich förmlich ausgeschlossen betrachten mußte. Erwägen Sie ferner, daß er mich, der Ihrem Hause um kein Haarbreit näher verwandt ist, in fürstlich möblirten Zimmern auf das zuvorkommendste aufgenommen sah, und daß er sich, da er an persönlichem Verdienst und Kenntnissen mir sicher überlegen ist, hiedurch auf verletzende Weise an den Unterschied unserer äußern Lebensstellung erinnert sehen mußte. Erwägen Sie ferner, daß ihm außer Paulinen keine befreundete liebe Hand den Willkommen bot, und Sie werden sicher sein Betragen von gestern und heute minder schuldig und sogar einigermaßen gerechtfertigt finden!"

Die Kommerzienräthin biß sich auf die Lippen und schüttelte den Kopf, denn sie war nicht so leicht zu überzeugen. Henriette aber meinte: „Vergessen wir diese leidige Geschichte, liebe Mama! Unsere Schuld war keine absichtliche, sondern nur ein Irrthum, weil wir in dem neuen Vetter aus Wetterfeld nur einen unbeholfenen, ungeleckten jungen Menschen erwarteten. Papa hat uns nie gesagt, daß Rudolph sein besonderer Schützling ist, und ein durch Reisen und Lektüre und gute Erziehung gebildeter Mensch, auf welchen auch Vetter Robert sehr große Stücke hält . . ."

„Du, Robert? kennst Du ihn denn?" fragte die Kommerzienräthin.

„Den Rudolph aus Wetterfeld?" fragte dieser und fuhr, als die Kommerzienräthin bejahte, mit freundlichem Lächeln fort: „Gewiß kenne ich ihn und sehr genau, beste Tante! Ich nehme den herzlichsten Antheil an ihm, denn ich bin überzeugt von seiner aufrichtigen Dankbarkeit gegen Onkel Gottfried, der ihn erziehen und reisen ließ, und von seinem redlichsten, beeifertsten Bestreben, diese Dankbarkeit dem Oheim durch die treuesten Dienste an den Tag zu legen. Fürwahr, beste Tante, was Sie ihm thun, das betrachte ich als mir erwiesen, und ich lege daher jetzt förmlich und inständig eine recht freundliche Fürbitte für ihn ein, worin ich auch Paulinen einschließe, weil ich weiß, daß Rudolphs Eltern und ganze Familie seit alten Zeiten mit der Familie Paulinens eng befreundet waren und das arme Kind wirklich einer liebevollen, freundlichen Behandlung sehr bedarf. Eine Doppelwaise, ohne Heimath, ohne Vermögen, in dieser Jugend und Unerfahrenheit schon allen Einflüssen einer unbarmherzigen Welt blosgestellt — verdient ein solches Geschöpf nicht etwas Wohlwollen und herzliche Theilnahme?"

„O gewiß, und sie kann sich auch sicher über Ihren Mangel daran in unserem Hause nicht beklagen," erwiderte die Kommerzienräthin. „Aber Du begreifst doch, lieber Neffe, daß Paulinens Erziehung sie noch nicht salonfähig gemacht hat und daß sie noch sehr linkisch ist . . . ."

„Und daß sie eigentlich gerade aus dieser Scheu und Befangenheit sich lieber mit den Domestiken befreundete, als an uns anschloß," ergänzte Henriette. „Mama wollte ihr deßhalb Unterricht ertheilen lassen oder sie in einer Erziehungsanstalt unterbringen, aber sie wollte nicht . . . ."

„Sie hat keinen Drang nach Bildung," sagte Ida.

Digitized by Google

„Oder sie scheut sich vielmehr vor der fremden, freudlosen Umgebung in einer solchen Erziehungsanstalt," wandte Vetter Robert ein; „der Uebergang aus dem einfachen, traulichen Vaterhause mit seiner treuherzigen, schlichten Weise wäre natürlich wie ein Mehlthau auf dieses junge Gemüth gefallen, und darum schreckte Pauline wohl davor zurück. Bedenken wir doch, daß der Mensch etwas Liebe und Wohlwollen bedarf, um gut zu bleiben! Und Paulinens Schicksal, welches mir noch von meinem Vater besonders, auf die Seele gebunden worden ist, geht mir in der That so nahe wie dem Vetter, und Sie, beste Tante, und ihr, meine holden, theuren Cousinen! könnt mir in meiner Abwesenheit keine größere Liebe erweisen, als wenn Ihr dem Vetter und Paulinen mit Nachsicht, Duldung und Wohlwollen begegnet. Diese Hoffnung wird mir den Abschied wesentlich erleichtern, und die Freude des Wiedersehens bedeutend erhöhen!"

Diese Hindeutung auf das bevorstehende Scheiden gab dem Gespräch eine andere Wendung, und da sein Entschluß nicht zu erschüttern war, so gönnte die Kommerzienräthin in schlauer Berechnung Henrietten und ihrem Vetter noch einige Stunden ungestörten Beisammenseyns und Austausches. Nach dem Diner fuhr er in des Kommerzienraths Equipage auf den Bahnhof; Onkel Gottfried und seine Töchter begleiteten ihn dahin; auf dem Bahnhofe selbst wartete der Vetter Buchhalter, nahm den Holländer etwas beiseite und händigte ihm nach einer kurzen Unterredung noch ein Päckchen ein, welches der Reisefertige sorglich in der Brusttasche verwahrte, ehe er sich wieder zu den Anderen wandte.

Der Zug fuhr vor, die Flügelthüren des Wartsaales wurden geöffnet, die Scheidestunde schlug. Robert umarmte den Oheim und Ida, drückte dem Buchhalter noch die Hand, und kehrte sich jetzt zu Henrietten, welche laut schluchzte.

„Auf Wiedersehen, meine liebe, theure Henriette!" flüsterte er ihr zu und schloß sie in seine Arme und der Kuß, welchen er auf ihre Wange drückte, war länger und zärtlicher als sich wohl für einen einfachen Vetter paßte.

„O, mein Geliebter!" flüsterte sie zurück; „schreib mir bald oder ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir!"

„Morgen schon! morgen von Frankfurt aus, mein süßes Leben!" erwiderte der Vetter; „laß uns schriftlich uns sagen, wie viel wir uns gegenseitig sind!" Dann noch eine Umarmung, ein Kuß, ein Händedruck, und der Vetter eilte in den Waggon, und ehe er sich noch recht bequem gemacht, brauste der Zug davon und in die dunkle Nacht hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Friedrich Barbarossa's Lebensgefahr in Rom.

(Mit Holzschnitt auf S. 168.)

Kaiser Friedrich I., der lobesame kühne Held, der schönste der Hohenstaufenkaiser und der tapfersten einer, hatte in den 39 Jahren, während er die deutsche Kaiserthrone trug, gar viel mit Wälschland zu streiten, denn dort wurden die Ränke geschmiedet, welche das deutsche Volk seiner Einheit und Größe berauben sollten. Er selber hat manche Tücke von den Italienern erfahren, und die Errettung aus einer derselben versinnlicht unsern lieben Lesern der umstehende Holzschnitt. Friedrich I., den die Wälschen um seines röthlichen Bartes willen Barbarossa nannten, war am 18. Juni 1155 mit seinem Heere in die ewige Weltstadt eingezogen, um den Papst Hadrian IV. wieder einzusetzen und sich zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Papst Hadrian war nämlich von einer mächtigen ketzerisch-republikanischen Partei hart bedrängt worden, an deren Spitze Arnold von Brescia stand, welcher dem römischen Volk die Nothwendigkeit einer Kirchenbesserung und einer Beschränkung der weltlichen Macht des heil. Vaters gepredigt und hiedurch großen Anhang im Volk gewonnen hatte. Der heilige Vater selbst hatte den Kaiser Rothbart vor der Tücke der Römer gewarnt und ihm gerathen, zum Voraus nächtlicher Weile seine auserlesensten Ritter nach Rom zu senden, die St. Peterskirche und die leonische Burg

Digitized by Google

zu besetzen. Dieß geschah und sicherte dem Kaiser den ungestörten Einzug in das „goldene Thor“ der heiligen Stadt. Die Brücke am Fuße der Engelsburg (damals die Burg des heiligen Crescentius genannt) wurde besetzt und so die Römer auf dem linken Ufer des Flusses zurückgehalten. Papst Hadrian krönte in der Peterskirche den Kaiser Friedrich und mit der Kaiserkrone auf dem Haupte kehrte dieser in's Lager zurück, während der Papst in dem Palaste nicht weit von der Peterskirche blieb. Aber die Römer waren ergrimmt darüber, daß man sie so überlistet hatte, stürmten über die Tiberbrücke, erschlugen einige Deutsche, die in der Peterskirche zurückgeblieben waren und drohten selbst dem heiligen Vater Gefahr. Das deutsche Heer hatte sich der Hitze wegen entwaffnet und zum Mahle gesetzt, als die Kunde von dem Aufstand einlief und schon die ersten Angriffe auf das Lager geschahen und zwar zunächst auf dasjenige, welches Heinrich der Löwe mit seinem Heerbann inne hatte. Die Heerführer sammelten schnell ihre Völker und führten sie in den Kampf, der nun mit wilder Erbitterung geführt war von der zehnten Stunde bis in die Nacht. Der Kaiser selbst war an der Spitze seiner Reiter ausgerückt, um die römischen Rebellen niederzuwerfen und gerieth in's dichteste Handgemenge. Da stürzte sein Roß und die Römer, die ihn erkannten, fielen über ihn her und brachten ihn in große Gefahr; allein nun sprangen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und Herzog Heinrich der Löwe von ihren Rossen, warfen sich in den dichtesten Haufen und retteten den Kaiser. Unser Künstler hat sie den lieben Lesern kenntlich gemacht an den Schildern mit den bayrischen Wecken und mit dem welfischen Löwen. Der Deutschen Schwert fiel schwer auf die treulosen Römer, denn mehr als tausend von diesen wurden niedergemetzelt und noch viel mehr verwundet, und der trotzige Stolz der republikanischen Partei mit Einem Male gebrochen. Arnold von Brescia, der an der Spitze dieser Partei stand, ward bei Aufgang der Sonne vor den Thoren von Rom lebendig verbrannt, und büßte so für den Aufstand der hochmüthigen Römer und deren Versuch, die Macht des heiligen Stuhles zu brechen.

Die Haselmaus und ihr Nest.

(Mit Holzschnitt auf S. 169.)

Nachdem wir in diesen Blättern unseren lieben Lesern schon so oft von den Thieren fremder Länder erzählt haben, wollen wir hier auch einmal eines niedlichen Thierchens unserer Zone gedenken, welches unter den wenigen nestbauenden Säugethieren nach dem Eichhörnchen so ziemlich den hervorragendsten Rang einnimmt, nämlich von dem Haselschläfer oder der kleineren Haselmaus, welche bei den Naturforschern Muscardinus (oder Mus) avellanarius heißt und zu der Gattung der sogenannten Siebenschläfer gehört. Diese hübsche Maus ist am Körper etwa drei Zoll lang, der Schwanz ebenso lang, der feine Pelz einfach rostgelb, an der Kehle weißlich, die Haare am Schwanze ziemlich kurz, die Ohren abgerundet und behaart; sie kommt in ganz Mittel-Europa und Italien vor, hält sich vorzugsweise unter Haselstauden auf, lebt von Haselnüssen und anderen Sämereien und baut sich ein dichtes, mit einem einzigen Eingang versehenes rundes Nest, auf welches wir hernach zurückkommen wollen. Man sieht die Haselmaus häufig in gezähmtem Zustande, aber sie ist dann ein ziemlich uninteressantes Thier, da sie beinahe den ganzen Tag hindurch in ihrem Käfig schläft und zu einer Kugel zusammengerollt daliegt, auch in der Gefangenschaft nur ein sehr kunstloses Nest baut, weil es ihr an einer geeigneten Oertlichkeit und passendem Material gebricht. Im freien Zustande dagegen ist die Haselmaus nicht nur ein behendes, obschon nächtliches Thier, weil sie am Tage schläft und nur Nachts auf Aesung ausgeht, sondern errichtet sich auch ein bewundernswürdig hübsches und versteckteres Nest, um darin während ihres Tagesschlummers vor ihren vielen Feinden sicher zu seyn.

Eines dieser Nester auf unserem Holzschnitt ist nach der Natur abgebildet; es saß etwa vier Fuß vom Boden in der Astgabel eines Haselnußstrauchs, wo die kleineren Zweige eine Art natürlicher Palisade um dasselbe bildeten. Es bestand aus Grashalmen und Baumblättern, jedoch vorwiegend aus ersteren, war sechs Zoll lang und drei Zoll breit und so hübsch geflochten und eingehängt, daß man es für ein Vogelnest hätte halten mögen. Bei dem abgebildeten Neste sind namentlich zwei Grasarten ange-

Digitized by Google

wandt, nämlich zum größern Theil jenes wohlbekannte Schwertgras, dessen scharfkantige Ränder denjenigen so leicht in die Finger schneiden, welcher dieses Gras unbedacht in die Hand nimmt. Die Halme sind um die Zweige und durch die Zwischenräume geflochten, bis sie ein hohles beinahe eiförmiges Nest bilden. Gegen den Boden hin sind feinere Grasarten und auch einige Stengel von zarteren Schlinggewächsen angewendet, die etwa nur die Stärke von gewöhnlichen Bindfaden haben und zum Zusammenhalten des Ganzen dienen. Zwischen das Gras sind mehre Blätter von Haselnuß und Ahorn hineingewoben, die offenbar aus dem Graben am Fuße der Haselnußhecke geholt worden sind, und die Bewohner des Nests wohlbedacht vor Wind schützen sollten, der so leicht durch die Zwischenräume der locker verflochtenen Grashalme weht. Der Eingang zum Neste ist so scharfsinnig versteckt, daß er nicht leicht gefunden werden kann, selbst wenn man dessen Lage genau kennt, und um seine Bauart zu zeigen, ist eine Haselmaus abgebildet, wie sie soeben im Begriff ist, die Grashalme beiseite zu schieben, welche das Nest verstecken. Die herunterhängenden Stücke der Grashalme, welche von der kleinen Pfote beiseite gehalten werden, sind so befestigt, daß sie nach Aufhören des auf sie ausgeübten Druckes wieder über die Oeffnung zurückspringen und sie auf das wirksamste verbergen.

Dieses luftige Nest ist zwar die Wohnung der Haselmaus, aber weder ihre Vorrathskammer noch ihr Winterquartier. Wie andere vierfüßige Winterschläfer sammelt sich auch die Haselmaus einen Vorrath von Futter für den Winter, namentlich Nüsse, Getraide und andere Sämereien; und diese werden in der Nähe des Nestes sorgsam versteckt. Auf unserem Holzschnitt sehen unsere lieben Leser die Haselmaus eine Nuß verzehren, welche sie soeben aus einer ihrer Vorrathskammern unter dem dicken Aste geholt hat. Den Winter hindurch verzehrt übrigens die Haselmaus nicht viel von ihren Vorräthen, da sie während der kalten Monate entweder in ihrem Neste oder in einer Baumhöhlung im Winterschlafe liegt; mit Beginn des Frühlings aber erwacht sie aus dem Winterschlaf und nimmt wieder ihre gewöhnliche Lebensweise an, der Hunger stellt sich bei ihr wieder ein und es würde ihr schlimm ergehen, wenn sie in dieser Jahreszeit, wo es noch keine Samen gibt, keine Vorräthe angelegt hätte. Während des Winterschlafs erleiden die Gewebe des Körpers bei der Haselmaus keinerlei erhebliche Veränderungen, obschon sie keine Nahrung zu sich nimmt; sie ist im November meist so feist und wohlgenährt, daß sie im Winterschlafe von ihrem Fett zehren kann. Die Haselmaus wirft gewöhnlich vier Junge, die sie in ihrem Neste aufzieht. Da sie sehr lüstern nach Vogelbeeren ist, so fängt sie sich leicht in der Schneuß, beißt sich aber auch häufig wieder heraus.

Auf unserem Holzschnitt haben wir noch ein Goldhähnchen und einen Hornschröter abgebildet, um die vergleichsweise Größe der Thiere zu zeigen. Die alte Haselmaus fürchtet den Käfer nicht und setzt ruhig ihre Mahlzeit fort, aber die Junge ist von der Nachbarschaft des großen schwarzen Insekts sichtlich beunruhigt und denkt auf einen schnellen Rückzug in das Nest.

Es kommt bei uns auch noch eine große Haselmaus vor, der sogen. Gartenschläfer, Myoxus Nitella oder Mus quercinus, fünf und einen halben Zoll lang, Schwanz vier Zoll lang, von den Pyrenäen und Sicilien bis herauf nach Siebenbürgen und Kurland in unseren Laub- und Nadelwaldungen heimisch, und ebenfalls ein Winter- oder Siebenschläfer, wie die Nellmaus, oder der Billich, Myoxus Glis, Sciurus Glis, welcher sehr wild und bissig ist und sich niemals vollständig zähmen läßt, und der Schläfer oder Dryas, Myoxus Dryas, der am Kaukasus und in Südrußland heimisch ist, und hie und da durch Moldau, Wallachei und Ungarn herauf bis in die Nähe von Wien vorkommt. Diese anderen Arten von Siebenschläfer sind aber keine Nestbauer, sondern begnügen sich mit Baumhöhlungen, Erdritzen, Löchern in Gartenmauern, Felsspalten u. s. w. und sind sämmtlich Nachtthiere.

Maskentanz und Hochzeitsfest der Tucuna-Indianer.

(Mit Holzschnitt auf S. 176.)

Wie wir unsere lieben Leser im vorigen Jahrgang zu den Negern von Sierra Leone geführt und unseren Freunden einen kleinen Einblick in das häusliche Leben

Digitized by Google

derselben gegeben haben, so wollen wir ihnen jetzt ein kleines Bild aus dem häuslichen Leben eines Indianerstammes am Amazonasstrome, der Tucunas, zeigen. Diese Tucunas sind eigentlich kein ganz wilder Stamm, denn sie haben feste Wohnsitze, befassen sich mit Ackerbau, und jede Horde gehorcht einem Häuptling, welcher je nach seinem Ehrgeiz oder seiner Thatkraft einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß ausübt. Jede Horde hat auch ihren Pajé, Zauberer oder Medicinmann, welcher den im Volke herrschenden Aberglauben nährt und ausnützt. Dagegen sind die Tucunas träger, weichlicher und ausschweifender und nicht so kriegerisch und ehrlich wie die Mundurucus und andere von den höher organisirten Stämmen jener unabsehbaren Urwälder am Amazonenstrom. Sie sind von mittler Größe und kräftigem Körperbau, von leidlich hübschen sanften Zügen, und nicht ohne eine gewisse Anmuth. Männer und Weiber tättowiren sich, und das Muster ist entweder eine Schnecke, oder eine Reihe kurzer gerader, paralleler Striche auf jeder Wange. Die älteren Leute tragen meist an Hand- und Kniegelenken und Knöcheln Ringe von Tapirhaut oder zäher Baumrinde, und für gewöhnlich gar keine Kleidung irgend welcher Art; an Festtagen aber zieren sie sich mit Federn oder vermummen sich in Mäntel, die sie sich aus dem Bast der Rinde eines Baumes bereiten. Wie die meisten Indianer am Amazonas wohnt immer eine ganze Horde in einer Maloca oder großen gemeinsamen Hütte beisammen, welche ein länglichtes Viereck bildet, aber mit solcher Mißachtung alles Ebenmaßes erbaut und in ihren Innern eingerichtet ist, daß man glauben möchte, jeder habe darin auf seine eigene Faust und nach seinem besondern Plan gebaut, ohne sich um die übrigen Mitarbeitenden zu bekümmern. Die Seitenwände und das Dach bestehen aus Palmblättern, deren einzelne Fiederblättchen zusammmengeflochten und in einer Reihe an einer Latte von vielen Fuß Länge gebunden sind. Das Dach ruht auf starken aufrechten Posten, zwischen welchen Hängematten aufgehangen sind, und nur in der Mitte ist ein freier Raum gelassen zum Hin- und Hergehen und zum Anmachen von Feuern, und auf der einen Seite befindet sich auch ein erhöhtes Gerüste aus gespaltenen Palmstämmen. In einer derartigen Kaserne oder Maloca wohnt dann die ganze Horde mit Kind und Kegel beisammen, und treibt die paar Gewerbe, auf welche sich diese Indianer verstehen, namentlich die Töpferei, worin sie Meister sind und sehr hübsche Arbeiten in großen und kleinen Krügen von allen Formen liefern. Diese Krüge, Kochtöpfe, Näpfe und sonstigen Gefäße, sammt Blasröhren, Köchern, netzartigen Jagdtaschen, Körben, Matten, Thierfellen ꝛc. bilden das wesentliche Hausgeräthe in ihren Hütten, unter denen sie die Leichen ihrer Häuptlinge in kauernder Stellung in großen Krügen vergraben.

Die unter den Indianern des Amazonas üblichen halbreligiösen Tänze und Trinkgelage sind bei den Tucunas noch häufiger und lärmender als bei anderen Stämmen. Sie glauben nur an einen bösen Geist, Jurupari, den sie bei all ihren Ceremonieen anrufen, ohne jedoch anscheinend eine deutliche Vorstellung von seinen Eigenschaften zu haben, außer daß sie ihm alle schlimmen Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens zuschreiben. Ihre Ceremonieen bei allen Gelegenheiten sind einander ziemlich ähnlich, und bestehen vorzugsweise in vermummten Tänzen. Die Mitglieder der Horde schmücken sich bei diesen Gelegenheiten mit den bunten Federn der Papageien und Aras, die sie an die Arm- und Beinringe befestigen; die Häuptlinge tragen einen Kopfputz und Federschmuck aus den Brustfedern der Toucans und den aufrechten Kopffedern der Macaos. Andere vermummen sich in selbstverfertigte abenteuerliche Kostüme, wie wir sie auf umstehendem Holzschnitte sehen, und tragen seltsamen Kopfputz in Gestalt von Thierköpfen aus Fellen oder Zeuch, die über ein geflochtenes Gerüst gespannt werden. Die größte und häßlichste Larve stellt immer den Jurupari dar. Ihr Tanz ist ein eintöniges Hin- und Herschaukeln und Schwanken, ein Stampfen mit den Füßen unter Begleitung von Gesang und Trommeln, und dauert oft drei bis vier Tage und Nächte nach einander fort, wobei sie ungeheure Mengen von Cayiéma (Maniocbier) trinken, Tabak rauchen und Paricápulver schnupfen.

Ob die Tucunas religiöse oder geschichtliche Feste haben und feiern, hat man noch nicht genau zu ermitteln vermocht; im Allgemeinen feiern sie jedes freudige Ereigniß und so namentlich Hochzeiten mit einem Fest. Wenn ein junger Mann ein Tucuna-Mädchen heirathen will, so muß er bei ihren Eltern um ihre Hand anhalten, die dann die ganze Sache

Digitized by Google

Maskentanz und Hochzeitsfest der Tucuna-Indianer.

in Ordnung bringen und den Hochzeitstag bestimmen. Ein solches Hochzeitsfest dauert gewöhnlich 3—4 Tage und Nächte, und das Schmausen, Trinken und Lärmen stockt nur während der heißen Mittagsstunden, erneuert sich aber mit Einbruch des kühlern Abends immer wieder. Die mit Federzierrathen geschmückte Braut steht dann unter der Aufsicht zweier alten Weiber, deren ganzes Geschäft darin besteht, den Bräutigam bis zum Ende des Trink- und Tanzgelages von der Braut fern zu halten.

Unser obiges Bild gibt einen anschaulichen Begriff von einem solchen Maskentanz der Tucunas bei einer derartigen Hochzeit. Wir sehen darauf einige Vermummte, deren Larven theils die Köpfe von Tapir und Beutelratze, theils die von Ungeheuern nachahmen. Die beiden häßlichen Larven rechts im Hintergrunde stellen den Zauberer und den bösen Geist vor. Daneben steht der Häuptling mit seiner phantastischen Federkrone. Vorne mitten im Bilde sehen wir die Braut mit ihren beiden Geleitsweibern, mit den übrigen im Hochzeitstanze begriffen, während der Bräutigam einsam als Zuschauer an einem Pfosten lehnt. Alle übrigen Parthieen des Bildes erklären sich selbst, und zeigen das Innere einer solchen Maloca oder eines gemeinsamen Wohnhauses dieser brasilianischen Indianer, wie es der britische Reisende Bates an Ort und Stelle bei San Paulo aufgenommen hat.

Gedankenspäne und Sinnsprüche.

Wenn die Aussöhnung von Feinden ein göttliches Werk ist, so ist die Aussaat von Zwietracht zwischen Freunden sicher ein Teufelswerk.

Guter Rath ist wie Schnee; je sanfter er fällt, je länger er verweilt, desto tiefer dringt er in den Boden des Gemüthes ein.

Wir freuen uns immer mehr, Solche wiederzusehen, welche wir uns verpflichtet haben, als Solche, welchen wir selber verpflichtet sind.

In Lektüre und Studium muß man Abwechslung eintreten lassen; wer wenig auf einmal liest, der behält dieß wenige desto besser.

Digitized by Google

Der Märtyrer.

Eine Geſchichte aus dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

Wer wird mich befreien von dem Leibe dieſes Todes?

1.

In der Vorhalle eines kleinen römiſchen Häuschens ſaß ſinnend ein Greis; da trat zu ihm ein Mann in reiferen Jahren mit bekümmerter Miene: „Ich möchte Dich bitten, Vater Claudius, daß Du wolleſt mit mir kommen und meiner Tochter den Troſt Deines Glaubens zu Theil werden laſſen: ſie liegt am Fieber darnieder und wartet mit Sehnſucht und Zaghaftigkeit auf Dich und Deinen Zuſpruch?"

— „Wer biſt Du?" fragte der ehrwürdige Greis; „Dein Angeſicht iſt mir fremd, und ich glaube nicht, daß ich Dich jemals unter meinen Zuhörern geſehen habe."

„Du haſt Recht; Du haſt mich noch nie in Deiner Gemeinde geſehen. Meine Tochter dagegen iſt ein Schäflein Deiner Heerde. Sie hat Dich gehört in dem Hauſe des Goldſchmieds Servius und trägt nun großes Verlangen Dich zu ſehen. Ich bitte Dich daher, komm' geſchwind!"

— „Iſt Deine Tochter nicht hell von Haar, mit azurblauen Augen und heißt Virginia?" fragte der Greis.

„Ganz richtig, frommer Vater! das iſt ſie. Erſt vor drei Sabbathen haſt Du ſie im Namen Deines Gottes geſegnet, als Du des Goldſchmieds Haus verließeſt."

— „Ach ja, Virginia mit den hellen Haaren und den blauen Augen! — Und ſie iſt alſo dem Tode nahe?"

„Nur noch wenige Umdrehungen des Stundenglaſes, und ihre Seele wird im Hades ſeyn und wir werden Sie mit den weißen Roſen bekränzen," erwiderte der bekümmerte Vater. „Beeile Dich, frommer Greis!"

— „Ich kann nicht kommen — ich vermag es leider nicht!" ſagte der Greis, welchen wir als Vater Claudius haben anreden hören. — „Ich kann nicht kommen! nein fürwahr! ich kann nicht!" ſetzte er mit ſteigender Heftigkeit hinzu.

„Aber Sie gehört ja zu den Deinigen. Erſt jüngſt noch ſprach ſie Wunſch und Abſicht aus, ſich an Deine Sekte der Nazarener oder Chriſten — ich weiß nicht, wie ihr euch nennt — anzuſchließen."

— „Sie war ein gutes Kind, und ich erinnere mich ihrer noch wohl, denn ich hatte mein Wohlgefallen an ihr, und gleichwohl kann ich nicht kommen. Ich will Dir dieſes Täfelchen hier für ſie mitgeben: laß ſie es leſen; es wird meine Stelle bei ihr einnehmen!" Er nahm den Griffel von Erz, den Stylus, und ſchrieb auf ein wachsbeſtrichenes Täfelchen einige

Digitized by Google

Zeilen, welche sein eigenes Glaubensbekenntniß enthielten und darauf berechnet waren, ihr Vertrauen in ihre Religion wieder herzustellen. — „Sag' ihr," sprach er und reichte dem Manne das Täfelchen, — sag' ihr, ich sende ihr hiermit den Segen des dreieinigen Gottes. Und doch kann ich nicht mit Dir gehen. Nein, wahrlich, ich kann es nicht!" Und der Greis setzte sich wieder auf seine Bank, ganz erschöpft von einem innerlichen Kampfe, während große Thränen an seinen gefurchten Wangen herabrannen.

„Vater Claudius," entgegnete der Fremde, welchen die Weigerung des Greises ganz verzweiflungsvoll gemacht hatte, — „ich verwarne Dich, denn wenn Du nicht mit mir gehest, so werd' ich es der Gemeinde Deiner Kirche erzählen, wessen Du Dich geweigert mir zu thun, und die Kirche soll dann richten zwischen uns beiden! Und was soll erst mein Kind denken von Deinem hochtönenden Geschwätz über Selbstverleugnung, da der Weg zu mir nur ungefähr zweitausend Schritte beträgt und Du dennoch Dich weigerst, mit mir zu gehen?"

— „Ich will Dir hierauf Bescheid geben, mein Lieber — wie heißt Du?"

„Fabulus!"

— „So wisse denn, Fabulus, daß ich lieber noch zehnmal weiter mit Dir gehen als Deine arme Tochter sterben sehen möchte! Virginia, armes Kind! nein, nein, ich kann sie nicht sterben sehen! — Nein, ich will sie nicht sterben sehen!" setzte er mit steigender Aufregung hinzu. „Vergib einem alten Manne, Fabulus; ich hatte nicht die Absicht, Dir wehe zu thun; aber ich kann nicht gehen — fürwahr, ich vermag es nicht über mich. Geh' im Frieden hin mit Deinem Täfelchen, und spute Dich, ehe ihre Augen trübe werden!"

„Fahre wohl, Vater Claudius!" sagte Fabulus unmuthig; „Du sollst jedoch zuverlässig binnen Kurzem noch mehr von dieser Sache hören."

Der Greis senkte das Haupt und murmelte mit schmerzlich bewegten Zügen vor sich hin: „Nein, gewißlich, ich kann sie nicht besuchen! — nie, niemals wieder kann ich ein junges Leben so enden sehen!" —

2.

Etwa sieben Tage nachdem Fabulus auf diese Weise sich von dem alten Claudius verabschiedet hatte, sah man drei Männer langsam auf die Behausung des eben genannten Greises zugehen. Der Eine war Fabulus, die beiden Anderen waren die Aeltesten oder Diakonen der kleinen Gemeinde welche sich in dem Hause des Goldschmieds Servius versammelte und deren Prediger und Vorsteher der alte Claudius war.

„Wie ich euch sagte, er hat es mir abgeschlagen," erzählte Fabulus.

„Auf welche Weise denn?"

„Allerdings mit anscheinendem Widerstreben und Bedauern, aber er schlug es dennoch ab!" versetzte Fabulus.

— „Das ist noch nicht alles, was wir ihm zum Vorwurf machen können," sagte der andere der beiden Aeltesten; — „aber er weigert sich auch, an unseren Festen theilzunehmen und mit uns zu essen."

„Er sollte uns wenigstens einen genügenden Grund für dieses sein Verfahren angeben," meinte der andere Aelteste, „sonst werden wir Vorwürfe in den Kirchen erleben, wo nicht Tadel und Aergerniß."

Sie gelangten bald zu dem Hause und fanden den alten Mann auffallend verändert seit sie ihn an dem jüngst vergangenen Sabbath hatten lehren und predigen hören. Sein Auge war noch tiefer eingesunken und mit Blut unterlaufen. Die fromme gottergebene Ruhe, welche ihn seither hauptsächlich gekennzeichnet hatte, war verschwunden, und an ihrer Stelle gab sich an ihm ein nervöses aufgeregtes Wesen kund, das peinlich anzusehen war.

„Willkommen, Fabulus! willkommen, Hermas und Aquila!" sprach er; „Friede sey mit euch!"

Er setzte ihnen Obst vor und Trinkbecher und ein Gefäß mit frischem Wasser.

— „Wir sind gekommen," hub Hermas, der ältere der beiden Diakonen, an, „Dich zu befragen, weßhalb Du Dich unterscheidest von anderen Lehrern und Predigern Christi, von denen wir gehört haben? Du issest nicht mit uns, noch besuchst Du unsere Kranken!"

„Das ist unrichtig," erwiderte der Greis sanft; „erinnert ihr euch nicht mehr, daß ich damals, wo die wilde gottlose Pöbelrotte Lepidus, den Sklaven des Waffenschmieds in der Brückenstraße, steinigte, denselben besuchte? Habe ich nicht mit diesen meinen Armen hier sein sterbendes Haupt gestützt und mit meinem eigenen Gewande den Schaum des Todeskampfes von seinem blutenden Munde gewischt? Hat nicht mein

Digitized by Google

Mund ihm Zuspruch ertheilt in seiner schweren Stunde, und ihm erzählt von Christo dem gekreuzigten Gottessohn und von den Herrlichkeiten der zukünftigen Welt? Und haben diese meine Hände sich nicht im Gebet für ihn, den Blutzeugen Christi, zum Himmel erhoben, damit seine scheidende Seele in den Schoos des Ewigen eingehe? — Es ist unrichtig und ganz unwahr, daß ich nicht mit euch esse! Habe ich nicht mit Einem von euch, ja mit euch allen gegessen, als ihr eure Kinder zu dem Hause des Goldschmieds Servius führtet zur Zeit der Obsternte? — Das alles wißt ihr, und doch wollt ihr sagen, ich besuche eure Kranken nicht und esse nicht mit euch? Esse ich nicht gerade jetzt wieder mit euch?" rief er und nahm einen Apfel vom Tisch, den er gierig verspeiste.

„Aber unsere Feste feiersi Du wenigstens nicht mit uns, Vater Claudius!" erwiderte der andere Diakon. „Du hast zwar seit drei Jahren unter uns gepredigt und gelehrt, aber Du hast noch keinem einzigen Feste in unseren Häusern beigewohnt, Du kamst zu keiner Hochzeit unter uns, und unsere Taufschmäuse entbehrten Deiner Gegenwart, und Fabulus hier will es bezeugen, daß er erst vor sieben Tagen Dich mit Thränen gebeten habe, seine sterbende Tochter zu besuchen, und daß Du nicht habest kommen wollen. Dieß sind seltsame Dinge, welche uns nothgedrungen Aergerniß in den Kirchen erwecken müssen."

„Was ihr da von Fabulus gesagt, das ist wahr, meine Freunde," sagte der Greis tief erschüttert. „Aber verstoßet und vertreibet mich nicht aus eurer Gemeinde, weil ich an euern Festen nicht theilnehmen, bei euren Schmäusen nicht essen will und eure Töchter nicht sterben sehen kann. Verurtheilet mich jedenfalls nicht ungehört. — Brüder, ich habe viel gelitten. Ihr wißt, als ich zuerst zu euch kam, erzählte ich euch zwar die Geschichte meines Lebens, sagte aber ich könne euch diejenige meiner Jugend nicht erzählen. Dagegen zeigte ich euch Briefe von den Kirchen in Jerusalem, in Macedonien, in Galatia und von anderen, um euch darzuthun, daß ich schon seit dreißig Jahren die Lehre des Gekreuzigten in allen Landen gelehrt und gepredigt habe. Ich erzählte euch damals ich sey in meiner Jugend ein Kind der Welt und ihren Freuden zugethan gewesen; und als ihr mich damals fragtet, wie es denn gekommen seye, daß ich Christum erkennen gelernt und an ihn geglaubt habe, so konnt' ich es euch damals nicht sagen. Allein jetzt muß ich euch dieß erzählen, damit ihr mich nicht von euch treibet. Ich hatte stets gehofft, meine Laufbahn in Frieden unter euch beschließen und meinen Gram mit mir in's Grab nehmen zu können; allein es soll nicht also seyn. Ihr wollt ja meinen Kummer theilen. Die Last ist schwer, aber ihr selber wollt sie auf euch nehmen — beklagt euch daher nicht über ihre Wucht!"

Der Alte rang nach Athem, nahm einen tiefen Schluck Wasser und ging unruhigen Schrittes in dem kleinen Gemache auf und nieder. Die Sonne war kaum noch eine Stunde von ihrem Untergange entfernt, und durch das schmale Fenster fiel ihr Licht voll herein auf sein Angesicht, wie er so vor der Fensteröffnung hin und herging, und machte die Veränderungen in seinen Zügen furchtbar jäh und deutlich, wann er bald an das Licht kam, bald wieder in der theilweisen Dunkelheit des Zimmers verschwand. Ein schmales Ruhebett stand an der gegenüberliegenden Wand, und auf demselben lag die Toga oder das große weite Obergewand, welches der Greis gewöhnlich trug.

Die drei Zuhörer saßen gespannt und aufmerksam da; es lag etwas in dem Aussehen des alten Predigers, das sie mit einem geheimen Grauen erfüllte. Als seine Richter waren sie hergekommen und fühlten nun, daß sie zu diesem Amte nicht taugten.

Der Greis hub nach einer langen Pause, während deren er sich anscheinend die größte Mühe gegeben hatte, irgend eine tiefinnerliche Gemüthsbewegung zu überwältigen, — in einem Tone und einer Redeweise zu sprechen an, als ob er eher laut denke und sich vergangene Ereignisse wieder in's Gedächtniß rufe, als daß er zu Anderen rede: „Ich entsinne mich noch deutlich meiner Jugend. Ich war der Sohn eines Athenärs. Meine beiden Eltern starben, ehe ich sie noch kannte, und hatten mich der Pflege und Fürsorge eines alten Mannes hinterlassen, der der älteste Bruder meines Vaters war. Er galt für einen Jünger der Lehre der Pythagoräer, und lebte schlicht und recht, nach strengen Grundsätzen. Er unterrichtete mich sorgfältig, und von ihm lernte ich, wie man leben solle. Köstliches Obst, süßen Honig, nahrhaftes Getraide und Brod, und die Gewächse des Feldes überhaupt waren unsre Nahrung. Leibesübungen aller Art und Studien zu ihrer Zeit, bildeten eine heilsame Abwechs-

Digitized by Google

lung und machten mir den raschen Flug der Zeit unbemerkbar, bis ich ein Mann ward; dann starb mein Pflegevater und hinterließ mir sein kleines Vermögen. Ich hatte ein Gewerbe erlernt — das eines Zimmermanns — und mit dem Gelde das ich geerbt, und meinem Berufe reiste ich weit herum in der Welt: in Griechenland, Egypten und Italien. Allein stets war und blieb ich unzufrieden mit meinem Schicksal. Ich empfand eine Leere hier," setzte der Greis hinzu und legte die welke Hand auf sein Herz, „eine Leere, welche nichts ausfüllen wollte.

„Eines Tages — mir ist als wäre es erst gestern gewesen — fühlte ich, daß diese Leere von mir gewichen, daß jene Stelle ausgefüllt war. Dieß geschah folgendermaßen. Eines Tages schlenderte ich durch einen Wald in der Nähe einer Stadt im nördlichen Italien, da hört' ich leichte Schritte hinter mir. Das Laub rauschte, als ob es zu der Musik des leisen Lüftchens tanzte, welches durch die Wipfel der jungen Bäume fächelte. Ich schaute mich um und erblickte Virginia — just eine solche Sonne beschien sie gerade . . . . ."

Der Greis hielt inne in seinem Auf- und Abgehen und blieb gerade vor dem Fenster stehen. Das röthliche Licht der untergehenden Sonne überglühte seine Züge, so daß er zu erröthen schien wie damals, wo er zum ersten Mal die Geliebte seiner Jugend sah.

„Virginia!" flüsterte er ganz im Selbstgespräche, denn er hatte seine Zuhörer vergessen, während sie gierig jedes Wort von seinem Munde tranken. „Virginia, kann ich, werd' ich Dich je vergessen? Deinen Gang, Deine Haltung, Deine Miene, Dein Gesicht!... Die Leere war verschwunden seit ich sie zum ersten Male sah. Sie trug auf ihrem Haupte ein Gefäß mit Milch, welches sie anmuthig mit dem einen emporgehobenen Arm in der Schwebe hielt, während sie mit der andern Hand ihre Tunica emporhielt und vor der Berührung mit dem feuchten Grase schützte, denn der Thau fiel stark. Ich folgte ihr — sah sie das Gefäß abliefern, welches ausgeleert und ihr wieder zurückgegeben ward. Sie kehrte auf demselben Pfade wieder zurück, schwang nachlässig das Gefäß an einer seiner Handhaben und sang sich ein harmloses Kinderlied. Ich hatte in meiner Vaterstadt die Stimmen der gemietheten Sänger der Reichen und Vornehmen oft gehört, allein nie vernahm mein Ohr einen solchen Wohllaut wie denjenigen, der aus ihrer Kehle strömte. Sie glaubte sich allein und sang und schmetterte wie ein Waldvogel. Ich folgte ihr unbemerkt und sah sie in eine arme niedrige Hütte ganz nahe beim Waldsaume treten. Es währte nicht lange, so fand ich in meinem Durst eine Entschuldigung, um dort vorzusprechen und sie um einen Trunk Milch zu bitten. Ich trank die Milch aus einer Schale, die sie mir reichte, und es mundete mir wie Nectar der Götter!"

Die Zuhörer des Greises staunten. Wo war nun der alte Nazarener hingekommen? Er war verschwunden, denn sie wähnten einen jungen Mann vor sich zu haben, durch dessen Adern noch der volle Strom der Leidenschaft floß, und dem sie zuhörten.

„Der Vater Virginius," fuhr Vater Claudius fort, „war ein Sklave des Sporus, des Oberbeamten des Bezirks; allein sein Herr hatte ihm erlaubt, gegen Bezahlung eines gewissen Monatszinses alle Vorrechte der Freien zu genießen. Er war Zimmermann und sein Weib hielt einige Kühe, welche den Haushalt des Sporus mit Milch versorgten. Ich verdingte mich bald an ihren Vater, und da ich ein guter Arbeiter war, so gewann ich mir bald seine Achtung. Allein wozu lange Umschweife? Ich warb um Virginia's Liebe, und errang sie. Alle die Frische und Innigkeit ihrer jugendlichen Liebe war mein. Abends wollte sie mir immer zuhören, wenn ich ihr von meinen Reisen über Land und Meer erzählte. Allein auch sie konnte mich etwas lehren, denn sie war mit ihrer Mutter der Lehre der Nazarener, der Christen zugethan.

„Wir sollten einander heirathen — alles war schon abgemacht; nur zwei Monde sollten noch ihre Bahn durchlaufen, dann ward sie mein. Ich schwelgte in den wonnevollsten Träumen, — allein leider hatten wir auf Sand gebaut!

„Sporus hatte oft Virginien gesehen. Er wußte, daß sie seine Sklavin war. Auch ich wußte es. Ich mußte ihr die Freiheit erkaufen. Ich ging zu seinem Hause und sprach mit ihm; er verlangte sie noch einmal zu sehen. Ich stellte ihm vor, daß dieß keinen Einfluß auf die Kaufssumme haben könne; aber er wollte sie sehen. Er sah sie, und weigerte sich, sie mir zu verkaufen — ich konnte keine Sklavin heirathen. Was sollten wir thun? Ich bot ihm den dreifachen Preis, den man für eine Sklavin bezahlte, aber er

Digitized by Google

schlug es beharrlich aus, und weßhalb? weil er das Mädchen für sich selbst haben wollte!

„Daß Virginia nicht mein Weib, sondern die Sklavin und Geliebte des Sporus seyn sollte, das war für mich ein entsetzlicher Gedanke. Allein Reichthum vermag viel, und ich beredete sie zur Flucht.

„Es fehlte nur noch eine Woche bis zu dem zur Flucht festgesetzten Tage, da ging sie nach gewohntem Brauche und trug ihre Milch nach Sporus' Hause. Ich war eben an der Arbeit, als ich sie weggehen sah. Sie blieb länger als gewöhnlich aus. Ich beobachtete die Lichtung zwischen den Bäumen, durch welche sie kommen mußte. Aber sie kam immer noch nicht. Ich konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen und ging ihr entgegen. Als ich den Wald erreichte, hörte ich ihren Schrei. Ich würde diese Stimme unter Tausenden erkannt haben. Ich lief — ich fand sie mit in Unordnung gerathener Kleidung und aufgelöstem Haar sich sträubend in den Armen ihres Gebieters Sporus, aus denen sie sich loszuwinden suchte.

„Ich schlug ihn zu Boden und sie schlang ihre Arme um mich und schmiegte sich an mich, als fürchtete sie sich, mich zu verlieren.

„Laß mich los, meine Liebe, denn ich bin machtlos. Siehe, er steht wieder auf!" sagt' ich.

„Sie ließ mich frei, erfaßte mich aber sogleich am Gürtel, als ob schon in der bloßen Berührung meines Körpers Sicherheit für mich liege.

„Sporus stand auf und sprach: 'Glaucus, sie ist meine Sklavin, ihr Vater ist mein Sklave, überlaß sie mir!'

„'Sporus,' sagt' ich, 'elender, verwünschter Feigling, ich lasse sie Dir nicht. Mit diesen meinen Fingern will ich Dein niederträchtiges Herz Dir aus dem Busen reißen und die Hunde damit füttern, wenn Du auch nur den Saum ihres Kleides zu berühren wagst!'

„'Glaucus, ich warne Dich!' rief er. 'Du hast mich geschlagen. Ich bin ein Römer und vergesse nie eine Beleidigung. Allein wenn Du sie mir überlassen und Dich sogleich entfernen willst, so sollst Du meiner Rache entgehen!'

„'Abscheulicher Dämon der Du bist! ich werde Dir dieses Mädchen nicht überlassen. Du bist schlimmer als die wilden Bestien, deren Geheul allnächtlich die Echos dieses Waldes weckt. Die wilden Thiere paaren sich nicht mit Gefährtinnen, die ihnen abhold sind, Du aber, Du tückischer, schleichender, grausamer Wolf, Du würdest dieses arme harmlose Lamm zerfleischt haben, wenn ich nicht gewesen wäre. Ich werde sie nicht mit Dir allein lassen.'

„'Noch einmal, Glaucus, verwarn' ich Dich, fordre die Rache des Sporus nicht heraus! Wenn er Dir lieb ist, Virginia, so heiß' ihn gehen. Ich will Dich zu meiner Königin machen, Du sollst Sklaven und Sklavinnen zu Deiner Verfügung haben! Ja noch mehr, Dir, der Sklavin, werd' ich die Freiheit geben und du sollst Sporus den Oberbeamten heirathen. Schick' ihn hinweg, Virginia!'

„Da sprach das Mädchen zu ihm: 'Sporus, nicht für alle Schätze der Welt möcht' ich Deine Braut seyn! Glaucus, laß mich nicht in der Gewalt des Elenden, mit Dir will ich leben oder mit Dir sterben, nur verlaß mich nicht!'

„'Noch einmal verwarn' ich Dich, Glaucus, geh'!'

„'Ich will nicht, Du doppelt verdammter Feigling! Ich trotze Dir, Sporus, Du darfst nicht mehr wagen, die Gesetze Deines Landes gegen mich in Anwendung zu bringen.'

„'Glaucus und Virginia!' rief er; 'ich habe euch dreimal gewarnt! seyd auf eurer Hut vor Sporus' Rache!'

(Fortsetzung folgt.)

Termiten und ihre Nester.

(Fortsetzung und Schluß.)

Haben sich ein Paar entwickelter Termiten zusammengethan, um eine Kolonie zu gründen, so theilen sie das Schicksal gewisser morgenländischer Despoten und verlassen ihre königlichen Zellen nicht wieder. Hat sich die Königin einmal ansäßig gemacht, so nimmt sie an Umfang so rasch zu, daß sie nicht mehr einen Zoll weit kriechen könnte, selbst wenn sie wieder in Freiheit gesetzt wäre. Kopf, Brusttheil und Beine behalten nämlich ihren gewöhnlichen und ursprünglichen Umfang, während der Unterleib so mächtig anschwillt, daß er mehr als zwei Zoll lang und vollauf 3/4 Zoll dick wird. In diesem angeschwollenen Zustande legt sie viele Tausende von Eiern, welche sogleich von den Arbeiterinnen fortgetragen werden, denn diese haben in dem Gemach der Königin Oeffnungen aufgespart, durch welche sie leicht aus und ein

Digitized by Google

gehen können. Sind jene Eier ausgebrütet, so werden die Jungen sorgfältig bewacht und gepflegt, bis sie sich zuletzt in Männchen, Weibchen oder Geschlechtslose entwickeln und selber im Stande sind, ihren Antheil an der gemeinsamen Arbeit zu übernehmen.

Ein vollständig ausgebautes Nest der afrikanischen Termite ist ein wundersamer Bau. Wenn auch nur aus Lehm gebildet, sind die Wände doch beinahe so hart wie Stein und mindestens so hart wie gebrannte Ziegelsteine, aus denen man Häuser baut. Die Gestalt des Nestes ist wesentlich kegelförmig; ein großer Kegel nimmt die Mitte ein, und kleinere Kegel gruppiren um denselben herum wie die Fialen um eine gothische Thurmspitze. Der berühmte Reisende Anderssон gibt in der Beschreibung seiner Reise nach dem Nyamisee viele interessante Einzelnheiten über die afrikanische Termite; schildert Nester von 20 Fuß Höhe und einem Umfang von 100 Fuß, die er gesehen und aus denen die Insekten, wenn sie sich vollständig entwickelt und ihre Flügel bekommen haben, in solchen Massen ausschwärmten, daß die ganze Luft dicht wie von Schneeflocken zu wimmeln schien. Der Instinkt, hinaus an die Luft zu kommen, ist bei ihnen so stark, daß sie kaum im Innern des Nestes sich zurückhalten lassen und selbst durch das Feuer passiren, um nur ihren Zweck zu erreichen.

Die Nester sind immer interessante Gegenstände, selbst in ihrem Aeußern. Die Wände sind so hart, daß die Jäger diese Nester gewöhnlich erklettern, um sich von diesem hohen Standpunkte aus nach Wild umzusehen, und der wilde Büffel macht es ebenso, und da die Nester das Gewicht dieser gewaltigen Vierfüßler tragen, vermag man daraus leicht auf ihre Festigkeit und Dauer zu schließen. Die täglichen Arbeiten der Insekten lassen sich leicht verfolgen, weil der frische Lehm oder Thon noch weich ist, so daß man leicht eine annähernde Schätzung über die Länge der Zeit, welche zur Errichtung eines dieser Nester erforderlich ist, anstellen kann. Der Reisende freut sich immer über das Auffinden solcher Termitennester, weil er beinahe immer sicher ist, sie auf ihrer ganzen Oberfläche mit eßbaren Pilzen (Champignons) bedeckt zu finden, welche weit größer und wohlschmeckender sind, als die bei uns im freien Felde wachsenden. Die Eingeborenen von Südafrika aber haben noch einen andern Grund, sich nach den Termitennestern umzusehen: weil sie die Larven derselben und die entwickelten Insekten verspeisen und darin einen großen Leckerbissen sehen. Der schon erwähnte Anderssон schildert eine merkwürdige Unterredung, welche er mit einem Häuptling der Bayeiye Namens Palani hatte. Um diesem Häuptling die Ueberlegenheit und Vorzüge der europäischen Kochkunst begreiflich zu machen, strich Anderssон etwas Aprikosen-Gelée auf's Brod und reichte es demselben. Der Häuptling nahm es und fand es sehr wohlschmeckend, versicherte aber, die Termiten haben einen weit feineren Geschmack. Wenn der Eingeborne sich eine genügende Anzahl Termiten verschaffen will, so bricht er ein Loch in das Nest, legt dieselben, wenn die Arbeiterinnen in Menge zusammengelaufen sind, um die Bresche auszubessern, in ein Gefäß und wiederholt die Operation so lange, bis er die gewünschte Menge davon beisammen hat.

Wie die echten Ameisen, so behalten auch die Termiten ihre Flügel nur auf eine gewisse beschränkte Zeitdauer, bedienen sich ihrer, um das Nest zu verlassen und werfen sie nach der Paarung wieder ab. Die Art und Weise, wie die Flügel an den Körper befestigt sind, ist ganz dieselbe wie bei den Ameisen und jene eigenthümlichen Organe werden dadurch abgeworfen, daß man sie scharf vorwärts biegt. Fängt man eine lebende Termite und drückt ihr mit einer Stecknadel die Flügel vorwärts, so fallen sie augenblicklich ab; biegt man sie aber rückwärts, so kann man eher einen Theil des Körpers abreißen, bevor die Flügel sich entfernen lassen.

Ein britischer Naturfreund, welcher die Lebensweise der Termiten in Indien genau beobachtet hat, schildert diese folgendermaßen. Nachdem er des eigenthümlichen Abwerfens ihrer Flügel Erwähnung gethan, sagt er: „Der Lebenslauf einer geflügelten Termite ist, soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, nachstehender: bald nach dem Beginn des ersten Regens, welcher in Indien die Regenzeit einleitet, brechen ganze Schwärme von geflügelten Termiten aus kleinen Löchern in der Erde, in alten Mauern von Lehm oder lufttrockenen Backsteinen oder Orten ähnlicher Art hervor, in welchen die ursprünglichen Nester angelegt seyn mögen, von wo diese Schaaren ausschwärmen. Diese Legionen von Kerfen ziehen sogleich die Aufmerksamkeit aller insektenfressenden

Digitized by Google

und alles freſſenden Vögel der Nachbarſchaft auf ſich und dieſe, ſammt den Sperlingen und Krähen, machen ſich ſogleich auf, ſich an den wehrloſen Termiten bis zur Ueberſättigung vollzufreſſen. — Nach dem Ausſehen der Flügel dieſer Termiten zu urtheilen, wenn ſie ihr lehmiges Verſteck verlaſſen, ſollte man meinen, ſie entwickeln ihre Flügel nicht eher, als bis die Feuchtigkeit der Atmoſphäre ſie warnt, ſich zu ihrer Thätigkeit vorzubereiten. Sie ſehen nämlich ſo neu, glatt und glänzend aus, wie etwa die Flügel einer jungen Weſpe, oder ein ſpannener Seidenhut. Die Termiten ſind in dieſer Periode ihres Daſeyns an Größe ſehr verſchieden; bei guter, feuchter Jahreszeit und vielleicht auch an günſtigen Oertlichkeiten haben ſie ein wohlgenährtes, dickes Ausſehen; unter ungünſtigen Umſtänden dagegen zeigen ſie ſich ſehr mager und finnig. Sie kriechen zuerſt an die Mündung des Loches und ſchwingen ſich dann auf; Männchen und Weibchen nehmen anfangs nicht viel Notiz von einander, bis ſie ihren erſten, immer nur kurzen Flugverſuch gemacht haben; bald aber laſſen ſie ſich auf den Boden, oder je nach Umſtänden auch auf den Eßtiſch, nieder und fliegen gerade auf ein Licht zu, wenn ſie zufällig ihren Flug im Finſtern angetreten haben. Sobald ſie ſich nach ihrem Verſuchsfluge niedergelaſſen haben, geht die Wanderung vor ſich. Die Weibchen, weitaus größer und umfangreicher als die Männchen, kommen weit langſamer von der Stelle, verdrehen dabei den hintern Theil des Körpers auf eine ſeltſame Weiſe und geben dann vermuthlich zu Zeiten einen eigenthümlichen Geruch von ſich. Alle aber wandern unaufhaltſam Einem zufälligen Ziele zu, und wenn ein Männchen auf die Fährte eines Weibchens kommt, ſo verdoppelt es in einer ſichtlichen Aufregung ſeine Geſchwindigkeit im Laufen. Bis zu dieſem Zeitpunkt behalten die männlichen und weiblichen Termiten noch ihre Flügel und es iſt ebenſo ſchwierig, ſie dieſer Glieder zu berauben, als einer Hausfliege die Flügel auszureißen. Sobald aber ein Männchen ein Weibchen einholt und mit ſeinen Kinnladen das äußerſte Ende ſeines dicken Körpers erfaßt, ſo ſcheint das Weibchen die Flügel nicht mehr länger für nöthig zu halten, und während der Paarung werfen Männchen und Weibchen ihre Flügel ab und das Weibchen zieht nun den Gemahl, der ſie noch immer hartnäckig mit ſeinen Freßzangen feſthält, über Stock und Stein, über Gartenpfade, Veranden, Eßtiſch ꝛc. nach, bis beide miteinander den ſtets lauernden Vögeln, Vierfüßlern oder Fiſchen zum Opfer fallen, welche ſämmtlich auf dieſen Leckerbiſſen ſehr erpicht zu ſein ſcheinen. Wenn beide aber den Nachſtellungen der Thiere und des Menſchen entgehen (denn auch der Herr der Schöpfung iſt ihr geſchworner Feind, weil ſie in Haus, Garten und Möbeln, kurz im ganzen menſchlichen Haushalt, furchtbare Zerſtörungen anrichten), ſo ſucht das Weibchen irgend einen paſſenden Ort, worin beide ihre Flitterwochen zubringen können. Iſt das Weibchen klug, ſo greift ſie irgend ein vom jüngſten Regen durchnäßtes Klümpchen Erde auf und bedeutet ihrem Herrn und Meiſter auf eine unverkennbare Weiſe, daß nach ihrem Dafürhalten das zur Wohnung paßt. Das Männchen läßt dann ſogleich das Weibchen los und beide machen ſich ohne Zeitverluſt daran, aus dieſem Klümpchen eine paſſende Zelle für Madame auszuhöhlen. Die Oertlichkeiten, wo ſie ſolche Zellen ankleben, ſind oft höchſt ſonderbar gewählt, denn jeder dunkle Winkel genügt ihnen, und ſo ſieht man dieſe Zellen oft an den untern Rand eines Tellers, Präſentirbretts oder Leuchters angeklebt; die Wahl geht immer nur vom Weibchen aus. Bei ſolcher ungeſchickten Wahl der Oertlichkeiten wird natürlich das friſchgebaute Neſt oft zerſtört und ſeine Bewohnerin zertreten."

Dieſe Termiten ſind aber durchaus nicht ſo harmloſe Thiere als man glauben ſollte, denn wenn ſie ſich irgendwo in menſchlichen Wohnungen feſtſetzen, ſo richten ſie furchtbare Verheerungen an. Wehe dem Inhalt einer Kommode, eines Kleider- oder Bücherkaſtens, in welche ſie hineingerathen: über Nacht iſt ihr ganzer Inhalt zu Staub zernagt. Das geſammte Balkenwerk von Häuſern, Schiffen ꝛc. wird von ihnen ſo vollſtändig ausgehöhlt, ohne daß man deſſen gewahr wird, ſo daß ein ſolches Gebäude beim erſten Windſtoß zuſammenbrechen kann. Im Jahr 1814 zerſtörten Termiten alles Holzwerk im Palaſt des Generalgouverneurs in Calcutta, zernagten ſpäter ein Linienſchiff, ſo daß es zuſammenbrach, und zerfraßen in 4—5 Tagen die Schäfte der Gewehre in den Waffenmagazinen des Forts Belgien ſo ſehr, daß dieſe Waffen unbrauchbar wurden. Selbſt in eiſerne Koffer gerathen ſie und zerſtören deren Inhalt. In

Digitized by Google

Elenjagd auf Schneeschuhen. (Mit Text auf S. 186.)

Digitized by Google

image
not
available

Abessynien und in Sudan werden die Wohnungen der Eingebornen von den Termiten oft so zernagt, daß man sie verlassen muß, um nicht durch ihren Einsturz erschlagen zu werden. Der deutsche Reisende Dr. Heinrich Barth sah im Sudan Termitenbaue von 30—40 Fuß Höhe mit einem Umfang von 200 Fuß an der Basis. In Afrika und Indien hält man es gefährlich, verlassene Termitennester zu betreten, weil oft giftige Schlangen darin hausen. Die Beschuanen aber verschieben ihre Todten zuweilen in solchen verlassenen Termitenbauen. Einer der gefräßigsten Feinde der Termiten ist das Erdschwein, von dem wir im Jahrgang 1865 S. 222 erzählt haben.

Auch Amerika hat seine Termitenarten. Von den in Mexiko heimischen erzählt A. v. Humboldt, sie haben einmal im mexikanischen Archiv alle geschichtlichen Urkunden zerstört. Sie sind allen thierischen und pflanzlichen Stoffen gefährlich und zerstören selbst das Lederwerk. In Südamerika sind die Termiten sogar sehr häufig; in Britisch Guyana fand R. Schomburgk die Termitenhaufen meist auf Anhöhen, pyramidenförmig, 8—12 Fuß hoch, den heftigen tropischen Regengüssen und den Orkanen widerstehend. Ueber die in Brasilien heimischen Termiten sind wir durch die Reisewerke von Professor H. Burmeister und dem Engländer Bates genau unterrichtet. Ersterer fand im gebirgigen Brasilien die aus Lehm gebauten Hügel 3—4 Fuß hoch und 2—3 Fuß breit; die Eingebornen zerstören dieselben, wenn sie Backöfen bauen wollen, und verwenden den Lehm davon als Baustoff. Nach den Schilderungen von Bates stimmen die Termiten am Amazonenstrom ziemlich genau mit denen von Asien und Afrika überein, weßhalb wir seine Beobachtungen an denselben nur im Auszuge geben wollen. Auch bei den brasilianischen Termiten ist die Klasse der Soldaten die einzige, welche sich auf Widerstand einläßt; wenn daher der Ameisenbär die Wände des Nestes einreißt und dessen Insassen aufzulecken beginnt, so erlegt er zunächst nur die Soldatentermiten, welche ausgerückt sind, um mit dem Feind anzubinden, denn die Termiten-Arbeiterinnen sind alle davon gelaufen und haben sich unter der Erde versteckt. In Folge dieser Thatsache wird der innere Haushalt eines solchen Termitenstaates nur wenig gestört und nach dem Abzug des Ameisenbären beginnen die Arbeiterinnen sogleich die Wände des Nestes wieder auszubessern.

Wir müssen hiebei jedoch daran erinnern, daß die Nester der Termiten nicht blos auf diejenigen über dem Boden sich beschränken, sondern sich auf eine beträchtliche Entfernung noch unter der Erde hin erstrecken, denn die unterirdischen Gänge sind im Verhältniß zu dem darüber erbauten Nest sehr groß. Der größere Theil des Materials, aus welchem die Wände und Galerieen erbaut sind, wird aus dem Boden heraufgebracht und durch das Nest selbst hinaufgetragen, und so erscheint das Termitennest selbst, das keinen sichtbaren Ein- oder Ausgang über dem Boden hat, sozusagen nur als ein kunstreich aufgebauter Haufen von Abraum aus den unterirdischen Theilen des Nestes. Dasselbe bedarf auch keiner Oeffnung, weil die Insekten sich lange Galerieen bauen, durch welche sie passiren können, ohne vom Tageslicht behelligt zu werden. Arbeiterinnen und Soldaten der Termiten sind nämlich zwar blind, aber doch trotz der Abwesenheit äußerer Sehorgane so empfindlich gegen das Licht, daß sie ihm in jeder möglichen Weise ausweichen.

Die Nahrung der Termiten besteht vorzugsweise in Pflanzenstoffen und zwar in Holzfasern; sie fressen sich beinahe durch Alles hindurch, und bilden daher für den Reisenden in heißen Ländern eine peinliche Landplage; sie zerfressen die Matte worauf ein Mensch liegt, in Stücke; sie fressen beinahe das ganze Holzwerk seines Koffers oder seiner Kiste auf und lassen davon nur eine bloße papierdicke Schale stehen, damit sie daran hin- und hergehen können; sie verzehren dem wissenschaftlichen Reisenden alle seine Sammlungen an Pflanzen, Thieren, Vogelbälgen und Insekten, und ein Tisch oder ein anderes Stück Möbel, die man zu lange an einer Stelle stehen läßt, werden von den Termiten gänzlich ruinirt, welche eine eigenthümliche Manier haben, das ganze Innere hinweg zu nagen bis auf eine ganz dünne Schale, welche aussieht, als ob gar nichts geschehen wäre.

Die Ausrottung der Termiten ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Wenn man Matten, Teppiche, Kleider und andere Gegenstände des Haushalts mit einer Auflösung von korrosivem Sublimat wäscht oder tränkt, so gehen die Termiten nicht daran; allein da die Zahl derjenigen Artikel, welche man

Digitized by Google

auf diese Weise schützen kann, nur sehr klein ist, so ist es das Beste sie auszurotten, was nur dadurch geschehen kann, daß man ihren Ursprung aufsucht und ihnen den fernern Zuwachs abschneidet. Die Zerstörung der Arbeiterinnen oder Soldaten ist vergeblich, da diese sich fast ebenso schnell ersetzen, als sie getödtet werden; aber wenn man die Königin umbringt, so hört die Zufuhr an Eiern sogleich auf, ihre Unterthanen verlieren den Muth, und die Kolonie stirbt aus.

Wenn die erwachsenen Termiten ihre Heimat verlassen, fliegen sie oft in solchen Wolken umher, daß sie die Zimmer ganz anfüllen und durch ihre Massenhaftigkeit sogar die Lampen auslöschen. Sobald sie den Boden berühren, werfen sie ihre Flügel ab, und erfahren nun erst, wie viele Feinde sie haben. Von den zahllosen Schaaren, welche in der Abendluft herumschwärmen, kommen unter zehntausend Termiten kaum ein Paar davon, um eine neue Kolonie zu gründen. In der Luft, auf dem Boden, über, unter, um und neben sich haben sie zahllose Feinde. Die Fledermäuse und Nachtschwalben haben Festschmäuse an den Abenden, wo die Termiten ausschwärmen, und sobald diese ihre Flügel abgeworfen haben, werden sie von Ameisen, Kröten, Spinnen und einer Menge anderer Feinde verfolgt. Zimmerhöfe, Schiffswerften, Festungswerke, namentlich Palisfaden, sind den Zerstörungen der Termiten am furchtbarsten ausgesetzt, und man kann namentlich nicht vorsichtig genug sein um sie von Kähnen, Booten und kleinen Schiffen abzuhalten, welche oft längere Zeit ungebraucht liegen; ebenso gehört die größte Vorsicht dazu, um sie aus Lagerhäusern und Waarenmagazinen fern zu halten.

Auch Europa hat seine Termiten, die wahrscheinlich mit Schiffen in Waarenkisten ꝛc. aus heißen Klimaten eingeführt worden sind. Die französischen Städte Rochefort, Saintes und Tournay-Charente sind mehrere Jahre hindurch von Termiten-Verheerungen heimgesucht worden, und neuerdings haben diese gemeinschädlichen Insekten sich in La Rochelle eingenistet. Die verschiedenen Versuche zu ihrer Ausrottung haben fehlgeschlagen, und von ihren Zerstörungen entwirft der französische Naturforscher Quatrefages folgendes Bild: „Die Präfektur und einige wenige benachbarten Häuser sind der Hauptschauplatz der Verheerungen der Termiten, aber hier haben sie auch vollständig festen Fuß gefaßt. Im Garten kann kein Pfahl in den Boden gesteckt, kein Brett über ein Beet gedeckt werden, ohne daß es binnen 24 Stunden von den Termiten angegriffen ist. Die Verzäunungen um junge Bäume herum werden vom Boden an abgenagt und die Bäume selbst bis zu den Zweigen hinauf ausgeweidet. — Im Innern des Gebäudes selbst sind Wohnungen und Kanzleilokale in gleicher Weise verheert. Ich sah an der Decke eines Schlafzimmers, welches erst kürzlich ausgebessert worden war, Galerien, welche die Termiten gemacht hatten und welche wie Stalaktiten aussehen, und deren erstes Erscheinen schon unmittelbar am Tage begonnen, wo die Arbeiter das Zimmer verlassen hatten. In den Kellern entdeckte ich ähnliche Galerieen, welche in halber Höhe zwischen der Decke und dem Boden angebracht waren, längs der Wände hinliefen und sich ohne Zweifel bis zum Speicherboden unter dem Dach erstreckten, denn auf der ganzen Haupttreppe konnte man andere Galerien zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk wahrnehmen, welche unter dem Gypsbewurf hinliefen wo er nur immer hiezu dick genug war, und nur an einzelnen Punkten da zum Vorschein kamen, wo die Steine an die Oberfläche heraustraten, denn wie andere verwandte Arten arbeiten die Termiten von La Rochelle immer unter der Oberfläche, wo dies nur thunlich. Milne-Edwards und Blanchard haben Galerien gesehen, welche ohne irgend eine äußere Stütze von der Decke bis zum Boden eines Kellers hinabreichten; und auch Andere haben ähnliche Wahrnehmungen gemacht. Bobe-Moreau sah z. B. isolirte Galerien oder Arkaden, welche horizontal vorwärts geschoben waren wie eine Röhrenbrücke, um ein um eine Flasche gewickeltes Papier, einen Topf mit Honig und dgl. zu erreichen. — Gewöhnlich kann man nur vermittelst unaufhörlicher Wachsamkeit den Verlauf ihrer Verheerungen nachweisen und ihrem zerstörenden Treiben vorbeugen. Zur Zeit von Herrn Audoin's Besuch erhielt man zufällig einen merkwürdigen Beweis von dem Unheil, das diese Insekten im Stillen anrichten können. Man entdeckte eines Tages, daß die Archive des Departements beinahe ganz zerstört waren, und zwar ohne die geringste äußere Spur von irgend einem Schaden.

Digitized by Google

Termiten hatten sich durch die Verästerung hindurch gearbeitet und waren in die Kisten gelangt, worin jene Urkunden aufbewahrt wurden, hatten sich dann allmählig jene Verwaltungspapiere gemächlich verzehrt aber von jedem Fascikel sorgfältig die oberen Blätter und den Rand verschont, so daß jede Kiste ihren Aktenstoß noch ganz unversehrt zu enthalten schien, während eigentlich nur noch ein Häufchen Kehricht darin war."

Im britischen Museum in London zeigt man mehrere Beispiele derartiger Verheerungen durch Termiten, worunter auch einen gewöhnlichen Balken, den jene Insekten so vollständig ausgehöhlt und hinweggefressen haben, daß von den Außenwänden nur noch eine Schale zurückblieb, die kaum so dick ist, als die Holzwände eines Cigarrenkistchens.

Im südlichen Frankreich, in Spanien und Sardinien kommen noch einige andere Termitenarten außer der von Quatrefages beschriebenen vor. Eine Species, Termes flavicollis, die mit dem gelben Hals, verheert und zerstört besonders die Olivenbäume, während in den Landes (einem großen Wald- und Haidestrich im südwestlichen Frankreich, zwischen Bordeaux und Bayonne) die Eichen und Fichten von der lichtscheuen Termite, Termes lucifugus, heimgesucht und umgebracht werden. Unsere Ameisen und die afrikanischen Arten sind erbitterte Feinde der Termiten, und helfen dieselben energisch ausrotten.

Bisonjagd auf Schneeschuhen.

(Mit Holzschnitt auf S. 184.)

Vom amerikanischen Bison oder Büffel welcher einst die Grassfluren des fernen Westens von Nord-Amerika in solch ungeheuren Massen bevölkerte, daß ganze Völkerschaften von eingeborenen Indianern sich von seinem Fleische nährten und seine Felle den Rothhäuten Kleidung, Bett und Zelt lieferten, haben wir unsern Lesern schon vielfach erzählt. Dieses Thier waidet auf den Prairieen oder Grassfluren in unzähligen größeren Heerden, welche noch immer zusammen viele Millionen bildet, obschon die Feuerwaffen der Europäer und Indianern und namentlich die leichtsinnige Zerstörungswuth der letzteren furchtbar darunter aufgeräumt haben, denn die gedankenlosen wilden Rothhäute vertilgen ohne Unterschied Kühe, Stiere und Kälber, wenn sie an eine Büffelheerde sich anpürschen können. Das Fleisch des Bison ist ungemein schmackhaft, demjenigen unseres gemästeten Rindviehs ähnlich, besonders von Kühen, die schon seit einiger Zeit trächtig sind, (und die daher der Waidmann am wenigsten erlegen sollte). Ein aus dem Mutterleibe herausgeschnittenes Kalb gilt für einen besondern Leckerbissen; ebenso die Zunge und der reichlich mit Fettschichten durchzogene Höcker des Thieres. Ohne das Vorkommen des Büffels wären die Prairieen weder von Indianern bewohnbar, noch von den europäischen Pelzhändlern und ihren Leuten zu bereisen, denn alle diese sind für ihren Unterhalt größtentheils von dem Fleisch des Büffels abhängig, der das eigentliche „Brod" der Prairieen ist. Die Pelzhandels-Kompagnieen unterhalten in den Wildnissen des Nordwestens förmliche sogenannte Fleischstationen an Oertlichkeiten, wo zu gewissen Jahreszeiten die Büffel durchziehen und wo sie dann in Menge auf dem Zuge erlegt werden, wo man dann ihr Fleisch in Streifen schneidet und an der Luft oder im Rauche trocknet und aus dem gedörrten und zerstoßenen Fleische der Hinterviertel durch Zusammenkneten mit geschmolzenem Fett den sogenannten Pemmican bereitet, welcher ein Hauptnahrungsmittel der Reisenden in Nord-Amerika ist. Der Bison ist nämlich ein Zugthier, das je nach den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Gegenden seines ungeheuren Verbreitungsbezirkes besucht. Im Sommer sind es mehr die höheren Breiten und die ausgedehnten Bezirke der nordischen Seeen sowie die feuchteren Niederungen der gemäßigten Zone, welche den Büffelheerden zur Waide dienen. Im Winter sind es die hochgelegenen Prairieen des Südens, die Hochebenen und die Umgebungen der großen Wasserläufe. Aber von Jahr zu Jahr bemerkt man, daß die Büffel sich mehr nach Westen zurückziehen, und ihre Reihen sich lichten; während noch vor fünfzig Jahren unabsehbare Züge von Tausenden und aber Tausenden in dem Gebiete der heutigen Staaten Missouri und Arkansas vorkamen, muß der Jäger, welcher Büffel erlegen will, heutzutage schon mehr als hundert deutsche Meilen über die Grenze der westlichen Staaten

Digitized by Google

hinaus reiten. Wo sie aber noch vorkommen, da ist ihre Menge überaus groß, und eine gänzliche Zerstörung der ganzen niederen Vegetation bezeichnet ihren Weg, denn was sie nicht abtreffen, das treten ihre Hufe in den Boden hinein. Daher gedeiht auf solchen Strichen kein Pflanzenwuchs, kommt kein Wald auf. Wenn die Büffel in unübersehbaren Schaaren über die Ebene daher donnern, hört man auf eine Entfernung von Stunden hin das Getöse, das einigermaßen dem Rauschen von Wasserstürzen gleicht. Bei dem vielseitigen Nutzen welchen die Indianer von dem Büffel ziehen, ist es ganz natürlich, daß er auch in ihren religiösen Feierlichkeiten eine bedeutende Rolle spielt und so zu sagen Anfang und Ende derselben ist, daß keine große Büffeljagd ohne vorherige religiöse Ceremonieen begonnen wird, daß der Indianer sich die zukünftige Welt als einen herrlichen Jagdgrund voll Büffelheerden denkt, und daß er die Weißen nur deßhalb so sehr fürchtet und haßt, weil er erfahrungsmäßig weiß, daß überall der Büffel ausstirbt oder zu erscheinen aufhört, wo die Weißen sich ansiedeln. Indianer und Büffel sind wie die siamesischen Zwillinge; wann letztere untergehen, müssen auch die ersteren aussterben.

Der Büffel wird auf die verschiedenste Weise gejagt: zunächst durch das sogenannte Anreiten, d. h. dadurch daß eine Anzahl berittener Schützen (denn für den Jäger zu Fuße wäre die Annäherung allzu gefährlich) einer Büffelheerde folgt, sich auf den Flanken derselben anpürscht und aus dem dichten Haufen eine Anzahl Thiere herausschießt. Die weißen und die rothhäutigen Jäger bedienen sich hiezu der leichter zu ladenden Flinte oder Muskete, anstatt der gezogenen Büchse mit gepflasterten Kugeln, die Rothhäute am liebsten sogar des Bogens und der Pfeile, welche weniger Lärm verursachen und an der Befiederung des Pfeils den Schützen erkennen lassen, welcher das einzelne Thier erlegte, denn jeder Indianer macht sich sein besonderes Zeichen auf seine Pfeile. Außerdem schleichen sich die Rothhäute, in Felle von Wölfen vermummt, auch an den Saum der Heerden an und schießen mit Bogen und Pfeil die vereinzelt stehenden Thiere und namentlich die Kühe hinweg. Aber das größte Vergnügen der Indianer besteht darin, daß wenn die Büffelheerden bei tiefem Schnee oder starkem Schneefall von einem Waidegrunde zum andern ziehen, die Indianer auf ihren Schneeschuhen oder raquets sich aufmachen und den Heerden folgen. Der schwere Bison (ein ausgewachsenes Thier wiegt seine 12—20 Centner) sinkt natürlich tief in den Schnee ein und kommt daher nur langsam von der Stelle, während der behende Indianer leicht über den Schnee hinschreitet und dem bald ermüdeten, athemlosen, tief eingesunkenen Wild sich leicht nähert, um es mit Speer und Pfeilen zu erlegen. Die Squaws oder Weiber ziehen dann mit Schlitten hinterher, streifen und zerwirken das erlegte Büffelwild und bringen es nach den Lodges oder Wigwams des Lagers, woselbst dann Wochenlang geschmaust und geschwelgt wird, bis die Vorräthe aufgezehrt sind und sich der Hunger von Neuem wieder einstellt. Denn obwohl hundertfältig durch Mangel und Hunger gewitzigt, fällt es dem sorglosen Indianer doch nicht ein, in den Zeiten des Ueberflusses Vorräthe anzusammeln für die Zeiten des Mangels, und gedankenlos, thierisch schwelgt und praßt er heute, erschlägt im Uebermuth Massen von Thieren, von denen er nur die besten Bissen verzehrt und das Uebrige den Wölfen und Geiern überläßt, während er morgen oder übermorgen seinen quälenden Hunger mit Wurzeln und Schlangen befriedigt!

Coburg.

(Mit Holzschnitt auf S. 185.)

Unter den kleineren Residenzen Mittel-Deutschlands ist eine der interessantesten die wunderhübsch gelegene Stadt Coburg, die Heimath eines Fürstengeschlechts, das in der neueren Geschichte eine bedeutende Rolle zu spielen berufen ist. Coburg liegt so ziemlich in der Mitte Deutschlands, in einer der reizendsten Gegenden des nördlichen Frankens, wo prachtvolle Wälder die Kuppen der Hügel krönen und einer Reihe hübscher munterer Flüsse den Ursprung geben, welche durch malerische Thäler nach Süd, West und Nord den ebeneren Gegenden zuströmen, — in einem Landstriche, welcher in Geschichte und Sage Deutschlands eine hervorragende Rolle spielt und dem Kreise deutscher Dichter und

Digitized by Google

Schriftsteller manch gefeiertes Mitglied zugeführt hat — wir erinnern nur an Jean Paul, Fr. Rückert u. A. m. Coburg ist eine kleine Perle unter dem reichen Kranz von Städten, welcher die Thäler des Mains, der Saale und der Itz schmückt. Wie die meisten Städte Frankens, schreibt die alterthümliche Feste, welche die heutige Stadt Coburg überragt, sowie diese selbst, ihre Entstehung von einem alten Dynastengeschlechte her, das hier auf einer Burg seinen festen Sitz hatte. Burg und Stadt haben ein Alter von mindestens 700 Jahren und gingen im Lauf der Zeit durch Heirath, Erbschaft und Eroberung durch manches Fürstengeschlechts Hand. Vor etwa 500 Jahren brachte eine schöne Gräfin von Henneberg Beide mit ihrem Mahlschatze den sächsischen Herzögen zu, und später, bei der Theilung der sächsischen Lande unter die ernestinische und albertinische Linie, fielen Coburg und sein Gebiet an die erstere, bis 1826 beim Aussterben der Linie Gotha-Altenburg so ziemlich der ganze gothaische Antheil an das Herzogthum Coburg-Saalfeld kam und daraus sich das heutige Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha mit seinen beiden getrennten Verwaltungen und Residenzen bildete, — eine jener verunglückten Schöpfungen der Diplomatie, welche nie zu einer längeren Geschichte kommen können. Doch wir haben es hier nicht mit Politik zu thun, sondern mit der Schiderung der hübschen kleinen Stadt an der Itz und ihrer alten Veste. Das Itzthal ist hier gerade breit und die umgebenden Berge hoch genug, um ein wunderhübsches Landschaftsbild in einer Abwechslung von kühneren Hügelformen mit wellenförmigem Gelände zu gewähren, und der ganzen Gegend den lieblichen Eindruck eines Parks zu geben. Von welcher Seite man sich Coburg auch nähern mag, überall tritt Einem der Anblick der wehrhaften alten Veste Coburg zuerst entgegen und macht einen romantischen schönen Eindruck. Das Innere der alten Burg hält auch, was ihr Aeußeres schon von ferne verspricht, denn diese Veste ist eines der interessantesten Ueberbleibsel des Mittelalters, eine der archäologischen Merkwürdigkeiten Deutschlands. Sie liegt etwa 500 Fuß höher als die Stadt und wird vom Schloß aus in einer halben Stunde bequem erreicht. Heutzutage hat sie keine militärische Bedeutung mehr, aber in früherer Zeit galt sie für eine der festesten Burgen, war bis zum Jahr 1549 die Residenz der Grafen von Henneberg und der sächsischen Herzoge, und beherberge im Jahr 1530 drei Monate lang den verfolgten Reformator Luther, der hier das bekannte Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" dichtete, die Psalmen und Propheten übersetzte, und 119 Briefe von hier aus an seine Freunde und Gönner schrieb. 1632 ward die Veste von den Schweden besetzt und vergeblich von Wallenstein belagert. Die sächsischen Herzöge haben sie in gutem baulichen Zustande erhalten, und man verwendet noch immer namhafte Summen auf ihre Restauration, denn sie ist jetzt zum größten Theil in ein höchst sehenswerthes Museum für Kunst und Alterthümer eingerichtet, so daß nicht nur das Gebäude selbst, sondern auch der Inhalt dieser vielen Räume: Gemälde-Galerie, Wagen- und Sattelkammer, Waffensaal, Gewehrsäle, Jagdarsenal, das Rosettenzimmer, der Betsaal, das Reformationszimmer, Hornzimmer, die Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen und Hunderte anderer Sehenswürdigkeiten, neben der wunderherrlichen Aussicht von verschiedenen Punkten der Veste, deren Besuch zu einem der genußreichsten und lohnendsten machen.

Zu Füßen der Veste, auf dem höchsten Theile der Stadt steht das herzogliche Residenzschloß die Ehrenburg, ein ehemaliges Barfüßerkloster, aber nun von dem vorigen Herzog Ernst I. zu einem prachtvollen Schloßbau in englisch-gothischem Styl umgeschaffen mit mancherlei interessanten Kunstschätzen angefüllt, und in der Umgebung des Schlosses stehen das neue Schauspielhaus und verschiedene stattliche öffentliche Gebäude. Zu den Füßen des Schlosses breitet sich die hübsche Stadt aus, deren mancherlei alterthümliche Gebäude: Rathhaus, Zeughaus, Regierungsgebäude, Moritzkirche, Gymnasium ꝛc. einen wohlthuenden Eindruck neben den Spuren modernen Kunst- und Gewerbfleißes der rührigen Einwohner (circa 12,000) machen. In der Nähe des Gymnasiums zeigt man noch das Prätorius'sche Haus, worin Jean Paul 1803—1805 lebte und seinen „Titan" und die „Flegeljahre" schrieb.

Die reizende Lage der Stadt, die Nähe mehrerer herzoglichen Lustschlösser und Parks, z. B. Kallenberg, Rosenau ꝛc., die Schönheit der Gegend und die Gemüthlichkeit seiner Bewohner ziehen neuerdings im

Digitized by Google

Sommer eine Menge von fremden Gästen nach Coburg, welche hier ihre Sommerfrische halten. Der gegenwärtige Regent, der Schützen- und Turnerfreund Herzog Ernst II. ist zwar in seinem Ländchen nicht sehr populär, aber vermöge seines Charakters, seiner Talente und seiner Begeisterung für alle gemeinnützigen und patriotischen Ideen, für Jagd und Naturkunde, Kunst und Wissenschaft ꝛc. jedenfalls einer der hervorragendsten deutschen Fürsten der Gegenwart, und durch seine Leutseligkeit und Gastfreundschaft ein Anziehungspunkt für Schriftsteller, Künstler u. s. w., von welchen immer einige in Coburg Stille und Muße und Anregung zu geistigem Schaffen suchen, während die aufgeweckten Einwohner einen musterhaften Gewerbfleiß entwickeln und durch ihre anspruchslose Heiterkeit den geselligen Ton im Verkehr zu einem ebenso angenehmen als zwanglosen machen.

Trapper oder Biberfänger in Nord-Amerika.

(Mit Holzschnitt auf S. 192.)

Die meisten unserer lieben Leser haben wohl schon von den Trappers oder Fallenstellern, Pelzjägern gehört, welche die unermeßlichen Einöden des westlichen Nord-Amerika durchstreifen und Biber und andere Pelzthiere fangen. Sie sind eine der wenigen romantischen Klassen, welche das nüchterne Amerika der Gegenwart noch aufzuweisen hat, und die Phantasie der Leser von amerikanischen Romanen umgibt diese Menschen mit einem gewissen Nimbus von Romantik, welchen vielleicht unser Bildchen einigermaßen abstreift. Diese Trapper sind nicht die eigentlichen Jäger der Wildniß, von denen uns die Romanen von Gerstäcker, Möllhausen, Armand, Ruxton, Captain Mayne Reid, Gustave Aymard u. A. m. so viel erzählen, sondern einfache Leute welche mit ihren stählernen Fallen ähnlich unseren Tellereisen in die Einsamkeit der Seeen und Ströme des fernen Westens hinausziehen und dort ihre Fallen an passenden Oertlichkeiten für allerlei Pelzthiere stellen. Gewöhnlich sind solcher Fallensteller mehrere beisammen, zwei bis drei oder vier; sie haben einen Vorrath von Proviant und Munition bei sich, den sie auf einigen Pferden oder Maulthieren mit sich führen, namentlich Mais, Mehl und Pemmican (eine Mischung von gedörrtem zerstoßenem Büffelfleisch oder Hirschfleisch mit Fett.) So ziehen sie, frisch ausgerüstet, im Juni von den Forts oder Handelsposten der Pelzcompagnieen in die Wildniß hinein, machen zunächst an den fließenden Gewässern und Seeen Halt, legen den Bibern ihre Fallen und bereiten die Felle der erlegten Thiere, die sie dann fest verpacken. Die so verpackten plews, wie man sie nennt, werden sodann auf Bäumen oder sonstigen Schlupfwinkeln versteckt und der Biberfang so lange fortgesetzt, bis die dicke Eiskruste der Gewässer den Fang erschwert. Dann geht es in die Waldregion wo jeder Jäger täglich seinen bestimmten Bezirk abschreitet, um die kleineren Pelzthiere: Marder, Wiesel, Nörz, Füchse ꝛc. an den Fährten abzusuchen und ihnen Fallen auf die Wechsel legt, dabei auch gelegentlich den Bären in seinem Winterlager aufsucht und tödtet u. dgl. m. Für den Unterhalt der Trapper während dieser ganzen Zeit sorgt die treue Kugelbüchse welche Spitzkugeln von sehr kleinem Kaliber schießt und die der Trapper sehr gut zu handhaben weiß, und mit der er Hirsche, Antilopen, Elennthiere, Bisons ꝛc. erlegt. Abwechselnd bleibt immer einer der Trapper im Lager bei den zur Waide ausgepflöckten Lastthieren, besorgt die Küche und vertheidigt die Thiere gegen herumstreifende räuberische Indianer oder wilde Thiere. Neigt sich dann der Winter seinem Ende zu, so bricht die kleine Gesellschaft auf, sammelt die an verschiedenen Orten versteckte Jagdbeute, belädt damit die Maulthiere und Pferde und zieht nach dem ersten besten Fort oder Handelsposten der Pelzhändler, um dort die gewonnene Beute zu verkaufen und zu vertauschen, und sich im Kreise der dort zusammenströmenden Trapper und Jäger einige Wochen lang wilden Gelagen und Schlemmereien zu ergeben. An diesen Handelsposten strömen im Frühjahr viele Dutzende solcher Trapper zusammen, und ebenso eine Anzahl Indianer und Halbblütiger mit ihren Weibern und Squaws. Karten- und Würfelspiele mit hohen Einsätzen werden mit verzweifelter Leidenschaft getrieben, Branntwein wird bis zur Verthierung getrunken, und Raufereien und Zweikämpfe sind nichts seltenes. Der Fallensteller welcher mit einem kleinen Vermögen an Waaren auf

Digitized by Google

Trapper oder Biberfänger in Nord-Amerika.

dem Handelsposten eingerückt ist, sieht sich oft nach wenigen Tagen seines ganzen Ertrags beraubt, hat Maulthiere, Pferd, Büchse, seine Possibles (Habseligkeiten an Fallen und Jagdausrüstung) verspielt, und muß, um nun wieder in die Wildniß ziehen zu können, von den Pelzhändlern seine ganze Ausrüstung an Thieren, Geschirr und Mundvorräthen gegen schwere Procente auf Kredit nehmen, und zieht nun nach einigen Wochen aberwitzigen Schlemmens und toller Lust wieder auf gut Glück in die Wildnisse des Westens. Jedes Jahr aber fehlen manche von den bekannteren Trappern bei diesem Stelldichein, denn sie sind entweder inzwischen den Strapazen dieses mühsamen Berufes erlegen oder von Indianern erschlagen worden („ausgerieben," wie der übliche Ausdruck lautet,) und ihr Haupthaar ziert nun als Scalplocke den Wigwam irgend eines wilden rothhäutigen Kriegers. Diejenigen Trapper aber, welche beim Stelldichein wieder erscheinen, haben sich natürlich sehr viel von ihren bestandenen Abenteuern zu erzählen, wie viel Rothhäute sie „ausgerieben" (deren Haarschöpfe sie zuweilen nach Indianerart aufbewahren); wie viel plews von Biberfellen sie mitgebracht haben, denn das Biberfell ist die Einheit, die ideale Werthbestimmung für allen Handels- und Tauschverkehr zwischen Pelzjägern und Pelzhändlern, und jede Waare hat ihren bestimmten Tarif in so und so viel Biberfellen. Und, sollte man es glauben? dieses wilde fesselloſe, prekäre Leben der Trapper übt auf Hunderte von jungen Leuten einen solchen Reiz aus, daß sie Haus und Hof und gegebene Verhältnisse in den östlichen Staaten verlassen und im Frühjahr sich auf den Handelsforts einfinden, um unter der Anführung irgend eines bekannten und erfahrenen Biberfängers von Ruf als Lehrlinge mit auf Abenteuer in die Wildniß auszuziehen, welche solch ein Pelzjäger dann nur selten mehr verläßt, obschon man klagen hört, daß die Jagd von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unergiebiger werde.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck v. C. Ebner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

10.

Der Buchhalter war seit einigen Wochen in seiner neuen Stellung thätig, und genoß schon des Kommerzienraths ganzes Vertrauen; aber seine Stellung zu der Tante Albertine war noch um kein Haar besser geworden. Er hütete sich zwar sehr, das Mißfallen der Kommerzienräthin geflissentlich auf sich zu ziehen, allein er verschmähte es auch, durch Kriechen oder Schmeicheln dem Vorurtheile der Tante gegen ihn etwas abzubrechen. Vielmehr äußerte er sich oft mit unverhohlener Ironie über den thörichten Luxus, welcher in diesem Hause nur aus bloser Prahlerei getrieben wurde, um es den übrigen Fabrikantenfamilien zuvorzuthun, — aus bloser Eitelkeit, um Andere zu überstrahlen. Er spottete über den Müssiggang der Cousinen und lobte in ihrer Anwesenheit Paulinens Rührigkeit und Anstelligkeit; er setzte des arbeitsamen Mädchens Gesundheit, Frische und Heiterkeit den „Nervenleiden," der Migräne und den häufigen Verstimmungen von Henrietten und Adelhaid gegenüber, und verscherzte dadurch einigermaßen das Wohlwollen, welches ihm die Cousinen anfangs gezollt hatten.

Die häuslichen Zustände waren seit seiner Anwesenheit nicht gerade besser geworden. War auch jenem prunkvollen und in seinem Hauptzwecke erfolglosen Feste eine gewisse Einschränkung in einzelnen Theilen gefolgt, so war der Aufwand im Allgemeinen nicht wesentlich vermindert worden, und der Kommerzienrath war ungehalten über jede Ausgabe, welche seine Frau auf die Kasse zog. Er selbst ward

Digitized by Google

von seinen geschäftlichen Sorgen gerade jetzt so sehr in Anspruch genommen, daß er sich um die Familienangelegenheiten wenig oder gar nicht bekümmern konnte. Keine Post kam, ohne Verluste zu melden oder Befürchtungen zu solchen zu geben, Herr Balder hatte kaltes Blut und seine volle Besonnenheit nöthig, um bei den Verlusten einerseits und den Ansprüchen seiner eigenen Gläubiger anderseits das Gebäude seiner Passiven im Gleichgewicht zu erhalten und sein Fahrzeug durch alle diese Fährlichkeiten sicher hindurch zu steuern. Aber selbst dieß wäre ihm, dem direkt Betheiligten, nicht möglich gewesen, hätte er nicht in dem Neffen-Buchhalter einen durchaus tüchtigen und umsichtigen, kaltblütigen und besonnenen Kaufmann zur Hand gehabt, dem ein außerordentliches Glück eigen zu sein schien. Wenn die deutschen Bankiers ihre Vorschüsse zurück verlangten und von fernerem Kredit nicht hören wollten, so gelang es einem einzigen Briefe des Buchhalters, bei den ungleich vorsichtigeren ersten Firmen Hollands und Englands selbst in dieser Zeit Kredit zu erhalten, und durch die Verbindung mit solchen Häusern auch die deutschen Bankiers wieder vertrauensvoller zu machen. Wenn der Kommerzienrath oft verzweifeln wollte und alles verloren wähnte, wußte der Buchhalter noch Rath, und wie durch Zauberschlag wichen vor seinem Zugreifen alle Schwierigkeiten.

Unter diesen Verhältnissen, wo die wichtigsten Interessen des Kaufmanns Herrn Balder beschäftigten, wo förmlich Wohl und Wehe seiner Familie und der Erfolg der Thätigkeit eines ganzen Lebens auf dem Spiele stand, war es dem Kommerzienrath nicht zu verdenken, daß er dem Befinden seiner Töchter keine große Aufmerksamkeit zuwandte, geschweige denn gar die Veränderung bemerkte, welche mit ihnen vorgegangen war. Henriette, die kräftige, blühende, wohlbeleibte, war blaß und mager geworden, und zeigte einen gedankenvollen Ernst, der ihr seither ganz fremd gewesen war. Ida dagegen fand keinen Geschmack mehr an Romanen, sondern trieb entweder emsig italienische Sprachstudien oder vergrub sich in die Einsamkeit ihres Zimmerchens.

Dieß alles aber war dem Vetter Buchhalter nicht entgangen, und er hatte den Schlüssel zu Henriettens unruhiger, aufgeregter Stimmung, wie zu Ida's stiller Träumerei. Er wußte von dem abwesenden Vetter, wie sehr derselbe in Henrietten verliebt war, und schloß aus dem Gemüthszustand dieser, daß auch sie die Neigung des Vetters erwiderte. Ebenso hatte er auch den Grafen Damiani nicht aus dem Auge verloren und deutlich wahrgenommen, welche Mühe sich derselbe gab, Ida's Herz und Vertrauen zu gewinnen, — ein Vorhaben, welchem sich der Buchhalter jedoch alles Ernstes zu widersetzen und das er zu vereiteln gelobt hatte, so sehr auch Frau Albertinens Eitelkeit und mütterliche Schwäche die Werbung des Fremden zu begünstigen schien.

Eines Abends kam der Buchhalter vom Comptoir nach Hause und fand Paulinen allein, um sein Abendbrod zu theilen. Die Tante und die Cousinen waren ausgebeten, und der Kommerzienrath ebenfalls in einen geselligen Kreis von Bekannten gegangen, der ihn an gewissen Abenden in Anspruch nahm. Solche Fälle kamen öfter vor, und die Kommerzienräthin, welche jedes Zusammenseyn Paulinens und des Buchhalters zu vereiteln suchte, pflegte dann meist schon am Mittagstische eine Andeutung fallen zu lassen, daß sie wünsche, Rudolph möge sein Abendbrod auswärts einnehmen. Heute schien sie es übersehen zu haben, und die beiden Verwandten waren daher mit einander allein und ergaben sich einem harmlosen Geplauder. Pauline hatte viel natürlichen Verstand, ja sogar Geist und etwas Humor, und ihre innere Gesundheit und Frische spiegelte sich in ihrer unzerstörbaren guten Laune, so daß die Unterhaltung mit ihr immer heiter und anziehend und voll Abwechslung war. Heute aber schien sich hinter dem anscheinend harmlosen Geplauder doch noch eine Sorge zu verstecken, welche das Gemüth des Mädchens bedrückte, — ein Ernst, der dem geübten Blicke des Buchhalters nicht entging.

„Was ist Ihnen denn, lieb Bäschen?" fragte Rudolph in einem Moment, wo die Unterhaltung stockte, ergriff ihre Hand und blickte ihr fest und forschend in die treuen dunkelblauen Augen; „Sie sind heute Abend etwas zerstreut und unruhig, Bäschen? Fühlen Sie sich unwohl?"

„Nein, Vetter, aber ich bin in Sorgen," versetzte sie.

„Weßhalb denn?"

Sie schaute ihn fragend an, ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Nein, Sie werden mich nicht auslachen,

Digitized by Google

Vetter," sagte sie; „Sie meinen es ja gut und ehrlich mit dem Onkel und den Seinigen, — Sie werden mir rathen, was ich thun soll!"

„Aber was haben Sie denn, Bäschen? Sie werden ja immer aufgeregter."

„Vetter, erst eine Frage: Was halten Sie von ... von dem Grafen Damiani?"

„Dem Grafen? Ich halte ihn zunächst für keinen Grafen und dann in zweiter Linie für einen Abenteurer, für einen Spieler, einen Menschen, dem ich mein Haus nicht nicht öffnen würde! Aber heraus mit der Sprache, liebes Bäschen! was hat er mit Ida?"

„Sie wissen also?" rief sie erschrocken und doch froh, daß ihr die Enthüllung so leicht werden sollte. „Nun denn, meine Unruhe gilt der armen Cousine Ida. Denken Sie sich, Ida liebt Damiani, hat es ihrer Mutter gestanden, und wechselt täglich Briefe mit jenem Herrn, dem ich auch nicht traute, weil ... kurz, weil ich fühlte, was Sie vorhin aussprachen. Nun denn, der Graf war heute Vormittag hier im Hause und hatte mit der Kommerzienräthin eine Unterredung unter vier Augen. Nach Tische kam diese herunter in Onkels Zimmer und wollte mit ihm reden, aber sie wurden bald beide so heftig, daß ich, die ich im Nebenzimmer saß, jedes Wort hören mußte. Der Graf hat um Ida's Hand angehalten, und die Kommerzienräthin horchte nur so von ferne hin, was der Oheim dazu sagen würde. Aber er ward ganz wüthend und erklärte eine solche Verbindung für so unsinnig, daß er sie nun und nimmermehr zugeben würde, worauf die Tante kalt erklärte, sie werde die Verbindung dennoch durchsetzen und seinen Vorurtheilen nicht das Glück ihres Kindes opfern. Der Zwist endete wie gewöhnlich damit, daß der Oheim Hut und Stock nahm und das Feld räumte. Eine Stunde später kam ich hinauf, um der Cousine eine Chemisette zu bringen, die ich gefertigt hatte; da sah ich sie in Thränen und die Kommerzienräthin stand dabei und tröstete sie und sagte: 'Ich werde ihn rufen lassen und Du sollst ihn dann sprechen und ihm Hoffnung geben! Der Vater muß nachgeben, ich will mein gutes Kind noch als Gräfin sehen ...'

„Natürlich! die verblendete eigensinnige Mutter kann nicht aus der Rolle fallen," sagte der Buchhalter. „Ich ahnte, daß es so kommen würde. Aber weiter Bäschen, weiter! Sie verdienen sich Gottes Lohn, indem Sie mir das alles sagen!"

„Und eine halbe Stunde später langte wirklich Herr v. Damiani an, und Stephan führte ihn in den Gartensalon und meldete es oben. Da kamen Ida und die Kommerzienräthin herunter und hatten eine lange Unterredung mit ihm, bis die Tante abberufen wurde und die jungen Leute allein ließ. Und ich, Vetter — ich schäme mich jetzt beinahe, es Ihnen zu gestehen! — ich hatte mich, als ich die Tante weggehen sah, in das anstoßende kleine Gewächshaus geschlichen, das wir den Wintergarten nennen, und hier, nur durch eine dünne Glaswand getrennt, hörte und sah ich alles, was zwischen Ida und dem Grafen vorging!"

„Nun? und was war das?"

„Er hielt sie im Arm und sie küßten sich und schwuren sich ewige Treue ..."

„Natürlich! und was weiter?"

„Und dann sagte der Graf: ich werde Dich nicht lassen; ich werde Dich täglich hier sehen, und Du sollst mir folgen! Wir entfliehen beide, lassen uns im Auslande trauen, und Dein Vater wird zu der vollendeten Thatsache schweigen müssen!'"

„Ah! darauf war es wohl von jeher abgesehen!" sagte der Buchhalter. „Und was sagte Ida dazu?"

„Ida? oh, anfangs sagte sie gar nichts und weinte wie ein schmollendes Kind, und der Graf setzte ihr unablässig zu mit Zureden, bis sie ruhiger wurde, und nun blos noch sich weigerte, mit ihm in die weite Welt zu entlaufen, weil sie den guten Vater durchaus nicht beleidigen wolle. Aber mich dünkt, Vetter, halb ist sie schon gewonnen, und der nichtsnutzige Mann bringt sie noch dazu, daß sie mit ihm auf und davon geht, denn dieß paßt ja ganz zu ihren verrückten und verdrehten Roman-Ideen."

„Ganz richtig, Bäschen, die Romantik lockt das arme verblendete Geschöpf, und die thörichte Eitelkeit kann die Stimme der Pflicht noch betäuben. Aber seyn Sie ruhig: der Italiener soll nicht zu seinem Zweck gelangen."

„Aber wer wird ihn daran hindern, Vetter?" rief Pauline ängstlich. „Der Oheim ist ganz blind für diese Sache, und die Kommerzienräthin drückt ein Auge zu. Wer kann also das Unglück verhüten?"

Digitized by Google

„Ich, Bäschen, und Sie," versetzte der Buchhalter ruhig.

„Ich, Vetter? wie so denn ich?" fragte Pauline erstaunt.

„Indem Sie alles genau beobachten, ohne sich etwas merken zu lassen, lieb Bäschen, und indem Sie mir immer sogleich Nachricht von allem geben, was im Hause vorgeht oder sich vorbereitet. Wir müssen den ersten Schritt geschehen lassen, um das Ganze desto sicherer zu vereiteln," fuhr er zuversichtlich und gelassen fort. „Alles weitere nehme ich auf mich; Ida muß fühlen, wenn sie nicht hören will, — sie muß so weit gebracht werden, sich des unwürdigen Mannes zu schämen, dem sie ihr Vertrauen und ihr thörichtes Herz schenkte. Sie muß durch Schaden klug werden."

„Ach nein, Vetter! ich bitte Sie, lassen Sie es nicht so weit kommen," flehte Pauline mit Thränen in den Augen; „ich weiß und begreife zwar nicht, was Sie mit ihr vorhaben, aber Ida ist nicht schlimm — sie ist von Haus aus gut, nur verzogen und verwöhnt. Ersparen Sie ihr den Schmerz, lieber Vetter, und die Beschämung, welche Sie ihr zugedacht haben, wenn ich Sie recht verstehe. Ach, wenn Sie wüßten, Vetter, wie wehe Beschämung und Demüthigung thut! und nun erst einem Wesen, wie Ida, das lebenslang nie gewußt hat, was Leid und Leiden ist! Bedenken Sie doch, daß solch ein verwöhntes Kind dem schweren Schlage erliegen könnte!"

„Wie? und das sagen Sie mir, Pauline?" fragte der Buchhalter verwundert.

„Ja, Vetter, das sage ich, weil ich erfahren habe, wie bitter Schmach und Demüthigung schmerzen! Ich bitte Sie inständig, schonen Sie Ida!"

„Hat sie es je um Dich verdient, armes Kind?" fragte der Buchhalter; „war sie je besser gegen Dich als Henriette?"

„O ja, gewiß, sie ist freundlicher gegen mich und wäre es wohl noch mehr gewesen, wenn sie gedurft hätte," rief Pauline; „aber hievon handelt es sich ja gar nicht. Sie sollen nur Ida nicht wehe thun!"

Der Buchhalter betrachtete stumm und mit aufrichtiger Rührung das weinende Mädchen, das seine Blicke so andächtig flehend auf ihn richtete; dann ergriff er ihre Hand und sagte: „Liebes Bäschen, seyn Sie ruhig: ich verspreche Ihnen, so schonend wie möglich mit Ida zu verfahren, wenn Sie mir geloben wollen, mich von allem gewissenhaft zu unterrichten, was Sie bezüglich Ida's und des Italieners wahrnehmen oder auch nur zu bemerken glauben. Aber Sie wissen ja selbst, daß auch der zärtlichste Vater und mildeste Lehrer dem Kind nicht die Ruthe ersparen kann, wenn es nicht hört. Just so ist auch der Schmerz die Ruthe der Züchtigung in der Schule des Lebens, und was ich auch thun mag, geschieht nur immer zum Besten Ida's und zu ihrer Rettung!" Und plötzlich einen andern Ton anschlagend setzte er jovial und beinahe leichtfertig hinzu: „Sehen Sie, liebes Bäschen, in der Welt macht man gar oft die Erfahrung, daß der sittliche Abscheu der Menschen vor irgend einem Schritte nur den Personen und nicht der Sache selber gilt. Und wenn daher Damiani wirklich ein reicher Graf und ein Mann von Ehre wäre, so würden wir beide vielleicht die allfällige Entführung mit milderen Augen ansehen!"

„Glauben Sie?" versetzte Pauline und riß ihre großen schönen Augen weit auf; „wie Sie darüber denken, der Sie in der Welt gelebt haben, weiß ich freilich nicht, noch will ich es wissen. Allein was mich anlangt," setzte sie mit einem ergreifenden aufrichtigen Ernst hinzu, „so kann ich Sie nur versichern, daß ich Ida's Schritt für nicht minder unrecht, unsittlich, unweiblich und gegen Gottes Gebot und menschliche Ordnung verstoßend halten würde, wenn ihr Entführer ein Prinz, als wenn er ein Abenteurer wäre!"

„Bah, Pauline! es bedingt doch einen Unterschied, ob aus einer solchen Verbindung Glück oder Unglück für ein Mädchen zu entspringen droht," sagte der Buchhalter. „Und gesetzten Falls, ein reicher junger Mann, der Sie liebte und von Ihnen wieder geliebt würde, hätte — aus irgend welchem beliebigen Grunde — keine andere Wahl, Ihre Hand zu erringen, als eine Entführung, so würden Sie am Ende doch sich von ihm zu einer solchen bewegen lassen?"

„Nein, nun und nimmermehr, Vetter," erwiderte Pauline sanft aber bestimmt; „ich würde nie ein weltliches Glück, und wenn es auch noch so glänzend wäre, mit einem Verstoß gegen mein Gewissen erkaufen; ich würde nie meinen Seelenfrieden verkaufen — weder um Liebe und Treue, noch um Geld und Glanz. Ich würde eher entsagen, als mich und meinen — Freund entwürdigen." Und dabei schaute sie ihm

Digitized by Google

so ruhig, offen und fest in's Gesicht, daß er wohl fühlte, diese Worte kommen aus tiefster Seele, und seyen kein bloßer leerer Schall.

„Wirklich, Bäschen? ist dieß Ihr völliger Ernst?“ rief er.

„Mein völligster.“

„Pauline, Sie sind — ein Goldmädchen!“ rief er, drückte ihr mit Wärme die Hand, und ward dann plötzlich schweigsam und gedankenvoll. Und als er aus diesem Sinnen wieder erwachte, sprach er von etwas Anderm; aber von diesem Augenblicke an begegnete er ihr mit sichtlich erhöhter Achtung.

11.

Noch am selben Abend war der Buchhalter im Saale des Hotels zum Falken zu sehen, wo er von einem einsamen Nebentischchen aus das Treiben der „goldenen Jugend“ von Stocksheim, der jungen Fabrikantensöhne und angehenden oder embryonischen Kommerzienräthe, beobachtete. Es war ein zügelloses Genußleben, das in diesem Kreise herrschte, ein raffinirter Luxus in Speise und Trank, ein ewiges Knallen von Champagnerkorken, und ein Ton der Unterhaltung, welcher dieser Lebensweise entsprach. Damiani war in diesem Kreise der Mittelpunkt; seine Anekdoten waren die zweideutigsten oder schlüpfrigsten, sein Ton der übermüthigste, seine Laune die unversiegbarste. Die Anderen staunten ihn an und versuchten umsonst es ihm gleich zu thun; aber sie standen an Anmuth der Manieren wie an Glätte der Weltersahrung unter ihm. Der sehr weit vorgerückte Abend und die Menge der geleerten Clicquot-Flaschen thaten seiner unverwüstlichen Heiterkeit keinen Eintrag. Jetzt bestürmten ihn seine Zechbrüder, er solle singen. Einer schlug das Piano auf, welches im Speisesaale stand; ein Zweiter begehrte das Trinklied aus Robert, ein Dritter schlug das aus Zampa vor. Nach einigem Bitten setzte sich Damiani an's Piano und sang beide mit Wärme, mit Leidenschaft und mit guter Schule. Seine Stimme war nicht mehr frisch und voll, das Falsett war schwach und dünn, aber sie mußte einst ein schöner Bariton gewesen seyn. Sein Gesang war ganz dramatisch, tadellos in Schule, Ausdruck und Phrasirung, und erntete stürmischen Beifall. Das Trinklied aus Robert mußte er wiederholen, und die Zuhörer fielen ein: „Hast ja gesagt, das Gold ist nur Chimäre!“ — Und „Würfel her! spielen wir! machen wir ein kleines Spiel!“ tönte es durch den Saal, und im Nu blinkten Haufen Gold und Silber auf dem weißen Tischtuch, die Würfel klapperten im Becher, und Damiani hielt die Bank.

Ziemlich entfernt an einen der eisernen Pfeiler des Saales gelehnt, verfolgte der Buchhalter schüchtern und ohne Aufsehen den Gang des Spiels. In seinem Innern ging etwas vor, was er mit Mühe da drinnen verborgen hielt. Bei den ersten Strophen von Damiani's Gesang war er jählings aufgestanden, und hatte sich so gestellt, daß er dem Sänger ins Gesicht sehen konnte; und nun verwandte er keine Sekunde lang das ernste forschende Auge von ihm, und auf seinen Zügen lag etwas wie lauernde Erwartung. Dann glättete sich sein Antlitz, und er kehrte leise auf seinen Platz zurück, blickte in sein Glas und schlürfte bedächtig in langen Zügen dessen Inhalt, bis das Spiel begann, wo er sich auf's neue so stellte, daß ihm keine Falte in dem voll beleuchteten Gesicht des Italieners entgehen konnte. Und als er dann endlich genug von ihm gesehen haben mochte, zahlte er seine Zeche, und ging fast unbemerkt aus dem Saal.

„Dieser Mensch ist gefährlich,“ murmelte der Buchhalter vor sich hin; „aber ich wage es dennoch mit ihm. Er soll sein Ziel nicht erreichen.“

Am andern Tage beschied der Buchhalter den Brigadier der Gendarmerie zu sich und hatte eine lange Unterredung mit ihm, welche den angeblichen Grafen Damiani betraf; dann suchte er den Postmeister auf und pflog auch mit diesem ein sehr vertrautes und angelegentliches Gespräch unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit. Die Folge davon war, daß Damiani noch am selben Abend erfuhr, die Polizei sey auf ihn aufmerksam gemacht, was ihn sichtlich nicht behaglich stimmte.

Zwei Tage später saß der Buchhalter auf seinem Reitstuhl im Comptoir, als ihm noch früh am Nachmittag ein Knabe ein Billet überbrachte, welches nur die Worte enthielt: „Heute Abend um sechs Uhr, wenn die T. mit H. in's Theater geht, soll die Entf. stattfinden. P.“ Der Buchhalter hatte Kaltblütigkeit

Digitized by Google

genug, dem Jungen ruhig sagen zu können: „Schon gut; ich werde kommen! — Ein Besuch von einem Freund, Onkel, der auf der Durchreise Stocksheim berührt und mich in seinen Gasthof einlädt," sagte er dann entschuldigend zu seinem Oheim, nahm Hut und Ueberrock und ging. Sein erster Gang galt dem Brigadier, der zweite dem Postmeister, um in aller Stille Pferde zu bestellen, dann eilte er nach dem Landhause und sprach Paulinen ohne Zeugen, ging dann auf sein Zimmer und schloß sich daselbst ein.

Pauline wankte umher wie ein Schatten, obschon sie dem Buchhalter gelobt hatte, gefaßt zu seyn und sich nichts merken zu lassen. Als der Wagen vorfuhr, welcher die Kommerzienräthin und ihre Tochter ins Theater bringen sollte, war sie Zeugin davon, wie Ida sich lautweinend an der Mutter Busen warf, und wie diese sie zu beruhigen suchte. Dann ging die bethörte Mutter, zufrieden damit, dafür gesorgt zu haben, daß ihre Tochter nicht mit Damiani allein reiste, sondern ein Mädchen mitnahm, das schon seit Jahren im Hause diente. Kaum war der Wagen weggefahren, so huschte eine dunkle Gestalt in einem Mantel in den Gartensalon, jedoch nicht unbemerkt, denn in dem anstoßenden Wintergarten lauerte schon sein Doppelgänger. Ida kam mit ihrem Mädchen, beide bebend wie Espenlaub. Damiani suchte seine Geliebte zu beruhigen, und schleppte sie beinahe mit sich fort durch den dunklen Garten und Park an eine Hinterthüre, die auf einen Feldweg mündete. Hier stand ein Diener in Livree und wartete auf die Flüchtigen, nahm den kleinen Koffer in Empfang, welchen das Mädchen trug, und schritt den drei Personen durch den dunklen nebeligen Abend voran. Noch waren sie nicht zehn Schritte entfernt, so kletterte der Buchhalter so behend als es sein Mantel erlaubte über das Pförtchen, das Damiani hinter sich verschlossen hatte und im selben Augenblick trat auch eine hohe dunkle Gestalt aus dem Schatten der Hecke und bot dem Buchhalter hülfreiche Hand.

„Sputen Sie sich, Herr Balder, und laufen Sie im Schatten der Hecke bis zu dem Wagen. Ich habe Alles abgemacht. Der Spitzbube fährt nicht mit Extrapost, sondern mit der Equipage des jungen Dönning, der selber kutschirt. Ich habe den Lakai durch Versprechungen und Drohungen gewonnen, daß er Ihnen den Hintersitz überläßt, sobald der Wagen sich in Bewegung setzt. Dönning führt die Leutchen nur bis zur nächsten Poststation, hernach soll Extrapost genommen werden. Aber so gut seine Mecklenburger auch laufen mögen, so will ich doch noch vor ihm dort seyn. So, jetzt nur fort! unser Wagen steht im Hofe der untern Mühle."

Der Buchhalter lief wie ein Fuchs im Schatten der Hecke die Anhöhe hinunter bis in den Hohlweg, wo Dönning's Wagen stand. Die Frauenzimmer und Damiani waren schon eingestiegen; der Besitzer des Wagens im Pelzrock saß auf dem Bock, der Diener zündete die Laterne eben an. Balder drückte sich hinter den Wagen, und im Augenblick, wo der Lakai beiseite trat, um den Wagen vorüber zu lassen, schwang er sich auf den Reitsitz hinten und riß dem Lakai den gallonirten Hut ab, der dann rasch hinterher lief, sich seines Ueberrocks entledigte und ihn seinem Ersatzmann überlieferte. Der Buchhalter verwandelte sich in den Lakaien, und bog sich dann soweit vorwärts, um in den Wagen hereinzusehen, soweit es das dürftige Licht der beiden Laternen erlaubte.

So fuhr der Wagen durch die kühle, stille, nebelige Nacht. Die fünf Viertelstunden nach der nächsten Poststation dünkten alle, die in und auf diesem Wagen fuhren, eine halbe Ewigkeit. Glücklicherweise kam kein Fuhrwerk irgend welcher Art hinter ihnen her, sondern sie durften sich alle einer gewissen Sorglosigkeit in Betreff der Verfolgung hingeben, und nur in der letzten Viertelstunde der Fahrt bemerkte Herr Balder von seinem hohen Sitze aus einen Wagen, der ihnen in einiger Entfernung voranfuhr. Es war die Extrapostchaise, worin der Brigadier mit einem Gendarmen fuhr; dieser hatte auf Seitenwegen abseit der Landstraße einen Vorsprung von einigen Minuten gewonnen.

Jetzt bog man in den Flecken ein, an dessen jenseitigem Ende das Posthaus lag. Des Buchhalters festgeschlossene Lippen und gerunzelte Stirn verkündeten einen unerschütterlichen Entschluß und eine eiserne Willensfestigkeit. Der Wagen hielt und er schwang sich herab, um den Schlag zu öffnen; da nahm ihm jemand den Hut vom Kopfe — es war der Lakai, der mit dem Brigadier vorangefahren war. Er hob Damiani und die Damen aus dem Wagen, und führte sie zu einer Extrapostchaise, die schon vor dem Posthause reisefertig hielt. Damiani stutzte, aber in

Digitized by Google

dem Glauben, sein Freund Dönning habe dieß angeordnet, gab er den ursprünglichen Plan auf, sich mit seiner Geliebten auf eine Viertelstunde ein Zimmer geben zu lassen, und hob Ida in den Wagen; ihr Mädchen und er folgten, und aus dem Schlage der Postchaise heraus nahmen Damiani und sein Freund noch einen zärtlichen Abschied.

„Nun fort, und alles Glück auf den Weg!" flüsterte Dönning; „wo ist der Postillon?"

„Hier," rief der Brigadier und trat hinter einem Holzstoße hervor; „dießmal fahre ich, Herr Dönning, aber nur nach Hause. Sie sind verhaftet, Herr Dönning, — im Namen des Gesetzes! Gendarm Fester, führen Sie den Herrn in das Posthaus!"

Damiani hatte aus dem Schlag springen wollen, aber an der einen Seite des Wagens tauchte die Pickelhaube eines Gendarmen, an der andern des Buchhalters bärtiger Kopf auf, dessen Fäuste sich wie eiserne Bänder um den Hals und das rechte Handgelenk des Italieners legten.

„Lichter her!" rief der Brigadier, und im Nu war der Posthof hell von Lichtern und Laternen und gefüllt mit einem Dutzend handfester Männer. „Was hat der Herr mit den beiden Frauensleuten da drinnen vor?" fragte der Brigadier und leuchtete in den Wagen hinein; „der Herr ist verhaftet als einer, der seinen Gläubigern heimlich entwischen wollte."

„Und als der Entführung einer jungen Dame überwiesen, die noch nicht volljährig ist, — zwölf Jahre Zuchthaus," setzte der Buchhalter hinzu.

Damiani's Fassung kehrte wieder. „Wohlan," sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, „bringen Sie mich nach Stocksheim zurück und stellen Sie mich vor Gericht. Ich werde dann den Namen der Dame laut genug bezeichnen, damit sie mir bezeuge, es sey ihr freier Wille gewesen, mit mir zu gehen!"

„Davon reden wir hernach dort drinnen zwischen Thür und Angel, Signor Alberto Manci," erwiderte ihm Balder. „Ihr Spiel ist für dießmal verdorben."

Ida hatte sich mit einem lauten Schrei an den Geliebten angeklammert, als ihn der Brigadier abführen wollte; aber Damiani schien in diesem Augenblick gar nicht zärtlich gestimmt, sondern ganz mit sich selbst beschäftigt zu seyn, und ließ den Buchhalter gewähren, der Ida sanft am Arme ergriff und ihr zuflüsterte: „Kommen Sie, Cousine! überlassen Sie diesen Menschen seinem Schicksal, und entwürdigen Sie sich nicht durch einen Akt unzeitiger Großmuth. Dort drinnen werden Sie erfahren, welch eine schreckliche Gefahr Ihnen gedroht hat, die wir mit Gottes Hülfe noch glücklich abgewandt haben!"

Widerstrebend ließ die tief erschütterte weinende Ida sich von dem Buchhalter in's Haus führen, wohin ihnen der Brigadier und die Gendarmen mit ihrem Verhafteten vorangegangen waren.

„Herr Dönning," hub der Buchhalter an, „ich bedaure, Sie in dieser fatalen Angelegenheit verwickelt zu sehen; allein ich hoffe um so eher, daß Sie die Hand dazu bieten werden, dieselbe ohne Hülfe der Gerichte beizulegen. Zunächst bin ich Ihnen schuldig, Sie über den wahren Charakter dieses angeblichen Grafen Damiani aufzuklären; derselbe ist ein Schwindler, ein früherer Opernsänger Namens Manci, der zur Zeit meines Aufenthalts in Liverpool als Singlehrer lebte, eine seiner Schülerinnen verführte und entführte und hernach wegen Bigamie bestraft wurde . . ."

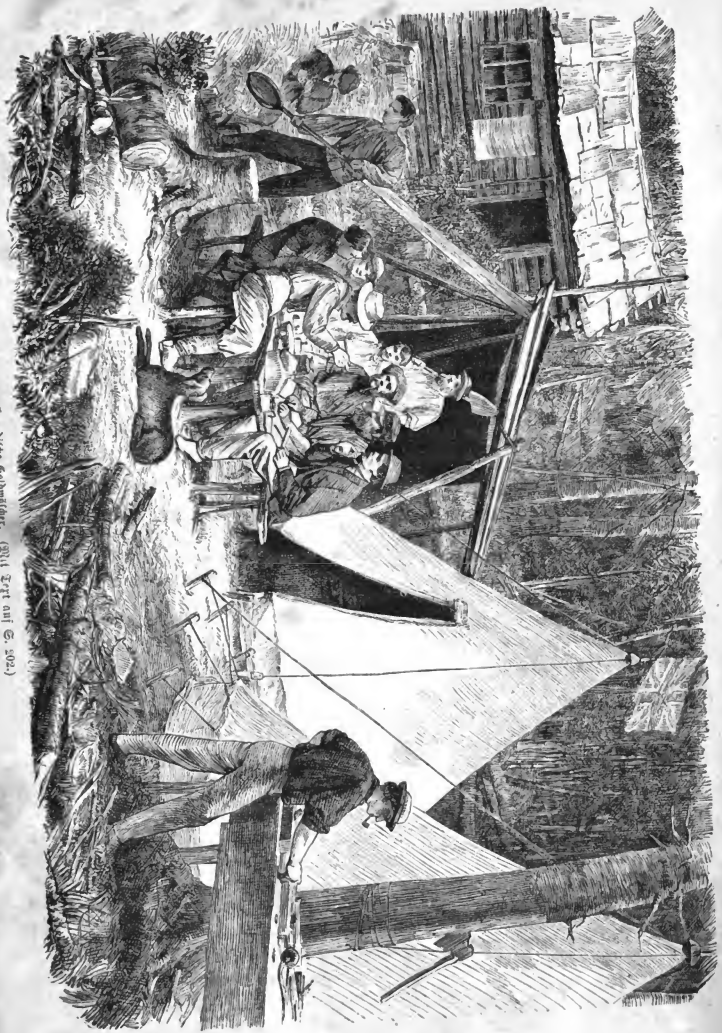
„Das ist eine Lüge!" rief Damiani mit wuth funkelnden Augen.

„Elender Feigling! eine einzige telegraphische Depesche bringt in wenigen Tagen Herrn Arthur Nicholson zur Stelle, um meine Behauptung zu bestätigen. Wünschen Sie wohl, dem tiefgekränkten Bruder von Miß Eleanor noch einmal zu begegnen?"

Manci biß sich auf die Lippen und schwieg trotzig, aber Alle hatten bemerkt, wie er unter dem Blicke und den Worten des Buchhalters zusammengebebt war.

„Als Mann von Ehre werden Sie nun auch begreifen, Herr Dönning, warum ich mich in diesen Handel gelegt habe," fuhr der Buchhalter fort. „Ich hätte vielleicht die Entführung schon an dem Hinterpförtchen des Parks verhindern können, aber nicht ohne ein fatales Aufsehen in der Stadt zu erregen. Es lag mir daher daran, die Katastrophe hieher zu verlegen und die Abrechnung mit Manci hier vorzunehmen. Sie werden jetzt einsehen, welche Gefahr meiner unerfahrenen Cousine drohte und welchem Schicksal sie an der Seite dieses Menschen entgegen gegangen wäre. Sie werden begreifen, welcher Antheil an einem solchen Unglück und welche Verantwortung Ihnen zugefallen wäre, wenn Manci seinen Zweck erreicht hätte. Ich hoffe daher, Sie werden

Digitized by Google



Sonnblick Goldwäscher. (Mit Text auf S. 202.)

Paul Heyse. (Mit Text auf S. 204.)

einen Vorschlag annehmen, den ich Ihnen machen will. Manci hat in Stocksheim Schulden hinterlassen, und wollte mit Ihrer Beihülfe sowohl das Fräulein hier entführen, als seinen Gläubigern entweichen. Sie verpflichten sich daher, Herr Dönning, gemeinsam und zu gleichen Theilen mit mir die Schulden dieses Abenteurers zu bezahlen; wir lassen ihn mit Begleitung über die Grenze bringen und uns geloben, sich künftig hier weder zu zeigen, noch von sich hören zu lassen. Wir aber suchen alles Uebrige zu vertuschen und zu verschweigen, und kehren in aller Ruhe und Stille nach Stocksheim zurück."

Dönning besann sich nicht lange; sein Aerger über die Täuschung, die der fremde Abenteurer sich mit ihm erlaubt hatte, und über den Fluch der Lächerlichkeit, dem er verfallen mußte, wenn die Entlarvung Manci's bekannt wurde, überwand jede Regung von Mitleid mit dem seitherigen Freunde, und er gab dem Buchhalter durch Wort und Handschlag die Absicht kund, auf den Vorschlag einzugehen. Manci ward abgeführt und bald hörte man die Extrapostchaise fortrollen, welche ihn und den Gendarmen nach der Grenze bringen sollten, und Dönning kehrte verschüchtert zu seinem Wagen zurück mit dem Versprechen, den Buchhalter am folgenden Tage aufzusuchen.

Dieser war nun mit Ida und ihrem Mädchen

Digitized by Google

allein. „Meine liebe Cousine," hub er an, „Sie werden mir nun nicht mehr grollen, weil ich Ihnen in solcher Weise entgegentrat. Sie werden einsehen, welchem lebenswierigen Unglück und Jammer Sie verfallen wären, wenn diese Entführung ihren gewünschten Erfolg gehabt hätte!" Statt aller Antwort warf sich Ida mit lautem Schluchzen an seinen Hals. „Es wird besser seyn, Ida, wenn Sie einige Wochen von Stocksheim fern bleiben," fuhr Rudolph fort, „und ich möchte Ihnen rathen, bei Frau Sommerberg, Ihrer ehemaligen Gouvernante, unter dem gastlichen Dache des einsamen Pfarrhauses und in ländlicher Stille abzuwarten, bis das Aufsehen, welches dem heutigen Ereigniß folgen wird, sich gelegt hat. Die Pfarrerin wird Sie trösten und aufrichten, und ich nehme es auf mich, Ihre Eltern so schonend wie möglich von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, bester Vetter! Sie meinen es aufrichtig gut mit mir," erwiderte Ida. „Gott lohne Ihnen dieses Wohlwollen! Allein wenn Sie mich nicht namenlos unglücklich machen wollen, so lassen Sie meinen guten Vater nichts von diesem Vorfall erfahren, der ihn so tief betrüben würde, und ich gelobe Ihnen, daß ich in Alles willigen werde und daß es mein erster und letzter Fehltritt sein wird. Großer Gott, warum sind mir die Augen nicht früher geöffnet worden? Und wie konnte Mama zugeben?..."

„Mein liebes Kind," erwiderte der Buchhalter, „es gibt ein Ding, welches über Mutterweisheit ist: — das Gewissen, und ebenso die Weiblichkeit und die Pietät. Hören Sie fürder stets auf diese, ehe Sie wieder Schritte thun, die selten wieder ungeschehen gemacht werden können."

„Gott ist mein Zeuge, Vetter, daß ich Ihnen und mir dieß gelobe!" flüsterte Ida, und beugte sich auf seine Hand nieder, welche die ihrige umfaßte, und küßte sie inbrünstig. „Und nun fort von hier, lieber Rudolph! Bringen Sie mich nun schnell nach Erlau zu Amalien!"

Wenige Minuten später rollte der Wagen mit Ida, dem Buchhalter und dem Mädchen in einer andern Richtung aus dem Posthofe. Erlau lag kaum eine Meile weit entfernt und war ein ansehnlicher Flecken. Der Pfarrer Sommerberg daselbst war ehedem Hofmeister in der Familie des Fabrikanten Fink in Stocksheim gewesen, hatte dort die Gouvernante der jungen Fräulein Balder kennen gelernt und später, als er die Nomination auf jene Pfarrstelle erhalten, Amalie Flacht geheirathet. Diese war eine Frau von vortrefflichem Charakter, in welchem sich die weiblichste Milde mit einer seltenen Willenskraft paarte, eine Frau von tief religiösem Sinne und einer gediegenen vorzüglichen Bildung. Die Erziehung, welche sie den beiden Zöglingen gab, wäre eine musterhafte gewesen, wenn Amalie sie hätte vollenden können und dürfen; allein sie war der Kommerzienräthin zu ernst und religiös und darum hatte Frau Balder Amalien gern ziehen lassen, als Sommerberg eine Pfarrstelle erhielt und um sie warb; sie hatte ihr noch eine Mitgift gegeben, nur um eine Person los zu werden, die sie fürchtete und die ihr in Allem, wo es sich um Gewissen und um höhere Dinge handelte, einen unerschütterlichen und offenen Widerpart hielt. Frau Balder hatte dann ihre Töchter in fremde vornehme Institute gegeben, wo eine seichte, vielseitige Bildung den guten Samen, den Amalie in das Gemüth ihrer Zöglinge gelegt, bald mit allerlei Unkraut überwuchert hatte, ohne jedoch denselben ganz ersticken zu können. Beide Zöglinge hingen noch mit inniger Liebe an ihrer ehemaligen Erzieherin, und darum gereichte der Gedanke, in diesem kritischen Augenblicke ihres Lebens zu Amalien flüchten und bei ihr Trost suchen zu dürfen, auch der erschütterten Ida zu großer Beruhigung: Amalien durfte sie ja Alles rückhaltslos anvertrauen, was sie gefehlt hatte, denn in diesem edlen, uneigennützigen Gemüthe war Trost und Mitgefühl für alle Leiden zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Canadische Goldwäscher.

(Mit Holzschnitt auf S. 200.)

Seit der Schweizer Sutter 1848 die ungeheuren Lager von Waschgold in Californien entdeckt hat, die ihm leider wenig Segen brachten (denn der Entdecker dieser reichen Schätze und ehemalige Millionär ist vor Kurzem bettelarm als kranker Greis nach Washington gekommen und hat um eine kleine Pension gebeten, damit er in die Schweiz zurückkehren und dort ruhig sterben könne), hat man noch in ver-

Digitized by Google

schiedenen anderen Theilen von Nord-Amerika reiche Lager von Waschgold gefunden. Zuerst im Oregon-Gebiet am Columbia-Strome und seinen Zuflüssen, sodann an mehreren anderen bedeutenden Flüssen, welche vom westlichen Gehänge der Felsengebirge nach dem stillen Ocean hinunterlaufen. Neuerdings hat man nun auch in Canada ziemlich ergiebige Lager von Waschgold gefunden, und zwar nicht durch Zufall, sondern auf rationellem Wege. Man hatte nämlich an einigen der großen Ströme, welche von dem Plateau im Norden der großen amerikanischen Binnenseeen herunter kommen, ganz dieselbe Bildung der Thäler und dieselben Gesteinsschichten bemerkt, welche in den sogenannten Golddistrikten Californiens wahrgenommen worden waren, und hatte sogleich an mehreren Stellen zu graben begonnen und wirklich auch Gold gefunden. Diese Entdeckung rief natürlich unter der Bevölkerung von Canada eine lebhafte Aufregung hervor. Die Canadier sind nämlich zum Theil Abkömmlinge von Franzosen, die ja früher Unter-Canada vorzugsweise bevölkerten, theils von Briten und Irländern, die vornehmlich in Ober-Canada ihren Sitz hatten, theils Abkömmlinge aus der Vermischung beider Racen. Die Nachricht von der Entdeckung der Goldminen übte daher sowohl auf die beweglicheren, sanguinischen französischen Canadier wie auf die energischeren, rasch zugreifenden canadischen Briten und die leichtsinnigen Irländer eine große Wirkung aus. Die Werkstätten und Comptoirs wurden verlassen, und viele Hunderte nahmen ihr ganzes Bißchen Hab und Gut zusammen, kauften sich Lebensmittel, Wasch- und Grabwerkzeuge und zogen hinauf nach dem Chaudière-Flusse und seinen Nebenflüssen. Jedoch gewitzigt von den Schilderungen der Mißerfolge, welche so viele der californischen Goldwäscher gehabt hatten, thaten sich die meisten der canadischen Goldwäscher in kleinere Gesellschaften zusammen, worin verschiedene Handwerke und Berufsarten gemischt waren, und deren Mitglieder ganz auf gemeinsame Rechnung zu arbeiten sich verpflichteten. Diese kleinen Gesellschaften gediehen dann auch meistens recht gut, denn sie vermochten mit vereinten Kräften sich leichter im Urwald anzubauen und heimisch zu machen; es gelang ihnen leichter, sich einige wenige von den Behaglichkeiten des civilisirten Lebens in der rauhen Wildniß zu verschaffen, und so die Strapazen dieses mühsamen und ungesunden Berufes von Goldgräbern und Goldwäschern zu ertragen. Unser umstehendes Bild zeigt eine dieser Gesellschaften von canadischen Goldgräbern in der kleinen Ansiedelung am Chaudière, wie solche nach der Natur photographisch aufgenommen worden ist. Sie haben noch ihr Zelt bei sich, aber schon steht ein kleines Blockhaus im Walde, und der Tischler der Gesellschaft ist emsig bemüht, die paar Behaglichkeiten von Tischen, Schemeln, Bettstellen, Kisten und Kästen herzustellen, welche zu der nothdürftigsten Einrichtung des Blockhauses gehören. Das Waschgold, aus dem harten quarzreichen Muttergestein losgerissen, kommt nämlich auch in Canada bald in Gestalt von Blättchen, bald in derjenigen von unregelmäßigen bohnenartigen oder zackigen Bröckeln (Nuggets) vor und liegt in den, von den wilden Wassern gebildeten Anschwemmungen bald mehr bald weniger tief im Boden. Der Goldwäscher treibt also zunächst an verschiedenen Stellen der Flußthäler Schächte in den Boden nieder, um sich zu überzeugen, ob und in welcher Tiefe er das Gold findet, welches durch irgend welche große Erdrevolution in ferner Vorzeit aus seinem Muttergestein losgerissen und fortgeschwemmt worden ist. Hat er nun in einem solchen senkrechten Schachte eine goldführende Schicht Erdreich gefunden, so treibt er wagrechte Stollen ein, hebt alle Erde und Sand sorgfältig aus und unterwirft sie nun dem langwierigen Prozesse des Auswaschens. Dieses geschieht entweder mit der Hand oder mit Maschinen verschiedener sinnreicher Art, welche man „Wiegen" heißt. In diesen wird das Erdreich durch Zusatz von Wasser ganz aufgelöst und immer umgerührt, so daß die Blättchen, Körner und Bröckel gediegenen Goldes sich an den Boden niedersenken und nicht fortgespühlt, sondern gesammelt werden können. Bis jetzt erfährt man über die Ausbeute der canadischen Goldwäschereien noch nicht viel zuverlässiges, aber jedenfalls muß sie sehr erheblich seyn, denn die Zahl der Goldgräber mehrt sich, das Gebiet der Goldwäschereien erweitert sich immer mehr, und die mit diesem neuen Erwerbszweige beschäftigten Personen lassen sich gerne die Steuer gefallen, welche die canadische Regierung von ihnen für die Benützung bestimmter Oertlichkeiten erhebt. Wir werden noch einige Bilder aus diesen Goldgräbereien und Goldwäschereien bringen, welche

Digitized by Google

unseren lieben Lesern einen ganz interessanten und anschaulichen Begriff von dem Leben und Treiben dieser Leute im Urwald geben können.

Paul Heyse.

(Mit Bild auf S. 201.)

Den Bildnissen und Lebensschilderungen des verdienten Chemikers Justus v. Liebig und des Altmeisters der deutschen Kunst, Peter v. Cornelius, lassen wir heute das Bild eines der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart folgen. Heyse ist allerdings noch nicht ganz so in's Volk gedrungen, wie er es verdient, aber wenige Dichter der Neuzeit können sich rühmen, in solchem Umfang der Liebling der Frauen geworden zu seyn wie er. Sein Aeußeres wie seine Dichtungen haben jene heitere Anmuth, jene anspruchslose Grazie, welche die Herzen unbewußt und absichtslos gewinnen, und dem Dichter einen Freund in Jedem werben, welcher mit ihm persönlich oder durch seine geistigen Schöpfungen bekannt wird. Heyse entstammt einer höchst achtbaren preußischen Gelehrten-Familie und ist am 15. März 1830 zu Berlin geboren, wo sein Vater Universitätsprofessor war. Er besuchte von 1840 bis 1848 das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, studirte dann in Bonn bis 1849, vollendete von da an seine Studien in Berlin, ohne deßhalb auf poetisches Schaffen zu verzichten, das er schon auf dem Gymnasium betrieben hatte. 1852 promovirte er zum Doktor der Philosophie, und verlobte sich mit Margaretha Kugler, der Tochter des bekannten Archäologen und Kunsthistorikers Franz Kugler, und ging im Herbst des genannten Jahres nach Italien. Während eines längeren Aufenthalts in Rom, wo er besonders die Bibliothek im Vatican nach alt-französischen Handschriften durchsuchte, sammelte er angesichts der Denkmäler und Erinnerungen der Weltstadt eine überwältigende Fülle erhabener Eindrücke, die ihn veranlaßten, nach Sorrent zu eilen und sich hier in stille behagliche Muße zurückzuziehen, theils um die gewaltigen Eindrücke Rom's in sich zu verarbeiten, theils um sich einem glücklichen poetischen Schaffen hinzugeben. Hier entstanden mehre seiner reizendsten Arbeiten, namentlich die bereits volksthümlich gewordene Novelle „La Rabbiata" und die vortrefflichen „Idyllen aus Sorrent". 1853 nach Deutschland zurückgekehrt, verweilte er erst einige Zeit mit seinen Eltern und Schwiegereltern zu Dürkheim in der bayrischen Pfalz, kehrte dann nach Berlin zurück und verbrachte hier den Winter theils mit novellistischen Arbeiten, theils mit der Abfassung einer Puppentragödie „Perseus" und eines Trauerspiels „Meleager". Heyse war mittlerweile zu dem Entschluß gekommen, die Laufbahn eines Universitätslehrers in romanischer Literatur, für welche er sich durch sein Studium vorbereitet hatte, mit derjenigen eines unabhängigen Schriftstellers zu vertauschen und seine Zukunft von seiner Feder, seiner eigenen Produktionskraft abhängig zu machen. Ein echtes Sonntagskind und Schooskind des Glückes, dem alles gelingt, woran er die Hand legt, ward er schon zu Anfang des Jahres 1854 nach München unter die Tafelrunde von Dichtern und Schriftstellern berufen, womit König Maximilian II. sich umgeben hatte, und dort weilt er noch und hat eine zweite Heimath daselbst gefunden, zwei königliche Gönner und einen Kreis von Freunden, welche ohne Neid, mit herzlicher Freude seinem regen Schaffen folgen und ihm gegen die Angriffe der altbayrischen Partei beistehen, welche jedes Talent von fremdem Stamme in blindem Vorurtheil und Haß anfallen. In München hat Heyse vieles Herbe und Schmerzliche erlebt: den Tod seines königlichen Beschützers Maximilian II., und denjenigen seiner innigst geliebten Gattin Margarethe, seiner Jugendliebe; aber auch viele Freude und Ermunterung von Seiten des kleinen aber gewählten Kreises, worin er lebt, und die ungetheilte Hochachtung aller Gebildeten. Als Dichter kennzeichnet sich Heyse zunächst durch seine Grazie in Auffassung und Form, die bei ihm eine seltene künstlerische Vollendung erreicht hat, durch einen edlen, knappen, präcisen Styl, durch ungemeine Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Handlung, durch die einfachsten Mittel. Jede seiner Gestalten ist von rein menschlichem Gepräge, wahr und treu dem Leben abgelauscht, von Leidenschaft durchglüht, faßbar deutlich gezeichnet, den Leser und Hörer durch das allgemein Menschliche anmuthend, was darin liegt. Mit gleicher Meisterschaft handhabt er die Lyrik wie das Drama, und in der Novelle hat er mehres von mustergiltiger Klassicität geleistet. Er sucht in den Charakteren das Tiefe,

Digitized by Google

Verborgene, Besondere und Ureigene; er liebt Vorgänge von absonderlicher Romantik, von ungewöhnlicher, abnormer Idee, poetische und psychologische Probleme. Allein während er hiedurch zu fesseln und zu interessiren weiß, so verschafft zugleich sein sittlicher Ernst, die großartige Anlage seiner Schöpfungen, das Naturnothwendige in den Schicksalen seiner Helden, die Klarheit, Ruhe und Heiterkeit und der Fluß seiner Darstellung ihm die volle Anerkennung seiner hochbefriedigten Leser. Seine dramatischen Dichtungen sind überall mit Beifall aufgenommen worden; aber was ihn dem Herzen der Frauen werth macht, das sind seine zarten tiefempfundenen Gedichte, seine maßvollen, schönen, ergreifenden und doch wieder ganz befriedigenden Novellen, in denen die liebenswürdigste Heiterkeit und das erhebendste Pathos einander die Hand reichen.

Etwas von der Bärenjagd in Nord-Amerika.

Von Klemens C. Münch.

Je mehr wir von irgend einem wilden Thiere sehen und je genauer wir mit seiner Lebensweise bekannt werden, desto mehr müssen wir die Einrichtung der organischen Natur bewundern, denn wir entdecken solche Charakterzüge und lernen jene Art von Instinkt kennen, welcher der Vernunft so nahe kommt, daß wir keine Grenze ziehen können, wo der eine aufhört und die andere anfängt.

Unter allen jagdbaren Thieren zeigt der Bär in seiner Lebensweise und seinem Gebahren vielleicht am meisten von dem, was wir beim Menschen Verstand nennen. Die Bärin z. B., wenn sie auf dem Punkte steht, Mutter zu werden, sucht die Höhlung irgend eines großen Baumes auf, worin sie am besten im Stande ist, ihre Jungen gegen jeden Feind zu vertheidigen. Das Männchen verläßt zu dieser Jahreszeit das Weibchen und sucht sich in einiger Entfernung davon ein behagliches Lager unter irgend einem vorspringenden Felsen oder irgend einer riesigen Baumwurzel, wo ihn das Geschrei der Jungen nicht in seinem Winterschlafe stört. Nur ein Bär würde nach diesem Verfahren handeln, obschon es im Grunde kein unnatürliches ist. In den tiefsten Rohrdickichten vergraben oder in Windbrüchen versteckt, wo die vom Sturm entwurzelten und über einander gestürzten Bäume ein undurchdringliches Chaos bilden, verbringen die Bären anscheinend zufrieden ihr ungeselliges Daseyn, und wagen sich nur bei Nacht heraus, um nach Sonnenuntergang irgend ein verlaufenes Schwein zu überfallen oder in einen Maisacker einzubrechen, wo sie sich an den im Milchsafte stehenden Kolben gütlich thun. Das ist die Lebensweise des amerikanischen Bären, der im Westen noch weit häufiger ist, als man gemeinhin annimmt. Der Bär verbringt sogar in derjenigen Zeit des Jahres, wo er nicht im Winterschlaf liegt, meist den ganzen Tag schnarchend in seinem Lager, und selbst wenn ihn der Hund des Jägers daselbst stört, stößt er nur ein unwilliges Grunzen aus und sucht sich wieder niederzulegen und an den Pfoten zu saugen, bis ihn die ganze Meute umstellt und zum Bewußtseyn der Gefahr erweckt.

Der Bär ist durchaus nicht wählerisch in seiner Kost: Mais oder Schweinfleisch, Obst oder Samen, alles ist seinem Appetit willkommen. Weit drunten im Süden, in Louisiana und Texas mästet er sich mit Zuckerrohr, Pekannüssen, wilden Trauben, süßen Eicheln, Persimonen, den jungen Maiskolben u. s. w., zerreißt alte faulende Klötze und sucht darin nach den fetten Maden und Puppen des Holzkäfers oder nach diesem selbst, und stellt denselben ebenso emsig nach als der wilde Truthahn und der Specht. Einem wohlgenährten saftigen Ferkel gibt er allerdings den Vorzug. Kriegt er es aber nicht, so begnügt er sich auch mit einem ausgewachsenen starken Schweine. Diese Vorliebe für Schweinefleisch kommt dem Bären zuweilen theuer zu stehen, da die Wehklagen des Schweins oft zu den Ohren des Eigenthümers oder wenigstens seiner Hunde dringen und deren wüthendes Gebell die Nähe des Bären verräth, den sie dann, wenn man sie auf seine Fährte hetzt, zum „Aufbäumen" zwingen, wo man ihm mit der Büchse bald den Garaus macht.

Die Vorliebe des Bären für Honig ist wohlbekannt und er ist daher ein erbitterter Feind der fleißigen wilden Biene, denn wenn er einmal einen „Bienenbaum," d. h. einen hohlen Baum worin sich die wilden Bienen angebaut haben, entdeckt hat, so verläßt er ihn selten, ehe er ihn ganz ausgeraubt hat

Digitized by Google

Sein zottiges Fell schützt ihn wirksam vor den Stichen der honigbereitenden Insekten, die er ihres Wintervorraths beraubt; er streckt seine gewaltigen Branten in die Höhlung des Baumes hinein, zieht sie mit Honig bedeckt heraus und leckt diesen mit einem bewundernswerthen philosophischen Gleichmuth ab. Gelingt es dagegen einigen der summenden Insekten, ihm ihren Stachel in irgend eine empfindliche Stelle einzudrücken, z. B. in die Lippen, die Zunge oder die Naslöcher, so läßt der Bär augenblicklich seine Beute im Stich, kollert auf den Boden herab, läuft davon und wehklagt wie ein gestochenes Kind. Sein Rückzug währt jedoch nur kurze Zeit, denn sobald der Schmerz vorüber ist, vergißt er die Witzigung und kehrt immer und immer wieder zu seiner Beute zurück, bis er die Bienen ausgeplündert hat.

In den Südstaaten sind gezähmte Bären auf Pflanzungen keine Seltenheit, und diese Thiere zeigen dann im gefangenen Zustande eine große Vorliebe für geistige Getränke. Ein Spanier, welcher einen Schnapsladen in New-Orleans hielt, hatte einen gewaltigen schwarzen Bären, welcher eine solche Vorliebe für Whiskey-Toddy*) hatte, daß man ihm solchen immer reichen mußte, wenn er nicht unbotmäßig und widerwärtig werden sollte. War er dann betrunken, so rollte er sich von einer Seite auf die andre, grinste, lachte, weinte und war abwechslungsweise liebenswürdig oder unbotmäßig.

Man fängt Bären zwar zuweilen in Fallen, aber sie bleiben nur selten lange darin, denn die Falle muß in der That sehr stark seyn, welche einen ausgewachsenen Bären halten kann. Oft legt man dem Bären auch Selbstschüsse und erlegt alljährlich manchen auf diese Weise; da dieß aber kein Waidwerk, sondern lediglich nur ein Meuchelmord ist, so gehört es nicht in die Schilderung einer Bärenjagd herein.

Die Pflanzer in den Südstaaten, welche überhaupt die Repräsentanten des Junkerthums in Nordamerika waren, lagen mehr als alle anderen Amerikaner dem Waidwerk in einer gewissen waidgerechten Weise ob, und veranstalteten häufig Jagdpartheien, deren Theilnehmer tage-, ja wochenlang mit Hunden und Treibern bei Hörnerschall und Büchsenknall in den Wäldern blieben, und fern von den einzelnen Ansiedelungen das verschiedene Wild in irgend einer unbewohnten Region in einem Maßstabe aufscheuchten, welcher für das Wild selbst mehr neu als angenehm war. Ich habe viele Jahre im Südwesten gelebt und dem Waidwerk mit der entschiedensten Leidenschaft obgelegen und mir war niemals wohler, als wenn ich meine Büchsflinte in der Hand auf irgend einer frischen Fährte war; so habe ich denn Hunderte von derartigen Jagdpartheien mitgemacht, und jetzt, wo ich in einem Lande lebe, wo es kaum mehr einen Hasen oder ein Feldhuhn zu erlegen gibt (in der nördlichen Schweiz), versuche ich mir geflissentlich alle meine Erinnerungen an vergangene Zeiten wieder zu erwecken, um wenigstens in Gedanken noch einmal die Freuden des Waidwerks durchzumachen.

Es ist nun eine lange Reihe von Jahren her, seit ich einmal von einem Major Cumming eingeladen wurde, mit mehr als einem Dutzend anderer Schützen einen Jagdausflug nach einer sumpfigen Wildniß am Trinityfluß mit zu machen, welche in der ganzen Gegend nur das Dickicht hieß und von Wild aller Arten wimmelte.

„Der alte Ben Ruth will sich uns auch anschließen, und so ist uns eine bedeutende Ausbeute sicher," sagte der Major zu mir, als er meine zusagende Antwort auf seine Einladung erhalten hatte, und sich wieder verabschiedete.

Da meine Büchsflinte gerade einer Ausbesserung wegen beim Büchsenmacher war und wir zwei Tage lang zu reiten hatten, bis wir an unsern Bestimmungsort kamen, so nahm ich nur meine Doppelflinte mit mir und hoffte, wenn ich diese mit Rehposten lade, werde sie mir für jedes Wild genügen, das mir auf gewöhnliche Schußweite anlaufe. Hätte ich aber gewußt, in welch geringschätziges Licht dieß mich in der gefürchteten Ansicht des alten Ben bringen würde, so hätte ich lieber meine einläufige Büchse, eine echt amerikanische Rifle, mitgenommen. Die echten amerikanischen Jäger vom Handwerk hegen nämlich eine souveräne Verachtung gegen unsere europäischen Doppelgewehre und selbst gegen solche mit einem gezogenen Lauf, und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sie mit ihren amerikanischen Büchsen von kleinem Kaliber auf größere Entfernungen weit sicherer schießen, als wir mit unseren deutschen Doppelgewehren, die jedoch in jeder andern Hinsicht den von ihnen geführten

*) Eine Art Punsch aus Whiskey (Kornbranntwein), Zucker, Muskatnuß und Wasser.

Digitized by Google

Gewehren weit überlegen sind. Als ich daher dem alten Ben vorgestellt wurde, sah er mich mit einem halb sarkastischen Blicke an und sagte: „Nach dem Geschirr, das Ihr da tragt, seyd Ihr auch einer von den Sonntagsschützen aus der Stadt, schätz' ich?"

„Mit nichten," gab ich zur Antwort, „ich bilde mir ein, ich könne auch noch einmal ein tüchtiger Jäger werden, und weiß schon jetzt bei Gelegenheit meine Büchse auch zu führen. Wie es scheint, bedient Ihr Euch keines andern Gewehrs als der Büchse, wie?"

„Natürlich," sagte er geringschätzig; „fällt mir gar nicht ein, mich eines andern Gewehrs zu bedienen. Was thu' ich mit einem Gewehr, das so voll von Schrot und Hagel ist, wie eine Tabaksschote von Samenkörnern? Was kümmert es ein Stück Wild, wenn Ihr ihm die Keulen voll Schrot schießt, ohne ihm die Lebensader abzuschneiden? Ein Bär würde ein Gewehr wie das eurige verlachen, wenn Ihr nicht hart auf seiner Seite stündet."

„Hat ein Bär denn ein solch zähes Leben?" fragte ich.

„Junge, es liegt in des Bären Natur, zu leben, und ein Bär hängt ungemein zäh daran. Nein, meiner Treu! ein Bär stirbt nicht leicht. Ihr schießt ihm eine Kugel aufs Schulterblatt und er kümmert sich nicht mehr darum, als ob es ein Mückenstich gewesen wäre. Wenn Ihr einen Bär gerade auf seiner Fährte so auf sechszig oder hundert Gänge im Feuer zusammenschießen wollt, so braucht Ihr schon ein Stückchen Blei wie dieß da," — und er nahm eine zweilöthige Kugel aus seiner Tasche, — „und ein Krakeeleisen wie das da, und hinter dem Gewehr einen Kerl der gute Sehnen und Nerven hat und die Rinde mit der Kugel von einem Ast abschälen kann, ohne die Thautropfen von den Blättern zu schütteln."

„Jenun, ich glaube kaum, daß ich jemals ein solch feiner und geübter Schütze werde," gab ich ihm zur Antwort; „bei alledem aber ist eine Schrotflinte doch auch bisweilen von großem Werthe; es wird Euch zum Beispiel nicht einfallen wollen, eine Schnepfe oder eine Wachtel mit der Büchsenkugel zu schießen?"

„Nein, meiner Seel', das würde mir nie einfallen," versetzte Ben nachdrücklich; „ich würde eher an ein halbes Tausend andere Dinge denken, als daran, daß ich mein Kraut und Loth an solch unnützes Ungeziefer verschwenden möchte. Ne, Junge, abgesehen von einem starken Truthahn, den ich je und je 'mal zum Vergnügen herunterknalle, um einem Bekannten eine kleine Freude zu machen, schieße ich nie auf irgend ein anderes Geschöpf, als was Mark in den Knochen hat. Ne, Junge, meine Büchse würde solch kleines Ungeziefer gerade zu Brei zerschmettern. Ich schieße nie auf etwas anderes, als was rechtes Wildpret ist."

„Und Ihr rechnet die Vögel also nicht zum Wildpret?" rief ich.

„Na, vielleicht mögen sie dazu gehören. Vielleicht ist solches Zeug gut genug für die Stadtherren, denn die menschliche Natur ist von Haus aus auf's Jagen erpicht und will Arbeit haben. Schrotflinten und Vögel mögen für Stadtherren sich passen; sie sind das beste, was sie kriegen können, und vielleicht besser als gar nichts. Habe 'mal einen kapitalen Bärenhatzrüden gekannt, der sich auf's Rattenfangen verlegte, als er das Unglück hatte, in eine Stadt gebracht zu werden."

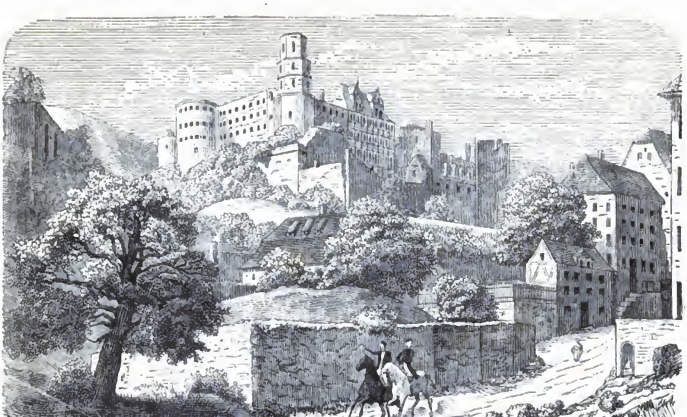
(Schluß folgt.)

Das Heidelberger Schloß.

(Mit Ansicht auf S. 208.)

Unter den Städten Süddeutschlands fesselt kaum Eine außer Baden-Baden den Fremden durch den Zauber ihrer Lage so sehr, wie Heidelberg. Am Fuß kühner, herrlich geformter und mit reicher Vegetation bekleideter Hügel hingelagert, bespült von dem rauschenden grünen Neckar, überragt von einer der großartigsten Schloßruinen der ganzen Welt, von dessen Söller aus der Blick weit über die Rheinebene hinausschweift in jene deutschen Länder Elsaß und Lothringen hinein, welche die Ohnmacht unserer Vorfahren und der Zwiespalt und die kleinliche Eifersüchtelei der deutschen Fürsten vor einigen Jahrhunderten dem ländergierigen Frankreich in die Hände spielten, der Sitz einer Hochschule, die seit nahezu 500 Jahren eine der segensreichsten und achtbarsten Pflanzstätten deutscher Wissenschaft war, ist Heidelberg ein Punkt, wo sich jeder wohl fühlt, jeder gerne fesseln läßt und von wo jeder unvergeßliche Erinnerungen mit sich hinwegnimmt. Es ist eine Stadt, über deren Erinnerungen und Merkwürdigkeiten man Bände schreiben könnte, ohne den Stoff zu erschöpfen, ohne ihrem eigentlichen Interesse Genüge zu leisten. Aber das Denkwürdigste und Augenfälligste, was Heidelberg aufzuweisen hat,

Digitized by Google



Das Heidelberger Schloß.

bleibt doch immer das Schloß, dessen erste Unterbauten gegen das Ende des 13. Jahrhunderts aufgeführt wurden, worauf zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Kurfürst Ruprecht III. von der Pfalz und nachmalige deutsche König, und nach ihm im 16. Jahrhundert die Kurfürsten Otto Heinrich und Friedrich IV. und im 17. Jahrhundert Friedrich V. (der sogenannte „Winterkönig") den Bau mit immer neueren und prachtvolleren Zusätzen erweiterten und daraus einen der reichsten und großartigsten Fürstensitze Deutschlands schufen. Im Jahre 1689 aber, als der „große, vielgeliebte" König Ludwig XIV. und sein schändlicher Minister Louvois ihre Mordbrennerbanden unter den Scheusälern Montclas und Melac nach dem Rheinlande schickten, um diese deutschen Provinzen wenigstens zu verwüsten, da sie der König von Frankreich nicht durch Annexion bekommen konnte, da ward bei dem schändlichen Angriff auf Heidelberg das herrliche Schloß genommen und theilweise in die Luft gesprengt, wovon noch zur Stunde der gesprengte Thurm zeugt, welchen unsere lieben Leser auf unserm Bilde sehen. Ja vier Jahre nachher wiederholten die Franzosen diese Verwüstung des Schlosses noch einmal und brannten auch beinahe die ganze Stadt nieder, so daß nur einzelne Häuser (wie z. B. der Gasthof zum „Ritter") der allgemeinen Verheerung entgingen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts begann man zwar das Schloß wieder herzustellen, allein bald kam es wieder in Zerfall, da Kurfürst Karl Philipp seine Residenz 1721 nach Mannheim verlegte. Später ließ Kurfürst Carl Theodor das Schloß mit großem Aufwande restauriren, allein 1764, gerade um die Zeit, wo er das Schloß beziehen wollte, zündete ein Blitzstrahl dasselbe an, und in der hiedurch entstandenen Feuersbrunst wurde beinahe alles Brennbare zerstört. Seither ist es eine der großartigsten und prachtvollsten Ruinen, an Schönheit und Reichthum seiner architektonischen Gliederung wie an umfangreicher Anlage beinahe von keinem andern Schlosse der Neuzeit mehr erreicht.

Wir werden unseren lieben Lesern von den furchtbaren Tagen, wo die französischen Mordbrennerbanden die Pfalz verwüsteten und das schöne Schloß zerstörten, noch einmal in einer größern Geschichte ausführlich erzählen.

Digitized by Google

Der Märtyrer.

Eine Geſchichte aus dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Worten verließ er uns — ſie ſank mir in die Arme — ich trug ſie nach Hauſe. Sieben Tage waren vergangen, die Nacht der Flucht war gekommen. Wir ſchlichen uns aus dem Hauſe, erreichten den Wald in Sicherheit; kein Laut ringsum als von den Blättern — das Säuſeln der lebenden über uns, das Rauſchen der dürren unter unſeren Füßen. Die Leuchte der Hoffnung brannte hell. Nur noch wenige Stunden und wir waren in Sicherheit. Da hört' ich ein Geräuſch — fremde Schritte. Wir ſahen uns plötzlich überfallen. O Gott! im Nu hatten ſie uns gebunden, gefeſſelt, geknebelt, die Augen verbunden! Die Leuchte der Hoffnung erloſch, um niemals wieder angezündet zu werden.

„Man ſchleppte uns durch den Wald und dann noch weit fort, ich weiß nicht wohin, bis wir zu einem Gebäude kamen, deſſen Thore ich hinter mir ſchließen hörte. Man legte mir Handſchellen und Feſſeln, die leicht und mit Leder weich gefüttert waren, an die Handgelenke. Ich war ſo gut wie frei. Dann führte man mich einen ſteinernen gewölbten

Digitized by Google

Flur entlang — eine Thüre öffnete sich, meine Füße raschelten im Stroh. Der Knebel ward mir aus dem Munde, die Binde von den Augen genommen — und oh, barmherziger Himmel! was für ein jammervoller Anblick bot sich nur! Virginia kniete auf dem Boden, und schlug ihr Antlitz zu mir auf. Das dämmernde trübe Licht, welches durch eine große Oeffnung in der Decke dieses Kerkers hereinfiel, zeigte mir, daß sie ebenfalls gebunden war wie ich, allein — o Sporus, du Kind des Tartarus! — ihre Fesseln waren so schwer, daß sie dieselben kaum ohne Hilfe vom Boden aufheben konnte. Die Last der Ketten hatte sie zu Boden gezogen.

„Es war ein Fenster in unserm Kerker, und ich eilte nach demselben. Da schrie sie voll Schmerz auf und schleppte sich mir nach. — Wir waren an einander gefesselt — zum schnödesten grausamsten Spott!

„Ich setzte mich auf die steinerne Bank an der Wand. Sie lehnte sich an mich. Wir sprachen nicht; unsere Herzen waren allzu voll. Ich bemerkte, daß die geringste Bewegung von mir ihr Schmerz verursachte. Ich konnte sogar in diesem düstern Dämmerlichte wahrnehmen, wie sie vor Schmerz die Augen schloß und die Lippen zusammenkniff.

„Endlich brach der Morgen an und nun fand ich, warum der Schmerz ihr das Antlitz verzerrte. Ihre Fesseln waren vier Finger breit, und die Ränder daran waren nach dem Handgelenke eingebogen und scharf zugefeilt zu Zacken und Spitzen wie eine feine Säge. Diese Zacken hatten tief durch die Haut eingeschnitten, und das Blut floß von den Händen und Armen herab. Kein Wunder daher, daß das arme Kind bei jeder Bewegung so jämmerlich schriee und stöhnte.

„Der Kerker, worin wir uns befanden, war ein kleines viereckiges Gemach mit einem theilweisen Dache, das in der Mitte offen war und den freien Himmel schauen ließ. Durch die Mitte der Wand lief aus einem in den Stein gehauenen Kanal ein Wasserfaden herab. Ich tauchte meine Finger hinein und kostete es; das Wasser war bis zur Bitterkeit gesalzen. An der einen Seite des Gemachs war eine steinerne Bank angebracht, auf welcher wir die ganze lange Nacht hindurch gesessen hatten. Auf der entgegengesetzten Seite sprudelten zwei kleine Quellen — die eine mit Wasser, die andere mit Wein. Die eine floß in ein Becken, bis es voll war, lief dann über und war verloren — dieß war der Wein; die Wasserquelle dagegen lief sogleich davon und hatte kein Becken, um das Wasser darin aufzufangen. Zwischen den beiden Brunnen, etwa in Mannshöhe vom Boden, war ein kreisrunder Metallspiegel angebracht, und unter demselben befand sich eine Art steinernen Trogs oder ausgehöhlter Leiste. Dieß waren alle Gegenstände, welche das Gemach enthielt. Die Fenster waren hoch, — höher als mein Kopf, — und ich konnte aus denselben gerade die Gipfel der fernen Berge erblicken. So war unser Gefängniß beschaffen.

„Ich blickte vom Fenster zurück auf Virginia's Antlitz. Es war noch ihr alter Blick voll Liebe und Vertrauen, die sich deutlicher darin kund gaben als in Worten.

„'Glaucus,' flüsterte sie, 'du hast mich noch nicht geküßt, seit wir hier sind!'

„'Mein armes Kind!' sagte ich, denn sie war klein und zart und darum nannte ich sie zuweilen ein Kind, — 'mein armes Kind, es sind mir trübe Gedanken durch den Sinn gegangen. Wenn ich bedenke, daß du um meinetwillen diese Leiden und diese Ketten und Schmach erdulden mußt, so bringt mich dieß beinahe zum Wahnsinn.“

„'Nicht also, mein Glaucus!' sprach sie, 'diese Fesseln schmerzen mich nicht sehr, wenn du ganz ruhig bist; nur wenn du dich bewegst, so verursachen sie mir Pein. Aber du irrst, mein Glaucus! ich habe dich hieher gebracht, nicht du mich! Ich bin's, um deren willen du leidest. Du hättest glücklich seyn können, wenn ich nicht gewesen wäre. Ach, wehe mir, daß ich dich so in Gram und Schmach gestürzt habe!'

— „'Und doch will ich lieber hier bei dir im Kerker seyn, Virginia, als mit einer andern frei. Du bist mein im Leben und im Tode!'

„'Will er uns denn hier den Hungertod leiden lassen, Glaucus?'

— „'Ach ich weiß leider nicht, was er mit uns vorhat. Aber sieh', hier ist Wasser — trink!' — Ich hob ihre Fesseln auf und sie kam zu dem Brunnen und kniete nieder. Ich füllte meine zusammengelegten hohlen Hände mit dem Wasser und sie trank begierig.

„'Willst du nicht auch trinken, Glaucus?' fragte sie und versuchte ihre Hände zu füllen, wie ich es ge-

Digitized by Google

than hatte. Ich sah wie sie die Zähne fest auf einander biß und ihre Augen von Thränen überquollen vor Schmerz von den Zacken dieser fürchterlichen Handschellen.

— „'Nein, meine Liebe, ich will meinen Durst so löschen,' sagte ich und ließ den vollen Wasserstrahl in meinen ausgetrockneten Mund fallen.

„Wir gingen wieder zu der Bank zurück; ich warf ihre Fesseln über mein Knie, um ihr deren Gewicht abzunehmen, und so zog der Tag träge und schleppend an uns vorüber. Das Blut gerann ihr um die Handgelenke und die geringste Bewegung riß ihre Wunden auf's neue auf. Endlich schlummerte sie vor Schmerz und Erschöpfung ein. Wie hold und lieblich sie aussah, als sie so an meiner Brust liegend schlummerte. Ihr Athem allein war kürzer und geschwinder, als ich jemals an ihr bemerkt hatte. Der Abend kam und die Sonne war so eben im Untergehen, als ich den Spiegel sich öffnen und wieder schließen sah; und auf der Leiste stand Brod und Fleisch, aber das Fleisch war kaum gahr gekocht.

„Ich wagte mich nicht zu rühren, obschon der Hunger in meinen Eingeweiden wüthete. Endlich erwachte sie, raffte sich erstaunt auf und schrie dann vor Qual laut auf. Die verwünschten Fesseln! sie hatte dieselben vergessen.

„'Ich bin hungrig — ist nichts zu essen da?' fragte sie. — Ich wies ihr die Speise und sie griff begierig nach dem Brod und begann mit einem Wolfshunger zu essen. Dann hielt sie plötzlich inne, setzte das Brod nieder und sagte: 'Verzeih' mir! ich vergaß dich, aber der Hunger machte mich selbstsüchtig. Sieh', hier ist Fleisch — Schweinsfleisch, aber ich darf es nicht essen, denn ich bin eine Nazarenerin. Du sollst das Fleisch haben, Glaucus, und ich das Brod."

„Sie hatte vergessen, daß ich ein Jünger des Pythagoras war, die von keinem getödteten Thiere essen, am wenigsten von einem unreinen Thiere wie das Schwein. Sie aß, ich reichte ihr einen Trunk, — aber mich selbst verzehrte beinahe der Hunger.

„'Du issest dein Fleisch nicht,'" sagte sie und versuchte zu lächeln. „'Ach, ich hatte es leider ganz vergessen, wie du mir gesagt, daß du noch niemals Fleisch gegessen hast, und das Brod ist aus — ich habe alles aufgezehrt. O, pfui über mich Elende, Böse! ich habe dich getödtet. Du mußt nun am Hunger zu Grunde gehen, während ich satt bin. O, wehe, wehe über mich."

— „'Fürchte nichts, Theuerste! mich hungert nicht. Der Kummer hat mir alles Verlangen nach Nahrung benommen,' sprach ich, während ich gleichzeitig den Hunger wie wüthende Wölfe in meinem Magen nagen fühlte.

„Und nun kam die zweite Nacht. Ich hatte sie auf mein eines Knie gesetzt wie zuvor, und ihre Hände ruhten auf dem andern, worauf unsere Ketten lagen. Meinen einen Arm hatte ich um ihre Hüfte geschlungen und mit der andern Hand hielt ich die Ketten, damit sie nicht hinuntergleiten sollten. Sie schlummerte. Die Sterne erbleichten. Ich ward durch einen wilden gellenden Schrei und einen Ruck an meinen Fesseln aufgeschreckt. Ich war eingeschlafen, der Hand waren die Ketten entglitten und eine Bewegung von ihr hatte sie von meinem Knie auf den Boden heruntergeworfen. Das ganze Gewicht der vereinigten Masse hatte an ihren zarten Handgelenken gezerrt. Kein Wunder daher, daß sie jenen wilden Schrei des Schrecks und Schmerzes ausgestoßen hatte! Sie war in Ohnmacht gesunken. Ich trug sie nach der Quelle, um ihre blutenden Arme zu baden. Aber die Quelle war weniger ergiebig, ihr Wasserstrahl *weit dünner*! Sie erholte sich wieder und drückte solchen Kummer darüber aus, weil sie mich geweckt hatte, daß mir die Thränen in die Augen traten. Sie küßte dieselben hinweg und wir setzten uns wieder zusammen wie zuvor, bis der Morgen abermals anbrach.

„Ich hatte schon am vorigen Tage bemerkt, daß rings um das Gemach Oeffnungen nahe am Fuß der Wand ungefähr in Spannenhöhe vom Boden angebracht waren. Durch eines dieser Löcher nun ward ein großer Rechen hereingestreckt, welcher das Stroh unter unseren Füßen hinwegzog, dann kam ein großer Bündel Wolle am Ende einer Stange, mit welchem der Boden aufgewaschen wurde; bald darauf ward durch die Oeffnung im Dache ein großer Bund frisches Stroh heruntergeworfen. Es war also ein System in diesem allem: wir sollten einige Zeit hier bleiben, und Gott allein mochte wissen wie lange.

„Wie sehnte ich den Abend herbei, der mir Nahrung bringen sollte! Sie erzählte mir von ihrer

Digitized by Google

Jugend, von ihrer Bekehrung, wie sie den alten Glauben an die vielen Götter vertauscht hatte mit dem Glauben an den Gott der Dreieinigkeit. Nie war sie mir so theuer gewesen, als gerade in jenem Augenblick. All die Sehnsucht meiner Natur nach Reinheit und Wahrheit war niedergeschlagen und erstarrt worden im Verkehr mit den Bekennern der verschiedenen Religionen. Ich war halbgeneigt zu der Annahme, es gebe keine Wahrheit und Reinheit mehr in irgend welchem Gottesdienste, in irgend einem Gott. Aber damals erzählte sie mir von dem Gott der Nazarener, von dem Gottmensch Christus, schilderte mir seine Werke, sein Leben voll Herzensgüte, seinen grausamen Tod. Ich konnte nicht leugnen, daß darin Wahrheit war und Reinheit; und als sie so mit mir sprach, fühlte ich, daß ich noch glauben konnte. Ich glaube von dieser Zeit an den Propheten von Nazareth und seine milde freundliche Lehre.

„Endlich kam der Abend. Wir beobachteten beide aufmerksam den Spiegel. Das Licht blitzte einen Augenblick auf seiner Fläche, dann drehte er sich, das Brod und Fleisch lagen da, und der Spiegel schloß sich wieder.

„‘Glaucus’, sprach sie und brach das Brod in zwei Hälften, ‘du sollst heute Abend deinen Theil von dem Brode haben.’ Es war jedoch weniger Brod als am vorigen Abende, sie selber bemerkte es wohl. — Schweigend verzehrten wir unser Brod; ich gab ihr den letzten Bissen von dem meinigen. Sie küßte mich, aß es gierig und blickte nach dem Fleisch — es war roh!

„‘Noch nicht, Theuerste! noch nicht!’ sagte ich zu ihr. Sie verstand mich und wir legten uns nieder für die Nacht. . . . .

„Tage und Nächte vergingen. Jeden Morgen bekamen wir frisches Stroh, jeden Abend lag weniger Brod in unserm Troge. Eines Abends war sogar kein Brod mehr da und nur wenig Fleisch. In dieser Nacht sah ich ihn zum ersten Male, den schrecklichen Hungertod!

„Sie lag im Schlummer, und athmete kurz und rasch, mit einer Fieberröthe auf ihren Wangen; kein Laut unterbrach die grauenhafte Stille unsers Kerkers, als ihr Athemzug, das Gemurmel der Salzquelle zu unseren Füßen und das Tröpfeln des Weinbrunns. Damals sah ich ihn herannahen, und konnte sie nicht ansehen. Ich vermochte es nicht zu ertragen, daß sie so stille dalag, darum weckte ich sie mit Küssen auf.

„‘Was willst du, Glaucus?’ fragte sie mürrisch; ‘du hast mich zum Schmerz erweckt. Ich träumte von der Heimath und hatte diese Fesseln hier vergessen, und du hast mir dieselben wieder angelegt. Deine Ketten sind leicht, und du fühlst sie nicht; aber die meinigen sind schwer. Laß mich schlafen!’

„Ich murrte nicht über ihren Vorwurf, und sie schlief wieder ein, und abermals sah ich es kommen wie ein fürchterliches Gespenst. Ich schloß die Augen, aber es stand trotzdem vor mir; ich blickte zu den Sternen empor, aber ich sah nur ihn, den nahenden Tod, nur das dräuende Gespenst ihrer Reue darob, daß sie mir ihre Liebe geschenkt hatte; — es konnte davor die tröstlichen holden Sterne nicht sehen.

„Der Morgen kam — sie erwachte fieberisch und durstlechzend. ‘Wasser, Glaucus, oder ich verschmachte!’ Ich führte sie zu dem Wasserquell — er rieselte nur noch in einzelnen Tropfen. Ich hielt meine Hand unter, daß Tropfen um Tropfen in meine Handfläche fielen, und brachte sie an ihre Lippen.

‘Noch mehr, Glaucus! noch mehr! Halt, laß mich kommen!’ rief sie und setzte ihre Lippen in die Oeffnung, während ich ihre Ketten hielt; sie trank lange, dann sank sie, von der Anstrengung erschöpft, in meine Arme. Der Tag verging in einer Art Betäubung.

Der Abend kam — kein Brod und nur ganz wenig Fleisch. Er kam näher.

„‘Glaucus, ich muß essen! Jesus Christus, vergib mir, aber ich muß essen! Reich’ mir das Fleisch, Glaucus!’

„Ich gab es ihr. Sie riß es mir aus meiner widerstrebenden Hand wie ein wildes Thier, zerriß es mit Nägeln und Zähnen in Fetzen, die sie ungekaut hinunter schlang. Ihr Götter, was für ein Anblick war dieß für meine armen Augen!

„‘Iß, mein Glaucus!’ rief sie wild; ‘iß, sage ich!’ — „‘Nicht doch, Virginia, sonst würdest du nicht genug haben!’

„Du hast Recht, Glaucus! morgen sollst du das Fleisch essen!

„Morgen essen! welcher dürftige Trost für einen Verhungernden! Ich küßte sie auf die Lippen, die

Digitized by Google

von dem blutigen Fleisch noch naß waren, und kostete — o, es war Leben! Morgen! morgen! wollte denn dieses Morgen nicht mehr kommen?

„Diese Nacht sah ich ihn deutlicher als jemals. Ich konnte die Schlummernde nicht ansehen, er stand so deutlich auf ihrem Antlitz geschrieben.

Es ward wiederum Morgen — die Quelle mit dem Wasser sickerte nur tropfenweise, der Weinquell sprudelte in lustiger Fülle. Wir beide hörten es, hatten es von jeher gehört, es quoll stets so reichlich.

„'Noch nicht, meine Liebe! noch nicht, noch nicht!'

„Abermals ward es Abend. Mit welcher entsetzlichen Begierde beobachteten wir den Spiegel. Er bewegte, er drehte sich: dort lag Fleisch — weniger als zuvor.

„Sie stürzte darauf los, hatte es im Nu im Munde und warf sich auf den Boden nieder, um das Gewicht ihrer Ketten von ihren Händen herunter zu nehmen.

„'Virginia, ich verschmachte: gib mir zu essen!'

„Sie riß einen Bissen ab und warf ihn in das Stroh. Ich ergriff ihn und aß ihn. Er war voll Leben: ich mußte mehr haben.

„'Virginia, mehr! noch mehr! um aller Barmherzigkeit willen nur noch einen Bissen mehr! dein eigener Glaucus bittet dich darum!'

„Sie riß mir ein kleineres Stückchen ab als zuvor. Es war zum Tollwerden. Ich mußte mehr haben. Ich hielt ihre Hände und zerriß den Rest in zwei Hälften. Ihre wunden Handgelenke bluteten auf's neue von ihrem Widerstande. Sie verschlang ihren Antheil und leckte dann mit gieriger Zunge ihre Fesseln.

„Ich war wieder ein Mensch: die Speise erfüllte mich mit neuem Leben; aber noch immer sah ich ihn.

„'Glaucus, mich dürstet. Laß mich trinken!'"

„Ich führte sie wieder zu der Quelle — es lief kein Wasser mehr! Der Wein aber sprudelte gurgelnd in sein volles Becken und floß ungenützt auf den Boden.

„'Glaucus, ich muß trinken, meine Kehle brennt wie Feuer!'

„Ich sah Wahnwitz in ihren Augen; ich konnte es ihr nicht länger wehren. 'Nur noch ein Weilchen, liebste Virginia! nur noch ein Weilchen!' Sie schob ungeduldig meine Hände mit dem Wein in denselben beiseite, bückte sich zu dem Becken nieder und trank in vollen gierigen Zügen; ich glaubte sie wolle nicht wieder aufhören; endlich aber hörte sie auf, schlug ihr gerötetes Gesicht zu mir auf und rief:

„'Trink, Glaucus! trink! meine Ketten schmerzen mich nicht mehr; mir ist nun ganz kühl!'

„Nach einigen Minuten blickte sie mich wieder an und schlang ihre Arme um mich: ihre Fesseln waren nun leichter. Ich blickte ihr in die Augen..... Ich bin um die Dämmerung durch die Straßen gewandert und habe Augen gesehen, die mich als Knaben erstaunten, die ich als Jüngling bewunderte, als Mann bemitleidete. Großer Gott! solche Augen schauten mich jetzt an! Meine geliebte einzige Virginia, die so rein war wie ein Engel, blickte mich jetzt an, wie nur solche Augen blicken können!

„'Glaucus! bester Glaucus!'... und ihre Arme umschlangen mich dichter, ihre Lippen drückten sich auf die meinigen — ihr weinduftender Athem erstickte mich halb. Ich wollte lieber, daß ich gestorben wäre, ehe ich genöthigt gewesen, in diesem wilden trunkenen Mädchen meine eigene Virginia zu erkennen! Und doch war es so. Ich vermochte ihre leidenschaftlichen Liebkosungen nicht zu erwidern.

„'Liebst du mich denn nicht, theuerster Glaucus?'.... stammelte sie mit schwerer Zunge.

(Schluß folgt.)

Die Belagerung von Malta, 1565.

(Mit Holzschnitt auf S. 216.)

Der König Philipp II. von Spanien, der Beschützer des Johanniter- oder Malteser-Ordens hatte den Türken das für uneinnehmbar geltende Penon de Valez abgenommen und die Mauren an der Nordküste Afrika's mit Erfolg bekriegt. Dieß erbitterte den Sultan Soliman, und da er ohnedem, gleich seinen Vorfahren, einen wilden Haß auf den Orden der Johanniter-Ritter geworfen hatte, welcher den Türken seit Jahren die Herrschaft im Mittelmeere streitig machte, und die Christenheit im westlichen Europa vor der Ueberfluthung durch den Islam zu beschützen übernahm, so beschloß Soliman einen Hauptstreich gegen die Christen zu führen, welcher sowohl den Johanniter-Orden vernichten als auch das Mittelmeer für die türkische Flotte und ihre Verbündeten

Digitized by Google

freimachen und zur Eroberung von Sicilien führen sollte. Dieß veranlaßte ihn zu der Belagerung der Insel Malta, welche wir unsern lieben Lesern erzählen wollen, — einer der heldenmüthigsten Thaten, welche die Weltgeschichte auf der Scheide von Mittelalter und Neuzeit zu verzeichnen hat.

Der Johanniter-Orden war bekanntlich 1048 von einigen Kaufleuten aus Amalfi in Jerusalem gestiftet worden, hatte 1187 nach der Eroberung Jerusalems durch Sultan Saladdin seinen Sitz nach der Veste Margat in Phönizien und etliche Jahre später nach Ptolemais verlegt, bis dieses im Jahr 1291 ebenfalls durch die Egypter erobert wurde. Die verdrängten Johanniter übersiedelten nun nach der Insel Cypern, eroberten sich dann 1309 ein eigenes Besitzthum auf der Insel Rhodus und hielten sich hier mehr als zwei Jahrhunderte lang tapfer. Die siegreichen Kämpfe, worin sie öfters und namentlich bei der großen Belagerung von 1480 den Angriffen der türkischen Sultane widerstanden, gehören zu den Glanzpunkten der ganzen Geschichte des Johanniter-Ordens, welcher seit 1311 den Orden der Rhodiserritter hieß, und von dessen Macht und Glanz noch heutzutage die großartigsten Ruinen auf der Insel Rhodus zeugen. Aber in Folge einer neuen sechsmonatlichen Belagerung durch Soliman II. mit einem Heer von 300,000 Mann und einer gewaltigen Flotte mußte der Johanniter-Orden am 24. Oktober 1522 auch Rhodus räumen, und machte hierauf mehrere vergebliche Versuche, sich in Tripolis sowie in verschiedenen Punkten Italiens und Siciliens festzusetzen, bis endlich Kaiser Karl V. im Jahr 1530 den Orden mit der Insel Malta und den Eilanden Gozzo, Eumino und Eumi-notto und der Feste von Tripolis belehnte. Die Lage von Malta war für den Orden eine ungemein günstige, wie sie denn noch heutzutage für die Herrschaft im Mittelmeere von ungemeiner Wichtigkeit ist, und so setzten sich die Ritter des Ordens nun auf Malta fest, bauten daselbst großartige Befestigungen, nannten sich fürder Malteser-Ritter und begannen den hartnäckigsten Kampf gegen die barbareskischen Seeräuber, welche damals das mittelländische Meer unsicher machten. Im Jahr 1556 ging die Feste von Tripolis dem Orden verloren, und nun beschloß Soliman II. die Vernichtung des Ordens um jeden Preis, und nach langen Rüstungen sandte er zu Anfang des Jahres 1565 eine starke Flotte unter seinen vertrautesten und zuverlässigsten Feldherrn, dem Admiral oder Kapudan-Pascha Kara Mustapha, nach der Insel Malta mit der bestimmtesten Weisung, dieses Bollwerk des Ordens zu brechen und um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen. Die Expedition bestand aus den besten Schiffen seiner Flotte und denjenigen der berüchtigten Korsaren oder Seeräuber Hascem und Dragut, der Vizekönige von Algier und Tripolis.

Als die Kunde von dem Auslaufen dieser großen Kriegsflotte nach den christlichen Staaten an den Küsten des Mittelmeeres gelangte, waren diese anfangs in Zweifel über die Bestimmung einer solchen Kriegsmacht; bald aber ermittelte der Großmeister von Malta durch seine Spione, daß die Flotte gegen Malta bestimmt war, und ging nun den Papst, die Könige von Frankreich und Spanien und die übrigen christlichen Fürsten um Hülfe gegen den gemeinsamen Feind, die Ungläubigen, an. Die christlichen Mächte waren den Maltesern zu großem Dank verbunden, denn das religiöse Band, welches jene Ritter zu einem einigen und einheitlichen Ganzen zusammenhielt, legte diesen die Pflicht auf, bei jeder Gelegenheit die Ungläubigen zu bekriegen und zu vertreiben. Schmachvollerweise waren jedoch die christlichen Mächte so undankbar, mit der Hülfe zu zögern, welche sich der Großmeister des Malteser-Ordens erbeten hatte, und der einzige, welcher Hülfe zusagte, König Philipp II. von Spanien, der Beschützer des Ordens, beeilte sich ebenfalls nicht, seinen Verpflichtungen nachzukommen und säumte aus eigensüchtigen Motiveu so lange, daß seine Hülfe endlich beinahe zu spät kam und durch seine lange Säumniß jedenfalls die innere Kraft und Blüthe des Ordens und der Kern der Ritterschaft allzusehr aufgerieben wurde, als daß der Orden sich von dieser Anstrengung jemals hätte wieder ganz erholen können.

Etwa um die Mitte Mai's des Jahrs 1565 langte die türkische Flotte in Sicht von Malta an und brachte ein Heer von nahezu 40,000 Mann mit, worunter die Janitscharen, Serapis und andere Kerntruppen des türkischen Heeres. Auf Malta befehligte der damalige Großmeister Johann de la Valette-Parisot, zwar ein Greis von 72 Jahren, aber eine solche Heldengestalt, daß man ihn mit Fug den „letzten Ritter“ nennen könnte, ein Charakter, welchem unsere

Digitized by Google

lieben Leser die aufrichtigste Bewunderung zollen werden, wenn sie im Nachstehenden die Einzelnheiten dieser heroischen Vertheidigung und die unermüdlichen Anstrengungen sowie den Opfermuth dieses unerschrockenen Mannes kennen lernen werden. Die ganze Kriegsmacht, welche der Großmeister La Valette zu seiner Verfügung hatte, bestand nur aus etwa 700 Rittern und 8500 Soldaten, — einem winzig kleinen Häuflein zur Vertheidigung der ausgedehnten Festungswerke der meerumspülten Insel gegen eine solche überwältigende feindliche Masse; was denn auch den Sultan Soliman zu dem Irrthum verleitete, Malta werde bei solch schwacher Besatzung eine leichte Eroberung für seine siegsgewohnten Janitscharen und Serapis unter ihren erfahrenen Führern seyn.

Die Türken landeten in einiger Entfernung von dem Hauptorte der Insel, den man damals Il Borgo, den Flecken, nannte, und verheerten ohne Widerstand zu finden das schutzlose Gebiet. Dann erst näherten sie sich dem Ziele in dem Wahn, daß sie vor den Mauern des Hauptorts ein leichter Sieg erwarte. Der Kapudanpascha Kara Mustapha, welcher täglich eine spanische Flotte mit Hülfstruppen für die Ritter heranschwimmen zu sehen erwartete, rieth zu einem unverweilten Angriff auf das Kastell St. Elmo, eine der Hauptbefestigungen der Stadt, weil es durch seine natürlichen Verhältnisse ebenso fest als bedeutend war. Dieses Kastell St. Elmo liegt auf einem schmalen Landrücken zwischen zwei bedeutenden Buchten und tritt auf dem umstehenden Bilde unseren lieben Lesern gerade in der Mitte entgegen. Der einzige Zugang dazu war über eine Straße, welche theils nackter Fels, theils nur leicht mit Kies bedecktes Gestein war, und die Verbindungen, welche es im Rücken mit dem Borgo hatte, wurden durch die Forts Sant' Angelo und San Michael gedeckt. Um sich eine sichere Annäherung zu St. Elmo zu verschaffen, ließ der Kapudanpascha eine Brustwehr vom schwersten Zimmerholze errichten, gegen das Fort hin mit einem Gemisch von Erde, Stroh und Binsen bedecken, welches die Geschosse des Forts aufnehmen sollte, und hinter derselben sein schwerstes Geschütz aufführen, um von da aus die Beschießung zu beginnen.

Die schweren Geschosse der Türken thaten den Werken von St. Elmo bald ungeheuren Schaden, während die Geschütze des Forts den Belagerungswerken verhältnißmäßig nur geringen Nachtheil bringen konnten. Der Befehlshaber von St. Elmo sandte daher einen Ritter von der Besatzung dieses Forts an den Großmeister ab mit der Meldung, daß der Platz nicht auf die Dauer eine ähnliche Beschießung aushalten könne, und der Abgesandte erklärte in sehr übertriebener Darstellung, das Fort könne keine weitere Woche mehr der Belagerung widerstehen. La Valette legte einen Tadel in seine Antwort, obschon er überzeugt war, daß das Fort bei seiner beschränkten Befähigung zur Aufnahme und zum Unterhalt von Truppen nicht mehr lange im Besitz des Ordens bleiben konnte. Aber La Valette war nichts desto weniger überzeugt, daß er unter allen Umständen das Fort St. Elmo halten müsse, wenn auch mit großen Opfern, bis der Vicekönig von Sicilien mit Hülfe ankommen würde, denn dieser war von dem Könige von Spanien beauftragt worden, das Königreich zu vertreten, als der Großmeister die spanische Krone um Hülfe angegangen hatte. La Valette erbot sich daher, in Anbetracht des dringenden Falles, sich in eigener Person an die Spitze einer Abtheilung von Verstärkungen zu stellen, um das Fort zu behaupten; allein die dringenden Bitten und Vorstellungen der Ritter bewogen ihn, davon abzustehen, und so übertrug er die Leitung der Vertheidigung einem Ritter de Medran, in welchen er unbedingtes Vertrauen setzte.

Von dem Tadel des Großmeisters gestachelt und durch die erhaltene neue Verstärkung ermuthigt, ging die Besatzung von St. Elmo alsbald von der Vertheidigung zum Angriff über und fiel mit Erbitterung auf den Feind, welcher sich dessen nicht versah; allein sobald die Türken sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, wandten sie sich mit Energie gegen die Angreifer und warfen sie um so leichter zurück, als gerade ein widriger Wind sich erhob und den Maltesern allen Rauch in's Gesicht trieb. Die Christen wurden daher geworfen und hinter ihre Mauern zurückgedrängt, und als der Rauch sich verzogen hatte, gewahrten die Ritter mit Schrecken, daß die Türken ihnen gegenüber eine Batterie in solcher Nähe angelegt hatten, daß sie hiedurch die Sicherheit des Forts sehr gefährdeten. Die Christen hatten also dadurch, daß sie ihre Befestigungen verlassen hatten, nur einen sehr zweifelhaften Vortheil errungen, denn sie mußten jetzt nur desto mehr auf ihrer Hut seyn.

Digitized by Google

Ansicht von La Valette auf Malta. (Mit Text auf S. 213.)

Digitized by Google

Das Nest des Soldaten. (Mit Text auf S. 220.)

Die unermüdlichen Ungläubigen hatten eine Schießscharte entdeckt, welche nur einige Fuß vom Boden entfernt war, und machten sich nun mit Hülfe von Leitern beinahe zu Herren der äußersten Vorwerke der Cavaliers; sie hatten schon eine Anzahl Christen niedergemacht, als die Garnison aus ihrem Schlafe aufgeschreckt ward und zum Bewußtseyn ihrer Gefahr kam, und nun mit solchem Ungestüm über die Türken herfiel, daß diese sich nach dem Ravelin zurückziehen mußten. Die Janitscharen wurden nun in's Treffen geführt, um den Kampf aufzunehmen, und dieser währte von Tagesanbruch bis Mittag mit ungeschwächtem Muthe, bis die Angreifer mit einem Verlust von nahezu 3000 Mann sich zurückziehen mußten, während der Verlust der Belagerten sich ebenfalls auf 120 Ritter und Soldaten belief.

Die Lage des Forts St. Elmo war nun eine kritische geworden. Mustapha hielt das Ravelin besetzt, und füllte die Lücken in den Reihen seiner Mannschaft ebenso schnell wieder aus, als die verzweifelten Anstrengungen der Belagerten, sich wieder in den Besitz des Ravelin zu setzen, dessen Bedeutung für den Feind sie kannten, solche Lücken schlugen. La Valette schickte den Rittern im Fort zwar Verstärkungen, aber die Ungläubigen schossen beharrlich Bresche aus Geschützen von riesigem Kaliber. Die wankenden Ritter fürchteten, Mustapha werde noch einen Versuch machen, durch einen Sturm seinen Zweck zu erreichen, sie sandten daher eine zweite Abordnung an den Großmeister und empfahlen ihm, diese Vertheidigungswerke aufzugeben. La Valette bestand jedoch, im Widerspruch mit seinem ganzen Rathe, darauf, daß diese Befestigungen nicht geräumt würden; er bedauerte zwar das Schicksal seiner Ordensbrüder, welche den Tod möglicherweise bei der Vertheidigung des Forts St. Elmo finden konnten, aber er sah sich gedrungen, sie an den geleisteten Eid zu erinnern, welcher sie verpflichtete, nöthigenfalls ihr

Digitized by Google

Leben für die Wohlfahrt und das Bestehen des Ordens hinzugeben. Und als er sah, daß nur das Beispiel die wankelmüthigen Ritter beseuern konnte, ließ er diesen sagen, er werde seiner Antwort bald auf dem Fuße folgen und mit ihnen für die gemeinsame Sache der Christenheit fallen. Das beseuerte den Muth der Ritter wieder, denn die antike Heldengestalt ihres Großmeisters, der gleichsam allein und ohne Unterstützung der ganzen Macht der Ungläubigen widerstand und seine Treue gegen die Pflicht in einer solchen Weise zu erkennen gab, ragte so gewaltig über das Niveau seiner Umgebung hervor, daß sie auch die bängsten Herzen mit Muth erfüllte. Einige der Ritter murrten über die Antwort, welche La Valette ihnen hatte ertheilen lassen, und 53 von ihnen erklärten dem Großmeister in einem Briefe, wenn er in der nächsten Nacht keine Boote schicke, um sie abholen zu lassen, so werden sie einen Ausfall aus dem Fort machen, um einen jähen Tod zu suchen. Als Antwort auf diesen Brief schickte La Valette drei Kommissäre zur Prüfung der Haltbarkeit der Werke und ließ den widerspenstigen Soldaten ihre hauptsächliche Pflicht gegen die Organisation der ganzen Vertheidigung und die Vergeblichkeit der zwecklosen Hinopferung ihres Lebens auseinandersetzen, sowie ihnen begreiflich machen, daß jetzt kein Mann überflüssig oder entbehrlich sey zur Vertheidigung dieses Bollwerks der Christenheit gegen die Uebermacht der Ungläubigen. Zwei von den Beauftragten waren der einmüthigen Ansicht, daß das Fort unhaltbar sei; der dritte aber, Konstantin Castriota, hielt dasselbe noch für widerstandsfähig genug, und erbot sich zum Beweise seines guten Glaubens zu dem Versuch, dasselbe mit denjenigen Soldaten zu vertheidigen, welche sich freiwillig hiezu hergeben würden. La Valette nahm dieses Anerbieten bereitwillig an und ließ mit einer vollendeten Gewandtheit und Menschenkenntniß den seither so ungeberdigen Rittern sagen, sie könnten nun ihren Abschied haben, indem er sie durch eine andere Garnison ablösen lassen und ihnen Boote schicken wolle, welche sie nach dem Borgo brächten. „Dort, meine Brüder," schloß er, „könnt ihr euch größerer Sicherheit erfreuen, und ich werde dann wegen der Erhaltung des Forts weniger in Sorgen seyn." — Diese Erklärung wirkte. Die Ritter wußten, daß bei ihrer Rückkehr nach dem Borgo nur Schmach sie erwarten würde; die verborgene Bedeutung jener Schlußworte traf sie in ihrem innersten Gewissen und sie beschlossen, das Fort nur dann zu verlassen, wenn man sie dem Feinde unmittelbar gegenüber stellen wolle. Um aber ihre Gefühle noch weiter auf die Probe zu stellen, ließ der Großmeister die Aeußerung fallen: willige Truppen seyen meuterischen vorzuziehen, und diese Antwort erschütterte die Ritter so gewaltig, daß sie sich noch mehr demüthigten, bis La Valette freiwillig seine strengen Maßregeln zurücknahm. Und nun weihte sich dieses Häuflein Ritter im Fort St. Elmo freiwillig dem Opfertode und nahm die Operationen wieder auf, nachdem ihnen einige Truppen zur Verstärkung gesandt worden waren. Derartiger Züge von Seelengröße und Feldherrntalent von Seiten des Großmeisters und von Opfermuth und Gehorsam von Seiten der Ritter weist die Geschichte dieser Belagerung viele auf.

Von beiden Seiten ward aller Scharfsinn aufgeboten, um neue Mittel der Zerstörung zu Schutz und Trutz zu erfinden. So verfertigten die Ritter z. B. sogenannte Brandreise aus sehr brennbaren Materialien, welche zu mehreren zusammengeheftet, angezündet und in das Gewühl der Stürmenden hineingeschleudert wurden, so daß jeder Reif immer über mehre Feinde zugleich hereinfiel und sie umspannte und in der Verwirrung die Rettung unmöglich und einen schrecklichen Tod wahrscheinlich machte.

Einen ganzen Monat hindurch ward die Feste täglich auf verschiedenen Seiten berannt, aber die Türken ebenso oft zurückgeschlagen, obschon Mustapha an Energie, Ausdauer und Umsicht mit La Valette wetteiferte. Am 16. Juli befahl Mustapha einen großen überwältigenden Sturm, bei welchem die Flotte zur Unterstützung den Befestigungen so nahe als möglich rücken mußte und 4000 Musketiere und Bogenschützen in den Erdwerken dem Sturme Nachdruck geben sollten. Beinahe sämmtliche Mauern zeigten Breschen, und in diese, die von den unüberwindlichen christlichen Kämpfern vertheidigt wurden, drangen die Türken nun in dichten Schwärmen haufenweise vor. Allein gerade ihre Anzahl vereitelte den Zweck, den sie dabei mit solchem Nachdruck verfolgten. Sechs Stunden lang schleuderten die Geschütze der Belagerten in breitwürfiger Saat Kartätschen-, Traubenschüsse und Kettenkugeln unter die

Digitized by Google

Stürmenden hinein, daß die Soldaten durchaus nicht mehr vorwärts zu bringen waren und Mustapha zu seiner Beschämung und trotz des furchtbarsten vergeblichen Gemetzels zum Rückzug blasen lassen mußte.

Mustapha verzweifelte nach diesem blutigen Widerstande daran, die Besatzung zu überwältigen, so lange noch eine Verbindung zwischen den Außenwerken und der Stadt bestand, aus welcher die Besatzung ihre erlittenen Verluste an Mannschaft immer wieder ergänzen konnte. Er beschloß daher seine Belagerungswerke über den Landrücken hinüber nach dem dahinterliegenden Hafen auszudehnen und so die Ritter noch auf weiteren Seiten zu fassen. Diese Unternehmung ward mit ungeheuern Schwierigkeiten und Verlusten durchgeführt und kostete dem Korsaren Dragut das Leben, welcher einer der tüchtigsten Seeoffiziere der Türken war. Allein so nahe der Verlust auch dem Kapudan-Pascha ging, so machte er ihn doch nicht in dem Vorsatz irre, das Aeußerste zur Eroberung des Forts zu versuchen, welchem er nun jede Verstärkung von der Stadt abgeschnitten hatte. Neue Stürme wurden anbefohlen, oft mehre an Einem Tage, (so z. B. am 21. Juli deren vier), um jede Anhöhe, welche die Befestigungen überragte, ward gekämpft, aber dem standhaften Muthe und der unbezwinglichen Tapferkeit der Ritter und Ordenstruppen gelang es, schließlich immer den Sieg zu behalten.

Die Lage des kleinen Häufleins Ritter, welche im Fort St. Elmo eingeschlossen waren, hatte in Folge jener Kämpfe am 21. Juli eine verzweiflungsvolle Wendung genommen. Die Truppen, welche der Großmeister zur Verstärkung der Besatzung von St. Elmo abgeschickt hatte, waren von den Türken zurückgeschlagen worden. Die auf eine kleine Schaar zusammengeschmolzene Besatzung sah ihren sichern Tod vor Augen, war aber entschlossen, demselben heldenhaft entgegen zu gehen und so ihre frühere Unbotmäßigkeit und Feigheit zu sühnen. Die Mauern um sie her waren größtentheils in Schutt gelegt und der nächste Tag verhieß einen neuen Sturm, unterstützt von einer Beschießung aus dem gesammten groben Geschütze, welche Tausende von tödlichen Geschossen auf ihre wehrlosen Häupter herunterhageln würde. Die kleine Besatzung verbrachte die Nacht, welche dem verhängnißvollen Morgen voranging, wo der Sturm zu erwarten war, mit einander im Gebet, dann sagte Einer dem Andern zärtlich Lebewohl und jeder begab sich nun auf seinen Todesposten. Gnade war für die Christen von Seiten der Muselmänner nicht zu erwarten, darum hatten sich die Verwundeten und Wehrlosen auf solche Stellen bringen lassen, wo sicherer Tod für sie zu erwarten stand. Am 23. Juli 1565 ward St. Elmo nach vierstündigem furchtbarem Kampfe genommen, nachdem die Malteser einmal die schon aufgepflanzte Fahne des Propheten heruntergerissen und wieder durch das Banner Johannis des Täufers ersetzt hatten. Die heldenmüthige Vertheidigung der Ritter hatte Mustapha's wildem Gemüth keinerlei Bewunderung und Achtung abgewonnen, sondern ihn nur mit Erbitterung und Groll erfüllt, und nachdem er den Sturm und theuer erkauften Sieg mit furchtbarer Erbitterung mit angesehen, ließ er sich zu einer Scheußlichkeit hinreißen, wie sie nur von einem Türken erwartet werden konnte. Um nämlich der Besatzung von Borgo Bestürzung einzuflößen, befahl er allen denen, welche hinter den zerschmetterten Mauern von St. Elmo noch lebendig gefunden oder gefangen genommen worden waren, den Bauch mit einem Kreuzschnitt aufzuschlitzen und sie in's Meer zu werfen, damit Wind und Wellen sie gegen die Thore der Stadt hintrieben und den Belagerten den Fall von St. Elmo verkündeten.

Was in dem Herzen des Großmeisters vorging, als er auf den Hafen hinausblickte und die Leichen der tapferen Vertheidiger von St. Elmo so verstümmelt heran treiben sah, läßt sich eher denken als schildern. Der unerschrockene Greis, auf welchem die schwere Verantwortung für dieses Bollwerk der Christenheit ruhte, hatte schon seit dem Beginn der Belagerung seine wahren Gedanken und Gefühle vor den Augen seiner Umgebung verheimlichen müssen, um den wankenden Muth und das Vertrauen seiner Untergebenen aufrecht zu erhalten. Ohne seine unerschrockene Festigkeit und Standhaftigkeit, ohne das felsenfeste Vertrauen auf die nahende Hülfe von Spanien her, welche er erheucheln mußte, um die sinkende Hoffnung seiner Gefährten zu beleben, wäre Malta in den ersten Wochen der Belagerung gefallen. Dennoch ließ er sich durch die Wuth und den Schmerz ob dem Anblick seiner verstümmelten Waffengefährten zu einer barbarischen Wiedervergeltung hinreißen, von der er

Digitized by Google

eigentlich keinen andern Erfolg hoffen konnte als eine steigende Erbitterung, und durch welche wir das Andenken dieses seltenen Helden nur ungern verdunkelt sehen; er ließ nämlich sämmtliche türkische Gefangene die er in seiner Gewalt hatte, enthaupten und ihre Köpfe aus Kanonen in's feindliche Lager hinüberschießen, um den Türken zu zeigen, daß er ihnen trotze und in seinem hartnäckigen Widerstande beharre.

Auf die Aufforderung Mustapha's zur Uebergabe, ließ La Valette jenem sagen: er hoffe bald ihn ammt seinen Janitscharen in dem einzigen Graben zu verschütten, den er etwa noch übergeben könnte. Mustapha befahl sogleich von neuem den Angriff auf die Stadt und ihre Befestigungen, und gedachte ihrer bald vollends Herr zu seyn, zumal Hascem mit 2500 kriegserfahrenen wilden Algierern als Verstärkung eingetroffen war. Il Borgo und San Michele wurden nun unausgesetzt beschossen, und Mustapha ließ auf Piali's Rath die Christensklaven seine kleineren Fahrzeuge über den schmalen Landrücken, auf welchem St. Elmo stand, nach dem Hafen schaffen, um von hier aus zu Wasser und zu Lande den Angriff fortzusetzen. Die Malteser hatten nämlich die Mündung ihres Hafens mittelst einer starken Kette gesperrt und das Fort St. Angelo, welches jene beherrschte, stark besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nest des Goldadlers.

(Mit Holzschnitt auf S. 217.)

Unter den eigentlichen Raubvögeln gibt es keinen einzigen, welcher sich durch eine besondere Kunstfertigkeit im Nestbau auszeichnete, und wenn wir daher unseren lieben Lesern auf umstehendem Bild eine Ansicht von dem Nest oder, wie der Waidmann zu sagen pflegt, von dem Horst des großen Goldadlers unsern Alpen geben, so geschieht es weniger, um die mehr oder weniger rohe Kunst zu zeigen, womit das Nest gebaut ist, als vielmehr um zu zeigen, an was für Oertlichkeiten und in was Art der Goldadler, der Aquila chrysaëthos der Naturforscher, für die Sicherheit seiner Jungen sorgt: Der Horst dieses prachtvollen Vogels ist nämlich nur ein großer Haufen Stecken, welche derselbe auf's Geradewohl auf irgend eine Felsenleiste hingeworfen und mit einer seichten Vertiefung versehen hat, worin die Jungen liegen können. Das Nest selbst ist ganz formlos, so daß man sagen könnte, diese Stecken und Baumzweige bieten eigentlich den Jungen ein weit unbequemeres Lager, als der nackte Boden.

Derjenige Theil des Horstes, welchen die Jungen einnehmen, ist verhältnißmäßig klein, und die allgemeine Platform desselben dient zu einer Art Speisekammer oder Anrichtetisch, worauf die Vögel, Hasen, Lämmer und andere Thiere niedergelegt werden, welche die alten Vögel getödtet und heimgetragen haben. Zuweilen wird der Horst reichlich mit Nahrung versehen, zu anderen Zeiten müssen aber die alten Vögel täglich jagen, um ihre Jungen zu ätzen, denn diese sind gar gefräßige Geschöpfe. Wenn daher keine Schafheerden in der Nähe sind, ist es für die alten Adler keine leichte Aufgabe, sie mit dem nöthigen Futter zu versehen, zumal wenn sie oft nahezu flügge geworden oder beinahe ausgewachsen sind. Während der ersten Lebenswochen der Jungen zerreißen die alten Adlers die eingetragene Beute in große Stücke, und theilen die blutigen Bissen unparteiisch ihren schnappenden und schreienden Jungen aus. Später aber, wann der Schnabel der Jungen genügend erstarkt ist, wird die Beute nur in ihrer Nähe fallen gelassen und sie reißen sie dann selber in Stücke.

Der Horst des Adlers ist gewöhnlich an irgend einer unzugänglichen Stelle angebracht und der Vogel scheint hiezu mit besonderer Vorliebe irgend eine hervorragende Felsenleiste etwa auf halber Höhe eines Abgrundes oder einer Felsenwand zu wählen, namentlich wenn jene Leiste von oben durch ein vorspringendes Felsstück geschützt wird. Ein solcher Felsenvorsprung hindert dann nicht blos, daß man das Nest von oben herunter sieht, sondern schützt auch vor dem Ausgenommenwerden durch Personen, welche sich an Seilen von oben herunterlassen. Derartige Felsenleisten mit überhängenden Vorsprüngen bemerkt man an mehreren bekannteren Adlerhorsten der deutschen Alpen, z. B. an demjenigen der Rothenwand im Rohrmoos im Allgäu u. a. m., aus denen in den letzten Jahren junge Adler ausgehoben worden sind. Das Ausnehmen eines Adlerhorstes ist aber immer eine ebenso schwierige wie gewagte und lebensgefährliche Aufgabe, zu deren Lösung ein ebenso nervenstarker und unerschrockener, wie schwindelfreier und ausdauernder Kletterer und Bergsteiger gehört,

Digitized by Google

welcher nebstdem auch eine gute Dosis Muth haben muß, denn wenn die alten Vögel den Eindringling wahrnehmen, so greifen sie ihn unfehlbar an und können ihn leicht in die Tiefe hinunterschleudern. Gelingt es aber auch dem kühnen Gebirgsjäger, das Nest zu erreichen, so findet er in demselben gar keine angenehme Oertlichkeit. Die Naslöcher des Adlers dienen ihm zwar sehr gut zum Athmen, besitzen aber nicht das mindeste Riechvermögen. Der Gestank, welcher an dem bewohnten Adlerhorste haftet, geht über alle Beschreibung, denn die jungen Adler selbst duften schon gar nicht lieblich, und zu ihrer eigenen übelduftenden Witterung gesellt sich noch der Gestank von den Ueberresten der Aezung, welche die Vögel in dem Neste selbst verfaulen lassen.

Der Gold- oder Steinadler lebt paarweise und zwar so, daß nur selten zwei Paare an demselben Standorte horsten, ein Beweis wie groß das Gebiet seyn muß, welches ihnen genügende Nahrung geben soll. Aus demselben Grunde aber, weil es dem Adler trotz seiner ungeheuern Stärke und Flugkraft schwer wird, eine große Familie zu ernähren, sieht man selten mehr als zwei Junge in einem Horste, meistens sogar nur ein einziges, obschon das Adlerweibchen zwei bis drei Eier legt. Nur wenigen tüchtigen Waidmännern gelingt es, einen Adler zu erlegen, denn der Adler fürchtet die Gestalt und Nähe des Menschen und ist schwer durch einen Hinterhalt zu täuschen. Einer der glücklichsten Adlerjäger in der Welt ist der als echter Waidmann rühmlichst bekannte Graf Arco in München, welcher nicht nur zehn Adler geschossen, sondern auch zwei aus dem Horste ausgenommen, und zwar den einen im Juni 1860 an der schon erwähnten Rothenwand in Rohrmoos, einem Maiereigute des Fürsten Friedrich zu Waldburg-Wolfegg-Waldsee im Allgäu, bei Sonthofen und Oberstorff. Der Horst war auf halber Höhe an einer 4—500 Fuß hohen Felswand durch die sich ein Gemswechsel zieht, und von hier nach dem Neste war noch eine Höhe von nahezu 100 Fuß zu ersteigen, welche oben am Horst um 25 Fuß überhing. Graf Arco schoß erst die beiden alten Adler hinweg, ehe er das Junge ausnahm; er ließ sodann drei Leitern verfertigen, auf den Gemswechsel hinaufziehen, dann zusammenbinden und vollends bis zu dem Horst emporziehen, während die unterste an einer einzelnen kleinen Tan[illegible]n wurde. An diesen Leitern nun, deren [illegible]nz in die Ausbuchtung der Felsenwa[illegible]te, während die oberste unter einem ziemlichen Winkel überhing, stieg der Graf hinauf mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Als er mit einer bewundernswerthen Ausdauer und Willenskraft endlich das Ende der Leiter erreicht hatte, die sich unter seinem Gewicht ganz zurückbog, fand sich, daß die Leitern um einige Fuß zu kurz waren und daß der Graf an dem Horste hinaufklettern mußte, der ganz aus Baumästen nahezu 8 Fuß hoch aufgehäuft war. Unter haarsträubenden Gefahren gelang es endlich dem Grafen, zu dem Adler zu gelangen und ihn nach einer vollen halben Stunde, während deren er mit dem ganzen Gewicht seines Körpers an dem Horst hing, zu bewältigen; dann stieg er über die halsbrechende schwindelerregenden Leiterfahrt wieder herab. Diejenigen unserer lieben Leser, welche dieses furchtbare Wagestück des Grafen Arco ausführlich lesen wollen, verweisen wir auf unsere Zeitschrift Erheiterungen 1862 S. 223 oder auf das unterhaltende lehrreiche Buch: „Thiere des Waldes; von Charles Boner." Leipzig, J. J. Weber 1862, woselbst ein hübscher Holzschnitt nach einer Zeichnung von Guido Hammer diese Aushebung des jungen Adlers aus dem Horste an der Rothenwand darstellt.

Das Matterhorn.

(Mit Bild auf S. 224.)

Unsere lieben Leser werden sich erinnern, daß wir im vorigen Jahrgang unserer Hausmannskost S. 105 eine sehr schöne Ansicht des bis dahin für unersteiglich geltenden Matterhorns oder Mont-Cervin und S. 110 eine eingehende Beschreibung dieser Felsenpyramide gegeben haben, welche von dem großen Gebirgsstocke des Monte-Rosa aus 13,900 Fuß hoch über die Meeresfläche emporragt. Unsere lieben Leser werden sich zugleich auch entsinnen, daß im vorigen Spätsommer in unseren Zeitungen viel von dem Unglücksfall die Rede war, welcher drei Engländer und ihren Führer bei dem Versuche ereilte, diesen furchtbaren majestätischen Felsengipfel zu ersteigen. Diese Besteigung nun und den damit verbundenen Unfall

Digitized by Google

wollen wir hier unseren lieben Leser in Kürze erzählen. Wir müssen vorausschicken, daß unter den waghalsigen Engländern seit mehr als einem Jahrzehnt eine wahre Wuth besteht, alle die erhabenen Gipfel der schweizerischen und savoyischen Alpen zu besteigen; den wenigsten wohl aus wissenschaftlichem Interesse und um den Wunderbau der Hochgebirgs- und Gletscherwelt zu studiren, sondern sehr Vielen derselben, weil sie einen Ueberfluß an Zeit, Geld und Thatkraft haben und es ihre Eitelkeit gewaltig kitzelt, da gewesen zu seyn, wo vor ihnen noch niemand war und wohin ihnen aus sehr naheliegenden Gründen, nämlich aus Ueberfluß an Geldmangel, aus mangelnder Zeit und Gelegenheit zum Reisen, auch nur wenige Andere nachsteigen werden. Diese Leidenschaft für die Ersteigung der höchsten Alpenspitzen hat noch zugenommen, seit eine Anzahl sehr verdienter Gelehrten, namentlich Geognosten, den britischen Alpenclub gegründet haben, dessen verdienstvolles Wirken für die Wissenschaft wir nicht verkennen wollen. Jetzt gehört es zum guten Ton, daß jeder wohlhabende junge Brite, wenn er sonst nichts anderes ist, doch wenigstens Mitglied des Alpenclubs sey. Um aber dieß zu werden, muß derjenige, dem nach dieser Ehre verlangt, nachweisen, daß er schon einmal auf seinen eigenen Füßen eine Bergspitze erstiegen hat, welche mindestens 10,000 Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres liegt. Erst dann darf man jährlich seine 15 Thaler Beitrag zahlen und hinter seinen Namen die Buchstaben M. A. C. setzen, was bedeutet, daß man Mitglied des Alpenclubs sei; denn bei diesem Alpenclub geht es gerade zu, wie bei der größten Mehrzahl der gelehrten Gesellschaften: Einige arbeiten an dem Zweck des Vereins aus gewissenhaftem wissenschaftlichem Interesse und emsiger Hingabe, die Anderen aber sind, wie der Waidmann sagt, nur „zum Verlappen" da, d. h. sie dürfen ihren Beitrag bezahlen und sich etwas darauf einbilden, daß sie ihre Namen auch im Verzeichniß der Vereinsmitglieder sehen. Um nun Mitglieder des Londoner Alpenclubs werden zu können, machen alljährlich viele Dutzende von unbeschäftigten, gelangweilten reichen Briten die bekannteren Routen des schweizerischen Hochgebirgs und der deutschen Alpen unsicher nnd gehen auf Kundschaft aus, welche Spitze sie ersteigen könnten, um das Bewußtsein zu haben, daß sie etwa 9—10,000 Fuß über der sonstigen Menschheit stünden. Zwei derartiger Herren waren auch bei der Gesellschaft, welche den kühnen Gedanken gefaßt hatte, die furchtbar steile düstere Felsenpyramide des Matterhorns im vorigen Juli zu ersteigen.

Schon im Frühjahre 1865 war ein englischer Geistlicher Namens Charles Hudson zu dem Entschluß gekommen, in diesem Sommer den Versuch einer Ersteigung des Matterhorns zu machen, und er hatte vor seiner Abreise aus England noch eine Art Leiter zur Ersteigung von Felsenwänden erfunden und angefertigt. Zwei andere Engländer, ein Herr Birkbeck und der englische Geistliche in Zermatt, Herr M'Cormick, wollten ihn auf dieser Expedition begleiten. Ein britischer Maler und Photograph Namens Whymper, welcher schon seit mehreren Sommern sich auf die Ersteigung der höchsten Spitzen der Alpen gelegt, hatte sich ebenfalls seit längerer Zeit mit dem Gedanken getragen, das Matterjoch zu ersteigen, und einen ehrgeizigen jungen Mann von Stande, den 18jährigen Lord Francis Douglas, für diesen Plan gewonnen. Herr Whymper und Lord Francis Douglas einerseits und Herr Hudson mit einem Herrn Hadow anderseits begegneten sich auch zufällig am Mittwoch den 12. Juli 1865 im Gasthofe zu Zermatt, und hörten, daß beide Parthieen die Ersteigung des Matterjochs vorhatten, und daß Herr Whymper bereits mehrere Versuche in dieser Richtung gemacht. Damit nun nicht zwei Parthieen gleichzeitig mit Einem Ziel den Berg beführen, vereinigten sie sich mit einander zu einer gemeinsamen Fahrt. Die Herren Birkbeck und M'Cormick nahmen aber keinen Antheil an derselben. Die Gesellschaft bestand nun aus den beiden erfahrenen Bergsteigern Hudson und Whymper, ferner aus Lord Francis Douglas, welcher schon mehrere erfolgreiche Bergbesteigungen in diesem Jahre gemacht und Herrn Whymper mehrere Tage lang begleitet hatte, — aus einem Herrn Hadow, welcher mit Herrn Hudson mehrere Bergfahrten gemacht hatte, und aus einem der besten Führer von Chamounix Namens Michel Croz, welchen der Lord bei sich hatte. Die Gesellschaft miethete nun noch den Führer Peter Taugwalder von Zermatt, ebenfalls einen gerühmten Führer, und dessen beide Söhne als Träger, und brach am Donner-

Digitized by Google

stag Morgen zu ihrem Ausfluge auf; sie schliefen am Abend am Halteplatz auf dem Hörnli, einer der unteren Terrassen des steilen Matterhorngkegels, und begannen am Freitag Morgen um vier Uhr die erste eigentliche Besteigung des Matterhorns mit den Felsen, welche zur Linken von dem Haltplatz lagen. Sie hatten anfangs gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden, und namentlich Herr Hadow erwies sich als ein noch ziemlich unerfahrener und unbeholfener Bergsteiger; dann aber ging es leichter und sie erreichten den Gipfel Mittags 1 Uhr 40 Minuten, und zwar, wie unser Holzschnitt es zeigt, Croz und Herr Whymper zuerst, die Anderen etwa zehn Minuten später. Man hatte sie von Zermatt aus ganz deutlich zu beobachten vermocht, und sie waren seelenvergnügt über das gelungene Wagestück. Gegen 3 Uhr begann das Herabsteigen, über dessen Ausführung sie auf dem Gipfel berathschlagt hatten. Sie banden sich alle mit Stricken zusammen; Croz, als der Kräftigste, sollte vorausgehen, dann Hadow kommen, hierauf Hudson, Lord Francis Douglas, Peter Taugwalder, Whymper und zuletzt der Sohn von Taugwalder. Nicht weit vom Gipfel hatten sie eine schwierige und ziemlich gefährliche Stelle zu passiren, nämlich eine geneigte Fläche, aus Fels und Schnee bestehend, wo der Fuß beinahe gar keinen Halt fand. Die beiden vordersten waren den Blicken der Uebrigen durch einen Felsenvorsprung entzogen, und die ganze Gesellschaft stand so eben einen Moment still, als plötzlich Whymper durch einen Ausruf von Croz erschreckt wurde und in der nächsten Sekunde Herr Hadow und Croz in den Abgrund flogen, und das jählings angespannte Seil sammt dem Gewicht der beiden Vordermänner auch Herrn Hudson und Lord Douglas niederwarf. Auf den Ausruf von Croz hatten der alte Taugwalder, Herr Whymper und der junge Taugwalder sich so fest angeklammert, als die Natur des Gesteins es nur erlaubte, und hielten fest. Das Seil war zwischen ihnen ganz stramm angespannt, und sie versuchten die Anderen zu halten. Allein der auf das Seil ausgeübte Druck war zu stark, es riß dicht vor dem alten Taugwalder, und Croz, Hadow, Hudson und Lord Douglas stürzten kopfüber den glatten Abhang hinunter und verschwanden in einem furchtbaren Abgrund vor den Augen der Anderen, und waren offenbar verloren. Der mehrfach angeregte Verdacht, als ob Peter Taugwalder den Strick durchschnitten habe, um sich selber und seinen Sohn zu retten, hat sich durch die angestellte Untersuchung als grundlos erwiesen.

Was in Herrn Whympers Brust in diesem Augenblicke vor sich ging, läßt sich leicht denken. Seine beiden Begleiter waren von dem Unglücksfall, der ihre Gefährten betroffen hatte, so vollständig erschüttert, daß er unmöglich mit ihnen hinuntersteigen konnte, und sie in großer Höhe auf dem Berg übernachten mußten. Als sie am andern Morgen herunter stiegen, suchten sie in allen Richtungen nach einigen Spuren von ihren Gefährten, konnten aber wegen der Gestalt des Berges auch nicht das Mindeste von ihnen erspähen. Am Vormittag des Sonnabends um 10½ Uhr trafen sie wieder in Zermatt ein.

Obschon Herr Whymper keine Hoffnung hatte, daß irgend einer seiner Gefährten noch am Leben sey, schickte er doch sogleich Führer aus, um sie aufzusuchen; diese kehrten am Abend zurück mit dem Bericht, sie seyen im Stande gewesen mit Hülfe ihrer Fernröhren den Ort zu ermitteln, wo die Leichen lagen, aber durch die weiten Gletscherspalten verhindert worden, zu denselben zu gelangen. Herr Whymper schickte nun nach dem englischen Kaplan von Zermatt, Herrn M'Cormick, als einem Freunde des verunglückten Herrn Hudson; aber der Kaplan war nach dem Gornergrat gegangen, und bei seiner Rückkehr war es zu spät, noch irgend etwas am selben Abend vorzunehmen. Doch kamen die Herren M'Cormick und Whymper überein, Morgens um ein Uhr aufzubrechen und die Verunglückten aufzusuchen. Ein anderer englischer Geistlicher, Herr J. Robertson, und ein Herr Phillpotts schloßen sich ihnen freiwillig an; aber die Führer von Zermatt weigerten sich mitzugehen, da es Sonntag sey, und verlangten, in der Ueberzeugung, daß die Verunglückten doch nicht mehr am Leben seyen, man solle die Expedition verschieben bis die nöthigen Vorbereitungen getroffen seyen, um alle Schwierigkeiten des Weges zu überwinden. Auf diesen Vorschlag ging jedoch Herr Whymper nicht ein, obschon er selbst durch sechszigstündige Anstrengung halb erschöpft war. Franz Andermatten von Saas, die Gebrüder Lochmatter von Macugnaga und Frederic Payot und Jean Tairraz von Chamounix waren da-

Digitized by Google

Die Ersteigung der Spitze.

Der Unglücksfall im Herabsteigen.

Das Matterhorn. (Mit Text auf Seite 221.)

gegen so wacker, ihre Dienste für dieses Liebeswerk anzubieten.

Nach einem schwierigen Marsch, welcher für die einzelnen Theilnehmer mit großer Gefahr verbunden war, erreichte die Expedition das Schneefeld, auf welches die Verunglückten heruntergestürzt waren. Es lag ungefähr 4000 Fuß unter der Stelle, von wo sie ausgeglitten, und wenn man hinaufblickte und beobachtete, wie sie von einem Felsenvorsprung zum andern aufgefallen seyn mußten, bevor sie wieder festen Grund erreichten, so war leicht zu ermitteln, daß sie nicht mehr am Leben seyn konnten, sondern eher zu befürchten, sie werden so sehr verstümmelt seyn, daß man die Leichen gar nicht wieder erkennen könne. Leider gingen die schlimmsten Befürchtungen der Herren Whymper und seiner Gefährten in Erfüllung. Außer einigen Fetzen seiner Kleider fand man keine Spur mehr von Lord Francis Douglas, denn seine Leiche mußte entweder droben auf irgend einem Felsenzacken liegen geblieben oder tief im Schnee begraben worden seyn. Croz lag ganz nahe bei Hadow, Hudson nur etwa fünfzig Schritte von ihnen entfernt.

Nach reiflicher Erwägung von dem Zustand ihrer Ueberreste, der Gefährlichkeit des Ortes, der einem fortwährenden Steinregen ausgesetzt ist und der furchtbaren Schwierigkeit, zu dieser Stelle heraufzugelangen, kam die Gesellschaft zu dem Schlusse, es werde am besten seyn, die Leichen hier im Schnee zu begraben. Man zog sie daher alle nach Einer Stelle hin, bedeckte sie mit Schnee, las aus einem Gebetbuche, das man aus der Tasche des armen Hudson genommen hatte, den 90. Psalm und einige Stellen aus der Liturgie für die Begräbnißfeier, und überließ dann die sterblichen Ueberreste der Verunglückten ihrer ewigen Ruhe in der einsamen Wildniß dieses Schneefeldes. Möge der ewige Schnee sie leicht decken! —

Unsere lieben Leser aber werden hieraus entnommen haben, mit welchen Gefahren und Strapazen derartige Expeditionen in diese Welt von ewigem Eis und Schnee auf den höchsten Spitzen der Alpen verbunden sind, und wie verhältnißmäßig wenig die Welt im Grunde durch das Ergebniß derartiger Wagnisse gewinnt! —

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck v. E. Ebner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

12.

So ist denn Ida, mein gutes Kind?" fragte am andern Morgen Herr Balder beim Gabelfrühstück, als er Ida's Platz leer sah und eine eigenthümliche Gedrücktheit und Scheu auf den Gesichtern seiner Frau und ältern Tochter bemerkte. „Ist sie krank, daß sie beim Frühstück fehlt?"

„Nicht doch, lieber Onkel, sie ist gesund und wohl in Erlau bei der Pfarrerin, wohin ich sie gestern Abend gebracht habe," versetzte der Buchhalter rasch und unbefangen, ehe die Kommerzienräthin noch den Muth fand, auf diese Frage zu antworten.

„In Erlau?" fragte der Kommerzienrath verwundert und sah seine Gattin an, welche todesblaß und bebend da stand und den Neffen Buchhalter mit fragenden, forschenden Blicken maß. „Was will denn das Mädchen dort?"

„Fräulein Ida sucht Ruhe und Stille, deren sie bedarf, und die sie dort eher zu finden hofft als hier. Ich traf sie auf dem Posthofe zu Wölfingen mit ihrem Mädchen, als ich gestern Abend mit einem Freunde dorthin fuhr, und erbot mich ihr zur Begleitung nach Erlau, die auch nicht abgelehnt wurde. Ueber das Andere aber wird die Frau Kommerzienräthin wohl eher Bescheid geben können, als ich," setzte der Buchhalter mit seiner unerschütterlichen Ruhe gleichgültigen Blickes hinzu.

„Was in aller Welt konnte aber mein Kind bewegen, so ohne Abschied von mir zu gehen, und woher denn auf einmal dieß seltsame Bedürfniß nach Ruhe?" fragte der Kommerzienrath.

Der Buchhalter zuckte die Achseln und murmelte: „Vielleicht getäuschte Erwartungen oder Hoffnungen: Fräulein Ida erschien höchst aufgeregt und unglücklich!" . . .

„Ja," fiel die Kommerzienräthin betreten ein, „das arme Kind war sehr aufgeregt — der Arzt verordnete eine Luftveränderung — und während ich gestern Abend mit Henrietten im Theater war, fuhr Ida in aller Stille weg."

„Und das muß ich erst heute erfahren?" rief Herr Balder finster und vorwurfsvoll. „Man hat es nicht einmal für passend gehalten, mich von dem Zustande meines guten Kindes zu benachrichtigen? Ich merkte zwar wohl, daß Ida seit einigen Tagen auffallend verstört und nervös war, aber wie hätte ich ahnen sollen, daß es ein solch ernstes Leiden war? — Und was war wohl der Grund davon?"

Die Kommerzienräthin zuckte die Achseln, und schaute zu Boden; Henriette drückte ihr Taschentuch vor die Augen und wandte sich ab. Der Buchhalter aber sagte mit einer Gelassenheit, welche auch dem bekümmerten Vater wieder etwas Zuversicht einflößte: „Wer kann das wissen, lieber Onkel? Eine Mädchenlaune vielleicht oder ein plötzlicher Einfall! Das Fräulein hat zu viel Romane gelesen und dadurch Phantasie und Empfindungs-Vermögen vielleicht überreizt, und sehnt sich nun — denn die Extreme berühren sich ja — nach ländlicher Einsamkeit und Stille. Und wenn die Pfarrerin von Erlau nur eine halb so vortreffliche Frau ist, wie Fräulein Ida und der allgemeine Ruf sie schildern, so kann, dünkt mich, das Fräulein in keinen besseren Händen sein, und Sie brauchen sich wahrlich keine unnöthigen Sorgen ihretwegen zu machen."

„Du hast recht, Rudolph! bei Amalien ist mein Kind gut aufgehoben. Aber Ida hätte doch wohl Abschied von mir nehmen können, und brauchte nicht in Nacht und Nebel aus dem Hause zu gehen!"

„Vielleicht fürchtete sie, ihr Plan würde Ihre

Digitized by Google

Billigung nicht erhalten, Onkel! Junge Mädchen sind darin seltsam," sagte der Buchhalter unbefangen. „Aber Sie können ja heute Nachmittag hinausfahren und sie besuchen!"

Der Kommerzienrath nickte stumm; man sah ihm an, daß ihn bereits wieder andere Gedanken beschäftigten, seit die Besorgnisse um sein Lieblingskind zerstreut waren, und er beschäftigte sich abwechselnd mit dem Inhalt seines Tellers und demjenigen seiner Zeitung. Für die drei Frauenzimmer: die Kommerzienräthin, Henrietten und Paulinen, war dieser Auftritt ein äußerst peinlicher, innerlichst erschütternder gewesen. Ida's Mutter schwebte in einer Spannung, einer Seelenangst und Ungewißheit, die sie beinahe aufrieben; sie vermochte kaum mehr ein Wort hervorzubringen, kaum mehr auf den Füßen zu stehen. Die Sorge um ihr Kind das sie so leichtsinnig einem landfremden Menschen überantwortet, hatte sie schon die ganze Nacht kein Auge schließen und tausendmal die Verblendung und den Eigensinn bereuen lassen, womit sie aus purem Trotz gegen ihren Gatten und aus falschem Ehrgeiz in diese Entführung gewilligt hatte. Sie gab Henrietten einen Wink, stand vom Tische auf und ging hinaus; aber draußen auf dem Flur mußte der Lakei sie unterstützen, daß sie wieder ihren Salon im ersten Stock erreichte. Henriette eilte ihr nach, sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, denn sie hatte bemerkt, daß Mama mit einer Ohnmacht rang. — Pauline dagegen zitterte vor Angst, der wahre Grund von Ida's Abreise möchte nun an den Tag kommen und den Onkel betrüben, dessen Geradheit und Rechtlichkeit sich unbeschreiblich gegen eine solche Handlung seines Lieblingskindes empören mußten. Pauline war schon am frühen Morgen von dem Buchhalter über den Verlauf des gestrigen Abenteuers in Kenntniß gesetzt und über Ida's Rettung beruhigt worden; aber der Gedanke an den Schmerz, welchen Ida's Benehmen ihrem Vater bereiten mußte, schnitt ihr selber durch die Seele. Sie las in den Gedanken der Mutter Ida's, sie sah ihr die Folter an, auf welcher sie lag, und sie hatte aufrichtiges Mitleid mit ihr und Henrietten, die, wie sie wohl wußte, den Plan der Entführung nie gebilligt und nie ein Interesse für Manci gehabt hatte, — in das kindliche Gemüth Paulinens drang auch nicht die leiseste Regung von Schadenfreude über die Seelenangst der stolzen Frauensleute, welche bisher nur ihre Bedrängerinnen gewesen waren. Die Freude über Ida's Rettung aus drohender Gefahr überwog alle ihre Gedanken und Empfindungen der reinen Seele, und wenn je noch ein anderes Gefühl darin Raum hatte, so waren es Dankbarkeit gegen den männlichen, bewußten, starken Vetter und Bewunderung für die eherne Ruhe, womit er unter all diesen aufregenden Affekten und Leidenschaften seiner Umgebung dastand.

Der Buchhalter warf ihr jetzt einen ermunternden lächelnden Blick zu, nagte an seinem Hühnchen und ließ sich in seiner Gelassenheit nicht stören; sein schalkhaft blitzendes Auge verrieth sogar eine gewisse Befriedigung über die Seelenqual, welche die stolze Tante jetzt erfüllte. Da erhob Onkel Gottfried das Gesicht von seiner Zeitung, sah sich im Zimmer um und richtete an den Neffen die Frage: „He, Rudolph, sag mal', hat denn Ida's Zustand etwas mit der Liebe zu schaffen? Hat ihr der welsche Graf das Köpfchen etwas verrückt?"

„Er hatte es, Onkel," versetzte der Buchhalter; „aber die Geschichte ist nun verwunden, und Ida weiß, daß er nur ein Abenteurer war und kein Graf, und daß er gestern mit Hinterlassung von Schulden heimlich von hier durchgebrannt ist."

„Hat er das gethan? Na, das ist ja köstlich!" rief Herr Balder schadenfroh. „Jenun, das ist das gewöhnliche Ende solcher Müßiggänger. Und darum nun also vorhin der wortlose Schreck und die tödliche Verlegenheit meiner Ehehälfte? Ei, wie mich das freut, daß sie mit ihren noblen Bekanntschaften wieder einmal einen Mißgriff begangen und sich lächerlich gemacht hat! Wollte Gott sie würde endlich dadurch gewitzigt! — Und Du glaubst, daß Ida nun kurirt ist?"

„Gewiß, Onkel; sie denkt nicht mehr an ihn, außer etwa mit Schmerz und Beschämung," sagte der Buchhalter. „Ida ist ein gutes Kind, nur verbildet und irre geleitet; lassen Sie ihr den Willen und gönnen Sie ihr einige Wochen ruhiger Sammlung unter den Augen ihrer mütterlichen Freundin, und diese Herzenswunde wird leicht vernarben!"

„Sie soll ihren Willen haben — Amalie wird sie wieder auf den richtigen Weg bringen," murmelte der Kommerzienrath; „und in diesen kritischen Zeiten ist sie wohl besser außer dem Hause," setzte er halblaut hinzu. —

Digitized by Google

„Henriette, Du mußt mit dem fatalen Menschen sprechen, mit dem Rudolph!“ rief die Kommerzienräthin ihrer Tochter leidenschaftlich entgegen, als diese hinaufkam. „Der Abscheuliche weiß mehr als er sagen will; wie könnte er sonst behaupten, Ida sei in Erlau? Er hat es darauf angelegt, dem Papa Alles zu verrathen — ich sah in seinem kalten Auge eine heimliche Schadenfreude blitzen!“

„Das war wohl ein Irrthum, Mama,“ entgegnete Henriette; „mir war, als wollt' er eher verschweigen, daß etwas vorgefallen sey, was das Licht scheue — ein Unglück, ein . . . ein Verbrechen! Gerechter Gott, ich bin ganz außer mir vor Angst! Wie konntest Du auch zugeben, Mama . . .

„O mein Kind, erspare mir die Vorwürfe! ist's nicht genug an der Selbstqual meiner eigenen, die mir beinahe das Herz zerreißen? Geh' hinunter zu ihm, nimm ihn beiseite und gib ihm die besten Worte, um Alles zu erfahren, denn ich bin außer Stande mit ihm zu reden!“

Henriette stieg wieder hinunter, obschon sie Mühe hatte, gefaßt zu bleiben, und gab, als sie drunten durch das Frühstückszimmer ging, dem Buchhalter einen Wink ihr zu folgen. Im Gartensalon trafen sie zusammen, und auf Henrietten's tonlos angstvolle Frage: „Was ist aus Ida geworden?“ erzählte er ihr Alles, was sich und wie es sich zugetragen. Henriette athmete leichter auf und ihr Herz ward von aufrichtigem Danke gegen den Vetter geschwellt, den dieser jedoch ablehnte.

„Glauben Sie meiner Betheuerung, Vetter Rudolph,“ sagte sie, „daß ich nichts von dieser Entführung wußte und sie nie gebilligt haben würde. Ich hätte diesen Plan eher dem Vater verrathen als ihn geschehen lassen.“

„Ich glaube es Ihnen, Cousine; was müßte auch der Vetter von Ihnen denken, wenn Sie sich einer solchen Handlungsweise, einer solchen . . . Thorheit schuldig machten?“

„O, ich dachte dabei nicht an Robert,“ entgegnete Henriette lebhaft; „ich dachte nicht einmal an die Ehre unsrer Familie und an den Ruf Ida's, sondern mir schwebte nur die Versündigung gegen den Vater vor der Seele, und das Unglück, das lebenswierige Elend meiner armen Ida, denn was kann daraus Gutes erfolgen, wenn man alle Rücksichten der Pietät und alle Mahnungen des Gewissens mit Füßen tritt?“

„Ist dieß Ihr Ernst, Cousine?“

„Zweifeln Sie an meiner Wahrhaftigkeit? und gar in einem solchen Augenblicke?“ fragte sie.

„Nein, Cousine, aber ich freue mich, daß Sie besser sind als ich glaubte, daß Sie doch im Grunde noch mehr Gefühl haben, als ich Ihnen bei Ihrem Stolze zutraute, und ich freue mich darüber doppelt, um eines Andern willen, der Ihnen gut ist,“ fügte er mit einem bedeutsamen Blick auf die erglühende Henriette hinzu, welche zu Boden blickte. „Der Vetter ist weich und mild, und könnte keine Frau brauchen, welche anspruchsvoll und herrschsüchtig wäre. Sein einfacher Sinn sucht etwas verwandtes, gleichgestimmtes; und Sie werden ihn nicht täuschen wollen, indem Sie nur jetzt weich und nachgiebig und anspruchslos sind! Das wäre schlecht und Ihrer unwürdig, Henriette!“

Sie blickte zu ihm auf und dicke Thränen quollen aus ihren Augen; aber ihr Blick war nicht herb und vorwurfsvoll, sondern eher bittend. Sie bot ihm die Linke, während sie die rechte Hand feierlich auf das Herz legte, und sagte mit einem Ton, welcher aus ihrem innersten Herzen quoll: „Rudolph, lieber Vetter, Sie sind ein solch edler, treuer Freund, daß ich Ihnen mein ganzes Vertrauen schenke. Lassen Sie mich schweigen über Dinge, welche zu beurtheilen der Tochter nicht geziemt; aber seyn Sie überzeugt, daß der Wunsch, dieses Haus zu verlassen, bei mir theilweise nur aus dem Wunsche entspringt, zu beweisen, daß ich in einfachere naturwüchsigere Verhältnisse zurückkehren möchte.“

„Und warum nicht diese einfacheren Verhältnisse in dieses Haus zurückführen?“ fragte der Buchhalter, und drückte Henrietten warm die Hand.

„Dies hängt nicht von mir ab, Rudolph,“ sagte sie; „und die Mutter ist so verblendet, daß ich kaum zu hoffen wage, sie werde je sich in diese Reduktion fügen.“

„Oft lehrt die Noth uns zwangsweise, was wir nicht selber thun wollten, Cousine. Aber haben Sie guten Muth! In wenigen Tagen wird der Vetter wieder hieher zurückkehren, denn es zieht ihn mächtig hieher zu Ihnen, und dann wird alles wohl schnell eine andere Wendung nehmen. Einstweilen aber

Digitized by Google

beruhigen Sie die Tante über Ida's Schicksal und suchen Sie sie auf vernünftigere Ansichten über mich zu bringen, denn ich fühle wohl, daß sie mich fortan noch bitterer hassen wird als zuvor, weil sie den Gedanken nicht ertragen kann, daß ich ihren Plan vereitelte, wenn ich auch gleich ihr Kind dadurch rettete!"

„O nein, Rudolph, Sie beurtheilen Mama nicht richtig; sie wird Ihnen aufrichtig danken . . . ."

„Niemals — es gibt Menschen, welche niemals Unrecht haben wollen, und die am unversöhnlichsten gegen diejenigen sind, welche ihnen ein Unrecht nachgewiesen haben. Zu diesen Verblendeten gehört auch Ihre unglückliche, vom Glück verwöhnte Mama. Sie wird mir unversöhnlich grollen, aber ich fürchte sie nicht."

Es mußte einige Wahrheit in dieser Bemerkung liegen, denn selbst Henriette wagte ihr nicht mehr zu widersprechen, und sie versicherte ihn nur, daß sie ihm nie vergessen werde, was der Vater und Ida ihm verdankten.

13.

Die nächsten Tage brachten noch einige schwere Schicksalsschläge über den Kommerzienrath. Zwei Hamburger Exporthäuser, mit welchen er in sehr ausgedehnter Geschäftsverbindung stand, waren gefallen, und die Verluste, von welchen Balder hiedurch betroffen ward, überstiegen alle Stöße, welche er seither erlitten hatte, und unter dem ersten Eindruck dieser Hiobspost sprach der Fabrikherr schon davon, sein Geschäft zu liquidiren.

„Ich bin ruinirt," sagte er, „ich sehe keinen Ausweg mehr vor Augen! Ich bin ein Bettler, aber ich kann noch meinen Gläubigern gerecht werden!"

„Noch ist es nicht zum Aeußersten gekommen, Onkel," sagte der Buchhalter zu ihm. „Der Verlust ist groß aber noch nicht ganz sicher; es kann sich mit beiden Häusern noch günstiger gestalten als wir erwarten. Und dann haben Sie ja noch eine Hilfsquelle, die Sie noch gar nicht benützt haben: Robert's Vermögen."

„Robert's Vermögen?" erwiderte der Kommerzienrath toulos; „wo denkst Du hin, Rudolph? Soll ich ihn in meinen Ruin hereinziehen, nur um meinen Sturz zu verzögern? Soll ich ihn beschwindeln, belügen, damit er meine Verhältnisse für besser halte, als sie sind, obschon ich ihm zu viel Umsicht und Geschäftsgewandtheit zutraue, als daß er blindlings auf solche Vorspiegelungen einginge oder nicht selbst zu sehen verlangte? Oder soll ich mich an sein Mitleid wenden, und wird er mir dann die erbetene Hilfe nicht erst recht versagen, wenn er über meine Zustände klar sieht?"

„Sie sollen keines von Beiden, lieber Oheim," erwiderte der Buchhalter. „Sie sollen offen und ehrlich gegen ihn sein, und ihm einen Vorschlag machen, welcher zur Rettung führen kann, — einen Vorschlag, durch welchen Sie Ihr Vermögen und die Zukunft Ihrer Familie sichern!"

„Und was für ein Mittel wäre dies?"

„Ein Verkauf Ihrer Fabriken und Liegenschaften an ihn gegen eine Leibrente und mit der Bestimmung, daß sie das Geschäft binnen fünf oder zehn Jahren wieder von ihm zurückkaufen können, wenn die Krisis vorüber ist, wenn die Scharten wieder ausgewetzt worden sind, denn Sie sollen dem Geschäfte nicht fremd bleiben, sondern demselben Ihre Erfahrung und Umsicht nach wie vor erhalten . . ."

„Junge, das ist ein Lichtstrahl!" rief der Kommerzienrath lebhaft und freudig; „das könnte mich retten, und die nächste Zukunft würde mir erlauben, das Geschäft wieder zurückzukaufen und Robert eine reichliche Provision für seine Hülfe zu bezahlen. — Aber ich fürchte, es ist doch nicht ausführbar," setzte er dann kleinmüthgig hinzu; „Robert wird nicht darauf eingehen, und wenn er es thäte, welche Schwierigkeiten würden mir im Schooße meiner eigenen Familie erwachsen? Glaubst Du, meine hochfahrende Frau würde sich je zu einer solch demüthigendenden Maßregel bequemen? . . ."

„Wenn man sie darüber befragt, allerdings nicht," erwiderte der Buchhalter. „So wie ich die Tante kenne, würde sie sich lieber unter den Trümmern ihres Vermögens begraben lassen, als einen vernünftigen Schritt eingehen, der ihre vermeintlichen Rechte und Ansprüche an das Leben auch nur vorübergehend herunterstimmte. Und doch, lieber Oheim, müssen Sie sich selbst gestehen, daß Ihnen nichts anders übrig bleibt, als den unvernünftigen Luxus der Tante zu beschränken, und Sie müssen einmal den moralischen und animalischen Muth dazu haben. Sie müssen es um Ihrer Kinder,

Digitized by Google

um Ihrer Zukunft willen thun, wenn nicht alles verloren seyn soll!"

„Ja, alles, alles verloren!" murmelte der Kommerzienrath, und sein Haupt sank in den verhüllenden Händen verzweifelnd und matt auf das Hauptbuch herab, vor welchem er saß. „Barmherziger Gott, wie soll dieß enden, und wie soll ich es durchführen?"

„Nur Muth, Oheim, nur ein klein wenig Muth als Mann!" sagte der Buchhalter eindringlich. „Sie müssen handeln, starr, unerbittlich, rücksichtslos, denn auf Ihnen allein beruht die Verantwortlichkeit vor Gott und der Welt. Sie müssen sich zu einem kühnen Entschlusse aufraffen. Und pfui doch, lieber Onkel! einem Mann der Hunderten von Menschen Brod gibt, von dessen Wohl oder Wehe Hunderte von Familien abhängen, einem Mann von Ihrer geistigen Kraft sollte vor dem Keifen und den Thränen einer Frau bange seyn?"

„Ja, mir bangt davor, Rudolph," sagte der Kommerzienrath: „ich gestehe es. Du weißt nicht, welch eine Pein ein solch verwöhntes herrschsüchtiges Weib ist, zumal wenn man sich ihr gegenüber des Vorwurfs nicht entschlagen kann, daß man sie verwöhnt habe. Der Ehestand birgt Scenen, von welchen der Uneingeweihte keinen Begriff hat."

„Mag seyn, aber Sie sind Vater, sind Kaufmann, Oheim! Um Ihrer Kinder willen und Ihrer Gläubiger wegen müssen Sie sich zu einem kühnen Entschluß und männlichen Auftreten emporraffen. Was für Scenen in der engsten Häuslichkeit würden Sie erst erwarten, wenn Ihre Frau und Kinder im Falle eines Ruins aus der Beschränkung herunter-steigen müßten in die Armuth, den Mangel, die Schande? . . . ."

„Halt ein, Rudolph! halt ein!" fiel der Kommerzienrath in's Wort; „ich will alles — ich bin geneigt, auf Deinen Plan einzugehen, aber Du mußt für mich handeln, Du mußt ihn zu Papier bringen, dem Robert mittheilen, ein Begleitschreiben beilegen, und mir keine andere Wahl übrig lassen, als die Unterschrift zu vollziehen, wenn die Bedingungen mit Robert vereinbart sind.

„Topp! es gilt, Onkel! Schlagen Sie ein!" rief der Buchhalter lebhaft und bot seine Hand über den Pult herüber.

„Nein, halt! noch nicht! ich habe noch ein Bedenken . . ." stammelte der Kommerzienrath schwankend.

„Ich weiß, was Sie meinen, Onkelchen! ich will alles auf mich nehmen gegenüber der Tante. Sie soll ihre Wuth an mir auslassen und mir allein fluchen, bis ihr Zeit und Umstände zu einem klaren Blick verhelfen!"

„Das nehme ich an; ich werde Dich als Urheber dieses rettenden Planes nennen, aber nicht aus memmenhafter Entschuldigung, sondern um den Frauensleuten täglich hören zu lassen, wie sehr sie

Seine Hand sträubte sich lange. S. 230.

Dir einst noch danken werden. Aber dieß war's nicht, Rudolph, was mich erschreckte. Nein, ich kann dieses Abkommen mit meinem Neffen Robert nicht treffen, vorausgesetzt daß er auch darauf eingehen wollte, was mir immer problematischer wird, je mehr ich es überlege, — ich kann nicht einmal eine derartige Aufforderung an ihn ergehen lassen, ohne mit meiner Frau und Tochter gesprochen zu haben, denn Henriettens Zukunft steht auf dem Spiele. Sie und ihre Mutter haben sich in den Kopf gesetzt, daß der Vetter Henrietten heirathen soll. Erfährt er nun meine

Digitized by Google

eigentlichen Verhältnisse, so wird aus der Parthie nichts!"

„Und die Tante und Bäschen Henriette jammerten Ihnen die Ohren voll und überschütteten Sie mit Vorwürfen! Nicht wahr, Onkel, dahin zielen Ihre Befürchtungen? Allein seyn Sie hierüber ruhig, denn so weit ich meinen Vetter kenne, so liebt er Henrietten wirklich und trägt kein Bedenken, sie selbst dann zu heirathen, wenn Sie den einzigen Schritt zur Rettung gethan haben!"

„Er liebt sie? Ist das gewiß?"

„Gewiß und wahrhaftig!" sagte der Buchhalter; „und der Vetter sucht nur Henriettens Besitz, nicht ein glänzendes Vermögen; er wird — ich verbürge mich dafür — nicht zurücktreten, wenn Ihre äußeren Verhältnisse vorübergehend auf einen rationelleren und bescheideneren Fuß heruntergestimmt werden! Er brennt vor Begierde, Ihr Mitarbeiter zu werden."

Der Kommerzienrath athmete etwas leichter auf, aber er konnte noch nicht so frei und zuversichtlich glauben und hoffen. „Wenn dieß wahr wäre!" murmelte er; „Robert sollte dieß wollen?"

„O, Sie dürfen mir glauben, Oheim, daß Robert Ihre Verhältnisse bereits auf das Genaueste kennt, und zwar durch dieses hier," erwiderte der Buchhalter und nahm ein Paket Papiere aus seinem Pult, die er dem Oheim hinüberbot; „seit acht Tagen habe ich eingesehen, daß Ihnen keine andere Wahl mehr übrig bleibt, als dieser Verkauf an Robert. Ich habe die Inventarien, die Schätzungen, kurz alles zusammengetragen und zusammengestellt, den Tilgungsplan und die Bilanzen gemacht, ich habe einen Kaufsvertrag entworfen und mit den schlagendsten Motiven versehen, und alle diese Papiere und ihren Inhalt kennt Robert nicht nur, sondern hat auch bereits seinen Namen und Unterschrift unter die Verträge gesetzt, so daß sie gültig sind, sobald Sie die Ihrige noch beisetzen, Oheim! Und so liegt jetzt Wohl oder Wehe nur noch in Ihrer eigenen Hand!"

„Rudolph, Junge, das hast Du gethan? . . ."

„Ja, Oheim, ich klage mich dieser Eigenmächtigkeit an, aber Sie sollen mir deßhalb nicht zürnen, mein lieber, guter Onkel! die Ereignisse schreiten so schnell! das Instrument mußte zur Hand sein, um im kritischen Augenblick benützt zu werden, ehe es zu spät war . . . ."

„Ich danke Dir, Rudolph! ich danke Dir . . ." stammelte der Kommerzienrath. „Ich sehe, Du bist mir in allen Stücken überlegen, ein umsichtigerer, thatkräftigerer Geschäftsmann als ich — ein Mann, der mit der Kraft und Frische der Jugend ungewöhnliche Mäßigung, Erfahrung und Scharfblick verbindet . . . ."

„Kein Wort mehr hierüber, bester Onkel! lesen Sie, lesen Sie das Instrument, erwägen Sie alles, und dann unterschreiben Sie! Robert erlaubt Ihnen noch jeden Zusatz. Aber eilen Sie mit der Entscheidung!" Damit verließ er des Oheims Privatcomptoir, und der alte Herr war nun allein. Mit zitternder Hand und feuchten Augen nahm er die Papiere und durchlas sie bedächtig und aufmerksam. Es war in der That ein großmüthiger Vertrag, welcher ihm hier vorlag; er sollte seine Jahresrente und seine Sustentation für die zu leistende Mitarbeit selber bestimmen; er sollte jeden Augenblick im Stande seyn, nach dreimonatlicher vorgängiger Anzeige sein ganzes Etablissement oder die einzelnen Liegenschaften zurückkaufen zu können. Er fand als Beilagen sogar Uebersichten, worin der Effektivwerth der Liegenschaften und Maschinen gesetzlich taxirt war, und worin angegeben wurde, um wie viel unter diesem wahren Werth sie jetzt in dieser kritischen Zeit verkauft werden würden, und welch' muthmaßlich höherer Erlös daraus in günstigeren Jahren erzielt werden müßte, und die Differenz zwischen diesen beiden Preisen betrug allein schon ein nicht unbedeutendes Vermögen!

Herr Balder konnte sich nicht verhehlen, daß dieses Auskunftsmittel das einzige war, ihm seine Fabriken und den Grundstock seines Vermögens zu erhalten, denn er sah ein, daß er mit seinem erschütterten Credit und unter den stündlich auf ihn eindringenden weiteren Verlusten nicht auf die Dauer im Stande gewesen wäre, sich auf den Füßen zu erhalten. Und dennoch zögerte er, dieses Instrument zu unterschreiben, seine Hand sträubte sich lange, so gleichsam mit eigener Hand sein Todesurtheil zu vollziehen. Sein Haupt sank schlaff und matt auf seinen Pult nieder in die gefalteten Hände, seine Lippen bebten in einem stillen inneren Kampfe, die Brust hob sich keuchend unter den Wallungen einer

Digitized by Google

mächtigen Gemüthsbewegung und die glühenden Augen schlossen sich; dann aber brachen endlich Thränen aus seinen Augen, die gepreßte Brust ward leichter, das pochende Hirn freier, und seine Lippen flüsterten ein leises Gebet. Und als er nach einer Weile sich aufrichtete, waren seine Züge gefaßt und mild, und er ergriff mit fester Hand die Feder und setzte mit einem inbrünstigen „In Gottes Namen!" seine doppelte Unterschrift unter die beiden Exemplare der Verträge.

„Der Würfel liegt; nun segne Gott alles was daraus entspringt!" sagte er, rief dann den Neffen Buchhalter herein, und bat ihn um seine Begleitung zum Notar und vor die Behörden, denen die Kenntnißnahme und Sanktion von solchen Verträgen und Verkäufen oblag.

„Und nun rufen wir den Vetter sogleich durch Telegramm herbei," sagte der Buchhalter; „die Hochzeit muß sobald als möglich diesem Schritte folgen, um das Aufsehen zu beschwichtigen, welches dem Verkauf Ihres ganzen Etablissements folgen wird. Wir wollen den Kleinstädtern gar nicht Zeit zu Glossen lassen, sondern sie von einer Ueberraschung zur andern fortreißen. — Aber was seh' ich, Onkel? Warum haben Sie die Jahresrente und die Sustentation so niedrig angesetzt? Sie sollen nicht Mangel leiden, Sie sollen einen heitern, sorgenfreien Lebensabend haben!"

„Er wird desto heiterer sein, je schneller ich allen meinen Verbindlichkeiten gerecht werde," sagte Herr Balder. „Es ist die einzige günstige Gelegenheit, wo ich die in meinem Hauswesen eingerissenen Mißbräuche mit Stumpf und Stiel ausrotten kann. Und doch ist es ja um meiner Kinder willen rathsam, und meine Pflicht, daß ich mich bald wieder in den Besitz meines Etablissements setze, denn es wäre mir ein erschütternder Gedanke, wenn die Leute wähnten, ich lebe gleichsam nur von der Gnade meines künftigen Schwiegersohns."

„O, über diesen Punkt mögen Sie ganz ruhig sein, bester Oheim! Dieser Fall wird niemals eintreten," erwiderte der Buchhalter mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Robert ist so froh, daß er eine Gelegenheit gefunden hat, von den reichen Mitteln, in deren Besitz ihn die Vorsehung durch seines Vaters gesegneten Fleiß gesetzt hat, einen würdigen Gebrauch machen zu können!" Und der Buchhalter lächelte dabei so seelenvergnügt und glücklich, als ob er selber dieses genugthuende Bewußtsein in sich trüge.

(Fortsetzung folgt.)

Die Normannenschlacht an der Dyle.

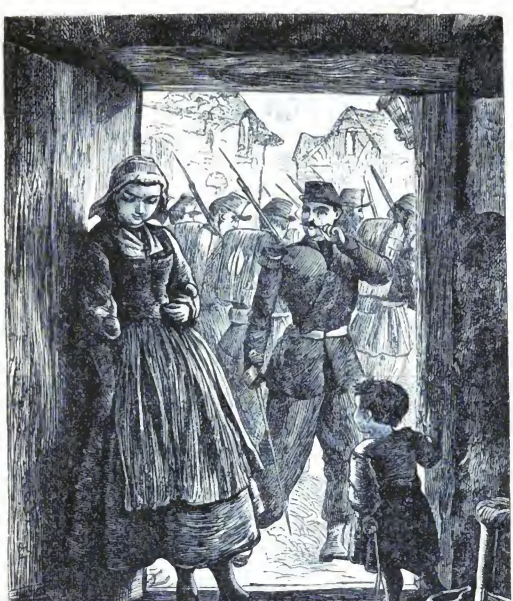
(Mit Bild auf S. 232.)

Im achten und neunten Jahrhundert waren die seefahrenden nordischen Völker: Norwegen, Dänen und Schweden sammt den Bewohnern der friesischen Inseln, welche man mit einem Sammelnamen Normannen, d. i. Männer des Nordens nannte, eine schwere Plage für Mitteleuropa und namentlich für das von Karl dem Großen kaum gegründete deutsche Reich. Die Normannen waren ein kriegerisches Volk von ungestümer Tapferkeit, fochten vortrefflich zu Fuß und fuhren auf ihren schwanken Schiffen weit hinaus in die See, bis nach Spanien und Portugal, bis ins Mittelmeer und stellten große Raubzüge an, von denen sie mit Silber reich beladen nach ihren nordischen Inseln zurückkehrten und in ihren Nachkommen durch begeisterte Schilderungen von dem Reichthum und der Schönheit der südlichen Länder das Verlangen nach dem Anblick derselben und deren Schätzen weckten. In Mittel-Europa fuhren sie auf ihren Schiffen namentlich die Ströme hinauf, z. B. den Rhein, die Elbe, Weser, die Seine, plünderten das ganze Gelände, brannten die Städte nieder und führten die Bewohner als Sklaven mit sich fort. Selbst der starke, umsichtige Karl der Große hatte von ihren Einfällen zu leiden, deren er sich nicht erwehren konnte, weil er keine Schiffe hatte, und er soll sogar darob einmal Thränen des Ingrimms vergossen haben, als er zu Narbonne die Schiffe der kühnen Seeräuber auf dem mittelländischen Meere segeln und die Küsten des südlichen Frankreich bedrohen sah, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, diesem räuberischen Treiben zu steuern. Allein unter Karls schwachen Nachfolgern, den beiden Ludwigen und insbesondere dem trägen, unfähigen Karl dem Dicken, ward die Frechheit der Normannen immer größer. Jahr um Jahr erschienen sie an den Ufern der deutschen Flüsse auf ihren Plünderzügen und ließen sich ihren Abzug nur durch viele Tausend Pfund Silbers abkaufen, so daß man die ganzen Kirchen-

Digitized by Google

Die Normannenschlacht an der Dyle. (Mit Text auf S. 232.)

Digitized by Google



Der Offizier.

Frei nach Beranger von Ludwig Seeger.

Komm, Schwester! — Die Soldaten! — Treten
Wir vor die Thüre, komm' geschwind!
Horch, Röschen! hörst Du die Trompeten!
Was das für schmucke Bursche sind!
Da hat sein Schätzchen jeder! — Fliegen
Die stolz dahin! Wie schön sind sie!
Ach Gott, so schöne Männer kriegen
Wir armen Bauernmädchen nie!

Zum schlanken Röschen, ungeladen,
Tritt her ein junger Offizier:
„Die da ist meine Braut, Kam'raden!
Schön ist sie, reich an jeder Zier:
Ein feurig Auge, Rosenwangen,
Und schlanke Hüften .... Heut' um's Jahr,
Werd' ich, mein Bräutchen Dich umfangen,
Lieg' ich nicht auf der Todtenbahr!"

Ein Scherzwort im Vorübergehen!
Doch Röschen lauscht, wird roth dazu,
Will nichts von Allem sonst mehr sehen,
Geht heim in träumerischer Ruh!
Im Stillen an dem Wort sich labend,
Spricht sie es leise für und für,
Und betet brünstig jeden Abend
Für ihren schlanken Offizier.

Ein Jahr vergeht in dieser Plage; —
Die Nacht ist um, der Morgen graut,
Und Röschen schmückt sich früh am Tage,
Den er genannt, wie eine Braut:
Stampft nicht ein Pferd? Sie macht die Runde,
Sie geht, sie kommt, wird blaß, wird roth,
Harrt, weint die Nachts zur zwölften Stunde,
Da schreit sie plötzlich: „Er ist todt!"

---

schätze opfern mußte. Aachen, Köln Trier und Mainz, Lüttich, Rouen und Paris wurden von ihnen belagert und verheert, und Karl der Dicke, welcher ihnen mit einem starken Heer entgegengezogen war, um das von ihnen 1½ Jahre lang belagerte Paris zu entsetzen, schlug sie nicht, sondern kaufte ihren einen schimpflichen Frieden ab. Da ward der schwache, faule Karl der Dicke des Thrones entsetzt, und die Deutschen erwählten an seiner Statt zum Könige seinen Bruder Arnulf, einen kühnen streitbaren Recken, der schon als Herzog in Bayern tapfer gegen die Slaven gefochten hatte und nun auch den Einfällen der Normannen zu steuern beschloß. Als diese im Jahre 891 in Lothringen einfielen und den Deutschen bei Mastricht eine blutige Niederlage beibrachten, zog Arnulf ihnen sogleich mit starkem Heer entgegen und fand sie bei Löwen in den Niederlanden fest verschanzt. Eine mörderische Schlacht begann, in welcher die deutschen Reiter große Mühe hatten sich der gewandten normännischen Fußkämpfer zu erwehren. Da sprang Arnulf als der Erste vom Pferde und nach ihm alle Edlen des ganzen Heerbannes, und nun maßen sie sich Mann gegen Mann im dichtesten Handgemeng mit den Normannen. Der Sieg verblieb der deutschen Kraft — die beiden Heerkönige der Normannen, Siegfried und Gottfried, fielen und mit ihnen viele Tausende der Normannen, welche das Schlachtfeld bedeckten und den Fluß Dyle, in

Digitized by Google

welchen sie sich auf ihrer Flucht gestürzt hatten, in seinem Laufe stocken machten. Das geschah an St. Gilgentag, dem 1. September, und Kaiser Arnulf hielt nun eine große Betfahrt und befahl, den Tag der Rettung alljährlich zu feiern. Seit dieser Befreiungsschlacht mieden die Normannen den Rhein, suchten aber desto häufiger das westliche Frankreich durch ihre Einfälle heim; und so haben wir in der Schlacht an der Dyle wiederum eine der großen Befreiungsschlachten des deutschen Volkes.

Deutsche Fahrten IV.

Die große Krümmung des Mains.

(Mit 2 Holzschnitten auf S. 239 u. 240.)

Jene große Krümmung des Mains, von welcher wir auf S. 80 dieses Bandes gesprochen haben, welche sich von Aschaffenburg bis nach Lohr erstreckt und an ihrem südlichsten Ende das kleine reizende Städtchen Miltenberg berührt, umfaßt nicht nur die hauptsächlichsten, sondern auch die typischen Schönheiten dieses fränkischen Flusses. Allerdings liegt dieser Theil Deutschlands nach heutigen Begriffen so ziemlich abseits von der großen Heerstraße der Touristen, ist aber ungemein leicht zu erreichen, denn die Eisenbahn von Hanau nach Würzburg bildet gewissermaßen die Saite jenes großen Bogens, und treffliche Heerstraßen führen an beiden Seiten des Flusses hin. In früherer Zeit, ehe die Eisenbahnverbindung eine kürzere und geradere Straße durch die Hügel des Spessarts hindurch schuf, bildete der Wasserweg auf dem Main eine Hauptader des Verkehrs. Gegenwärtig scheint sich letzterer zu Schiffe vorzugsweise auf Bausteine zu beschränken, denn der Weinbau, welcher ehedem hier in großer Ausdehnung und Vollkommenheit betrieben wurde, hat unverkennbar in neuerer Zeit bedeutend nachgelassen, und selbst die vortrefflichen Weine, welche man theilweise hier erzeugt, werden größtentheils nur an Ort und Stelle getrunken. Gleichwohl verdient und lohnt dieser Theil des Mainstroms in jeder Hinsicht einen Besuch, sowohl wegen seiner reichen geschichtlichen Denkmäler und Erinnerungen, wie wegen seiner landschaftlichen und malerischen Schönheit, von welcher uns freilich unsere deutschen Maler nur wenig vorführen, da sie nun einmal ihr Hauptaugenmerk meist auf Rhein und Mosel richten. Allerdings tragen die Landschaften am Main mehr das Gepräge lieblicher Anmuth, als kühner Schönheit, und nur bei Miltenberg, wo die langgedehnten Sandsteinhügel sich mehr im Profil zeigen als anderwärts, erhebt sich die Landschaft etwas über den Charakter des Zahmen und Lieblichen.

Das Städtchen Lohr ist einer der hübschesten Punkte auf diesem Striche und verlohnt eines Besuchs. Die Höhen des Spessart tragen hier einen wirklich romantischen Charakter; der forellenreiche Lohrbach verschafft dem Freunde der Angelfischerei eine hübsche Beschäftigung; die bewaldeten Berghänge bieten eine Abwechslung von wunderschönen Spaziergängen dar, und ein sonniges freundliches Gartengelände zieht sich zwischen den alten Stadtmauern und dem Maine hin. Das Städtchen selbst ist nicht so reich an Alterthümern als die Mehrzahl der anderen Städte am Main, denn es ist in Folge einer Feuersbrunst zum Theil neu aufgebaut worden; aber sein altes Schloß, welches unser Holzschnitt auf S. 239 darstellt, ist ein sehenswerthes Ueberbleibsel des Mittelalters. Wenn man in dem guten Gasthofe des Herrn Gundlach einige Tage behaglich gewohnt und nach genußreichen Spaziergängen in die waldreiche Umgebung gut gegessen und getrunken hat, so ist man gan, in der rechten Stimmung, die Wanderung main-abwärts anzutreten. Nur thue man das nicht in den Hundstagen, denn der Fluß strömt hier in einem von Bergen eingeschlossenen Engthale dahin, und die Sonne brennt heiß auf die staubige Landstraße und wird von den Hügellehnen reflektirt, so daß das Bißchen Wind, das sich hier geltend macht, ganz allein über dem Wasserspiegel streicht und der Wanderer nichts davon abbekommt, sondern um Schatten aufzusuchen, je nach der Tageszeit bald auf das rechte, bald auf das linke Ufer übersetzen muß. Der erste interessante Ort, den man erreicht, ist Neustadt auf dem linken Ufer, mit einem von Karl dem Großen gestifteten Benediktinerkloster, dessen schöne romanische Kirche ganz neu hergestellt ist durch die Munificenz der Grundherrschaft, des Fürstenhauses Löwenstein-Rosenberg, welche im Jahr 1855 das schon im Bauernkrieg und noch mehr im dreißigjährigen Kriege beschädigte Gotteshaus durch gründ-

Digitized by Google

liche Restauration vor dem gänzlichen Zerfall bewahrte. In der Gartenmauer ist noch ein alter Stein mit merkwürdigen Bildern eingefügt, welche Karl den Großen, die Mutter Gottes, einen Bischof und einen Bittsteller nebst einigen anderen halb thierischen halb menschlichen Gestalten darstellen. Diese seltsamen Bilder haben sonderbare Sagen hervorgerufen, wie daß hier der Main ehedem einen See gebildet, welcher von Unholden bewohnt gewesen, mit denen die ersten Besiedler von Neustadt gekämpft und nach deren Erlegung der See abgelaufen sey. Diese Unholden sollen die halb thierischen Gestalten auf jenem Steine vorstellen, die jedoch augenscheinlich nichts anderes sind, als die Wappenthiere oder Schildträger der verschiedenen Wohlthäter des Klosters.

Ein Stündchen weiter flußabwärts stand an einer Anhöhe die von Abt Reinhard von Einsiedel-Neustadt gegründete Burg Rothenfels, erbaut zum Schutze des Klosters gegen den räuberischen Adel der Nachbarschaft. Der Schirmherr, welcher diese Burg bewohnte, war ein Herr Marquardt von Grumbach, der jedoch seine Standesgenossen nur in Schach hielt, damit er seine Schutzbefohlenen im Kloster besser scheeren konnte, bis diese sich an den Bischof von Würzburg wandten, welcher den Räuber absetzte und die Burg den Grafen von Rheineck zu Lehen gab, von denen die eine Linie den Namen Rothenfels führte.

Bei Hafenlohr, dem nächsten Dorfe, liegt ein Platz, den die Sage Mattenstadt nennt, wo am 12. Decbr. 1224 eine heiße Schlacht zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Würzburg geschlagen ward, — eine der blutigsten in der fränkischen Geschichte, denn es blieben darin sechs Grafen von Henneberg, vier Grafen von Castell und drei von Wertheim außer einer Menge anderer Herren vom niedrigen Adel. Zum Gedächtniß der großen Schlacht ward später hier eine Kapelle erbaut, welche Mordstatt hieß und in deren Nähe das Landvolk in stürmischen Nächten noch jetzt verworrenen Waffenlärm hören will.

Bei Markt-Heidenfeld biegen wir in die Landstraße von Würzburg nach Aschaffenburg ein und überschreiten den Main auf einer schönen neuen Brücke. Ganz in der Nähe wächst der vortreffliche Calmuth-Wein auf einem steilen Berge mit westlicher Exposition, ein vortrefflicher firner Wein, der noch vor hundert Jahren so berühmt war, daß er beinahe nur auf fürstliche Tafeln kam. Der Weinberg gehörte dem Kloster Triffenstein, seit dessen Aufhebung diesem Wein jedoch nicht mehr die gehörige Pflege zu Theil zu werden scheint. Das Kloster Triffenstein ist schon alt; seine Kapelle stand schon im eilften Jahrhundert hier, und es war im Mittelalter unter dem unmittelbaren Schutz der Bischöfe von Würzburg sehr bedeutend. Später aufgehoben, kam es 1803 an die Fürsten von Löwenstein-Wertheim, und ein Zweig dieser Familie residirt noch daselbst.

Der Main beschreibt hier so starke Krümmungen, daß wir versucht sind, quer über den Hügel hinüberzuklettern nach Langfurt und die prachtvolle Aussicht mitzunehmen, deren man oben auf der Höhe genießt. Nahe dabei, auf einem andern vorspringenden Hügel, um den sich der Fluß in breiter Kurve windet, liegt das interessante Städtchen Homburg oder Hohenburg mit seinem alten Schlosse, einer der ältesten Orte am Main, schon 740 von Pipin dem heiligen Bonifaz verliehen. Hier starb 790 Burckhard der erste Bischof von Mainz in ascetischer Zurückgezogenheit in einer Höhle, welche später in eine Kapelle verwandelt ward.

An Wettenburg knüpft sich eine sehr eigenthümliche und alte Sage: Vor vielen hundert Jahren stand eine stattliche Burg an diesem Ort, bewohnt von einer schönen, hochgeborenen, aber geizigen und grausamen Gräfin, welche die Armen haßte. Um nun diejenigen loszuwerden, welche auf die Burg heraufkamen, um Almosen und Hülfe zu begehren, ließ sie an der vierten Seite des Burgberges einen so tiefen Graben auswerfen, daß niemand mehr heraufkommen konnte, und hieß die hülfesuchenden Bettler mit Hunden vom Burgthor hinwegheßen? Die armen Hörigen der Gräfin warfen murrend und stöhnend diesen Graben aus, allein noch war er kaum zur Hälfte vollendet, da brach ein furchtbares Unwetter los und fegte die Burg sammt der Gräfin in den Main hinab, so daß seither ein gähnender Abgrund die einstige Stelle der Burg einnimmt. Einstmals ließ sich ein kecker Bauer an einem Seil in jenen Abgrund hinab und tastete sich durch eine dunkle Kluft bis an eine Höhle, vor welcher ein großer, schwarzer Hund angebunden lag; er schaute durch eine Spalte in den Thurm hinein und sah in einer hellerleuchteten Höhle eine Menge

Digitized by Google

Herren und Frauen in einer ganz fremdartigen uralten Tracht versteinert sitzen. Man zog ihn bewußtlos wieder herauf. Ein ander Mal stieg ein Schäfer hinunter und begegnete einer schönen, stattlichen, aber leichenblassen Frauengestalt, die ihn durch eine Menge von Gemächern führte, deren eines immer schöner war als das andere, bis er endlich an eine Kammer voll modernder Todtengebeine kam und zurückeilte, worauf man ihn mehr todt als lebendig wieder heraufzog. Als er wieder zu sich kam, zeigte sich, daß die Zeit, welche er unter der Erde zugebracht hatte und die ihm nur eine Stunde betragen zu haben schien, in Wirklichkeit sieben Jahre betragen hatte. Alle sieben Jahre soll man die Burg noch deutlich auf dem Grund des Mains sehen, und Sonntagskinder können auf dem Berg an der Stelle, wo die Burg stand, noch eine Höhle und ein Steinstück mit einem großen Ring daran bemerken, — dem unbefangenen Auge der Archäologen aber zeigen sich an der Stelle der sagenhaften Burg nur die Spuren jener alten urgermanischen Ringwälle oder Befestigungen, welche in fernster Vorzeit hier von den alten Deutschen aufgeworfen wurden, um dem Vordringen der Römer zu steuern, deren Reichsgrenzwall, der sogenannte Limes transrhenanus, ganz in der Nähe vorüberführte.

In dem Dorfe Urphar, welches weiter stromabwärts liegt, will man die Lage einer alten römischen Ueberfahrt erkennen. Der Wanderer läßt sich nun auf das rechte Ufer des Mains übersetzen und klettert über die Anhöhe, um eine lange Krümmung des Flusses zu umgehen, worauf er drunten im Thal Kreuz-Wertheim liegen sieht, eine reizend gelegene kleine Doppelstadt an der Einmündung der Tauber, deren Lage und Bauart auffallend an Heidelberg erinnert. Die Vorstadt Kreuz- liegt nämlich auf dem rechten, Stadt-Wertheim auf dem linken Ufer des Mains, letztere die Residenz des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Hoch über der Stadt thronen die stattlichen, theilweise noch ganz gut erhaltenen Ueberreste des alten Schlosses, das in archäologischer Hinsicht vielfach interessanter ist, als die Heidelberger Schloßruine, mit der sie an Großartigkeit, Umfang, Farbe u. s. w. große Aehnlichkeit hat; allein statt des reichen Renaissancestyls und der Palastform der letzteren zeigt das Wertheimer Schloß noch die reinen Formen des mittelalterlichen Baustyls und mehr die burgartige Anlage eines derartigen Herrensitzes aus dem 14. und 16. Jahrhundert. Die Fronte des Schlosses gegen die Tauber hin ward im J. 1310 von dem Grafen Rudolf erbaut und im 30jährigen Krieg zerstört. Wertheim verlohnt einen mehrtägigen Aufenthalt, denn es ist nicht nur weitaus der schönste Punkt auf der ganzen Fahrt, sondern auch ein sehr gutgelegener Ausgangspunkt zu genußreichen Ausflügen in den benachbarten Spessart auf dem rechten und den Odenwald auf dem linken Mainufer und den Taubergrund entlang, wo man überall eine Menge der schönsten und lieblichsten Ansichten findet und namentlich der Landschaftszeichner eine reiche Ausbeute für sein Skizzenbuch findet. Auf dem rechten Ufer liegt der bayrische Flecken Kreuz-Wertheim, ebenfalls mit einem Schlosse, aus dessen Fenstern sich die Schloßtrümmer auf der Höhe des jenseitigen Ufers besonders imposant ausnehmen und zu einem Besuche locken. Wir gehen daher hinüber nach der badischen Stadt Wertheim, quartieren uns im „Badischen Hofe" ein, dessen freundliche Räume, gute Tafel und treffliche Weine uns einen mehrtägigen Aufenthalt sehr angenehm machen, und steigen zunächst zu den Schloßruinen hinan, deren Umfang und Großartigkeit sich uns in der Nähe noch auffallender macht. Wir besichtigen zunächst die gewölbten Hallen, die ehedem zu Stallungen dienten, und die Ruinen der Kirche, an denen wir noch einige Fenster vom reinsten gothischen Maßwerk wahrnehmen, obschon die Bäume und Gesträuche in den dachlosen Räumen so hoch herangewachsen sind, daß sie einigermaßen die Einzelnheiten der Architektur verdecken; diese Bäume ꝛc. wurzeln nämlich in dem aufgehäuften Schutt der oberen Theile des Gebäudes. Gar wunderschön und lieblich sind die Spaziergänge um die mit Schießscharten versehenen Mauern herum, welche an den Ueberbleibseln höherer Außenwerke vorüber in eine Art sorgsam gepflegten Lustgehölzes und zu der Kuppe des Hügels hinaufführen, von wo aus man einen herrlichen Ueberblick der Schloßruine und eine prachtvolle ausgedehnte Aussicht über die Flußstrecken zu beiden Seiten, über das Tauberthal und die mit dem rothen Sandstein gekrönten Kuppen des Spessarts und Odenwalds hin genießt. Im Herunterweg

Digitized by Google

kommen wir im Garten an dem verstümmelten Steinbild eines Thieres vorüber, welches einen starken Hirsch darstellen soll, den einst eine waidgerechte schöne Gräfin von den Fenstern des Schlosses aus erlegte, nämlich denselben, der lange den emsigen Nachstellungen ihres Gemahls entgangen war.

Die Grafen von Wertheim sind eines der ältesten deutschen Adelsgeschlechter, denn sie kommen schon um das Jahr 900 in den Turnierbüchern vor, und gehören heutzutage noch zu den freisinnigsten und liebenswürdigsten Mitgliedern unserer hohen Aristokratie. Auch die Stadt Wertheim rühmt sich eines hohen Alters, denn sie soll schon im Jahr 326 n. Chr. Geb. von einem fränkischen Herzog Gunibald gegründet worden seyn, welcher sich mit seinen Sicambriern hier niederließ. Die alte Stiftskirche ist sehr sehenswerth und merkwürdig, und ihr gegenüber steht noch ein schönes gothisches Haus, ein ehemaliges Kloster, das nun zur Schule dient. Manches historisch Interessante erfährt der Wanderer an Ort und Stelle, denn namentlich die Stadt, welche Kaiser Albrecht II. im Jahr 1306 zur freien Reichsstadt erhoben, hat eine höchst denkwürdige und wechselvolle Geschichte.

Wenn wir Wertheim verlassen, beschreibt der Mainstrom kürzere Krümmungen, so daß er oft das Ansehen eines Sees hat; die bewaldeten Abhänge der beiden Ufer drängen sich bis zum Flusse vor und allenthalben treten daran die rothen Wände des bunten Sandsteins hervor, welche häufig abgebaut werden. Die vielen Dörfer und Städtchen, die Burgen und Wälder machen einen zauberischen Eindruck und halten den Wanderer in fortwährender Spannung bis nach Stadt-Prozelten auf dem rechten Ufer, einem langgedehnten befestigten alten Städtchen, welches von den Ruinen eines 1688 von den Franzosen zerstörten Schlosses der alten Schenken von Klingenberg überragt wird und einen höchst anmuthigen Anblick gewährt. Weiterhin kommt man bei Fechenbach und Reistenhausen an den großartigen Steinbrüchen des Herrn v. Bethmann in Frankfurt vorüber, wo vortreffliche Quadern und Bausteine gebrochen und zu Schiffe nach Frankfurt und noch weiterhin geführt werden. Weiter stromabwärts gelangen wir abermals an ein malerisches Städtchen, das mit seiner hoch darüber ragenden Schloßruine ebenfalls an Heidelberg erinnert. Es ist das hübsche freundliche Freudenberg, welches der Sage nach schon in frühen Zeiten von den Hunnen zerstört worden seyn soll, dessen Schloß aber im 30jährigen Kriege gebrochen wurde. Einer der interessantesten Theile der Ruinen ist der sehr alte Thurm aus Buckelquadern, dem man lange Zeit römischen Ursprung beimessen wollte. Der Wanderer findet in der „Rose" ein gutes Glas Landwein und in einer Rebenlaube eine hübsche Aussicht auf die Burgruine. Mit Interesse wendet er im Weitergehen die Blicke noch einmal zu dem von Ringmauern umfriedigten alten Städtchen, das ebenfalls den Grafen von Löwenstein-Wertheim gehört, zurück, und schlendert dann den Fluß entlang, der hier Odenwald und Spessart scheidet, durch ein malerisches sagenreiches Gelände hin. An eine der Burgruinen dieser Gegend knüpft sich die Sage von der Entstehung des Geschlechts der Rüdt von Collenberg, zu welcher jedoch wahrscheinlich nur eine alte Wappenfigur Anlaß gegeben hat. Die Sage erzählt: auf jener Burg habe einst ein wilder Ritter als Gatte einer sanften engelgleichen Frau gelebt, welchen eines Tags eine Bettlerin mit vielen Kindern um ein Almosen ansprach, worauf er sie sammt ihrer „Brut" verfluchte. Im Weggehen wünschte ihm das arme Weib, seine Gattin möge ihm zwölf Söhne auf einmal gebären, damit diese sein Vermögen verzehrten und ihn ebenfalls zum Bettler machten. Wirklich gebar ihm seine Gattin darauf auch zwölf Söhne auf einmal, und er befahl, eilf davon wie junge Rüden im Main zu ertränken. Aber der sanften Mutter zu Liebe retteten die Wasserfeen diese Kinder, beschützten und verbargen sie und ließen sie an fernen Orten erziehen, daß sie alle berühmte Ritter wurden. Nach dem Tode ihres harten Vaters kehrten diese eilf Söhne dann in die Heimath zurück, wurden eine angesehene mächtige Familie und hießen sich fortan die Rüdten von Collenberg.

Weiterhin auf dem linken Ufer liegt der Marktflecken Bürgstadt mit einem alten Rathhause und den Trümmern eines elliptischen alten Ringwalls von Steinen von beträchtlicher Ausdehnung, der jetzt noch an einzelnen Stellen acht Fuß hoch ist und zu dem römischen Grenzwall gehört zu haben scheint. Im Bürgstädter Wald findet man noch große Steine,

Digitized by Google

die man Hain- oder Heidenfässer nennt, und wovon zwei Stücke, jedes fünfzehn Fuß lang, offenbar zu Pfeilern oder Seitenschäften bestimmt waren, die man in einem ziemlich frühen Stadium ihrer Bearbeitung wieder hatte liegen lassen. Sie erinnern einigermaßen an jene Säulen im Odenwalde beim Felsenmeer, deren wir auf S. 47 des vorigen Jahrgangs der „Hausmannskost" gedacht haben.

Noch ein Marsch von einigen tausend Schritten und vor unserm Auge liegt die alte ansehnliche, geschichtlich so denkwürdige Stadt Miltenberg, an deren Stelle schon zur Römerzeit eine in den Bereich des

Altes Churmthor zu Miltenberg.

Grenzwalls hereingezogene Ansiedelung bestanden zu haben scheint. Hier öffnet uns ein guter Gasthof, der „Engel," seine freundlichen Pforten und lädt zu längerem Aufenthalt, wozu auch die reizende Lage der Stadt und ihre vielen geschichtlichen Erinnerungen bewegen. Die große Strecke zwischen den beiden noch stehenden Thorthürmen, deren einen unser Holzschnitt abbildet, zeugt von früherer Größe der einstigen Kurmainzischen Stadt, welche den ganzen Flächenraum zwischen dem Thor an der Mud und der heutigen Stadt einnahm; wo jetzt Felder und Gärten liegen, da standen ehedem Häuser, welche bei der nachstehend erwähnten Eroberung der Stadt niedergebrannt und seitdem nicht mehr aufgebaut wurden. Das größere, von Albrecht von Brandenburg 1552 zerstörte Schloß soll auf den Grundmauern eines römischen Lagers erbaut worden sein und gehörte einst den Erzbischöfen von Mainz, die von hier aus ihre Hoheitsrechte über ein ziemlich bedeutendes Gebiet ausübten. Noch sieht man allenthalben den kurmainzischen Wappenschild mit dem Rade, aber die Stadt hat unter dem Krummstabe ihre alte Blüthe seither nicht wieder erlangt. Die Ueberreste der Burg, welche immer noch imposant und bewohnbar sind, kamen 1803 in den Besitz des Fürsten von Leiningen, und gingen etwa vor einem Jahrzent in den Besitz eines emsigen Alterthumsforschers und Sammlers, des Archivars Habel aus Wiesbaden, über, welcher mit seinen werthvollen Sammlungen hier oben wohnt und gegen gebildete Besucher der Burg gerne Gastfreundschaft übt und die alte Burg besichtigen läßt. Herr Habel hat auch im Rheingau und am Rhein mehrere Burgen angekauft in der löblichen Absicht, dieselben zu erhalten, ebenso Burg Eppstein im Taunus. Auch die Burg Miltenberg erhält er in gutem baulichem Zustand, ändert nichts daran, sondern bessert nur das aus, was der Zahn der Zeit zerstört hat, und verwandelt das Innere der Burg in einen reizenden Blumengarten, wo der junge Flor der Gewächse einen tiefen poetischen Kontrast zu den alten Ruinen bildet. Ob er seine ungemein werthvollen Sammlungen ebenso bereitwillig zeigt, wie seine malerische Burg, wissen wir nicht; aber Schätze von solcher Bedeutung wollen auch sorglich gehütet sein, und der ehrwürdige freundliche alte Herr gemahnt lebhaft an den Alterthümler in Walter Scotts Roman Old Mortality. — Die Aussicht von der Burg Miltenberg ist eine der entzückendsten, welche man haben kann; der Fluß bespült die Stadt in Gestalt eines Hufeisens, die benachbarten Hügel zeigen sich im Profil, die alten Befestigungen ziehen sich mit Thürmen flankirt die Abhänge des Hügels hinan und um die Burg herum, wie die alten Zingeln von Bellinzona in der Schweiz, und so ist Miltenberg wirklich eine Perle in der ganzen Landschaft. Auch die übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt verlohnen einen Besuch, namentlich die so hübsch am Berge gelegene Villa des Herrn v. Woldeck mit ihrer schönen Aussicht, u. das sogenannte „Sachsengrab", ein Denk-

Digitized by Google

mal an der Felswand unterhalb Miltenberg, von zwei Pappeln beschattet, zum Gedächtniß an den Wellentod, den am 11. April 1814 hier 62 sächsische Freiwillige durch Umschlagen einer Fähre im Main fanden. Hübsche Ausflüge sind nach dem Franziskanerkloster und Wallfahrtsort Engelberg auf einem rebenbewachsenen Vorhügel, bei dem Dorf Groß-Heubach auf dem rechten Ufer, und nach dem Dorfe Klein-Heubach auf dem linken Ufer, bei welchem in einem schönen Park mit prachtvollen Bäumen das Residenzschloß des Fürsten von Löwenstein-Werthheim-Rochefort von Rosenberg liegt, welches um seiner hübschen Lage willen einen Besuch verdient. In einem Fichtenwald auf einem Vorhügel des Odenwalds oberhalb Kleinheubach liegen in zwei Haufen sechs gewaltige Säulen von buntem Sandstein, mehrere 20 Fuß lang und darüber, mit Vorsprüngen auf der obern Seite, welche wahrscheinlich um der leichtern Fortschaffung willen stehen gelassen worden sind; diese Säulen, nun ganz mit dem schönen Waldmoos überkleidet, sind offenbar von den Römern gebrochen und bearbeitet worden, um hier in Miltenberg oder an irgend einem andern Punkte einen Tempel oder ein öffentliches Gebäude zu zieren, und blieben dann beim Abzuge der Römer unverbraucht liegen. Man zählt noch sieben andere ähnliche, welche in verschiedenen Richtungen hier herum zerstreut liegen. Die Sage mißt ihre Entstehung Riesen bei, welche hier eine Brücke über den Main bauen wollten und daran durch sichtbares Einschreiten der göttlichen Macht gehindert wurden. Auch diese Säulen erinnern lebhaft an die schon erwähnten im Odenwalde beim Felsenmeer. An Spuren von der einstigen Gegenwart der Römer an dieser Stelle ist kein Mangel, und man findet in Feld und Wald noch eine Menge römischer Alterthümer, namentlich Bronzeschmuck, Topfscherben von Siegelerde, Gläser u. s. w.

Die eigentlichen malerischen Schönheiten des Mains hören bei dem Städtchen Klingenberg, das durch seine schöne Ruine, wie durch seinen trefflichen Rothwein berühmt ist, auf, obschon die Dörfer Trennfurt, Wörth und namentlich Obernburg am alten römischen Grenzwall dem Alterthumsforscher noch manches Interessante bieten. Da aber die Berge fortab mehr vom Fluß zurücktreten und die Ufer sich verflachen, so thut man gut, den Rest der Strecke bis Aschaffenburg vollends mit dem Postwagen zurückzulegen, und sich im rasselnden Wagen in die Erinnerungen an diese Fahrt durch eine der weniger bekannten aber schönsten und interessantesten deutschen Gaue zu versenken.

Gedankenspäne.

Wo Gottes Ruthe uns schlägt, da richtet er uns mit seinem Stabe wieder auf. —

Treue Liebe wird durch widrige Schicksale genährt, wie Rosen und Veilchen von Frühlingsstürmen. —

Die gewaltigsten Menschen zweifeln bisweilen an ihrer Kraft, die schwächsten niemals. —

Jeder Mensch trägt in sich all die Wunder, die er außer sich aufsucht.

Nichts ist weiter als die Erde vom Himmel; nichts ist näher als der Himmel zur Erde. —

„Wenn ich dereinst ein Mann bin," ist die Poesie der Jugend; — „als ich noch ein Kind war," ist die Poesie des Alters. —

Der treueste Freund ist derjenige, welcher selbst wenn man ihn als Feind behandelt, sogar noch freundlicher ist wie zuvor. —

Das Leben kann manche Wechselfälle mit sich bringen, aber es flieht nicht bis zu einer bestimmten Stunde; die Hoffnung kann eine Zeit lang verschwinden, aber sie stirbt nicht; die Wahrheit kann verhüllt werden, aber sie dauert aus; die Liebe kann zurückgestoßen werden, aber sie kehrt wieder. —

Wohlwollen und Heiterkeit können mehr als die Hälfte der Runzeln aus dem Gesicht des Alters vertreiben.

Heiterkeit ist Gesundheit; Trübsinn dagegen ist eine Krankheit der Seele.

Die Schmeicheleien von Freunden und Feinden würden uns wenig Schaden thun, wenn wir uns leider nicht selbst schmeicheln würden.

Nichts dient wirksamer dazu, die Unglücksfälle des Lebens zu erleichtern, als eine stetige und interessante Beschäftigung, eine geregelte Thätigkeit.

Wer seine Leidenschaften bezwingt, ist heldenmäßiger als derjenige, welcher einen Feind überwindet; und doch gibt es Menschen, welche ganze Völker beherrschen und doch die Sklaven ihrer eigenen Leidenschaften sind.

Digitized by Google

Das Schloß zu Lohr am Main.

Keine Kunst oder Wissenschaft ist so schwer, daß der zähe Fleiß sich dieselbe nicht aneignen könnte. Den fleißigen Mann versteht und schätzt man in allen Ländern und bei allen Nationen. Fleiß ist der Stein der Weisen, welcher beinahe jeden Gegenstand in Gold verwandelt.

Ueber Manieren und Benehmen. „Ich mache es mir zu einem Grundsatz der Moral, niemals einem Andern wegen seines Benehmens gram zu seyn," sagt ein berühmter Schriftsteller. „Mögen seine Manieren linkisch oder graziös, plump oder fein, glatt oder bäurisch oder von was immer für einer Art seyn, wenn es der Mann nur gut meint und aus redlicher Absicht, ohne Ueberspanntheit und Affektation handelt. Nicht jeder hat die Gelegenheit und den Vortheil, den Umgang der sogenannten „guten Gesellschaft" zu genießen um sich nach den fantastischen und willkürlichen Regeln, Bräuchen und Ceremonien derselben zu schulen; und wenn es wirklich irgend einen Maßstab für sogenannte Manieren gibt, so gründet derselbe am besten auf Vernunft und gesunden Menschenverstand, und nicht auf jene künstlichen Bestimmungen. Die Manieren müssen extemporirt seyn wie die Unterhaltung, und nicht studirt. Ich mißtraue einem Mann, der mir stets mit demselben immerwährenden Lächeln in seinem Gesicht, mit derselben Beugung des Körpers, mit demselben vorbedachten Händedruck begegnet. Ein herzlicher wenn auch derber Handschlag, ein freundlich grüßendes Kopfnicken und erforderlichen Falles das biedere „Wie geht's, alter Freund?" überwiegen in meiner Schätzung alle studirten Phrasen und Tanzmeister-Komplimente."

Wann beginnen wir die Menschen liebzugewinnen? Wann sie anfangen, uns in ihre Herzen schauen zu lassen, und wann ihre Herzen werth sind, daß man hineinschaue.

Digitized by Google

Der Märtyrer.

Eine Geſchichte aus dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

(Schluß.)

Der alte Mann hielt erſchöpft inne, halb erſtickt von ſeiner tiefen Gemüthsbewegung; dann fuhr er nach einer langen Pauſe fort:

„Die Schrecken jener Nacht werde ich nie vergeſſen. Ich kämpfte mit mir ſelbſt und ich ſiegte. Sie ſchlief endlich — den ſchweren, todesähnlichen Schlaf Derer, die ſich dem Wein ergeben.

„Ich wiſchte von Zeit zu Zeit den Schweiß von ihrem Geſicht, bis der Morgen kam. Sie erwachte nicht; der Mittag kam und noch immer ſchlief ſie. Ich ſah ihn die ganze Zeit über — während der ganzen einſamen Nacht, wo ſie ſo in meinen Armen lag, ſah ich ihn.

„Als die Sonne unterging, erwachte ſie, blickte mich mit einem neuen eigenthümlichen Lichte in ihren Augen an und weinte um Waſſer. Ich hatte nicht einen Tropfen. Hierauf ſang ſie wieder irgend ein Lied aus ihrer Kindheit und kniete dann vor mir nieder.

„‘Marcus,’ ſprach ſie, im Wahne, ſie ſey noch ein Kind und ich ihr Bruder, — ‘ich will Dir einen Kranz flechten!’ Dann raffte ſie das Stroh vom Boden auf, faßte die Aehren zuſammen und machte davon einen Kranz, den ſie mir auf den Kopf drückte. Ich half ihr, indem ich ihr die Ketten hielt; ſie aber meinte, ich halte ſie, und rief: Laß mich los, Marcus! laß mich gehen!“

„Nein, Virginia! dazu hat Dich Dein Marcus zu lieb!“

„Sie blickte von meinem Geſicht auf ihre Hände und rief: ‘Sieh’, ich habe einige Mohnblüthen unter dem Getraide gefunden und ausgedrückt; ſiehe, der Saft läuft an meinem Arm hinab. Ich will Dich damit bemalen, Marcus, wie wir jüngſt den Mann aus Britannien auf dem Marktplatz bemalt ſahen. Es iſt Roth, nicht Blau; aber das hat ja nichts zu ſagen!’ Und damit nahm ſie etliche Strohhalme,

Digitized by Google

rieb sie an ihren armen blutenden Handgelenken und beschmierte mit ihrem eigenen theuren Blut ihr Gesicht.

„'Jetzt laß Dich küssen, Marcus, und laß uns dann heimgehen! ich muß Milch forttragen!'

„Ich ging auf ihren Einfall ein und wir gingen im Gemach herum; dann reichte ich ihr einige Tropfen Wein, und sie war zufrieden und schlummerte wieder ein.

„Abermals war's Abend. Ich beobachtete den Spiegel allein. Das Fleisch kam — weniger als jemals. Ich fürchtete mich, sie aufzuwecken, und doch mußte ich essen. Ich nahm sie sanft in meine Arme und schritt nach der Leiste hin, die ich glücklich erreichte. Auf einen Augenblick mußte ich die eine Hand frei machen. Ich langte nach dem Fleisch, fühlte aber ihre schweren Ketten heruntergleiten. Sie fielen, zerrten heftig an ihren Handgelenken und stürzten dann klirrend auf den Boden nieder. Sie erwachte, heftete einen flüchtigen erschrockenen Blick auf mein blutbeschmiertes Gesicht, das sie erschreckte, und schrie: 'Glaucus, komm'! Zu Hülfe, Glaucus! — Sporus, Du Dämon, laß mich los!' Sie zerkratzte mir das Gesicht mit den Nägeln und biß nach mir unter lautem Angstgeschrei. Ich habe den Schrei des wilden hungernden Raubvogels, den Schrei der verzweifelnden Seeleute im Kampfe mit der Brandung eines Schiffbruchs, — habe den wildesten aller Töne gehört, den Wind, der durch die Föhren des Gebirges heult; allein nie zuvor hat ein Schrei mich mit solchem Grauen erfüllt wie dieser — niemals zuvor, noch seither, habe ich etwas ähnliches gehört — ja ich höre ihn noch!' rief der alte Mann und hielt beide Hände vor die Ohren, als wollte er diesen Ton von sich abhalten.

„Sie hielt mich also für den Sporus und rang verzweifelnd um ihr Leben.

„'Gib Dich doch zufrieden, meine Virginia! ich bin ja Dein Geliebter, Dein Glaucus!'

— „'Lügner der Du bist!' rief sie wieder unter demselben wilden Angstgeschrei und schrie nach Glaucus. Endlich riß sie sich aus meiner Umarmung los und floh vor mir in der ganzen Zelle herum, wobei sie mich nachzerrte. Ich mußte ihr wider Willen folgen, denn ich hätte sie zwar an den Ketten zurückhalten können, aber ich hatte Mitleid mit ihren wunden Handgelenken. Endlich erhaschte ich ihr Gewand und sie fiel, stürzte aber auf die scharfe Kante des Beckens von dem Weinbrünnchen, so daß das Blut sogleich aus einer tiefen Wunde an ihrer schönen weißen Stirne floß. Sie sank nun in Ohnmacht, und in dem Geruch des Blutes, als ich es zu stillen suchte, sah ich ihn wieder mit furchtbarer Deutlichkeit. Ich wagte ihre Stirne nicht zu küssen, während das Blut floß. Ich hielt sie und lag neben ihr, während ich meine karge Mahlzeit gierig verzehrte. Ich fühlte mich wieder stark und machte mir doch einen Vorwurf darüber, daß ich gegessen habe — es diente ja nur dazu, mir das Leben zu verlängern, und wofür lebte ich denn? Und doch mußte ich nothgedrungen und wider Willen essen.

„Der Mond schien hell auf ihr Gesicht, und abermals sah ich ihn, wie sie so dalag. Was würde ich nicht darum gegeben haben, wenn ich ihn nicht gesehen hätte! Es fehlte nur noch wenig zu Sonnenaufgang; die Sterne blinkten schwächer im werdenden Lichte des Morgengrauens, als sie erwachte. Oh welch ein Glück durchzuckte mich! Es war wieder der alte Blick — der Blick, womit sie mich angeschaut hatte, als sie zu meinen Füßen in dem wilden freien Walde saß!

„'Hab' ich lange geschlafen, mein Glaucus? Ich habe solch gräßliche Träume gehabt. Mir war als sey ich ein Kind, dann träumte ich wieder von den Wäldern und Sporus, und dann bildete ich mir wieder ein, ich sey Deine Braut und Du seyest auf unserm bräutlichen Bette gestorben. Vergebens rief ich Dich beim Namen, küßte Dich, drückte Dich an mich — Du warst todt und ich eine verwittwete Jungfrau.'

— „'Du bist sehr krank gewesen, meine Theure, beinahe todkrank. Es war kein völliger Traum. Fühlst Du nun noch Schmerzen, Virginia?'

„'Nein, mich schmerzt jetzt nichts mehr!' erwiderte sie. Er war nun ganz nahe — ich wußte es, als sie mir dieß sagte. — 'Glaucus,' fuhr sie fort, 'ich werde Dich nun bald verlassen. Nicht wahr, Du wirst an all die Dinge denken, die ich Dir gesagt habe von meinem Gotte und von Christus? Willst Du nicht etwas haben, um dessen willen Du leben möchtest, wann ich nicht mehr bin?'

— „'Ich werde hoffentlich ebenfalls bald hin-

gehen — ich weiß, daß ich nicht ohne Dich leben kann, meine Virginia!'

„Bah, die Männer sterben nicht, wann sie wollen, außer durch eigene freve Schuld; Du kannst daher noch davon kommen, wann ich nicht mehr bin! Dir werden sich die Thüren des Kerkers öffnen!"

— „'Vielleicht, meine Liebe!' sagte ich, denn ich wäre keine Stunde hier geblieben, wenn sie nicht gewesen wäre und die Ketten. Freiheit oder Tod war für mich das Werk eines Augenblicks, denn ich konnte die Fenster leicht erreichen.

„'Glaucus, willst Du mir noch eine letzte Bitte gewähren?'

— „'Ja, mein Leben! fordre, was Du willst, ich werde alles vollbringen!'

„Sie reichte mir ihr Gesicht herauf, damit ich sie küsse. Aber sie hatte keine Kraft und sank zurück. Ich bückte mich zu ihr hinab und küßte sie. Wir hätten weinen mögen, aber die Natur hatte keine unnütze Feuchtigkeit für Thränen — die Augäpfel waren entzündet und trocken.

„'Versprich mir, Glaucus, ein Lehrer und Prediger jener Wahrheiten zu werden, in denen ich Dich so demüthig und doch so willig unterrichtet habe! Willst Du, mein Glaucus?'

— „'Unter dem Beistande Deines Gottes will ich Christum predigen unter den Menschen, bis mich der Tod zu Dir heimberufst, meine Liebe! Und Gott gebe, daß dieß bald geschehe, recht bald!'

„'Ich bin so glücklich!' sprach sie mit einem seligen Blicke, der mich ganz von der Wahrheit ihrer Worte überzeugte. 'O Jesu Christe!' fuhr sie fort, 'segne mit Deinem Geiste diesen Deinen Diener! Lasse seine Arbeit gesegnet und gedeihlich seyn für Deine Sache, für Deinen Ruhm, für Dein Reich. Segne uns beide, o Christe!' Sie hielt inne, legte ihre gefesselten Arme um meinen Nacken, zog mein Gesicht zu dem ihrigen herab und küßte mich zärtlich. — 'Segne meinen Glaucus, o barmherziger Christus!' murmelte sie und starb so . . . . .

Der alte Prediger schluchzte nicht mehr allein.

„Ich drückte meinen Mund auf den ihrigen, bis ihre Lippen kalt waren, und selbst dann hörte ich nicht auf, sie zu küssen. Sie war todt! Sporus hatte sich gut gerächt, aber teuflisch grausam, mit wohlbedachter Bosheit: seine Sklavin, meine einzige theure Virginia, war todt. Ich dachte an den Abend. Er kam — der Spiegel drehte sich nicht — es lag kein Fleisch da. Der Wein sprudelte noch immer blinkend in sein Becken herab. Ich sah nach den Fenstern, — sie waren verschwunden, verstopft! es war an kein Entkommen zu denken. Es war also bestimmt, daß ich hier umkommen sollte — ich sah ihn, wie er auch auf mich lauerte. Er stand mir gegenüber die ganze Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag, — er grinste mich an, der höhnische, der unvermeidliche Tod. . . .

„Der Abend kam wieder — der Spiegel bewegte sich nicht — Er war nahe, entsetzlich nahe. Ich nahm mein Gewand, drehte es zu einem Stricke zusammen und legte ihn um meine Kehle — zog den Strick straff an und immer straffer — ich konnte mein Versprechen nicht halten — ich mußte nun sterben. Ich konnte ihn nicht länger anblicken. Straffer und immer straffer — Er wich nun von mir, Gott sey Dank! alles ward grau und wirr und undeutlich vor meinen Augen. Noch dichter zog ich den Strick an — jetzt war Er beinahe fort. Noch straffer — die Erde that sich auf . . . . ich stürzte in einen bodenlosen Abgrund und alles ward finster um mich her. Das Bewußtseyn wich von mir. . . .

„Leider erwachte ich abermals. Es war Nacht. Ich fühlte mich schwächer, aber ich spürte, daß ich noch immer da war, am Leben, in meinem Kerker. Der Strick war gebrochen und dieß hatte mich gerettet. Aber wozu? Dort lag sie, so friedlich, so heilig, so rein und ruhig in ihrem Todesschlafe. Ich konnte sie kaum für todt halten, und doch war sie todt, hatte ausgelitten — und ich sah ihn noch da.

„Ich mußte trinken. Ich schleppte mich mühsam zu der Weinquelle hin und trank, in tiefen durstigen Zügen. Allein mein Hunger war noch wüthender als jemals geworden, und ich hatte kein Fleisch.

„Ich trug nun ihre Leiche behutsam zu der Bank zurück und legte sie darauf nieder. Jetzt sah ich Ihn zu mir kommen! Ein Schwindel erfaßte mich — Er wich von mir, aber nach einiger Zeit kam Er wieder näher. Ich beugte mich über sie und küßte ihre bleichen Lippen. Er war mir noch näher. Ich bückte mich nochmals zu ihr und küßte sie wieder

Digitized by Google

und wieder — und nun, Dank Dir, mein Gott! — nun war Er gekommen — endlich war Er da! Gott verzeihe mir, aber ich war wahnsinnig!....

„Wilde Träume gährten und rasten in meinem Gehirn.... Ich war ein König, sah beim Königsmahle Ueberfluß und Leckerbissen um mich her! Ich schlief auf einem Bett von den weichsten Dunen. Ich aß, wann es mir beliebte, ich trank — und wie gierig! — und doch waren, seltsamer Weise, meine Hände noch immer gebunden!....

„Ich war ein Läufer in den öffentlichen Spielen. Ich sah die versammelte Menge; ich hörte, wie das Volk beifällig murmelte, als es meine kräftigen Glieder sah. Ich hatte flinke Sohlen — ich und meine Nebenbuhler huben den Wettlauf an. Der Circus war klein, sehr klein. Mir war, als ob ich eine Last hinter mir herschleppte. Ich kannte kein derartiges Spiel, es war mir ganz neu — allein ich wollte laufen, lief schneller und immer schneller; der Wettlauf tödtete mich beinahe; meine Augen drangen aus ihren Höhlen hervor, der goldene Apfel rollte vor mir her — ich bückte mich nach ihm — fiel zu Boden, und alles war wieder schwarze Nacht vor mir. ....

.... „Ich erwachte. Ich war ein Gladiator, ein Fechter. Ich sah mich in der Arena, die aber ganz klein und eng war. Ich erblickte meinen Gegner — er war mir täuschend ähnlich. Wir mußten zuvor schon gefochten haben, denn auf seinem Gesichte war frisches Blut. Ich schlich mich vorsichtig zu ihm hin — er war fort; — ich lauerte auf ihn, schlich wieder heran — er kam zurück. Ich erhob die Hand zum Streich — aber ich war nicht frei — er und ich, wir waren beide gefesselt — es war ein neues Spiel, aber ich wollte fechten. Er erhob die Faust, da schlug ich ihm aus Leibeskräften ins Gesicht — ich traf ihn, aber wir fielen beide zu Boden — er lag unten. Er war an mich gefesselt! Ich schlug ihn immer wieder. Ich hatte ihn nun getödtet. Aber immer noch schlug ich auf ihn los — er rührte sich ja noch. Ich ergriff ihn an der Kehle. Wir kollerten übereinander — hierauf ward er ganz still. Ich wachte über ihn und trank, und schlief während ich wachte. ....“

„Und wiederum wachte ich auf; es war dunkel. Ich war ein Gefangener, gefesselt an etwas kaltes, feuchtes, an einen nassen Stein! Ha, ha! Dießmal hatten sie mich mit Stricken gebunden, mit verschlungenen knotigen Stricken! Ich tastete umher nach einem Messer — ich hatte keines — ich war blind und konnte nicht sehen.

„Meine Häscher hatten die Zähne des Gefangenen vergessen! Ich zernagte und zerdrehte die Stricke die ganze lange Nacht hindurch — die Stricke waren alt und morsch — sie stanken mir in die Nase; allein ich nagte weiter, und — war wieder frei.

„Ich war frei! Ich lief, ich sprang und hüpfte wie ein Reh. Ich tanzte nach einer wilden Musik, die ich dicht neben mir zu hören wähnte. Ich war frei! ich war wieder draußen im wilden Forst — die Bäume rauschten über mir, der Wind fächelte meine Wangen wie ehedem. Ich streckte mich unter einem Baume nieder und schlief ein — ich träumte von Virginia! — sie kam zu mir, setzte sich neben mich — sie küßte mich auf die Stirne, denn sie sollte ja demnächst meine Braut seyn. Das Herz hüpfte mir vor Freude ob diesem Gedanken. Sie war nun meine Neuvermählte — ich führte sie aus dem Tempel. Der Tag verrann, die Nacht sank hernieder, ich lag zur Seite meiner Braut im dämmerigen Mondlicht — ich drückte sie an mich — sie antwortete nicht — sie war eiskalt!....

.... „Ich erwachte. Ich war jetzt nicht wahnsinnig; aber wo war ich? Es war noch immer derselbe Kerker — dasselbe viereckige Gemach mit der Oeffnung in der Decke, durch welche der Himmel hereinblickte; dieselbe sprudelnde Weinquelle — es waren noch immer die alten Fesseln an meinen Handgelenken. Aber der faulige Modergeruch, der mich nicht athmen ließ! Und dort, jene Gestalt — was war dieß? Nein, das konnte sie nicht seyn! Und doch war sie es — lebenslang werde ich jenen Anblick nicht vergessen!

„Mir ist, als sähe ich sie noch — barmherziger Gott, ich sehe sie noch!“ schrie der alte Mann; „jene faulende, stinkende, zerquetschte, verstümmelte, zerrissene Masse, an welcher keine Spur von menschlicher Schönheit mehr war — woran die Knochen aus den welken zerrissenen Lappen der Haut herausschauten, unter denen das Fleisch weggefressen war — ja, weggefressen! Jene Ohren, in welche ich Worte der Liebe geflüstert hatte — jene Augen, in

Digitized by Google

denen ich mein Glück gelesen — jene Lippen, die mich so zärtlich geküßt hatten .... alle, alle waren verschwunden, — und statt ihrer stierten mich trübe Augen aus tiefen schwarzen Höhlen an und die lippenlosen Zähne schienen nach mir zu fletschen aus einem gespenstigen Schädel. Und die Arme — nein die fleischlosen Knochen der Arme waren noch in Fesseln — ihre Fesseln hingen noch an den meinigen ich wäre frei gewesen ohne sie. Aber ich konnte meine Handschellen nun abstreifen, so hager waren meine Hände!

„Ich schaute mich um und bemerkte den Spiegel, — ich blickte hinein. Der wirre Bart, der Strohkranz im Haar, das blutbeschmierte wilde Gesicht zeigten mir alles!

„Jetzt war ein Fenster offen. Ich sprang hinauf, schwang mich auf den Sims und sprang hinaus; ich lief wie um mein Leben, damit ich jenen Anblick aus meinen Augen verliere. Aber er wollte nicht weichen — er wich niemals — er ist nie vergangen! Seit vierzig langen Jahren hat Er, dieser entsetzliche Anblick, mir immer vorgeschwebt. Ich habe alles durch ihn hindurch gesehen, wie durch einen Schleier. Schon war er halb gewichen oder wenigstens trüb geworden — ihr habt mir jenen grausenhaften Anblick wieder zurückgerufen. Jetzt schwebt er mir wieder vor — großer Gott, dort ist er! da! da! nun ist er wieder da!" Und der Greis wäre besinnungslos zu Boden gestürzt, wenn seine Richter ihn nicht aufgefangen und auf sein Ruhebett gelegt hätten.

Nach einigen Minuten erholte er sich wieder; aber seine Stimme war schwach und zitternd.

„Fabulus," hub er an, „vergib mir, daß ich sie nicht konnte sterben sehen! Verzeiht mir, meine Brüder, daß ich bei euren Festen und Schmäusen nicht Fleisch essen und Wein trinken konnte!" Er hielt inne und richtete sich mühsam zum Sitzen auf; ein seltsamer Glanz leuchtete aus seinen Augen. „Brüder!" sagte er, „ehe ich abscheide, möchte ich noch einmal mit euch beten!" Andächtig erhob er die gefalteten Hände und flüsterte mit leiser, schwacher, hohler Stimme: „Unser Vater, der Du bist im Himmel. Geheiliget werde Dein Name. Zu uns komme Dein Reich; Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Gib uns heute unser täglich Brod, und — vergib uns unsere Schulden — wie wir vergeben unseren Schuldigern ...." Ein Krampf zuckte über sein Gesicht, seine Brust hob sich wie mit einer gewaltigen Anstrengung; seine zuvor leise und gedämpfte Stimme brach plötzlich mit einer Gewalt hervor, daß die Wände davon erbebten: „Hilf mir, o Gott! ich muß .... ich will vergeben! .... Ich habe verziehen — selbst Dir, Sporus, sey vergeben! — Und nun, Christe, erbarme Dich meiner .... habe Erbar .... — o, es ist nun verschwunden .... es ist .... vorbei!" Er strengte sich an, kniete nieder und beugte sich vorwärts, als ob er irgend etwas in der Luft sähe, er streckte die alten welken Arme aus, als ob er damit die Erscheinung, welche er zu sehen wähnte, ergreifen wollte, während ein Lächeln voll unaussprechlicher Glückseligkeit seine blassen blutlosen Züge verklärte.

„Virginia! ich komme — ich komme!" rief er und fiel todt in die Arme seiner Freunde zurück.

* * *

Es war Nacht; die Sonne war untergegangen. Der vielgeprüfte greise Dulder war nun bei Virginia.

Der Schauer der Todesnähe, der ihn seither wie sein Schatten verfolgt hatte, war nun vergangen — er wandelte in der ewigen Klarheit seines Gottes.

Etwas von der Bärenjagd in Nord-Amerika.

Von Clemens E. Münch.

(Schluß.)

Mit dem Alten war nicht zu rechten. Glücklicherweise war ich nicht der einzige, der ein Schrotgewehr

Digitized by Google

führte, denn beinahe die Hälfte der Schützen war in ähnlicher Weise bewaffnet.

Sobald das Zwitschern der Vögel den nahenden Morgen verkündete, wurden alle munter und rüsteten sich auf die bevorstehende Bärenjagd. Die Meute war eine sehr zahlreiche und bestand aus Hunden von jeder Race und jedem Alter; es waren einige ruhige und gesetzte alte Hatzrüden dabei, welche mit dieser Art von Waidwerk wohl vertraut waren, aber unter den anderen waren auch halbwüchsige Dächsel, Bracken und Vorstehhunde, die jedem Kaninchen oder Eichhorn nachsetzten. Die alten Hunde gingen an ihr Geschäft, ohne sich um das Gekläff und Bellen der jungen zu bekümmern, und warfen höchstens, wenn solch ein junger Köter bellend an ihnen vorübersprang, ihm aus dem Augenwinkel einen verächtlichen Blick zu, als ob sie sagen wollten: Junger Laffe, warte 'mal bis ein Bär verbellt ist, dann wollen wir sehen, ob du noch so hitzig voran bist!

„Geben Sie nur Acht auf Tiger, jenen großen schwarzen Hund dort!" sagte der Major zu mir; „wenn Der Stand laut gibt, dann ist's richtig; Sie können darauf wetten, so hoch Sie wollen."

„Wartet lieber, bis Ihr hört, daß Rock auch ein Wörtchen mitspricht, — der lügt nicht!" meinte der alte Ben und deutete auf seinen zottigen Hund. „Auf's Bellen legt er sich nicht viel, aber wenn es gilt, ist es der erste an der Arbeit." — Er hatte kaum ausgesprochen, so drückte Rock die Nase auf den Boden herunter, reckte sie in die Höhe und schnob die Witterung tief ein, bog sich wieder herab, als wollte er sich vergewissern, und stieß dann ein gedehntes Heulen aus. — „Das ist die rechte Musik!" rief Ben; „hört auf Rock, Jungens!"

Tiger schlug nun auch an, und bald war die Meute in vollem Gebell und stürzte sich in's Dickicht. Mit blitzenden Augen folgten die Jäger; das Röhricht krachte unter ihrem Tritt, während der Anschlag der Hunde immer schwächer wurde.

„Er kann in diesem Trott nicht mehr weit kommen; der Fluß wird ihn bald aufhalten!" rief Ben mit silberheller Stimme und schritt tüchtig aus; „kommt hieher, Jungens; wir wollen ihm einen tüchtigen Empfang bereiten, wenn er zurück kommt; aber breitet euch etwas aus, steht mir nicht alle auf Einem Trupp beisammen!"

Nach einem lauten Lärm und Tumult den wir selber machten, als wir kriechend, niedertretend oder laufend, je nachdem es die Beschaffenheit dieses Rohrbruches erheischte, in das Dickicht eingedrungen waren, verkündigte uns das immer lauter und deutlicher werdende Hundegebell, daß der Bär wieder umgekehrt war und parallel mit seiner vorigen Fährte wieder zurückwechselte. Gelegentlich blieb das Gebell an Einem Orte eine Weile stehend, was darauf deutete, daß der Bär von den Hunden festgemacht oder verbellt worden war; dann schien der Lärm wieder näher zu kommen, während wir alle mit Ausnahme derjenigen Augenblicke, wo wir stille standen um zu horchen, unaufhaltsam vorwärts drangen in der Hoffnung, womöglich dem Bären den Weg zu vertreten und ihm einen Schuß zu geben. Bevor es aber dazu kam, verkündigte uns ein furchtbares gellendes Gebell, daß der Bär entweder sich entschlossen, den Hunden Stand zu halten, oder aber, daß er „aufgebäumt" hatte.

Wie sich hintenher ergab, war das letztere der Fall: der Bär hatte einen gewaltigen Baum erklettert und war dann zu einer Höhlung etwa 40 Fuß über dem Boden herabgestiegen, wo die verschiedenen Aeste sich verzweigten. Die Hunde tanzten um den Baum herum, scharrten am Boden oder nagten an den Wurzeln und erschienen ganz wüthend darüber, daß ihr Wild ihnen entkommen war. Die Schützen aber schauten einander ärgerlich an, denn keiner von der ganzen Gesellschaft hatte eine Axt bei sich.

„Was ist da zu machen, Ben?" fragte der Major.

„Ihn heraus zu kriegen;" war die Antwort.

„Das ist gleich gesagt; Aber wie denn? das ist jetzt die Frage."

„Na, wir räuchern ihn heraus," meinte Ben kaltblütig; „wenn der Baum bis zur Wurzel herunter hohl ist, wie es wohl der Fall seyn mag, so wollen wir hier ein Feuer aufbauen. Ist der Baum nicht hohl, so wollen wir etwas brennenden Baumschwamm und spanisches Moos in die Höhlung hinunterwerfen; — seyd ohne Sorgen, ich will schon machen, daß er zum Vorschein kommt!"

Wie Ben richtig vermuthet hatte, war der Baum bis zu den Wurzeln hinunter hohl, und bald war ein Feuer an der Wurzel des Baumes angezündet, und binnen Kurzem sah man dünne lange Rauchwölkchen aus dem Loche zwischen den Astgabeln emporsteigen,

Digitized by Google

und konnte hören, wie der Bär drinnen in dem hohlen Stamm brummte und sich hin und her bewegte. Jetzt wurden Haufen von grünem Moos und nassem halbfaulem Holz aufs Feuer geworfen, und nun stiegen dichte schwarze Rauchsäulen, von der Zugluft getrieben, aus dem hohlen Baum auf wie aus einem Kamin, bis der Bär es nicht mehr länger aushalten konnte, und sich an der Mündung der Höhlung zeigte.

Der alte Ben erhob nun keck seine Büchse und feuerte. Der Bär sprang auf, als die Kugel ihn traf, kauerte sich dann aber anscheinend wieder nieder. Augenblicklich ward ein Halbdutzend Schrotschüsse auf ihn abgefeuert, während Ben kaltblütig mit einem Bißchen Berg, das am Ende seines Ladestocks angebracht war, den Lauf seiner Büchse auswischte.

„Na, feuert nur drauf los, Jungens, und macht ein Sieb aus seiner Haut! ich thäte es, wenn ich an eurer Stelle wäre!“ rief Ben höhnisch.

„Ei seht doch, der Bär ist ja todt!“ rief der Major nach einer langen Inspektion.

„Ja, ich sollte meinen, er sey todt,“ sagte Ben; „hab' ich nicht geschossen? Ich machte dem Bären mit dem ersten Schuß den Garaus, daß er so todt war wie ein Häring; aber natürlich, wenn die anderen Leute auf ihn pfeffern wollen, so geht's ja mich nichts an!“

Mit der Genugthuung, daß er die Schrotflinten in Verruf gebracht habe, schickte Ben sich an, mittelst einer dicken wilden Weinrebe, welche sich als Schlinggewächs um den Baum gewunden hatte, an demselben hinaufzuklettern und den Bären aus der Astgabel herauszuzerren. Der erlegte Bär sollte jedoch dem alten Ben theuer zu stehen kommen und durch seinen Fall seinen eigenen Tod rächen. Sobald nämlich Ben den Bären erreicht hatte, gelang es ihm nach vieler Mühe, das Thier herauszuzerren, bis die Länge des einen Theils diejenige des andern übertroffen hatte, und das Thier schwer herunterstürzte. Rock war darauf erpicht, bei dem Jägerrecht ebenso der erste und vorderste zu seyn wie bei der Jagd, und kam zu frühe herbeigesprungen, und der schwere Bär, der vielleicht seine sechs Centner wägen mochte, stürzte gerade auf den armen Hund hinab und zerschmetterte ihm den Rückgrat. Dieß verstimmte uns alle, während der arme Ben Rush sich grämte, als ob er ein Kind verloren hätte.

„Ach,“ sagte er als wir an jenem Abend um's Lagerfeuer saßen; „der arme Rock war ein kapitaler Hund. Als er noch jung war, versprach ich mir nichts besonderes von ihm; aber er rang sich wacker durch, bis er von sich reden machte, und seht nun was aus dem armen Vieh geworden ist! Wenn die Hunde auch in die glücklichen Jagdgründe hinaufkommen, wie die Rothhäute glauben, so wird mein armer Rock immer Wildpret genug und einen freundlichen Herrn haben, denn einen treuern und wackerern Hund gibt's nicht wieder!“

Corsische Klageweiber.

(Mit Holzschnitt auf S. 248.)

Der Gebrauch, von gemietheten Klageweibern und Klagemännern lauten Jammer an der Leiche eines Familiengliedes veranstalten zu lassen, ist nicht nur bei vielen halb civilisirten, sondern auch noch bei einigen civilisirten Völkern üblich, und stammt unverkennbar aus dem Morgenlande, wo er schon in grauer Vorzeit im Schwange war, wie uns die heilige Schrift erzählt. Diese Sitte, oder besser gesagt Unsitte, ist auf der Insel Corsica noch heutzutage gebräuchlich und einer der eigenthümlichsten, wenn auch nicht gerade der schönsten Züge des dortigen Volkslebens. In einigen Gegenden, namentlich im Innern der Insel, würde eine Familie es für einen großen Schimpf halten, wenn der Hausvater stürbe und nicht von einer sehr zahlreichen Schaar von freiwilligen oder gemietheten Klageweibern seine Voceri oder Grablieder und Gesänge des Leides und Jammers dargebracht erhielte. Sobald daher ein Mann verschieden ist, legt man seine Leiche auf die Aala, d. h. ein Stück Brett, gibt ihm Kreuz und Rosenkranz in die gefalteten Hände, stellt ihm einen Teller mit Salz auf die Brust und legt die Leiche auf ihrem Brett auf einen Tisch, der mit einem Laken behangen wird. Die Frauen der Nachbarschaft bekleiden sich alsbald mit der Faldetta, einer Art Mantel von blauschwarzem Zeuch, der um die Taille festgebunden und von hinten über den Kopf und die Augen herausgeschlagen wird, so daß er eine Kapuze bildet, womit man sich das Gesicht verhüllen kann. In diesem Aufzuge finden sie sich dann in der Behausung des Verstorbenen ein und schaaren sich im Kreise um die Leiche; eine davon stimmt den Todtengesang an, und die anderen stimmen in den Refrain derselben ein. Anfangs hat diese Todtenklage etwas weiches,

Digitized by Google

Corsikas Klagemutter. (Mit Text auf S. 247)

zartes, feierliches, einen rührenden Charakter. Wenn die Anstrengung die Stimme der Sängerin erschöpft hat, gibt diese einer andern einen Wink, daß sie nun die Einzelstimme aufnimmt, und so wird dieser erschütternde wehmüthige Gesang bis zu dem Zeitpunkte fortgesetzt, wo der Priester erscheint, um mit allem Pomp des christlichen Brauches die Leiche abzuholen und nach der Kirche zu bringen. In diesem verhängnißvollen Augenblick scheinen alle Herzen zu brechen, alle Schmerzen sich in Verzweiflung zu verwandeln; der Gesang artet in ein wildes gellendes Jammergeschrei mit lautem Heulen und allen Geberden eines

Digitized by Google

wilden krampfhaften Schmerzes aus, welcher das ganze erregbare leidenschaftliche Temperament dieser Südländer verräth. Während des Leichenamtes in der Kirche, welches oft von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags dauert, stehen die nächsten Anverwandten zu Häupten des Sarges und an sie reihen sich nun die anderen Frauen des Ortes an, alle in andächtiges Gebet versenkt und das Gesicht mit reichlichen Thränen überströmt. Dieselbe Scene leidenschaftlichen Schmerzes wiederholt sich noch einmal bei der Beerdigung; dann kehren alle erleichterten Herzens von dem Grabe zurück nach dem Sterbehause, und erholen sich bei dem reichlichen Leichenschmause von den Anstrengungen an Leib und Seele, die sie während der Todtenklage ausgestanden haben, und der Schmerz wird mit der Faldetta abgestreift.

Der Pfarrer Johann Friedrich Oberlin.

An großen Geistern, an berühmten Feldherren versucht sich die Biographie häufiger, als an solchen, deren segensreiches stilles Walten und gemeinnützige Bestrebungen nur einem beschränkten Kreise zu gute kamen. Und doch ist wahre Seelengröße im Grunde weit häufiger bei solchen stillen und bescheidenen Wohlthätern der Menschheit zu finden, als bei den Eroberern von Ländern und Reichen, bei großen Staatsmännern, Künstlern, Dichtern u. s. w. Einen solchen werkthätigen Menschenfreund wollen wir unseren lieben Lesern in der nachstehenden kurzen Schilderung vorführen, zum Beweise dafür, wie merkwürdig viel Gutes ein Mann von wirklichem Wohlwollen bisweilen an einer besondern Oertlichkeit sogar unter den ungünstigsten Verhältnissen zu stiften im Stande ist.

Johann Friedrich Oberlin war geboren zu Strasburg am 31. August 1740 als der Sohn eines geachteten Lehrers, welcher sich der Erziehung seiner zahlreichen Familie auf das angelegentlichste annahm. Der junge Fritz zeigte schon als Knabe besondere Fähigkeiten und ein lebhaftes Temperament, aber auch einen seltenen Eifer, Anderer Noth zu lindern und Armen und Bedrängten hülfreich beizustehen. Das militärische Element spielte zu jener Zeit in der starken Grenzfeste Strasburg eine namhafte Rolle in dem öffentlichen Leben der Stadt und übte auf die lebhafte Einbildungskraft des Knaben eine solche Wirkung, daß er ebenfalls Soldat werden wollte; allein da zu jener Zeit der Soldatenstand in Frankreich für einen Bürgerlichen verhältnißmäßig nur geringe Aussichten des Fortkommens bot, und die glänzenden Fähigkeiten des Knaben ihm in jeder andern Laufbahn mehr Erfolg versprachen, so ließ Fritz sich diesen Plan

Digitized by Google

leicht ausreden, bestimmte sich für das Fach eines lutherisch-reformirten Predigers, und studirte an der Universität Strasburg Theologie. Er vollendete seine Studien im 20. Jahre, ward 1760 ordinirt, fühlte sich aber noch zu jung, um eine Pfarrstelle zu übernehmen und legte sich daher auf die Ertheilung von Privatunterricht in seiner Vaterstadt. Namentlich war er einige Jahre lang Hofmeister im Hause eines angesehenen Arztes, und erwarb sich hier alle diejenigen Kenntnisse in Heil- und Wundarzneikunde, welche ihm in seiner spätern Laufbahn von solch ungemeinem Werth waren. Während seines Aufenthalts im Hause jenes Arztes ward ihm 1767 die Stelle eines Feldpredigers in einem Regiment angetragen und er war schon im Begriff diesen Wirkungskreis anzunehmen, worin er sich recht nützlich machen zu können hoffte, als ihm sein Freund Stuber einen andern Lebensplan vorlegte, den er sogleich und mit Eifer seiner Feldpredigerstelle vorzog.

Stuber war seit 1750 Pfarrer in einem wilden verlassenen Bezirke oben in den Vogesen, im sogenannten Steinthal oder Ban de la Roche, wie es von der alten Burg La Roche bei den Franzosen heißt. Der Bezirk umfaßte damals zwei Gemeinden oder Pfarreien, nämlich Rothau mit der einen Kirche, und Waldbach, wozu noch die Tochterorte Foudai, Belmont und Bellefosse gehörten. Der Haupttheil des Bezirks bekannte sich zu der lutherisch-reformirten Konfession, deren freie Ausübung den Bewohnern des Steinthals bei der Aufnahme in den französischen Staatsverband feierlich gewährleistet worden war. Das Steinthal bildet einen Theil der westlichen Abhänge und Verzweigungen des Hochfelds, Haut Camp, einer bergigen Hochebene von etwa 3600 Fuß Meereshöhe, welche durch ein tief eingeschnittenes Längenthal von der Ostseite der Vogesenkette getrennt ist. Waldbach, der Hauptort des Steinthals, liegt auf einem Abhange des Hochfelds in einer Höhe von 1800 Fuß, Rothau in einer Höhe von 1360; die übrigen oben genannten Dörfer und Weiler nehmen mehr oder minder hochgelegene Punkte ein. Das Steinthal hat in Folge seiner verschiedenen Höhe und Lage verschiedene Klimate, bald rauhere, bald mildere, so daß z. B. in Belmont das Getraide um einen ganzen Monat später zeitigt als in Foudai. Der ganze Kanton umfaßt 8—9000 Morgen Flächenraum, wovon damals etwa 4—5000 aus Wald, gegen 2000 aus Waideland bestanden und nur 3000 zu Feld angelegt waren. Zu der Zeit, von welcher wir reden, waren etwa 1600 Morgen angebaut, und zwar vorzugsweise mit Roggen, Hafer und Kartoffeln, und 1400 Morgen waren als Wiesen und Gärten ausgelegt. Aber selbst dieser Fortschritt datirte erst aus dem Anfang der Regierungszeit Ludwigs XV., wo das Land noch in wildestem Zustande und beinahe unzugänglich war, weil nicht einmal ein Weg von einem Dorfe zum andern führte und der größte Theil des Bodens unbebaut war. Zur Zeit wo Stuber im Jahr 1750 seinen Pfarrdienst in Waldbach antrat, hatte der Feldbau einigen Fortschritt gemacht, allein die übrigen Zustände waren noch ganz trostlos, die Einwohner arm, verkommen, unwissend und roh, ohne allen Verkehr mit der Außenwelt; obschon nur eine Tagreise von Strasburg, war das Steinthal noch in jeder Hinsicht in einem solch primitiven Zustande, als läge es im fernsten Winkel der Wallachei. Nicht einmal ein Schulmeister war da, sondern die Hut der Kinder dem von Gicht und Alter unbrauchbar gewordenen ehemaligen Schweinehirten übertragen, welcher weder lesen noch schreiben konnte und selbst ganz unwissend war. Herr Stuber mußte erst für geeignete Schullehrer sorgen und zwar, weil aus Mangel an Achtung für diesen Stand niemand sich zum Schulmeister hergeben wollte, unter dem Namen von Regenten; er mußte ABC- und Lesebücher für die Schüler schaffen und diese Bücher wurden von den unwissenden Bauern für Zauberei und Hexenwerk gehalten, weil sie nie etwas Aehnliches gesehen hatten und nicht glauben konnten, daß diese Reihen von unzusammenhängenden Sylben eine Sprache seyen. Gleichwohl bewältigte Herr Stuber durch die zäheste Ausdauer und freundliches Zureden dieses Vorurtheil, und brachte es dahin, daß, als erst die Kinder lesen und schreiben konnten, auch die Erwachsenen Unterricht darin begehrten, so daß der Pfarrer 50 Bibeln von Strasburg kommen und jede in drei Bände stark in Pergament binden lassen mußte, um damit zu gleicher Zeit 150 wissensdurstige Leute mit dem erwünschten Lesestoffe zu versehen. Später wurden dann noch einige hundert Bibeln an die Dörfler ausgetheilt.

Nach sechsjährigem Wirken im Steinthale hatte Pfarrer Stuber daselbst schon bedeutende Verbesse-

Digitized by Google

rungen in den Zuständen seiner Pfarrkinder eingeführt und war auf dem besten Wege, diese weiter vorwärts zu bringen, als er die Pfarrstelle zu Barr in Lothringen erhielt. Bevor er aber noch lange in dieser neuen Stellung wirkte, bekam er solches Heimweh nach dem Steinthale, daß er sich bald wieder dorthin zurücksehnte und sich sogleich um seine frühere Stelle bewarb, als diese erledigt ward. Seine Rückkehr ward von vielen seiner Pfarrkinder freudig willkommen geheißen, und er nahm seine frühere Arbeit an den Gemüthern dieser Dörfler von Neuem mit ganzem Eifer auf und wirkte vier Jahre lang mit der vollsten Hingebung in seinem Berufe. Leider starb seine Frau, die treue Gehülfin in seinem Werke, und dieser Verlust ging ihm unsäglich nahe. Als ihm daher die Stelle eines Pfarrers an der Thomaskirche in Strasburg angeboten wurde, nahm er sie an, obschon er sehr befürchtete, daß hiedurch das Steinthal in seine früheren elenden Zustände zurückverfallen würde, aus denen es sich, namentlich durch seine eigenen Bemühungen, emporgehoben hatte. Während er aber noch über diese unglücklichen Aussichten nachgrübelte, fiel ihm ein, daß wenn er Oberlin, dessen Befähigung er wohl zu würdigen verstand, für die Pfarrei in Waldbach gewinnen könnte, er um die künftige Wohlfahrt jenes Bezirkes nicht mehr in Sorge zu seyn brauche. Bei seiner Ankunft in Strasburg begab Stuber sich alsbald zu seinem jungen Freunde und fand ihn in einer ärmlichen Wohnung, die nur ein kleines Bett mit Vorhängen von Packpapier und einen kleinen eisernen Kochherd enthielt, auf welchem Oberlin sich gerade seine Suppe aus Schwarzbrod und Wasser mit etwas Salz kochte. Stuber bemerkte mit einem einzigen Blick, daß Oberlin just der Mann sey, den er suchte, und theilte ihm seinen Vorschlag offen mit, welchen der junge Geistliche sogleich annahm. Eine behagliche reiche Pfründe würde Oberlin abgelehnt haben, aber eine solche mit armen unwissenden Pfarrkindern war ganz nach seinem Herzen; er sah die Zeit gekommen, wo er selber sein Werk mit Nutzen beginnen konnte, und er brauchte keine lange Zeit, um seinen Posten zu beziehen, als er erst zum Pfarrer im Steinthal ernannt war; wie ein Apostel der alten Zeit machte er sich auf den Weg in die Wildniß, und übernahm die ihm anvertraute Sendung.

Am 30. Mai 1767, noch nicht volle 27 Jahre alt, kam er in Waldbach an, durchglüht von dem Wunsche, sich nicht allein in seinem Berufe, sondern noch in mancher andern Hinsicht nützlich zu machen, denn die Lage seiner Pflegbefohlenen war noch immer eine sehr verwahrloste, welche der ganzen beeiferten Hingebung eines werkthätigen Menschenfreundes dringend bedurfte. Das ganze Thal bot damals kaum den nothdürftigsten Unterhalt für etwa hundert Familien, lauter rohe unwissende Bauern, welche sowohl durch die Unzugänglichkeit ihres Thals, wie durch ihren eigenthümlichen Dialekt gleichsam von der übrigen Menschheit abgeschlossen schienen. Den Bauern fehlte es nicht nur an den gewöhnlichsten Ackerwerkzeugen und an den Mitteln sich dieselben zu verschaffen, sondern auch an aller Kenntniß des Ackerbaus über den herkömmlichen Brauch ihrer Vorfahren hinaus; sie waren durch den Druck der Feudallasten niedergebeugt und gereizt. Oberlin widmete sich der Beseitigung dieser Uebelstände und arbeitete gleichzeitig in seinem geistlichen Berufe. Die Leute verstanden jedoch anfangs weder seine Pläne noch vermochten sie seine Beweggründe zu würdigen. Die Unwissenheit ist immer argwöhnisch, und die Leute verabredeten sich daher mit der verstockten Hartnäckigkeit, womit die Ungebildeten aller Klassen an dem Hergebrachten hängen, selbst wenn es entschieden schädlich wäre, sich keinerlei Neuerungen aufdrängen zu lassen. Die Bauern kamen einmal überein, ihm in einem Hinterhalt aufzulauern, ihn zu überfallen und durchzuprügeln, und ein ander Mal wollten sie ihn in eine Cisterne werfen. Oberlin hatte jedoch ihren Anschlag erfahren und trat unter sie, um sich ihren Mißhandlungen selber darzubieten, falls er sie durch sein Benehmen hiezu berechtigt haben sollte, und dieser mit Milde gepaarte Muth beschämte sie und gewann ihm ihre Herzen. Aber er ging noch weiter: er gab es auf, die Leute zu ermahnen, daß sie ihre wirklichen Interessen verfolgten; er zeigte ihnen praktisch die ungeheuren Vortheile, welche hinlängliche Kenntnisse und wohlgeleiteter Fleiß ihnen eröffnen würden. Diese seine Pfarrkinder waren in vielen Stücken noch halbe Barbaren und er beschloß sie auf dieselbe Weise zu civilisiren, wie man alle Wilden civilisirt, nämlich dadurch daß er sie mit kultivirteren Gemeinden und Menschen in Berührung

Digitized by Google

brachte. Er wollte daher zunächst Straßen und Wege anlegen, welche bisher im Steinthal fehlten, denn die paar Pässe im Gebirge waren beständig von den Gießbächen und Wildwassern zerrissen oder durch Erdstürze von den überhängenden Felsen herab verschüttet; über den Briesche-Fluß welcher das Steinthal durchströmt, führte weder Brücke noch Steg, sondern nur Trittsteine. Und doch lag nur wenige Meilen von diesem Fleckchen Erde das reiche, wohlhabende, gelehrte Strasburg mit allen seinen Wundern einer raffinirten Civilisation. Oberlin beschloß zunächst eine regelmäßige Verbindung zwischen dem Steinthal und jener Stadt herzustellen; hier einen Markt für die Erzeugnisse seines Bezirks zu finden und von dort in Tausch neue Behaglichkeiten und neue Mittel der Verbesserung einzuführen. Er versammelte die Leute, setzte ihnen sein Vorhaben auseinander und schlug ihnen vor, die Felsen zu sprengen, um dadurch Steine zu gewinnen und mit denselben eine Mauer von etwa 3000 Schritten Länge herzustellen, welche eine Straße dicht neben dem Flusse hin tragen solle. Auch wollte er mit den Steinen eine Brücke über den Fluß bauen. Die Bauern erklärten einstimmig den Plan für unausführbar und suchten sich mit allen möglichen Ausreden der Betheiligung an einem solch unvernünftigen Unternehmen (wie sie es nannten) zu entziehen. Oberlin ermannte sie, machte ihnen alle möglichen Vorstellungen, sprach zu ihnen als den Vätern und Familienhäuptern zu Gunsten ihrer Kinder; aber alles war vergeblich. Endlich nahm er selber in Begleitung eines treuen Knechts den Pickel auf die Schulter und machte sich an's Werk, und bald fehlte es ihm nicht an Mitarbeitern. Er achtete weder der Dornen, welche ihm die Hände zerrissen, noch der lockeren Steine welche von den Felsen herunterfielen und ihm die Finger und Zehen zerquetschten. Sein Herz war bei der Arbeit, und keine Schwierigkeit vermochte seinem Werke Einhalt zu thun. Er brachte sein gesammtes kleines Vermögen dem Unternehmen zum Opfer, veranstaltete Sammlungen und Subscriptionen unter seinen ehemaligen Freunden und kaufte Werkzeuge für alle, welche Lust hatten ihm beizustehen. Am Sonntag arbeitete der wackere Pfarrer in seinem Berufe, um seine Pfarrkinder in den heiligen Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten; aber am Montag stand er mit der Sonne auf und begab sich an sein praktisches Tagewerk der wohlwollendsten Aufopferung, marschirte an der Spitze von zweihundert Männern und Jungen seines Bezirks aus und ging mit stets erneuter Kraft an die Bewältigung der Hindernisse, welche die Natur ihm bei der Civilisirung seiner Umgebung in den Weg legte. In drei Jahren war die Straße hergestellt, die Brücke gebaut und die Verbindung mit Strasburg eröffnet. Bald machten sich die gewöhnlichen Ergebnisse des Verkehrs zwischen einer armen und einer reichen, einer rohen und einer intelligenten Gemeinde geltend. Die Leute des Steinthals verschafften sich Werkzeuge und Oberlin wies den jüngeren in seiner Gemeinde die Nothwendigkeit nach, auch noch andere Handwerke als dasjenige des Bauern zu erlernen. Er brachte die Jungen bei Zimmerleuten, Maurern, Tischlern, Glasern, Schmieden, Wagnern u. s. w. zu Strasburg in die Lehre, und schon nach wenigen Jahren begannen diese Gewerbe, welche seither im ganzen Bezirke gänzlich unbekannt gewesen waren, gedeihlich emporzublühen. Die Werkzeuge und Ackergeräthschaften wurden in gutem Stande gehalten, Räderfuhrwerke kamen in Aufnahme, die armseligen Hütten verwandelten sich in hübsche Bauernhäuser; die Leute lernten den Werth dieser großen Veränderungen begreifen und würdigen und gewannen nachgerade eine unbegrenzte Verehrung für ihren Pfarrer. Aber bei alldem hatte Oberlin noch mit manchen Vorurtheilen zu kämpfen, wenn er die Erziehung dieser rohen Bevölkerung fördern wollte. Er wollte sie bessere Methoden zum Anbau ihres unfruchtbaren Bodens lehren, aber sie mochten nicht auf ihn hören. Mit dem gewöhnlichen Vorurtheil aller ackerbauenden Leute in abgelegenen Bezirken fragten sie: was denn er vom Landbau verstehe, der in einer Stadt aufgewachsen sey. Es war vergebens, mit ihnen darüber zu streiten, und er unterrichtete sie daher durch Beispiel, denn Thatsachen sprechen zum gemeinen Manne immer besser als alle Vernunftgründe. Er hatte in der Nähe seines Pfarrhauses zwei große Gärten, welche von Fußpfaden durchschnitten waren; der Boden war ausnehmend mager, aber er rigolte und düngte den Boden mit dem vollsten Bewußtseyn dessen was er thun wollte, und pflanzte Obstbäume in den Gärten aus. Die Bäume gediehen zur großen Ueberraschung der Bauern,

Digitized by Google

wuchsen schöner und trugen weit reicher als die verkrüppelten Wildlinge auf den Feldern der Bauern, und diese kamen endlich zu ihrem Pfarrer und baten ihn um Mittheilung seines Geheimnisses; er erklärte ihnen sein System, gab ihnen Wildlinge, Edelreiser und dergleichen aus seiner Baumschule, und unterwies sie im Auspflanzen und Veredeln und in den Anfängen einer rationellen Baumzucht. Das Auspflanzen, Okuliren und Pfropfen von Bäumen kam bald im ganzen Bezirk in Aufnahme, und schon nach wenigen Jahren waren die kahlen nackten Hütten der Dörfler von lachenden Obstgärten umgeben. Die Kartoffeln, die Hauptnahrung der Bewohner des ganzen Kantons, waren in Folge der verwahrlosten Kultur so entartet, daß die Felder nur den ärmlichsten Ertrag lieferten. Die Bauern schoben die Schuld davon auf den Boden, Oberlin aber verschaffte sich neuen Samen, und steckte diese Saatkartoffeln von anderen Spielarten, und siehe da! seine Kartoffelernte war so reichlich und vollkommen, daß er den Bauern nachzuweisen vermochte, wie der Boden im Gebirg dem Anbau dieses Knollgewächses ganz besonders günstig sey. Das Beispiel wirkte auch dießmal weit besser als alle Vorstellung, und als die Bauern sich ebenfalls Saatkartoffeln aus anderen Gegenden verschafft und dieselben gesteckt hatten, kehrte bald ein Ueberfluß von Kartoffeln in den Kanton zurück, und Oberlin sorgte nun dafür, daß derselbe in Strasburg und anderen Städten auf den Markt kam. Ganz in gleicher Weise führte Oberlin auch den Anbau von Flachs und Klee ein, wozu er den Samen direkt aus Holland kommen ließ, und verwandelte unergiebige Viehwaiden in baufähiges Ackerland. Wie alle Verbesserer der Landwirthschaft lehrte er seine Bauern den Werth der Düngung und die Beschaffenheit des Düngers kennen, und zeigte ihnen praktisch, wie man jeden noch so unbedeutenden Stoff in nützlichen Kompost umwandeln könne. Unaufhörlich predigte er seinen Leuten den Grundsatz, nichts verloren gehen zu lassen, gründete eine Ackerbaugesellschaft und stiftete Preise für die geschicktesten Landwirthe. Zehn Jahre nachdem er die Pfarrstelle im Steinthale angenommen, hatte er Verbindungen zwischen den fünf verschiedenen Gemeinden des Kantons und mit Strasburg eröffnet, hatte die nützlichsten Gewerbe und Handwerke in einen Bezirk eingeführt, wo sie seither gänzlich vernachlässigt gewesen waren, und den Landbau dieser armen Gebirgsbewohner von einer barbarischen Uebereinkommniß zu einer rationellen und praktischen Wissenschaft gehoben. Dieß waren die Erfolge der Bemühungen eines einzigen Mannes, seinen Pflegbefohlenen zur Erziehung im weitesten und umfassendsten Sinne des Worts zu verhelfen.

Die Belehrung freilich, welche Oberlin den Erwachsenen seines Kantons liefern konnte, war kaum mehr als das unerläßlich Nothwendige, um sie der drückendsten Mißstände ihrer äußern Lage zu entheben und ihnen einen tiefen Sinn für Religion und sittliche Pflichten einzuimpfen. Er wußte, daß mit den Erwachsenen kaum mehr zu beginnen war. Dagegen hatte er für die Erziehung der Jugend einen weitern Spielraum und ergiebigern Wirkungskreis. Als er seine Pfarre bezog, war die armselige Hütte, welche sein Vorfahrer hatte erbauen lassen, das einzige Schulhaus in den fünf Dörfern, welche den Kanton bildeten. Da diese Hütte aber nur aus unbehauenen Stämmen hergestellt war, so lag sie bald in Trümmern. Die Bauern wollten nichts von Erbauung eines neuen Schulhauses wissen, die Blockhütte hatte ja ihrem Zweck vollkommen entsprochen und für ihre Zeit hingereicht. Allein Oberlin ließ sich von den guten Absichten, die er sich einmal vorgenommen hatte, nicht so leicht abschrecken; er unternahm es nun, auf eigene Rechnung und Gefahr ein neues Schulhaus zu erbauen, wandte sich zu diesem Zwecke an seine Freunde in Strasburg und nahm eine schwere Geldverbindlichkeit auf sich. Bald stand ein neues Schulhaus in Waldbach vollendet da, und binnen weniger Jahre ließen sich die Einwohner der anderen fünf Gemeinden freiwillig herbei, in jedem der Dörfer ein neues Schulgebäude zu errichten. Nächstdem wandte Oberlin aber sein Augemerk hauptsächlich auch darauf, tüchtige Lehrer für diese Anstalten heranzuziehen, welche sämmtliche Kinder des Bezirks aufnehmen sollten, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten. Allein er entwickelte das Prinzip der Erziehung noch viel weiter, als es seither in irgend einem Lande geschehen war, denn er war der Gründer jener Kleinkinderbewahranstalten, die bei den Franzosen crèches oder salles d'asile heißen. Er sah ein, daß Kinder beinahe von der Wiege an für Erziehung empfänglich sind, daß üble Gewohnheiten weit früher beginnen,

Digitized by Google

als die Welt gemeinhin annimmt, und daß die Leichtigkeit, womit die Erziehung und Bildung in reiferen Jahren geleitet werden kann, großentheils von den Eindrücken abhängt, welche der Verstand und die Einbildungskraft der Kleinen empfangen mochten. Dabei hatte er noch einen anderen gesundheitlichen Zweck im Auge: zu der Zeit, von welcher wir reden, lebten die Bewohner des Steinthals noch in den elendesten Hütten, die ohne alle Behaglichkeit, voll Schmutz und Rauch, meist ohne Fenster waren und gegen das Ungemach der Witterung kaum einen genügenden Schutz boten. Die Häuser waren größtentheils aus Holz und Fachwerk, halb in den Berghang hineingebaut, die Keller meist nicht tief genug, um die Erdgeschosse trocken zu machen, oder die in den Kellern aufbewahrten Kartoffeln, das Hauptnahrungsmittel, vor dem Erfrieren zu schützen. In solchen Behausungen war nicht an Reinlichkeit und Sittlichkeit zu denken, und die Sterblichkeit unter den Kindern ungewöhnlich groß. Dazu wurden die kleinen Kinder meist von den Müttern verwahrlost, welche bei den Feldarbeiten mithelfen mußten. Oberlin wollte daher erst die Kinder menschlicher erziehen und sie in wohlgelüfteten freundlichen Räumen zur Reinlichkeit und Ordnung und zu einem gesunderen Geschlecht erziehen. Er stellte daher in jeder Gemeinde Kleinkinderlehrerinnen, sogenannte conductrices an, welche er aus seiner eigenen Tasche bezahlte, und richtete Zimmer ein, wo Kinder vom zweiten bis sechsten Jahre verpflegt, beschäftigt, unterhalten und unterrichtet werden konnten. Auf diese Weise gab er das Vorbild zu jenen schönen Anstalten, welche uns zuerst gezeigt haben, wie ein glücklicher und zufriedener Zustand des Kindes mit seiner geistigen und körperlichen Entwicklung gepaart werden kann, und wie das Wissen und der hiezu führende Unterricht dem Kinde schon spielend und angenehm beigebracht werden können. Die Kinder in diesen Bewahranstalten wurden nicht vom Morgen bis Abend mit ABCbuch und Spruchbuch und Schiefertafeln abgequält, sondern angenehm beschäftigt und in sinniger Weise unterhalten. Sie lernten stricken, nähen und spinnen, und durften wenn sie müde waren, Bilder und Landkarten in Holzstich von ihrem eigenen Bezirke, vom Elsaß, von ganz Frankreich und Europa ansehen. Sie sangen geistliche und weltliche Lieder, und durften nie ein Wort Patois sprechen. Diese letztere Bestimmung zeugt besonders beredt für die praktische Weisheit des Pfarrers, denn alle Gegenden, wo Dialekte gesprochen werden, welche keine Literatur haben, entgehen der allgemeinen Civilisation, so lange derartige Dialekte daselbst gesprochen werden. So ehrwürdig solche Idiome auch seyn mögen, so hinderlich sind sie doch immer der Kultur eines Stammes, wie wir aus Dutzenden von Beispielen nachweisen könnten.

Wie Pfarrer Oberlin aber seinen Pfarrkindern einen Geschmack am Lesen und eine gewisse Wißbegierde beigebracht hatte, so suchte er ihnen unvermerkt auch einen regern Sinn für häusliche Behaglichkeit und Ordnungsliebe beizubringen. Er veranlaßte diejenigen Bauern, welche sich neue Häuser erbauten oder sich in den Gemeinden des Steinthals neu ansiedelten, ihre Häuser geräumiger und mit besserer Einrichtung zu bauen; er zeigte ihnen durch praktische Beispiele den Unterschied zwischen bequemeren und reinlicheren Möbeln und Betten, besserer Kleidung u. dergl. m., und die Leute begriffen ihn ungemein schnell, denn jeder ermißt ja am leichtesten was ihm selber frommt, und nach wenigen Jahrzehnten waren das Aussehen der Dörfer, wie ihre Bewohner und das Gebahren derselben so wesentlich andere, daß man die Gemeinden kaum wieder erkannte. Mit dem steigenden Wohlstand und Bildung stieg auch die Bevölkerung, und wenn auch lange noch kein Reichthum und Genüge im Kanton zu sehen war, so war doch die eigentliche Armuth buchstäblich ausgerottet.

Wenn die noch vor wenigen Jahren verwilderten und bis über den Hals in Müssiggang, Unwissenheit und Armuth steckenden Kinder in dem Steinthale jetzt in die höheren Schulklassen vorrückten, welche im Vergleich zu den ärmsten unserer heutigen Gemeindeschulen noch reich dotirt waren, so erhielten sie Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Astronomie, biblischer und Welt-Geschichte, im Ackerbau, der Naturgeschichte, besonders Botanik und Physik, in Musik und Zeichnen. Oberlin behielt sich für diese ganze zahlreiche Familie dem Religionsunterricht beinahe ausschließlich vor, und richtete eine wöchentliche Zusammenkunft aller Schüler der fünf Gemeinden in Waldbach ein, worin dieselben der Reihe nach befragt und durch Repetition und Nacheiferung zum Behalten des Erlernten angehalten

Digitized by Google

wurden. Außerdem veranstaltete er noch eine sogenannte Kinderlehre oder Katechisation an den Sonntagen, wo die schulpflichtigen Kinder insgesammt in der Kirche zusammen kommen, geistliche Lieder singen und ihm auf seine Fragen Bescheid geben mußten. Kein düstrer Glaubenseifer, kein abweisender Ernst noch Einschüchterung herrschte in diesen Versammlungen, wie sie leider bei ähnlichem Religionsunterrichte bisweilen noch im Schwange ist. Vielmehr wußte Oberlin durch seine Milde, sein zuthunliches Wesen, seine herzgewinnende Leutseligkeit und seine sanften Ermahnungen seine jugendlichen Zuhörer so für sich einzunehmen, daß die Kinder mit wahrem Vergnügen diesem Unterricht beiwohnten und doppelt glücklich waren, wenn ihr „Papa Oberlin," wie er im ganzen Thale hieß, sie mit einem leutseligen Lächeln belohnte. Aber auch die Erwachsenen versammelte er einmal in der Woche um sich und hielt ihnen lehrreiche und erbauliche Vorträge, plauderte und unterhielt sich mit ihnen und gab derartigen Zusammenkünften ganz den traulichen Charakter eines Familienkreises. Die Weiber saßen strickend oder nähend um ihn her und hörten ihm gespannt zu. Bisweilen unterbrach sich der Pfarrer in der Rede, nahm eine Prise und ließ dann seine Tabaksdose in der ganzen Versammlung kreisen. So oft er eine halbe Stunde gesprochen hatte, hielt er inne und fragte: „Nun, Kinder, seyd ihr noch nicht ermüdet? habt ihr genug?" worauf dann seine Zuhörer gewöhnlich erwiderten: „Nein, Papa, fahrt nur fort; wir möchten gerne noch etwas mehr hören!" Und der wackere Mann sprach dann weiter, überzeugte sich von Zeit zu Zeit ob er auch verstanden worden sey, und hörte erst auf, wenn er bemerkte, daß das Interesse seiner Zuhörer zu erschlaffen oder wenn diese zu bemerken begannen, daß ihn das Reden angreife, und sie ihn deßhalb aufforderten, jetzt ein Ende zu machen.

(Schluß folgt.)

Das Aye-Aye.

(Mit Holzschnitt auf S. 256.)

Das seltsame Nachtthier, dessen Bild wir unseren lieben Lesern auf vorstehendem Holzschnitte vorführen, ist erst seit wenigen Jahren den Naturforschern bekannt, und eine jener abnormen Thierformen, welche man nur mit Mühe in eine der seither bekannten Familien oder Gattungen eintheilen kann, da es seine verschiedenen Charaktermerkmale von mehreren zugleich entlehnt. Es ist auf der Insel Madagascar heimisch, steht nach seinem Körperbau und Lebensweise gleichsam zwischen den Vierhändern (Affen) und den Nagethieren (Eichhörnchen, Mäusen, Hasen) mitten inne, und heißt daher bei den Gelehrten, Cheiromys madagascariensis, d. h. Handmaus von Madagascar. Es ist ein scheues Geschöpf und vollkommenes Nachtthier, so daß es den Eingeborenen seiner Heimath nicht einmal bekannt war, als es vor beiläufig zehn Jahren von Sonnerat daselbst entdeckt wurde, obschon es die Größe einer Katze hat und von der Nase bis zur Schwanzspitze sechs Fuß mißt, also groß genug ist um in die Augen zu fallen. Die großen aufrechten ovalen Ohren, der an der Nase eingedrückte Kopf, die eigenthümlich vorstehenden Augen und vor Allem die seltsam handförmig gebildeten Tatzen, von denen unsere Abbildung einen sehr deutlichen Begriff zu geben vermag, unterscheiden es von allen anderen bekannten Thieren. Der obere Theil seines Körpers ist mit einem langen schwärzlichen Pelze bedeckt, in welchen einzelne weiße Haare eingesprengt sind; Brust und Unterleib, Wangen und Seiten des Kopfes sind grau. Die Hauptähnlichkeit des Aye-Aye mit den Affen liegt in der auffallenden Bildung der Hände oder Vordertatzen, woran der Mittelfinger bedeutend länger und dünner ist als die übrigen und dem Thiere als eine Art Haken dient, um damit Insektenlarven, von denen es theilweise lebt, aus ihren Bohrlöchern in den Aesten oder unter der Rinde hervorzuholen. Reichen die langen Finger dazu nicht hin, so nimmt das Aye-Aye seine scharfen langen Schneidezähne zu Hülfe, um eine solche Insektenlarve bloszulegen, und verzehrt sie dann mit großer Gier. Diese Schneidezähne gleichen denen einer Ratte, sind aber weit spitziger; die Backzähne, jederseits vier in der obern, drei in der untern Kinnlade, bestehen nicht aus abwechselnden Höckern von Knochensubstanz und Schmelz, sondern sind nur mit einem glatten Ueberzug von letzterer Substanz versehen. Zum Unterschied von den Affen, welche die Zitzen an der Brust haben, sitzen dieselben bei dem

Digitized by Google

Das Aye-Aye. (Mit Text auf S. 255.

Aye-Aye am Unterleib, wie bei den Mäusen und anderen Säugethieren.

Nachdem Sonnerat es entdeckt hatte, ward lange Zeit kein solches Thier mehr nach Europa gebracht, so daß man schon glaubte, es sey in seiner Heimath ausgestorben; allein seit einigen Jahren haben die Europäer wieder aufs Neue Zugang zu dem Innern von Madagascar, und so hat man wieder mehrere dieser Thiere gefangen und erlegt und im vorigen Jahre sogar eines lebendig in die Sammlung der Zoologischen Gesellschaft in London gebracht, wo man es mit Honig, Reis, einem Gemenge von Milch und Eiern fütterte, nachdem es Mehlwürmer und andere Insekten verschmäht hatte, von denen man glaubte, daß es sie gern verzehren werde. Den Tag über schläft es immer und verläßt seine Schlafkiste nur wenn man es mit Gewalt herausschüttelt. Mit Einbruch der Dämmerung erwacht es aber aus seiner Erstarrung, läuft und klettert auf den Aesten umher, mit denen man sein Käfig versehen hat, und nagt und schneidet daran mit seinen mächtigen Zähnen herum. Noch nie hat man einen Laut von dem Thiere gehört, welches also stumm zu seyn scheint, so daß man nicht weiß, woher eigentlich sein seltsamer Name kommt. Wenn es schläft, so wickelt es seinen buschigen Schwanz ganz um den Körper herum und bedeckt denselben beinahe ganz damit. Zuweilen hängt es sich an den Hinterläufen auf und beginnt dann mit den Vordertatzen und namentlich mit dem langen Mittelfinger seinen Pelz und namentlich seinen buschigen Schweif zu kämmen und zu krauen, und alle daran hängenden fremden Stoffe zu entfernen. Im wachen Zustand setzt es sich gerne aufrecht auf die Hinterläufe und kratzt sich Ohren und Gesicht mit den langen Fingern der Vordertatzen. Es erweist sich als ein ebenso harmloses wie in seiner Art eigenthümliches Thier, welches durch seine ungewöhnliche Erscheinung gewiß auch unsere lieben Leser interessiren wird.

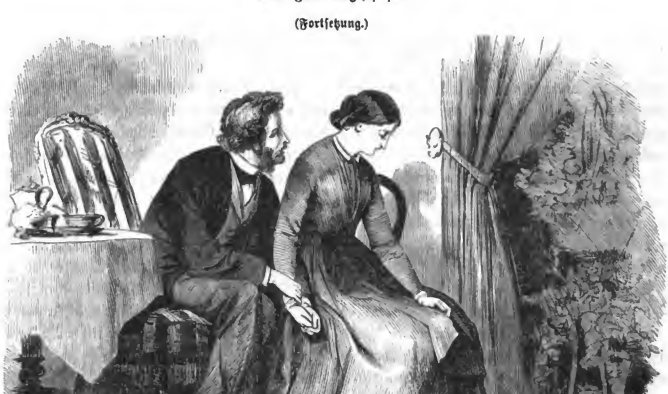
Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck v. E. Ebner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)



„Mein Herz?“ erwiderte sie mit einem beinahe wehmüthigen Lächeln. (S. 263.)

14.

Die Kunde von dem Verkauf des Balder'schen Etablissements sammt der Villa und den übrigen Liegenschaften machte mit Blitzesschnelle die Runde durch ganz Stocksheim und erregte großes Aufsehen. Viele hatten im Stillen schon schadenfroh auf des Kommerzienraths Ruin gelauert, den sie für unvermeidlich gehalten und prophezeit hatten; viele beneideten, andere bedauerten ihn, und der Eindruck, welchen das Ereigniß bei dem Publikum hervorrief, war ein sehr gemischter. Doch überwog in kaufmännischen Kreisen eigentlich die Freude oder wenigstens eine gewisse Genugthuung über dieses Auskunftsmittel, welches einem Bankerutt oder wenigstens einer zeitweiligen Geschäftsstörung vorbeugte, denn eine solche würde den allgemeinen Kredit der Handelsherren und Fabrikanten in dieser Manufakturstadt nothgedrungen bedeutend erschüttert und sicher noch den Zusammensturz auch anderer wankenden kommerziellen Häuser nach sich gezogen haben.

Den erschütterndsten Eindruck aber hatte die Kunde davon auf der Villa Balder selbst gemacht, wohin sie dem Besitzer vorangeeilt war. Einige müssige Damen der Stadt, aus dem Bekanntenkreise der Kommerzienräthin, hatten die beinahe unglaubliche Nachricht kaum erfahren, so eilten sie schon nach der Villa, um sich von Seiten der Kommerzienräthin die authentische Bestätigung oder Widerlegung zu verschaffen. Diese erschrack bis auf den Tod, als sie die betreffende Frage zuerst, wenn auch mit Umwegen und Umschweifen, sich vorgelegt sah; sie leugnete die Möglichkeit dieser Nachricht und ihre Mitwissenschaft um den Verkauf; sie nannte das Gerücht albern und gänzlich grundlos; aber als die zweite und die dritte geschäftige Neugierige kam, um ihr die betreffende Frage vorzu-

Digitized by Google

legen, als jede Fragerin die gleiche Summe und doch wieder eine andere Quelle nannte, da ward die Seele der Kommerzienräthin von einer vagen Befürchtung und Angst erfüllt, die gar keine Grenzen kannte, und sie konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, hinter dieser Nachricht berge sich eigentlich noch etwas weit Entsetzlicheres. Sie schickte nach ihrem Gatten, allein dieser war schon nicht mehr auf der Fabrik und nirgend mehr zu finden, denn er hatte alle möglichen Gänge zu den Behörden u. s. w. zu machen, um die vorschriftsmäßige gesetzliche Bestätigung des Verkaufs zu erlangen, die der Buchhalter als angeblicher Anwalt des Holländer Vetters auf das eifrigste betrieb. Henriette schickte nach dem Buchhalter, aber auch dieser war nicht aufzutreiben, und rannte in Geschäften in der Stadt herum oder schrieb noch eilends Briefe und Telegramme.

So war es später Abend geworden, ehe Oheim und Neffe sich wieder auf der Fabrik zusammenfanden und mit einander nach der Villa gingen, wo die Mahlzeit schon Stunden-lange ihrer wartete. Der Kommerzienrath war wie neugeboren, seine Stirne heiter, sein Schritt wieder elastisch und lebhaft, wie er so am Arme seines Neffen hinschritt und seine Freude über diese Wendung seines Schicksals und die plötzliche Beseitigung der ihm drohenden Gefahren aussprach. „Rudolph," sagte er zu dem Buchhalter, „ich bin Dir auf Lebenszeit zu Dank verbunden; Du hast mir alles gerettet: Ehre, Leben, Vermögen, Wohlfahrt der Meinigen, den Glauben an mich und meine Zukunft. Lebenslang werde ich Dir dieß nicht vergessen, und wenn ich erst wieder rehabilitirt bin, dann fordre und begehre von mir was Du nur willst. Und wie brav und uneigennützig Du gehandelt hast, mein wackerer Neffe! Du allein hast das Verdienst, dieses Auskunftsmittel gefunden zu haben . . ."

„Nein, lieber Oheim! das ist nicht *mein* Verdienst!" fiel ihm der Buchhalter lebhaft in die Rede; dieser Gedanke ist Robert von einer andern Seite her unterbreitet worden, aber ich habe sie begierig erfaßt und zu verwirklichen gesucht."

„Gleichviel, Du kannst wenigstens nicht in Abrede ziehen, daß sie ohne Dich nicht verwirklicht worden wäre . . ."

„Allerdings," versetzte der Buchhalter mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Siehst Du? Und Du allein gehst nun leer aus! Für dich allein hast Du aus lauter Uneigennützigkeit nichts herausgeschlagen; aber ich werde für Dich sorgen: ich will noch einen Zusatzparagraphen zu dem Vertrag hinzufügen, des Inhalts, daß Robert Dir, seinem Vetter, den Vertrauensposten eines Buchhalters bestätigen und Dir eine Tantieme des Gewinns zuweisen soll!"

„Es wird gar nicht nöthig seyn, lieber Onkel, dieß noch besonders auszudrücken. Sie behalten ja die Leitung des Etablissements und die Anstellung des Personals; Robert läßt Ihnen darin unbeschränkte Vollmacht, und wird damit einverstanden seyn."

„Dann arbeiten wir zusammen, Neffe," fuhr der Kommerzienrath fröhlich fort, „und mit Gottes Hülfe werden wenige ruhige Jahre hinreichen, um mir wieder die Mittel zum Rückkauf zu schaffen, und dann sollst Du die Früchte meines Fleißes theilen, und wenn es möglich wäre, daß Ida und Du einander gut werden könnten, so wäre mir ein stiller Wunsch erfüllt. Robert mit Henrietten, und Ida mit Dir, dann hätte ich zwei Söhne, und ich und meine Frau hätten ihren Willen!"

Der Buchhalter lächelte nur für sich hin, und schwieg; aber er drückte dem Oheim stumm die Hand. Als sie die Villa betraten, kam ihnen Pauline auf dem Flur entgegen, vom Schall der Hausglocke herbeigelockt. Ihre sonst so frischen Wangen waren bleich, die Augen verweint, das freundliche Gesicht ernst und sorgenvoll. Sie hatte die Kunde von dem Verkauf ebenfalls gehört, aber sich noch nicht über denselben zu freuen gewagt, denn die Angst der Tante ließ sie befürchten, daß dieses Gerücht nur eine Beschönigung für den Ruin des Oheims sey, um so mehr, da sie sich nicht erklären konnte, wie ein solcher Handel hätte stattfinden können, ohne daß Vetter Robert selber anwesend gewesen wäre. Allein ein Blick auf die heitere freie Miene des Oheims verscheuchte im Nu alle Besorgnisse Paulinens: so aufgeräumt und munter hatte sie ihn seit Jahren nicht mehr gesehen; und auch der Buchhalter neben ihm war so fröhlich und stillvergnügt und trug auf seinem ehrlichen bärtigen Gesicht die ganze Genugthung eines Mannes, der eine gute That vollbracht zu haben sich bewußt ist.

„Sie kommen so spät, lieber Onkel!" sagte sie; „wir sind ganz in Sorgen um Sie gewesen! . . ."

Digitized by Google

„Seyd Ihr? Na, jetzt könnt Ihr um so fröhlicher seyn, denn wenn auch die Suppe kalt und der Braten verbrannt wäre, dürften wir doch heiter und glücklich seyn, weil ich eine gute Nachricht mitbringe: Paulinchen, wir ziehen auf die Fabrik, noch vor Weihnachten, und richten uns in den alten Räumen wieder gut bürgerlich ein! Ich habe mein ganzes Geschäft und die Villa hier verkauft an meinen Neffen Robert, der noch vor Weihnachten hier seyn wird! Freu' Dich, mein Kind! es wird fröhliche Weihnachten geben und — vielleicht eine Verlobung!"

„Ja, Eine sicherlich!" setzte der Buchhalter lächelnd hinzu und drückte Paulinen die Hand; „freuen Sie sich, liebes Bäschen!"

Paulinens schöne Augen glänzten auch bereits wieder, ihr süßer Mund lächelte, und mit Freudethränen beugte sie sich auf des Kommerzienraths Hand herab, küßte sie inbrünstig und sagte: „Nun denn, wenn Sie in dem Verkauf ein Glück und sich ihrer Sorgen entledigt sehen, so bin ich ja doppelt glücklich. Gott sey Dank, daß Sie wieder froh und heiter sind!" Dann öffnete sie ihm die Thüre des Speisezimmers.

Hier fanden die heimkehrenden Männer die Kommerzienräthin und Henrietten. Frau Balder ruhte halb sitzend, halb liegend im Eckdivan, und bebte an allen Gliedern. Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte sie, als sie ihren Gatten eintreten sah, denn je näher die Entscheidung rückte, desto mehr bangte ihr vor dem Ergebniß derselben. Sie hatte sich all der Vorstellungen, Warnungen und Andeutungen erinnert, welche ihr Gatte ihr seit Jahren und zumal in der jüngsten Vergangenheit wegen ihrer nutzlosen Verschwendung gemacht hatte, und die Selbstvorwürfe und Gewissensbisse, welche nun in diesen Stunden peinigender Ungewißheit in ihr aufstiegen, ließen sie das Aeußerste befürchten. Sie hatte nicht einmal den Trost der Thränen, aber ihre Spannung und Unruhe waren so erschütternd, daß sie sich dem Wahnwitz nahe wähnte.

Nicht so Henriette: diese ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder, und in ihrem Kopfe wogten Gedanken aller Art, und rangen und kämpften mit einander und verdrängten sich gegenseitig. Ihre Logik war klarer von Leidenschaften. Der Vater mußte verarmt und dem Bankerutt nahe seyn, wenn er sich entschließen konnte, seine Schöpfung zu verkaufen, — das war die Einsicht, welche ihr mit furchtbarer Klarheit vorschwebte. Wir sind so gut wie ruinirt, wir sind von der Höhe unseres Glanzes heruntergestürzt. Und Robert? wird er mich nun noch heirathen? das war der zweite, aber der alles beherrschende Gedanke; wird er mich noch lieben? wird der Ruin meines Vaters seine Gefühle nicht herunterstimmen? Nein, er liebt mich wirklich, echt und treu wie ich ihn, flüsterte ihr Herz. Und doch konnte sie den Zweifel nicht verwinden, daß er, der reiche, unabhängige junge Mann, einem Stande angehörig, in welchem Geld und Geldeswerth gleichsam die höchsten Güter und der einzige Angelpunkt des Lebens sind und der Punkt der kaufmännischen Ehre so scrupulös beobachtet und so überschwenglich hochgeschätzt wird wie unter dem Kriegerstand die soldatische Ehre, — daß Robert von den Vorurtheilen seines Standes, seiner Erziehung und seines Vaterlands zuviel eingesogen haben werde, um nicht heruntergestimmt und von einem Bedenken überschlichen zu werden, sich mit der Tochter eines heruntergekommenen Geschäftsmanns, eines Bankeruttirers zu verbinden! Sie brauchte nur in ihr eigen Herz zu greifen und sich zu vergegenwärtigen, wie sie selber im ähnlichen oder analogen Falle noch vor wenigen Monaten, Wochen, ja vielleicht Tagen gedacht haben würde. Und eben diese Selbstschau ließ sie zweifeln, wo sie so gern geglaubt hätte, und trotz der innigsten Gefühle und Regungen ihres Herzens, das ihn so sehr liebte, konnte sie doch jenen Zweifel nicht unterdrücken. Und da sie den Vetter liebte mit einer Innigkeit und Leidenschaft, deren sie sich selbst früher in ihrem Stolze gar nicht für fähig gehalten hätte, da die Liebe ihr ganzes Wesen erfüllte, — so mußte sie sich natürlich auch mit großer Bangigkeit fragen: was wird, was soll aus mir werden, wenn er sich von mir zurückzieht, wenn er mich sitzen läßt? Dieser letztere Gedanke, diese vage Furcht, ihn zu verlieren, machte sie in innerster Seele erbeben, denn ihr war zu Sinne, als ob sie dieß nicht zu überleben im Stande seyn würde.

Noch hatten weder die Kommerzienräthin noch ihre Tochter den angeblichen Käufer der Fabrik erfahren, da der Buchhalter als Bevollmächtigter desselben darauf bestanden hatte, daß derselbe erst bei dem Akte der gesetzlichen Autorisation des Kaufs

Digitized by Google

öffentlich genannt werde. Daher war die geheime Angst von Mutter und Tochter ebenso erklärlich, als die Zweifel, welche über die Richtigkeit der Thatsache des Verkaufs theilweise noch im Publikum von Stocksheim herrschten. „Es ist nur ein Auskunftsmittel, um Zeit zu gewinnen, um die dringendsten Gläubiger zu beschwichtigen, um die Katastrophe zu verzögern," sagten und dachten Balders Gegner und Feinde, und die Skeptiker unter den Geschäftsleuten von Stocksheim. — „Es ist nur eine Ausrede, eine Beschönigung, wodurch der Kommerzienrath uns die entsetzliche Gewißheit seines Ruins maskiren und uns auf seinen unvermeidlichen Sturz vorbereiten will!" dachten Henriette und ihre Mutter, und wenn sie sich das auch nicht offen zu sagen wagten, so lasen sie es doch gegenseitig in ihren Blicken und Mienen. Und jetzt war der Augenblick da, wo die Gewißheit offenbar werden, wo der Zweifel verschwinden sollte, und vor dieser Klarheit schreckten die beiden Frauenzimmer unbeschreiblich zurück.

„Guten Abend, Albertine," hub der Kommerzienrath an und durch seine Fröhlichkeit hindurch zitterte doch etwas wie Befangenheit und Scheu; „munter, Mütterchen! ich bringe gute Nachrichten!"

„Gute?" fragte sie mit beinahe tonloser Stimme; „Du hast Dein Geschäft verkauft?"

„Also Du weißt es schon? dann um so besser! Nun ja denn, ich *habe* es verkauft, aber nur vorübergehend — mit der Bedingung eines Rückkaufs innerhalb einer gewissen Zeitfrist. Es war das einzige Mittel, mich zu retten, und einer Zersplitterung meines Etablissements, welche einem Ruine desselben gleichgekommen wäre, vorzubeugen. Eine andere Veräußerung, eine Zwangsversteigerung, ein stückweiser Verkauf würden kaum die Hälfte des wahren Werthes meiner Fabrikgebäude und Maschinen erzielt und mein eigenes Vermögen verschlungen haben. So aber, mittelst dieses Kaufes, stehen wir gesichert und achtungswerth da, und können durch Eingezogenheit und weise Sparsamkeit binnen weniger ruhigeren Jahre alles wieder zurückerwerben."

„Gott sey gepriesen, wenn dieß möglich ist," stammelte Henriette; „also noch nicht alles verloren?"

„Bah, ich glaub's noch nicht," sagte die Kommerzienräthin mit dem Eigensinn eines verwöhnten Kindes. „Das ist nur ein Vorwand, eine Finte, um uns zu täuschen. Dahinter steckt etwas anderes. Wenn diese Sache richtig wäre, so würdest Du mir schon früher davon gesprochen haben, und ich hätte nicht erst aus andrer Leute Munde diese Schande erfahren müssen!"

„Schande, Mutter? rief der Kommerzienrath unwillig, „ist es Schande, wenn ich mir und den Meinigen Opfer auferlege, um meinen Gläubigern ehrlich und redlich gerecht zu werden? Schande? Nun denn, wenn das Schande ist, dann fällt sie wohl am meisten auf diejenigen zurück, welche durch ihre bornirte Verschwendung und Großmannssucht diese Nothwendigkeit herbeigeführt haben."

„Papa, bester Papa! nicht diese harten Vorwürfe!" bat Henriette und fiel ihm um den Hals; „schonen Sie die Mama! haben Sie Nachsicht mit ihr! Wir sind schuldig, aber verzeihen Sie uns, um der Aengsten willen, die wir nur allein in den jüngsten Stunden erduldet haben! Sehen Sie, wir sind ja zu jedem Opfer bereit! wir wollen gerne auf jeden Luxus verzichten, wenn es nur Ihre Zwecke fördert, — nicht wahr, meine liebste Mama, wir ergeben uns in Alles?"

Frau Balder zuckte die Achseln mit einem tiefen Seufzer und gerungenen Händen, als ob sie sagen wollte: Was bleibt uns anderes übrig? Aber auszusprechen vermochte sie es nicht.

„Es geht auch nicht ohne Opfer für uns alle ab," sagte der Kommerzienrath. „Wir werden unsere Equipage und Dienerschaft abschaffen, und wieder eine bescheidene Wohnung auf der Fabrik beziehen, wo weder von Festen noch von Gästen die Rede seyn kann. Alles Entbehrliche wird versteigert und über Bord geworfen, und wir räumen die Villa mit Park und Gärten auf immer, denn sie wird, wenn ich sie je zu guter Letzt noch zurückerwerben kann, an den ersten besten Liebhaber verkauft, der sie zu ihrem wahren Werthe erwerben will!"

„Wie? auch dieß noch? Auch noch eine solche Demüthigung?" rief Frau Balder. „Und Du glaubst, ich werde darauf eingehen, Gottfried? ich werde in diesen Verkauf willigen?"

„Ich glaube, Deine Einwendungen werden zu spät kommen — der Kauf ist abgeschlossen," sagte Balder kalt.

„Dann stoße ich ihn um — ich werde den besten Advokaten annehmen!" rief die verblendete Frau.

Digitized by Google

„Meinethalben," sagte der Kommerzienrath gelassen.

„Ich hoffe und wünsche, daß die Frau Tante sich eines Bessern besinnen wird, wenn sie erst erfährt, wer der Käufer ist," sagte der Buchhalter freundlich und in vermittelnder Absicht; „ich denke, lieber Onkel, Sie hätten damit anfangen sollen, der Tante den Namen des Käufers zu nennen: . . ."

„Ich will ihn gar nicht erfahren," fiel ihm die Tante bitter in's Wort; „wer er auch seyn mag, so hasse ich ihn, denn er ist nur ein Wucherer, ein Geldsack, eine schmutzige Judenseele, die aus unserer Verlegenheit Gewinn zu ziehen sucht! . . ."

„Weib, halt ein mit Deiner Thorheit! Der Käufer ist ein rechter Helfer in der Noth, der edelste, beste, großmüthigste Mensch — mein Neffe Robert!"

„Robert?" rief Henriette mit einem Jubeltone, und die Freudenthränen schossen ihr in's Auge; „o nun begreif' ich Alles!"

„Robert?" rief die Kommerzienräthin. „Robert will uns aus unserem Eigenthum vertreiben? Er könnte verlangen, daß wir die Villa räumen?

„Er verlangt es, kraft des Kaufsvertrags — schwarz auf weiß, bündig und fest," sagte der Kommerzienrath.

„Er wird es nicht wagen, mich hieraus zu vertreiben, und ich werde nur der Gewalt weichen," sagte die Kommerzienräthin. „Besteht er auf diesem Punkte, so werde ich den ganzen Kaufsvertrag anfechten."

„Weib! . . ." rief Herr Balder, aber der Buchhalter legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm und sagte: „Lassen Sie den ohnmächtigen Grimm sich entladen, lieber Onkel! Guter Rath kommt über Nacht, und bei kälterem Blute wird die Frau Tante schon nachgeben. Soweit ich Robert kenne, wird er auf dem Punkte bestehen, denn er hat ihn ja in den Kaufsvertrag gesetzt. Die Villa wird vermiethet, wahrscheinlich an einen Freund Robert's, einen jungen Holländer der aus den Kolonieen zurückgekommen ist und sich solch ein stilles schönes Anwesen sucht. Robert wird darin nicht nachgeben, aber ebensowenig den Kaufsvertrag umstoßen lassen. Was er aber für Schlüsse aus dem Benehmen der Tante ziehen, und welch ein Bild er sich von ihrem Charakter machen dürfte, wenn die Frau Tante auf ihrem Verlangen beharrte, das können wir getrost ihr selbst anheimgeben!"

„Unverschämter!" rief die Kommerzienräthin. „Dacht' ich mir's doch gleich, daß der Neffe Buchhalter einen Theil an diesem Plane haben werde, wie er denn in Allem sich eine Stellung anmaßt, die . . . Aber nur gemach, noch bin ich Herrin in meinem Hause . . ."

„Liebe beste Mama! ich bitte Dich inständig, mäßige Dich!" rief Henriette entsetzt, — „und Sie, Vetter Rudolph, dem wir offenbar großen Dank schulden, verzeihen Sie der armen, von Angst und Schrecken ganz außer sich gekommenen Mama! sie ist in diesem Augenblick nicht zurechnungsfähig, aber morgen oder übermorgen, bei ruhigerem Blute und reiferer Ueberlegung, wird sie Ihnen gerne alles Unrecht abbitten, und ihren Dank mit dem meinigen vereinen!"

Der Buchhalter gab Henrietten stumm die Hand und suchte sie mit einem bedeutsamen Blicke zu beruhigen. Herr Gottfried Balder aber ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und hatte das Haupt tief auf die Brust gesenkt. „Das sind meine Freuden!" murmelte er halblaut mit einem tiefen Seufzer vor sich hin. „Ich hoffte heute Abend ein Freudenfest hier zu feiern mit den Meinigen, ich rechnete auf Dankbarkeit, Liebe und Ergebung, und finde Verstocktheit, Vorurtheil und Bitterkeit! . . . Ist dieß ein Leben, das der Sorgen und Mühsale lohnt?"

„O Papa, seyn Sie großmüthig und vergeben Sie ihr!" rief Henriette und warf sich an des Vaters Hals. „Legen Sie nicht dem Herzen zur Last, was nur die erregten Nerven verschuldet haben! Bedenken Sie, wie unvorbereitet uns die Nachricht traf, als wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel!"

„Ja, bester Onkel, üben Sie Nachsicht!" bat auch Pauline von der andern Seite. „Wenn Sie ahnen könnten, wie furchtbar die gute T— die Frau Kommerzienrath — gelitten hat, als so eine Dame nach der andern kam, und mit heuchlerischer Theilnahme und schlechtverhehlter Schadenfreude erfahren wollte, ob es wahr sey, daß der Balder'sche Glücksstern untergegangen? . . . ach, liebster Onkel, das war doch eine schwere Prüfung und Heimsuchung! — Aber nun kommen Sie zu Tische, oder ich muß die Suppe noch einmal an's Feuer setzen lassen! — Zu Tische, zu Tische!"

Digitized by Google

15.

„Vetter," flüsterte Pauline dem Buchhalter zu, als sie das Obstkörbchen und das Dessert auf den Tisch gesetzt hatte, „ich denke, wir gehen weg und lassen die Familie allein, sonst thut die Tante keinen Mund mehr auf. Ich bringe Ihnen Ihr Gläschen Grog in Onkels Zimmer hinüber!"

„Und leisten mir Gesellschaft, bis der Oheim kommt, mit dem ich noch manches zu besprechen habe," versetzte der Buchhalter. „Topp, unter dieser Bedingung gehe ich Ihnen voran!" Und er schlich sich in aller Stille davon.

Nicht lange darnach folgte ihm Pauline auf des Oheims Privatzimmer und brachte ihm den Grog, den er seither jeden Abend mit dem Oheim gemeinsam zu nehmen pflegte. Es drängte Paulinen, mit dem Vetter zu reden, nicht allein aus Neugier, zu erfahren wie denn alles so plötzlich gekommen sey, sondern auch aus aufrichtiger Dankbarkeit, weil sie ihm instinktmäßig das Verdienst beimaß, durch diesen Schritt der Retter des Oheims und der ganzen Familie geworden zu seyn. Und offen und herzlich, wie sie war, ohne jede Spur von falscher Ziererei und Prüderie, drückte sie ihm denn nun ihre dankbare Anerkennung in herzlichen einfachen Worten aus. Er lehnte diesen Dank und das ihm beigemessene Verdienst aber ebenso unbefangen ab, wie es ihm gezollt worden war.

„Sie wissen ja, liebes Bäschen, daß die erste Idee, dem Oheim auf diese Weise zu helfen, eigentlich von Ihnen herrührt! Daß Sie das grösste Verdienst dabei haben, daß die Sache gelang!"

„Ich?" rief Pauline verwundert.

„Nun ja doch! Erinnern Sie sich nicht des Abends, wo wir allein zusammen speisten, und Sie mir erzählten, wie den Oheim der Schlaf meide und er oft beinahe bis zum Morgen in seinem Zimmer auf- und niedergehe, seufze und mit sich selber rede? Und ist Ihnen nicht mehr gegenwärtig, wie Sie damals die Aeußerung thaten: „Ach, wenn sich doch ein Käufer zu dem ganzen Geschäfte fände, oder wenn doch Vetter Robert ahnen könnte, welche Sorgen und Aengsten den armen Oheim quälen! Entsinnen Sie sich dessen noch?"

„O ja, Vetter, aber das war nur so ein Einfall von mir!"

„Jedoch ein glücklicher, liebes Bäschen, und ich griff ihn auf, machte ihn mir zu eigen, und so erfuhr Robert mit Einem Male die kritische Lage des Oheims und die Mittel zu ihrer Beseitigung! Darum gebührt Ihnen das Hauptverdienst!"

„Nein, Ihnen, Vetter, denn Sie haben den Gedanken erst fruchtbar gemacht!" sagte Pauline. „Sie sind überhaupt ein merkwürdiger Mensch! Was Sie angreifen, das gelingt Ihnen, und Sie sind wie der gute Genius in dieses Haus hereingekommen. Seit Sie da sind, ist der Oheim ganz anders; er läßt sich nicht mehr so geringschätzig von der Tante behandeln und macht seinen Willen geltend. Und dann ist er weit besonnener und ruhiger geworden und ist nicht mehr so verstört und sorgenvoll. Sie haben ihn gerettet, Vetter, denn wenn diese Unruhe, diese Qual der Sorgen und geistigen Aufregung noch eine Weile so ungemindert angedauert hätte, so würde er diesem Zustand erlegen seyn, — davon bin ich lebhaft überzeugt. Und darum bin ich Ihnen auch recht dankbar, wenn Sie mir gleich zuweilen — Grauen einflößen!"

„Ich Grauen einflößen?" rief der Vetter lächelnd; „wie so denn, Bäschen? Bin ich ich denn ein solcher Knecht Ruprecht?"

„Sie sind ein gefährlicher Mensch auf alle Fälle," versetzte Pauline halb lächelnd, halb im Ernst und suchte ihm die Hand zu entziehen, die er ergriffen hatte. „Manchmal kommen Sie mir vor, als seyen Sie gar nicht Der, welcher Sie seyn wollen, und dann sind Sie doch immer wieder ein ganzer Balder. Ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Mensch sind Sie jedenfalls, denn wer so unerschrocken und keck wie Sie der Kommerzienräthin stechenden Blick auszuhalten vermag, vor welchem alle im Hause ordentlich zittern, und wer ihr so offen Widerpart halten und ihr die derbsten Wahrheiten sagen kann, das ist schon ein Mensch von bedeutendem Kopf und Willen!"

„Ah so? Ist es denn ein so großes Verdienst oder eine so schwere Kunst, solch eine verwöhnte, sich selbst überschätzende, hochmuthsblinde Frau nicht zu fürchten, eben weil man sie durchschaut?"

„Hm," meinte Pauline, „aber wenn man ihr Brod essen muß, ist es ein Andres; und wenn ich nun denke, daß Sie kaum erst vor kurzem als Buchhalter hier eingetroffen sind und nun gleichsam als die Seele des ganzen Geschäfts dastehen und der

Digitized by Google

Oheim selbst nur wie das Werkzeug Ihres Willens erscheint, so ist man doch versucht, ein Bißchen an Hexerei zu glauben, oder . . .“

„Nun? Oder?“ . . .

„Wenigstens Sie für mehr zu halten, als Sie seyn oder scheinen wollen!“ sagte Pauline. „Sie haben alle Leute im Hause unter Ihren Willen gebracht. Die anmaßendsten von der Dienerschaft, die sonst jedermann mit Grobheit begegnen, fürchten Sie wie den leibhaftigen Bösen, und die besseren davon, wie der alte Gärtner, würden für Sie durch Wasser und Feuer gehen!“

Der Buchhalter lachte laut auf und rief: „Oh, das ist eine sehr natürliche Sache, Paulinchen! Ich habe die Gabe, die Gedanken der Menschen aus ihren Gesichtern zu lesen, und damit hängt zusammen, daß ich die Schlechten durchschaue und einschüchtere, und den Guten mein Vertrauen und Wohlgefallen bezeuge. Und seit ich denn einmal dem hochfahrenden Herrn Haushofmeister die Kravatte etwas zugeschnürt und ihm seine Veruntreuungen vorgehalten, und dem bengelhaften Lakaien der Kommerzienräthin einen Arm beinahe ausgerenkt, wie sie mir brutal begegnen wollten, und als ich ihnen bei Gelegenheit von Ida's Flucht kaltblütig gesagt, daß ich demjenigen den Hals brechen werde, der noch ein einziges Mal seinen Herrn verrathe, fürchten sie mich und lassen mich ihr böses Gewissen in ihren Mienen lesen.“

„Ja, das Schicksal Ida's ist auch eines von Ihren Verdiensten, Vetter!“ sagte Pauline. „Was wäre aus dem armen bethörten Mädchen geworden ohne Sie?“

„Und ohne Sie, Bäschen! Sie haben mir ja die Mittel geliefert, das Komplott rechtzeitig zu hintertreiben!“

„So? Ich dachte Sie hätten es auch theilweise in den Gesichtern gelesen?“ sagte sie scherzend.

„Allerdings, aber ich kann nur Gedanken lesen, oder allenfalls auch Thatsachen!“

„Und darf man denn fragen, Herr Vetter, was Sie in meinem einfältigen Gesichtchen lesen?“ fragte Pauline lächelnd.

„Ich lese darin, daß Sie ein edles, gutes, reines Gemüth sind, gerade und offen, bieder und treu, das streng gegen sich und mild gegen Andere ist, das für Andere zu jedem Opfer bereit ist, das nie undankbar und selbstsüchtig seyn kann, der Wahrheit unerschütterlich anhängt und . . .“

„Genug, genug, Schmeichler!“ rief Pauline und suchte ihm ihre Hand zu entreißen, die er in seine beiden gefaßt hatte und an sein Herz drückte.

„Nein, lieb Bäschen, Sie müssen mich ruhig enden lassen. Sie sind eine reine starke Seele, im Denken und Handeln eins. Sie sind ein Wesen, ganz geschaffen, einen Mann zu beglücken; Sie sind mir gut, und wissen, daß ich Sie im Stillen anbete und vergöttere . . .“

„Falsch gelesen, grundfalsch!“ fiel sie ihm beinahe heftig in's Wort. „Es ist wahr, ich verehre in Ihnen den Retter Ida's und des Oheims, den ehrlichen wackern Vetter, den edlen Freund, der mich vor den Unbilden der Tante und der Cousinen beschützt hat, — aber über diese Gefühle der Achtung hinaus kann und darf Ihnen das arme Waisenkind nichts zollen?“

„Pauline, liebes Bäschen, ist dieß Ihr voller Ernst?“ fragte der Buchhalter beinahe wehmüthig und vorwurfsvoll. „Dürfen Sie mir denn nicht so gut seyn, wie ich Ihnen? Hat ein Anderer Rechte auf Ihr Herz?“

„Mein Herz?“ erwiderte sie mit einem beinahe wehmüthigen Lächeln; „ach Du lieber Himmel, wer hat sich je um solch ein dummes Mädchenherz wie das meinige bekümmert? Mein Herz ist noch frei, und soll frei bleiben! Wie trüg' es denn zu dem Leid der Verlassenheit noch das einer unglücklichen oder vergeblichen Liebe?“

„Einer vergeblichen, liebes Bäschen?! Und wenn ich Ihnen nun sage, daß . . .“

„Sagen Sie mir nichts, Herr Vetter!“ fiel sie ihm erschrocken und heftig in die Rede; „ich will und darf nichts hören! Seyn Sie barmherzig! Sie wissen ja, daß ein armes, abhängiges Mädchen wie ich, gar sehr seines Kopfs und seiner Kraft bedarf — wollen Sie mir beide rauben?“

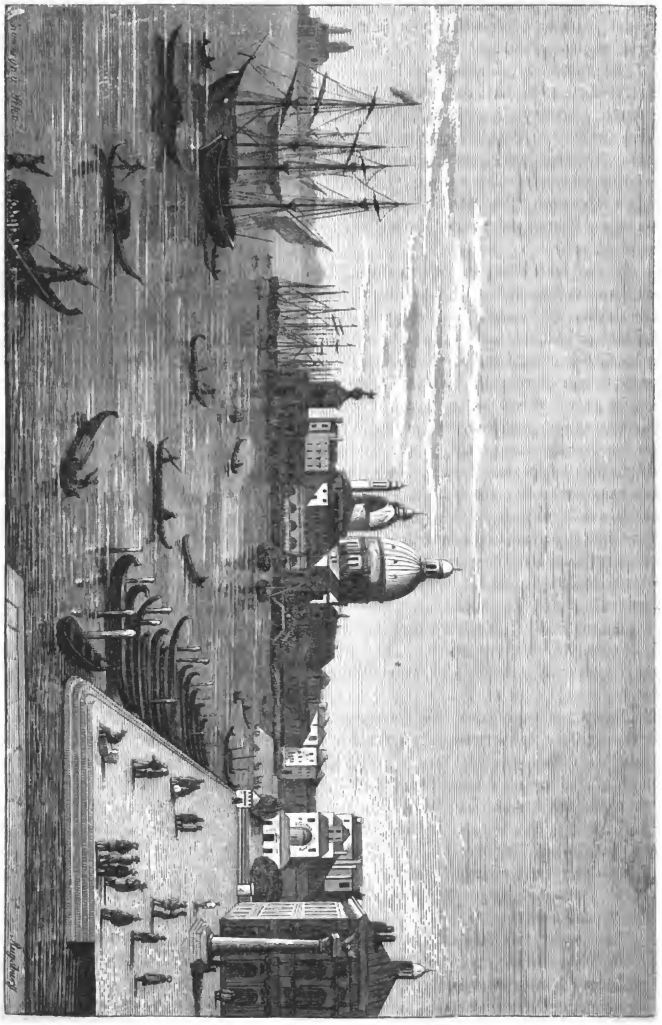
„Zweifeln Sie denn an der Redlichkeit meiner Absichten, Pauline?“

„Nein, Vetter, aber dennoch . . .“

„Dennoch mißtrauen Sie mir?“

„Offen gestanden, ja, Herr Vetter!“ sagte sie mit einem geraden Blick und ziemlich fester Stimme, obschon eine heftige Röthe über ihre Wangen hinflog.

Digitized by Google



Venedig. (Mit Text auf S. 265.)

Krönung der Kaiserin Josephine. (Mit Text auf S. 267.)

„Seien Sie erst was Sie scheinen, oder überzeugen Sie mich, daß Sie nicht mehr sind als Sie scheinen wollen, dann ..."

„Nun? was dann?..."

„Dann soll Ihnen Antwort werden!" sagte sie hastig, und eilte aus der Thüre.

Der Buchhalter sah ihr betroffen nach, als er vergebens sie zurückzuhalten versucht hatte. „Da haben wir es, murmelte er; „sie ist scharfblickender und umsichtiger als alle anderen — oder sie hat irgend eines meiner Geheimnisse belauscht, — oder Vetter Rudolph hat mich ihr verrathen. Doch gleichviel, ich habe eine Tugend und einen Vorzug mehr an ihr kennen gelernt!" Und er ging nun gedankenvoll und tiefsinnig im Zimmer auf und ab, bis der Oheim herüberkam. (Fortsetzung folgt.)

Venedig.

(Mit Holzschnitt auf S. 264.)

Es gibt Menschengesichter, denen der Zerfall des Alters die Spuren einstiger Schönheit nicht rauben kann, und diesen Gesichtern gleicht Venedig, das einst so herrliche, stolze, meergebietende. Mehr als irgend eine andre Stadt Italiens trägt es das Gepräge eines tiefen Verfalls zur Schau, und wird sich auch nicht wieder heben, wenn der allgemeine Wunsch des italienischen Volks, Venedig den Oesterreichern zu entreißen und Italien bis zum adriatischen Meer frei zu machen, in Erfüllung gegangen seyn wird. Im Gegentheil, um gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Oesterreicher seit einem halben Jahrhundert ungeheuer viel für die Hebung Venedigs gethan haben, — mehr als die italienische Regierung jemals dafür zu thun geneigt oder im Stande seyn wird. Venedig sieht

Digitized by Google

seinem gänzlichen Zerfall entgegen, und ist in seinen schönen Theilen kaum mehr als eine Stadt von beginnenden Ruinen; aber trotzdem ist es eine der interessantesten Städte der Welt und an unschätzbaren Kunstschätzen eine der reichsten. Sein Ruin rührt nicht blos von der gesunkenen Macht und Größe seiner einstigen Republik her, sondern vor Allem von seiner Bauart und Anlage, von dem eigenthümlichen Umstand, daß diese Stadt mitten in die Lagunen oder Untiefen hineingebaut war, welche das Meer hier an der niedrigen östlichen Küste von Italien gebildet hat. Eine Stadt, welche nicht mehr in die Breite wachsen kann, bleibt stille stehen und kommt zurück, und seit ihr das Alleinrecht auf den Handel mit dem Morgenlande und die Herrschaft in diesen Meeren entrungen ward von freieren und rührigeren Völkern, mußte auch Venedigs Bedeutung für Handel und Schifffahrt zusammensinken. Oesterreich, das vor dem Jahre 1847 seine italienischen Provinzen so unendlich milder und freier regiert hatte, als seine deutschen, war seit dem ersten italienischen Kriege genöthigt, für Venedig weniger zu thun, weil es doch mit Gewißheit dessen endlichen Verlust voraussehen mußte. So haben sich Thatkraft und Kapital in Handel und Schifffahrt nach dem weit günstiger gelegenen Triest gezogen und dieses zur Königin des adriatischen Meeres gemacht. Und die Verschlämmung des Kriegshafens am Arsenal, wo einst die seebeherrschenden Flotten der alten Republik Venedig sicher geborgen lagen, sowie die Befürchtung von Verrath, hat Oesterreich veranlaßt, den Haupthafen seiner Kriegsmarine von Venedig hinweg nach Pola an der jenseitigen, dalmatischen Küste der Adria zu verlegen. So fehlen Handel und Schifffahrt, wie ein regerer Kunst- und Gewerbfleiß in der Lagunenstadt, und die Pulse des Lebens drohen mehr und mehr zu stocken. Die riesenhaften Mauern des alten Kriegshafens, der so viele türkenbezwingende Flotten geborgen hatte, drohen den Zerfall, wie die alten herrlichen Paläste der einstigen herrschenden Geschlechter der Republik.

Das Bild auf S. 264 bietet unseren lieben Lesern eine der schönsten Ansichten von Venedig, nämlich den Eingang des Canal grande oder großen Kanals, welcher in Gestalt eines S die ganze Stadt durchzieht. Zur Rechten des Beschauers ist im Vordergrund die Riva dei Schiavoni, im Mittelgrunde der Eingang des Marktusplatzes, auf welchen sich alles öffentliche Leben der Stadt concentrirt. Allein wie spärlich ist dieses Leben im Vergleich zu demjenigen anderer italienischen Städte, denn wie läßt sich in einer solchen Stadt ohne namhaftes Gewerbe und Handel, auf solchen Stätten der Verödung und wachsenden Zerfalles ein frisches fröhliches Volksleben erwarten? Die vornehme und wohlhabendere unabhängige Klasse der Venezianer hat die Stadt verlassen, um der Berührung mit den österreichischen Offizieren und Beamten zu entgehen, denn bei dem jetzigen dumpfen Haß und Groll des Volkes, das den Anschluß an Italien verlangt, würde jeder Nobile für einen Landesverräther verschrieen werden, wenn er mit den verhaßten Oesterreichern verkehrte. Das eigentliche Volk aber ermangelt sowohl der allgemeinen Lustbarkeiten wie des unbefangenen fröhlichen Sinnes, welcher harmlos den Augenblick genießt. Es gibt zu wenig öffentliche Plätze in Venedig, wo sich das Volk versammeln und vergnügen könnte, und die unteren Klassen wohnen in den engen, winkeligen Quartieren der innern Stadt, und führen ein eigenartiges, eintöniges, langweiliges Leben, von dem der Fremde, der sich nur vorübergehend in Venedig aufhält, nur sehr wenig sieht. Die stolzen Paläste am Canal grande, die noch die Namen der berühmtesten und ältesten Geschlechter der Republik Venedig führen, stehen zum größten Theile leer und sind mehr Curiositäten als behagliche Wohnräume; und frägt man nach ihren heutigen Besitzern, so erfährt man, daß diese ehemalige Opernsänger und Sängerinnen, zur Ruhe gesetzte oder aktive Gastwirthe, ausgediente Maitressen großer Herren, Emporkömmlinge aller Art und zumeist Ausländer sind, welche sich die Eitelkeit, einen alten Palast in Venedig zu besitzen, etwas kosten lassen. Der einzige Platz in Venedig außer seinen zahllosen und unübertrefflichen Kunstschätzen in Galerieen, Kirchen und Sammlungen, wo dem Fremden noch ein Stück eigenthümlichen und überraschenden Lebens entgegentritt, das ist in rauschender Rührigkeit der Marktusplatz am Abend, der Hauptanziehungspunkt der fremden Besucher, welche sich hier zusammenfinden und im Verein mit denjenigen Klassen der Bevölkerung von Venedig, welche von den Fremden leben, die wogende Staffage dieses in seiner Art einzigen Versammlungsortes bilden. Dieser Platz mit seiner Umgebung, mit seiner gold-

Digitized by Google

funkelnden Markuskirche, die wie ein Vermittlungsglied zwischen Morgenland und Abendland erscheint, hat seinesgleichen nicht wieder in der ganzen Welt, und gemahnt jeden Abend an eine Theaterscene aus irgend einer großen Oper. Aber selbst hier sieht man das Volk von Venedig, so weit es sich nicht bettelnd oder Abenteuer-suchend unter die Fremden drängt, sich abgeschieden auf der einen Seite bewegen, und die Berührung mit dem Strome der schönen Welt vermeiden.

Venedig nimmt in diesen Tagen unser Interesse noch stärker in Anspruch, als sonst, denn dort werden ohne Zweifel die ersten ehernen Würfel des Krieges fallen, dessen schwere Wolken am politischen Horizonte jenseit der Alpen aufgezogen sind. Das nach nationaler Einheit strebende italienische Volk will Venedig und Rom haben, und zwar zunächst Venedig, weil es noch in der Hand der Fremden ist. Nicht der Besitz der langsam zerfallenden Stadt mit ihren 15,000 auf Pfahlrösten im Meerschlamm stehenden Häusern, ihren 30 Kirchen und verschiedenen Bethäusern, Synagogen, Klöstern und Spitälern, ihren 19 öffentlichen und 45 Privatpalästen mit deren reichen Schätzen der Kunst ist es, was das italienische Volk so begehrlich nach der Lagunenstadt macht, sondern die Idee ist es, die Idee mit Venedig das ganze nordöstliche Ende Italiens bis an den Fuß der Alpen, soweit die welsche Zunge klingt, dem neuen Königreich einzuverleiben. Ist Venedig erobert, die Hauptstadt Venetiens, dieser schwerverkauften italienischen Provinz Oesterreichs, dann hat der Krieg um die Provinz selber keinen rechten Sinn mehr; dann ist Italien wirklich frei bis zur Adria. Daß Venedig aber unter dem Königreich Italien wieder aufs neue zu einiger Bedeutung erblühen werde, ist sehr fraglich; gewiß dagegen ist, daß die Belagerung der Stadt durch die bei Ancona sich sammelnde italienische Kriegsflotte auf eine hartnäckige Vertheidigung durch die Oesterreicher stoßen, daß die Stadt selbst dadurch großen Schaden leiden wird. Die Oesterreicher haben Millionen aufgewendet, um die Stadt mit Forts zu umgeben und dieselben lange zu halten, und der Krieg wird mit bedeutender Erbitterung geführt werden. Beim ersten Kanonenschuß von der italienischen Flotte aus werden sich die Oesterreicher aus den Kasernen in der Stadt in die Forts zurückziehen, und bei der ersten feindseligen Demonstration wird die Stadt und namentlich der volkreichere Theil des Innern von den Forts aus beschossen werden. Dadurch werden zahllose unersetzliche Meisterwerke der Baukunst, Sculptur und Malerei mit dem Untergang bedroht, und die hinterbende Stadt ihrem Ende gewaltsam näher gebracht. Der rauhe Kriegesbesen, der schon in den vergangenen vier Jahrhunderten so manches Denkmal der alten Kunst in Italien zerstört hat, wird auch über das noch im Zerfall schöne, obschon melancholische Antlitz Venedigs verheerend hinfahren, und wer es früher gekannt, wird nach dem Kriege es kaum wieder zu erkennen vermögen. Wie schade daher, daß Oesterreich diese Stadt und Provinz nicht schon früher aufgegeben, ehe es der verderblichen Politik Bismarks eine Handhabe mehr ließ, Oesterreich seiner Machtstellung und seines Einflusses in Deutschland zu berauben, auf das es sich allerdings seit mehr als einem Jahrhundert nicht mehr gestützt hat!

Napoleon I. und Josephine.

(Mit Holzschnitt auf S. 265.)

Die Scene, welche unser umstehendes Bild auf S. 265 darstellt, ist der erste große Akt in dem welthistorischen Lebensdrama der Napoleoniden, — es ist der 2. December 1804 um die Mittagsstunde, wo sich der Sohn des corsischen Flüchtlings als „Napoleon der Große, Kaiser der Franzosen" in der Liebfrauenkirche zu Paris krönen, wo Papst Pius VII. in eigener Person der Krönung anwohnen mußte, um dieser Handlung in den Augen der christlichen Welt mehr Gewicht und Ansehen zu geben. Die Scham darüber, daß er sich hiezu hatte bestimmen lassen, trug hinterher wesentlich dazu bei, dem obersten Priester der Christenheit das Herz zu brechen. Da sehen wir den glücklichen Emporkömmling, den gefürchtetsten Feldherrn seiner Zeit, wie er erst sich selber und dann seiner Gemahlin Josephine die Krone auf das Haupt setzt. Wir sehen ihn umgeben von all seinen Paladinen, den Häuptern der neuen Ritterschaft, die er in Frankreich gestiftet, von den höchsten Beamten seines neugegründeten Kaiserreichs, von unterworfenen und selbstgeschaffenen Königen, Herzögen und Fürsten, von den Gesandten aller europäischen Höfe, von Abgeordneten der italienischen Republik und anderer Staatenbünde, nebst zahllosen anderen betitelten Unterthänigkeiten, einheimischen

Digitized by Google

und fremden, über welche sich der neue französische Kaiser als unumschränkter Herr und Gebieter geberdet. Wie muß dem kleinen Manne im Königsmantel das Herz von Stolz geschwellt gewesen seyn, als er sich in jener Stunde umblickte und aus den unwiderlegbarsten Beweisen, die ihm Auge und Ohr gaben, erfuhr, daß die kühnsten Erwartungen, die er jemals zu hegen gewagt, in Erfüllung gegangen seyen. Wir können die berauschende, triumphirende Freude, welche ihn bei jenem Anlaß erfüllte, aus den Worten abnehmen, die er später auf St. Helena gesprochen: „Ah, was für ein Tag war jener zweite December 1804!“ worauf er, wie Graf Las Cases erzählt, mit einem schmerzlichen Seufzer in seinen Stuhl zurücksank. An jenem Krönungstage aber warfen künftige Ereignisse keinen trübenden Schatten der Ahnung in das Gemüth des Kaisers herein; da schwelgte sein Herz in stolzen Glücksträumen von der Zukunft. Zwei goldene Diademe lagen auf dem Hochaltar, und bei jener Stelle in der kirchlichen Feier, wo Papst Pius das eine derselben dem Kaiser auf die Stirne drücken sollte, nahm Napoleon das andere und krönte damit die Stirne der sanften Josephine, welche bescheiden zu seinen Füßen vor dem Altar kniete, und unmittelbar darauf nahm Napoleon die andre Krone selbst mit einem kühnen Griff und setzte sie sich aufs Haupt, und die zahllos versammelte Menge begrüßte ihn mit einmüthigem Lebehoch als Napoleon den Ersten, Kaiser der Franzosen! Die Orgel läßt ihre Triumphweisen ertönen, Trompeten schmettern, Pauken schallen, der große Singchor stimmt die Jubelhymne an, und die Zuhörer werden hingerissen zu wilder Begeisterung, berauscht zu beeiferter Hingebung. In diesem Augenblick einer aberwitzigen Erregung der Gefühle ist Napoleon selbst vielleicht der ruhigste, kälteste, leidenschaftloseste Mensch in der ganzen Versammlung. Josephine aber blickt sich mit thränenvollen Augen um in einer Rührung, die kaum freudig aber jedenfalls zu mächtig ist um Worte zu finden. Ein üppiges Bankett im Hauptpalaste der alten Dynastie beschließt den ersten Festtag des neuen Herrscherthums. Aber ach! der sanften Josephine sollte es nicht lange beschieden seyn, das kaiserliche Diadem zu tragen, — die Krone einer Kaiserin sollte ihr eine Dornenkrone werden, wie wir bald unseren lieben Lesern zeigen wollen! (Schluß folgt.)

Der Pfarrer Johann Friedrich Oberlin.

(Schluß.)

Die Kunde von den erstaunlichen Veränderungen, welche dieser edle Mann zu Stande gebracht hatte, durchflog bald den ganzen Elsaß und Lothringen. Die Bewohner Strasburgs und der übrigen Städte, von denen das Steinthal früher ganz abgeschnitten gewesen war, kamen herbei, um sich diese Wunderwerke eines einzelnen Mannes zu betrachten. Man veranstaltete Sammlungen für den uneigennützigen Pfarrer und gewährte ihm Unterstützungen. Und er machte von dieser Hülfe den besten Gebrauch: er gründete eine werthvolle Bibliothek für den Gebrauch der Kinder, ließ eine Anzahl der besten Schulbücher für sie drucken, schuf eine Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente und führte Preise und Belohnungen für Lehrer und Schüler ein. So strebte dieser außerordentliche Mann den geistigen Standpunkt seiner Pfarrkinder zu heben und gleichzeitig ihnen die Einfalt ihrer Sitten, die Reinheit des Gemüths und die Stärke und Innigkeit ihres Glaubens zu bewahren. Gottesfurcht und Gläubigkeit zeigten sich kaum irgendwo in anziehenderen Formen, als in diesen abgelegenen Bezirken des Steinthals, denn die Liebe zu Gott ward den Bewohnern beständig als Lebensregel vorgestellt. Allein dieser Grundsatz wurde ihnen nicht mit dem ascetischen Wunsch aufgedrungen, sie dadurch von einem heitern gemeinnützigen Daseyn auszuschließen. Der ganze Unterricht und der Verkehr des Pfarrers mit seinen Beichtkindern hatte eine innige Beziehung auf das praktische Leben, war heiter und gefällig, nicht finster, bigott oder von eisernem Ernste. Die Dorfschulen des Steinthals waren mit freundlichen aufgeweckten Lehrern besetzt, welche dem Unterricht einen angenehmen anregenden Beigeschmack zu geben wußten, und der Unterricht selbst war so mannichfaltig und vollständig, wie er sogar heutzutage noch nicht in vielen Dorfschulen wiedergefunden wird. Oberlin theilte nicht die thörichte Furcht derjenigen, welche da wähnen, die Kinder der arbeitenden Klassen sollten nicht allzu gut und gründlich geschult werden, — eine Befürchtung, welche eben so unberechtigt als ignorant ist. Die Schulkinder des Steinthals zu Oberlins Zeiten wurden in allen denjenigen Dingen unterrichtet, welche ihnen für ihr Leben als Bauern oder Handwerker nützlich seyn konnten, und die sie

Digitized by Google

in den Stand setzten, aus ihrer gewöhnlichen Beschäftigung möglichst viel Annehmlichkeit und Vortheil zu ziehen. Man ließ sie kleine Aufsätze über die Pflege der Felder und Obstgärten und andere Gegenstände der Landwirthschaft machen; man führte sie hinaus in die Wälder, damit sie die einheimischen wildwachsenden Pflanzen suchen und kennen und die nützlichen davon zu Hause in ihrem Gärtchen anbauen lernten; sie wurden unterrichtet in der hübschen Kunst, diese Blumen nach der Natur zu kopiren; man suchte es ihrem Geist einzuprägen, daß, weil sie in einem von der übrigen Menschheit abgeschiedenen Gebirgsland und einem von Natur aus unfruchtbaren Bezirke wohnten, es die besondere Pflicht jedes Einzelnen sey, etwas zur allgemeinen Wohlfahrt beizutragen. Oberlin ließ daher kein Kind zur Confirmation zu, so lange dasselbe ihm durch kein Zeugniß nachweisen konnte, daß es schon zwei Bäume gepflanzt habe. Er erklärte seinen Pfarrkindern, daß der Menschheit zu dienen und deren Wohlfahrt zu befördern auch eine Art Gottesdienst sey, und diese Gesinnung trug ihre Früchte an seinen Bauern. Indeß machte sich die Erfahrung auch hier bald geltend, daß auf einem besondern Fleckchen Erde sich die Menschheit in rascherm Maßstabe vermehrt, als die Mittel zu ihrem Unterhalt. Zur Zeit von Oberlins Ankunft mochte seine Gemeinde ungefähr 80—100 Familien stark gewesen seyn; dreißig Jahre später enthielt sie deren 500 mit einer Gesammtbevölkerung von etwa 3000 Seelen. Das war eine bedenkliche Zunahme, und Oberlin fühlte, daß gerade die von ihm vorgenommenen Verbesserungen wahrscheinlich das Herannahen einer Periode beschleunigt hatten, wo das Land seine Bewohner nicht mehr mit einiger Behaglichkeit zu ernähren vermochte. Die Ursache der Uebervölkerung machte sich aus irgend einer Thatsache schon jetzt bemerklich, und wenn auch noch kein förmlicher Mangel eingetreten war, weil jeder dem andern gern beisprang, so war doch schon jedes Fleckchen anbaufähigen Bodens in den Händen einer Familie, und die Grundstücke der ehemaligen Familien wurden durch Zersplitterung schnell in kleine Parzellen getrennt. Trotz der Genügsamkeit und Sparsamkeit der Leute, welche vorzugsweise von Kartoffeln lebten, konnte durch ein einziges Mißjahr, wo diese Frucht nicht gerieth, eine Hungersnoth im Bezirke eintreten.

Die allgemeine Mißernte des Jahres 1812 in Frankreich und in deren Gefolge die große Theurung war für Oberlin ein warnendes Beispiel, und wenn das Steinthal darunter auch nicht so sehr litt, wie andere Bezirke, so war der treue Pfarrer doch davon so beunruhigt, daß er neue Hilfsquellen für seine Pfarrkinder herbeischaffen mußte, wenn sie nicht ins Elend gerathen sollten, denn thörichterweise wollten diese Leute nicht answandern, um bei ihrer Nüchternheit, Sparsamkeit und ihrem Fleiß ihr Glück anderweitig zu versuchen. Oberlin führte Strohflechterei, Stricken und Färben mit den einheimischen Färbepflanzen ein, und dann folgte ein noch lohnender Industriezweig, nämlich das Spinnen der Baumwolle von der Hand für die Fabriken im Elsaß. Er ließ Frauen und Mädchen im Spinnen der Baumwolle unterrichten und weckte ihren Wetteifer dadurch, daß er auf die schönsten Gespinnste noch besondere Prämien aussetzte. Das Unternehmen gelang über Erwarten, und die Spinnerinnen erlangten eine solche Geschicklichkeit, daß in einem einzigen Jahre eine der elsässischen Fabriken nicht weniger als 32000 Franken an die Spinnerinnen in Steinthal bezahlte. Auch die Handweberei ward eingeführt, aber beide Erwerbszweige erhielten einen furchtbaren Stoß, als die Spinnerei mit Maschinen in Schirmeck eingeführt wurde und das Handgespinnst nicht mehr die Konkurrenz mit der wohlfeilern Maschinenarbeit bestehen konnte. Die Wohlfahrt des ganzen Kantons stand auf dem Spiele, als glücklicherweise in diesem kritischen Zeitpunkte ein reicher Bandfabrikant aus Basel Namens Legrand das Steinthal besuchte und von dem Charakter des Papa Oberlin und dem gesitteten anständigen Betragen seiner Pfarrkinder so angemuthet ward, daß er seine beiden Söhne, denen er das Geschäft übergab, veranlaßte, seine Fabrik nach dem Steinthal zu verlegen. Dieser Industriezweig erwies sich als eine dauerndere und passendere Hülfsquelle als das Baumwollespinnen. Die seidenen Bänder werden auf Handwebstühlen gewoben, die man den einzelnen Arbeitern in ihre Wohnungen gibt, so daß sie zu Hause weben und Seide spulen können, was jedenfalls eine sittlich heilsamere Beschäftigung ist als das Zusammenarbeiten in großen Fabrikräumlichkeiten. Hunderte von Erwachsenen und Jungen fanden hiedurch lohnende Arbeit, und auch die Herren Legrand

Digitized by Google

hatten die Uebersiedelung ihrer Fabrikindustrie nach dem Steinthal nicht zu bereuen, denn sie fanden zuverlässige Arbeiter, und mehre Zweige dieses Hauses existiren noch heute in jener Gegend, z. B. das Haus Iselin-Legrand in Foudai, dessen Chef, ein würdiger Greis, sich in den vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts ebenfalls als Wohlthäter des ganzen Steinthals hervorgethan hat. Oberlins Verdienste wurden auch von den verschiedenen Regierungen in Frankreich: von der republikanischen, von der kaiserlichen und von derjenigen des wieder eingeführten Königthums, bereitwillig und dankbar anerkannt, und Ludwig XVIII. verlieh dem Pfarrer das Kreuz der Ehrenlegion, die französische Ackerbaugesellschaft aber das Diplom als Ehrenmitglied gleichzeitig mit einer goldenen Denkmünze.

Wir haben diesen wackern Mann seither nur in seiner Eigenschaft als öffentlicher Charakter betrachtet; aber es ist interessant auch einen Blick auf sein Privatleben zu werfen. Er war noch unverheirathet, als er die Pfarrei in Waldbach übernahm, und seine Mutter lag ihm darum oft an, sich zu verheirathen, da ein Landgeistlicher durch eine gleichgesinnte Frau in seinem Streben wesentlich unterstützt werde; Oberlin aber erklärte, er werde nur dann heirathen, wenn seine Mutter ihm eine seiner Achtung würdige, mit seinen eigenen Bestrebungen übereinstimmende Person gefunden haben würde. Mehrere junge Frauenzimmer wurden ihm vorgeschlagen, däuchten ihm aber nicht seinen Anforderungen entsprechend, und so mußte ihm seine jüngere Schwester ein Jahr lang das Hauswesen führen, bis er die rechte fand, nämlich Magdalene Salome Witter, die verwaiste Tochter eines Strasburger Professors, die mit seiner eigenen Familie bekannt war und ein volles Verständniß seiner Bestrebungen und Absichten besaß. Am 6. Juli 1768 heirathete er diese, und sechszehn Jahre hindurch war sie ihm die treueste Gefährtin und Helferin in seinen Bestrebungen, die liebreichste Gattin, die hingebendste Mutter seiner drei Söhne und vier Töchter. Ihr Tod im Jahre 1784 erfüllte nicht nur das Pfarrhaus, sondern den ganzen Kanton mit Wehmuth, und Oberlin heirathete nicht wieder, sondern lebte noch 42 Jahre lang als Wittwer umgeben von seiner Familie. Wir können von ihm, seiner persönlichen Erscheinung und seiner häuslichen Umgebung kein ansprechenderes Bild geben als dasjenige, welches einer seiner Landsleute von ihm entwirft, welcher im Jahr 1793 das Steinthal besuchte. „Sein Gesicht ist offen, liebreich und freundlich, und trägt entschieden das Gepräge der Herzensgüte. Seine Unterhaltung ist leicht, fließend und voll Phantasie, aber immer der Fassungskraft derjenigen angepaßt, mit denen er spricht. Am Abend gaben wir ihm auf seinem Heimweg nach Waldbach eine Stunde weit das Geleite. Wir mußten einen bewaldeten Hügel hinansteigen, die Sonne war soeben im Untergehen und der Abend wunderschön. Zuweilen standen wir still, um die Schönheiten der Natur zu bewundern oder mit ernster Aufmerksamkeit seinem eindringlichen Gespräche zu lauschen. Ein Augenblick war besonders ergreifend; als wir auf halber Höhe des Hügelhangs standen, sagte er im sanftesten Tone: „Ja, ich bin glücklich!“ Man hört diese Worte so selten aus dem Munde eines Weltmenschen, und sie waren im Mund eines Mannes besonders ergreifend, dem alle Lockungen der Ueppigkeit, alle Genüsse des Reichthums, aller Glanz der Welt fremd sind und der keine anderen Freuden kennt, als diejenigen, welche Religion und Herzensgüte verleihen. — Am andern Morgen erwiderten wir seinen Besuch, und fanden den würdigen Pfarrer in seinem Schlafrocke, der sehr einfach, aber ganz und reinlich war. Das Haus liegt hübsch und hat auf der Gartenseite eine romantische Aussicht; in jedem Theil desselben herrscht jene Zierlichkeit, welche das Ergebniß von Ordnung und Reinlichkeit ist. Das Geräthe ist einfach und läßt doch erkennen, daß man nicht im Hause eines gewöhnlichen Mannes sei. Die Wände sind mit Landkarten, Zeichnungen und Vignetten bedeckt und die Thüre ganz mit Bibelstellen beschrieben. Das Studirzimmer enthält eine mehr gut gewählte als zahlreiche Bibliothek von französischen und deutschen Werken, vorzugsweise für die Jugend. Die Wände sind mit Kupferstichen bedeckt, welche die Bildnisse von berühmten Männern oder die Conterfeie von Insekten und anderen Thieren, von Mineralien und Edelsteinen darstellen, so daß das ganze Zimmer buchstäblich mit nützlichen Bildern aus der Naturgeschichte und anderen wissenswürdigen Fächern tapezirt erscheint. Das Mittagessen begann mit einem Dankgebet; zwei Dienstmädchen und ein junges Mädchen,

Digitized by Google

welches hier seinen Unterricht empfängt, setzten sich mit uns zu Tische; ein merkwürdiger Ausdruck von Sanftmuth liegt in allen diesen Gesichtern . . .

„Ich schreibe dieß hier an dem Tische des Pfarrers, während er lederne Handschuhe für seine Bauernkinder herrichtet. Die ganze Familie, mit verschiedenen nützlichen Arbeiten beschäftigt, umgibt ihn; sein ältester Sohn Friedrich ertheilt den jüngern Geschwistern eine Lection, worin Unterhaltung und Belehrung in richtiger Weise gemengt sind und der gute Papa häufig ein Wörtchen mitredet, ohne sich in seinem Geschäft zu unterbrechen. Er führte mich heute früh in seine Werkstätte, wo eine Dreh-, eine Hobelbank, ein vollständiger Tischlerhandwerkszeug, eine Buchdrucker- und eine Buchbinderpresse sich befinden. Ich half ihm ein Ries Papier färben, welches zu Decken für Schulbücher bestimmt ist. Er läßt kaum irgend etwas von andern Leuten fertigen, was er selbst oder seine Kinder nur einigermaßen selbst zu Stande bringen können. Er will nicht wieder von hier weggehen; als ihm eine bessere Pfarrei angeboten ward, sagte er: „Nein, ich bleibe; ich habe zehn Jahre gebraucht, um jeden Kopf unter meinen Pfarrkindern kennen zu lernen und ein Inventar von deren moralischen, intellektuellen und häuslichen Bedürfnissen aufzunehmen; ich habe darnach meinen Plan angelegt und brauche zehn Jahre, um denselben auszuführen und weitere zehn, um die begangenen Irrthümer, Mißgriffe und Fehler der ersten zehn Jahre zu verbessern . . . .

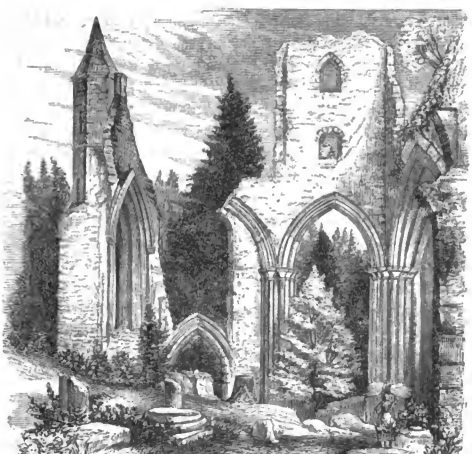
„Gestern fand ich ihn von vier oder fünf Familien umgeben, denen ihre Häuser abgebrannt waren: er vertheilte unter sie Kleidungsstücke, Fleisch, Assignaten, Bücher, Messer, Fingerhüte und kolorirte Bilderbogen für die Kinder, welche er ihrem Alter nach in Reihe und Glied aufgestellt hatte und nun wählen ließ. Die vollkommenste Gleichheit herrscht in seinem Hause: Kinder, Dienstleute, Gäste, Kostgänger, alle werden ganz gleich behandelt; ihre Plätze am Tische wechseln, so daß jedes der Reihe nach neben ihn zu sitzen kommt, ausgenommen Luise, seine Wirthschafterin, die natürlich den Vorsitz führt, und die beiden Dienstmädchen, welche unten am Tische sitzen. Alle sind glücklich und scheinen ihr Glück wesentlich ihm zu verdanken, würden aber auch für ihn das Leben lassen."

Die Stürme der französischen Revolution gingen ziemlich spurlos am Steinthale vorüber, das jedoch manchem Verfolgten eine Zuflucht und Freistätte ward. Oberlin kümmerte sich nicht um das Verbot des Gottesdienstes, obschon er wie die übrige französische Geistlichkeit seines Gehalts verlustig gegangen war und mehre Jahre hindurch von den dürftigen Spenden seiner Pfarrkinder leben mußte; er predigte, taufte und traute nach wie vor in Waldbach und den anderen Dörfern, und ward darum nicht behelligt. Zu Anfang der Revolution war er vor den Wohlfahrtsausschuß des Elsasses vorgeladen worden, um sich wegen der Anschuldigung königlicher Gesinnung zu rechtfertigen; allein man sprach ihn nicht nur frei von jedem derartigen Verdacht, sondern belobte ihn wegen seines trefflichen Charakters und bat ihn in seinen menschenfreundlichen Bemühungen fortzufahren. Er erkannte auch, wie aus seinen Denkwürdigkeiten hervorzugehen scheint, die Berechtigung der Revolution an, und ließ seinen Sohn Friedrich als Freiwilligen in die Armee treten, wo er denn auch als einer der ersten fiel. Um seine Pfarrkinder vor Verlust durch die Assignaten, jenes werthlose Papiergeld, zu schützen, kaufte er alle Assignaten, welche sich in das Steinthal verirrten, zu ihrem Nennwerthe auf und gab Ackergeräthe und Werkzeuge dafür; und fünfundzwanzig Jahre lang setzte er die Einlösung dieses Papiergeldes fort, bis alle Assignaten aus dem Verkehre verschwunden waren.

So einfach und bescheiden sein Gebahren, so gediegen waren seine Kenntnisse, so glänzend sein Verstand und seine geistigen Fähigkeiten. Er schrieb und predigte gleich geläufig in französischer und deutscher Sprache, obschon er sich am liebsten der letzteren bediente. Er war ungemein tolerant und milde, genoß die Achtung der sämmtlichen katholischen Geistlichen in seiner Nachbarschaft und hatte mehre derselben bei Ausübung ihrer geistlichen und kirchlichen Verrichtungen zur Schreckenszeit vor Mißhandlung und Verfolgung geschützt und vor den Spürhunden des Wohlfahrtsausschusses versteckt. Er lebte immer in strengster Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit, und reichte gar oft seine eigene Mahlzeit Hungernden oder Kranken.

Man könnte von den Thaten dieses wackern Priesters ganze Bände schreiben, und würde doch nicht alle kennzeichnenden Züge seiner mustergültigen

Digitized by Google



Das Kloster Allerheiligen. (Mit Text.)

einem unverwelklichen Ehrenkranze geschmückt ist. Wir aber schließen mit dem schönen Verse von Longfellow:

„Großer Männer Leben deutet,
Jeder kann, der sich ermannt,
Hinterlassen, wenn er scheidet,
Spuren in der Zeiten Sand." Dr. Chr. Geizer.

Ruinen des Klosters Allerheiligen.

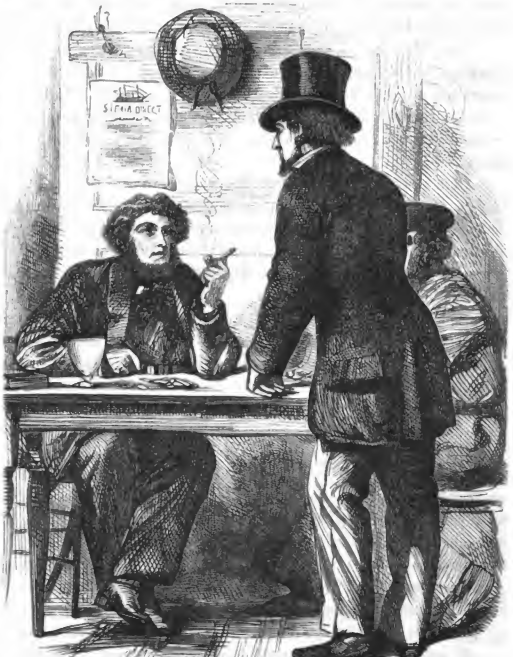
Wen sein Weg zwischen Freiburg und Karlsruhe oder umgekehrt an den Fuß der lieblichen Vorberge des Schwarzwaldes bei den Städten Bühl oder Achern führt, der unterläßt es nur selten, einen Abstecher nach Allerheiligen zu machen, diesem wunderlieblichen Wald- und Felsenthal mit seinem einsamen Forsthaus, seinen Wasserfällen und der Ruine der alten Klosterkirche, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts der Blitz zerstört hat und die nun rasch vollends zerfällt, aber in diesem einsamen Waldthale oberhalb des Wasserfalls einen tiefen unvergeßlichen Eindruck auf den Beschauer macht. Allerheiligen liegt in einer Umgebung, welche schon ganz den landschaftlichen Charakter des Schwarzwalds trägt, und schon der Weg dahin über das Erlenbad und Ottenhöfen oder von der württembergischen Seite her zeigt ein interessantes Stück des Schwarzwalds. Die Ruine selbst zeugt noch in ihren Trümmern von dem einzigen reinen und edlen Baustyl der Kirche, ist aber nur mit einiger Vorsicht zu betreten, da häufig noch weitere Mauerreste einstürzen. Im Forsthause findet der Reisende gute Küche, leichte Landweine und ein leidliches Unterkommen, weßhalb es oft zum Mittelpunkte von Ausflügen in die Umgebung: nach dem Kappelthale, den Hornisgründen, dem Mummelsee und den übrigen interessanten Punkten des nördlichen und nordwestlichen Schwarzwalds, gemacht wird. Auch in Ottenhöfen sind einige gute Wirthshäuser mit leidlichem Unterkommen für bescheidene Ansprüche. Von Ottenhöfen aus gelangt ein rüstiger Fußwanderer, wenn er die Landstraße nach Seebach einschlägt und von da aus einen steilen Berghang durch dichten Tannenwald einschlägt, in zwei Stunden zu dem vielgerühmten, sagenreichen, einsamen Mummelsee, dessen Eindruck allerdings bei den meisten Beschauern etwas hinter den gehegten Erwartungen zurückbleibt. Von dem Mummelsee aus erklettert man dann in einer Stunde vollends die steilen Höhen der Hornisgründe, welche bei hellem Wetter eine ausgedehnte Aussicht über die verschiedenen Höhenzüge des Schwarzwalds, über das Rheinthal und das flache Elsaß hinüber bis zu den Vogesen, dem Donnersberg, Odenwald u. s. w. darbieten, und von denen aus man nach dem württembergischen Dorfe Buhlbach und in das malerische Murgthal oder Enzthal gelangen kann, welche dem Wanderer bis Gernsbach oder Wildbad und Pforzheim hinab vielen Genuß gewähren.

gemeinnützigen Lebens verzeichnen. Aber wir haben unsern Lesern schon ein ungefähres Bild von diesem Manne nach dem Herzen Gottes gegeben, und wollen nun zum Schlusse eilen. Nachdem er mehre seiner Kinder verloren und die anderen von sich hatte wegziehen sehen, nachdem er seinem Pfarrdienste so lange nachgekommen war, als es nur seine Kräfte gestatteten, starb er endlich am 1. Juni 1826 an Nachlaß der Kräfte nach kurzer Krankheit im 86. Jahr seines Lebens, im 60. seines Kirchendienstes sanft und mild wie er gelebt hatte, und ward am 5. Juni unter einem ungeheuren Zulauf von Freunden und Verehrern, welche ihm den letzten Tribut ihrer Achtung zollen wollten, auf dem Kirchhof von Foudai bestattet, wo ein einfaches Holzkreuz mit der Inschrift „Papa Oberlin" seine Grabstätte ziert und kaum erinnert an die Seelengröße und Aufopferung dieses einfachen Mannes, dessen Werk ihn noch Jahrhunderte lang überleben wird, und dessen Name für alle Zeiten in der Geschichte des Menschengeschlechts mit

Digitized by Google

Die Seelenverkäufer.

Eine Seemannsgeschichte, nacherzählt von R. Nellenburg.



Die Seelenverkäufer. I.

Es sind etwa zehn Jahre her, da war ich gegen Ende Septembers in New-Orleans mit einem Schiffsgefährten, mit welchem ich schon zwei oder drei Fahrten zusammen gemacht hatte. Vielleicht mag es euch verwundern, daß Seeleute nicht mehr zusammenhalten, als es wirklich der Fall ist, und daß sie nicht mehr Fahrten mit einander machen; aber dies rührt davon her, daß man auf langen Fahrten um der bloßen Unterhaltung und Aufregung willen mit einander hadert und zankt; und dann muß es schon ein ganz braver Kerl sein, an den man sich auf die Dauer anschließen kann. Jemn, wie dem auch sey, dieser Ned Saunders und ich waren sehr dicke Freunde mit einander, und wir kamen überein, daß keiner von uns ohne den andern segeln sollte. Es liegt darin eine Art Schutz für Einen unter einer Truppe von Burschen, wie man sie bisweilen in einem Vorderkastell*) trifft, wenn man zu zweien beisammen ist, zusammenhalten und für einander einstehen kann und Einer auf des Andern Kiste Acht hat u. dergl. — des Trostes noch gar nicht zu erwähnen, daß man einen Kameraden bei sich hat, um mit ihm über Dinge zu plaudern, von denen man mit dem gewöhnlichen Schlag von Leuten nicht reden kann.

Wir waren schon beiläufig drei Wochen in der Stadt gewesen. Der Verkehr ging ziemlich flau, weil es damals für den eigentlichen Herbsthandel noch um einige Wochen zu früh war. So hatten wir noch kein Schiff bekommen und lagen einstweilen in einem Speisehause auf der Levee, gerade unterhalb Canal-Street, einquartiert.

*) Das Vorderkastell oder die Back ist der vorderste Theil des Zwischendecks und der Aufenthalt der Matrosen.

Digitized by Google

Eines Abends, etwa um acht Uhr, trat ein Mann herein, der eine Schifffahrts-Agentur hielt, und fragte uns, ob wir nicht eines trinken wollten. Ned und ich spielten gerade Domino an einem der Tische vor dem Schank, und ließen uns also von ihm traktiren: Ned nahm einen Brandy-Smash, ich einen Gin-Sling, und der Agent kam und setzte sich zu uns an den Tisch.

„Laßt Euch sagen, was mein Anliegen ist, Jungens," hub der Agent an, als wir unsere Gläser geleert hatten. „Ihr kennt die 'Magnolia'?"

„Die vorgestern Nacht den Strom hinunterfuhr — mit Baumwolle — nach London? . . . . Ja, wir kennen das Schiff."

„Eben dieses meine ich. Nun hat das Schleppschiff die Nachricht mitgebracht, daß die 'Magnolia' noch in der Balize-Mündung liegt und nicht genug Bemannung hat; einer von den Matrosen starb gestern Nacht und sie müssen seinen Platz wieder ausfüllen."

„Man braucht also nur Einen?" fragte Ned. „Das paßt nicht für uns, Charley."

„Nein," sag' ich; „wir gehen nur zusammen oder gar nicht."

„Bah, ihr werdet mit euch reden lassen — ein Wort ist ja noch kein Eid!" meinte der Agent. „Welcher von Euch geht mit?"

„Keiner," sagte Ned; „ein Mann ein Wort oder ein Hundsfott, so sag' ich. Wir sind beide gute Seeleute, von der echten Race — nicht war, Charley?" Ned hatte einen Tropfen zu viel und war ein Bißchen lustig.

„Na, wenn es denn seyn muß, wollt Ihr beide heute Abend noch mit hinunter und an Bord gehen?"

„Für diese Fahrt?" fragte Ned.

„Ei natürlich — nach London und zurück."

„Was sagst Du dazu, Charley?"

„Mir liegt nichts daran," sag' ich.

„Wie hoch die Löhnung?" fragte Ned. „25 Dollars den Monat?"

„Eher nur 20," meint der Verschiffer.

„Nein, wir gehen nur für 25, keinen Cent weniger — nicht wahr, Charley?"

Sie feilschten und plauderten noch mit einander, und wir kamen überein, die Fahrt zu machen, packten unsere Siebensachen zusammen, und brachen ungefähr eine Stunde später mit ihm auf. Ned war wieder etwas nüchterner und streckte sich auf dem Deck des Schleppdampfers nieder. — Wir kamen am Morgen hinunter an die Stelle, wo die „Magnolia" lag, gingen mit unserem Gepäck an Bord und unterzeichneten den Miethvertrag, bevor der Agent wieder wegging. Ich stand an der Backbordseite dicht neben der Fallreepstreppe, wie der Schifffahrts-Agent darüber hinunterstieg, um in den Kahn unter unserer Langfeite zu kommen, und hörte den Kapitän fragen: „Wissen sie darum?"

„Noch kein Sterbenswörtchen," sagte der Agent und ging weg.

Wir machten uns an die Arbeit, lichteten den Anker, setzten die Segel aus und verloren bald das Land, das ohnedem sehr niedrig liegt, hinter uns aus dem Gesicht. Ich ging in's Vorderkastell zum Mittagsbrod und meinte, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine solche Bande beisammen gesehen — ein förmliches Gesindel. Die Hälfte davon hatte das trunkene Elend, und einige waren betrunken. Ned und ich sahen einander an, als wollten wir sagen, das wären schöne Aussichten für den Einzelnen von uns unter einer solchen Brut gewesen! — Keiner von den Burschen sprach viel, und so gingen Ned und ich nach dem Essen auf die Bramsegelraa hinauf, um unser Pfeifchen zu rauchen. Ned hatte kaum seine Pfeife angesteckt, so sagte er: „He, Charley, da stecken wir in einer schönen Patsche, nicht wahr? Hast Du je solch eine Bande von Tagedieben in einem Vorderkastell gesehen? Saubere Vögel das! Der Alte ist gar ein Cabinetstück, schätz' ich; ist mir ganz unbeschreiblich, wie es der Kerl anstellt, um bei seinem Schielen eine richtige Beobachtung zu machen. Hoffentlich werd' ich nicht in seine Wache kommen, denn der Kerl ist eine Kratzbürste, dünkt mich, und ein verzweifelter Hitzkopf!"

„Wir müssen tüchtig zusammenhalten, Ned," sag' ich. „Das Aussehen dieser Bursche gefällt mir gar nicht!"

Nach dem Abendbrod traten wir inmitten des Schiffs an, damit der Hochbootsmann die Wachen auslesen konnte.

„Mr. Coates," sagte der Kapitän, „nehmt die beiden neuen Bursche in Eure Wache!" So kamen Ned und ich in die Wache des ersten Steuermanns; ich sah erst später ein, wozu dieß dienen sollte.

Digitized by Google

Wir kamen bald in Zug und vertrugen uns mit unseren Schiffsgenossen ziemlich gut. Nur Eines verwunderte uns beide ganz gewaltig, nämlich daß wir unsern Kurs so stark nach Süden nahmen; — meist schlägt man nämlich einen südöstlichen Kurs ein, aber dieser Kerl steuerte gerade nach Süden. — Dieß dauerte einige Tage an, und in einer Nacht war ich auf dem Lug-aus, und Ned kam zu mir herauf, um ein wenig zu plaudern und sein Pfeifchen zu rauchen.

„Was hat uns der Matrosenmäkler von dem Burschen erzählt, der gestorben ist, Charley?“ fragte Ned.

„Nichts — er äußerte nur, daß er gestorben sey.“

„Hat er nicht auch gesagt, woran?“

„Kein Wörtchen; aber wenn Du es wissen willst, fragst Du wohl am besten einen von den anderen Burschen.“

Ned ging hinunter, machte sich an einen von den anderen Matrosen, einen Irländer, der unter dem Winde auf dem Deck saß und fragte: „Woran ist denn der Matrose in der Balize gestorben?“

„Am kalten Wasser.“

„Was soll denn das heißen: am kalten Wasser?“

„Was es heißen soll? Jenun, vielleicht auch am kalten Wasser und am Kopfschmerz!“

„Warum in's Henkers Namen sprichst Du denn nicht frisch von der Leber weg?“ fragte Ned und bot dem Irländer seine Tabacksdose hin.

„Blitz, Du mußt ein reicher Mann seyn, Ned, daß Du Honigthau (eine bessere Sorte von Kautabak) in Deiner Dose hast, wie ein Kapitän oder Bootsmann! — Also, woran er gestorben ist? Ei, er ertrank.“

„Wie denn?“

„Jenun, siehst Du, der Kapitän rief uns nach hinten, nachdem der Schleppdampfer uns verlassen hatte, und sprach ein paar Wörtchen mit uns; und dieser Bursche war ein Yankee, ein regelrechter Northerner, der die ganze Politik los hatte, — und so sprach er gegen den Kapitän und meinte, dieser rede gar nicht nach den Schiffsartikeln, und er wolle das erste Schiff anrufen, dem wir begegneten, und werde verlangen, daß es ihn und seine Kiste an Bord nehme. Du kannst Dir aber denken, daß wir allesammt den Kerl auslachten, und so kam er wieder mit den Anderen nach vorn, und in der Nacht darauf fiel er über Bord.“

„Er fiel? Und von selber?“

„Na, sieh' 'mal, er hielt die Ankerwacht und der Hochbootsmann kam nach vorne und sandte ihn hinaus, er solle die Beschlagseisingen des fliegenden Klüvers festmachen, die los geworden waren; und als er über die Regelingen heraufkam, begegnete er dem Kapitän und eine Handspeiche der Gangspille fiel ihm auf den Kopf und er fiel in's Wasser hinunter.“

„Das heißt wohl so viel als: der Kapitän schlug ihn auf den Kopf?“

„Na, meinethalben, wenn Du so sagen willst, denn ich glaube nicht, daß ihn das eine Ende der Handspeiche so hart getroffen haben würde, hätte der Kapitän nicht das andere Ende davon in der Hand gehabt.“

„Der Kapitän hat ihn also umgebracht?“

„Je nachdem Du die Sachen nehmen und nennen willst,“ meinte O'Connell.

Ihr könnt Euch denken, daß wir keine große Freude an diesen Nachrichten hatten.

„Nun noch eine andere Frage, O'Connell!“ fuhr Ned fort; „wohin fahren wir? Wir haben immer scharf nach Süden gehalten, seit wir in See gegangen sind!“

„Darin magst Du Recht haben; und Du hast Dich auf eine Fahrt nach London verdingt, nicht wahr?“ fragte der Ire.

„Bah,“ meinte Ned, „nach London kommt man nicht bei solchem Kurs nach Süden!“

„Vielleicht will der Alte irgendwo anlegen!“

„Unsinn! Mit einem Schiff voll Baumwolle?“ rief Ned.

„Warum nicht gar voll Sprotten? Wir haben kein Dutzend Ballen Baumwolle an Bord.“

„Wie? die 'Magnolia' war ja aber doch mit Baumwolle klarirt?“

„Das mag wohl der Fall seyn, aber sie hat trotzdem doch keine geladen.“

„In's Henkers Namen, Kamerad, warum sagst Du mir denn nicht Alles, was Du weißt?“

„Weil es für Dich nicht gut seyn könnte, es zu wissen,“ meinte O'Connell und ging nach hinten, um seinen Posten am Steuer anzutreten.

„Hast Du's gehört?“ fragte mich Ned. „Da stecken wir in einer verwünschten Patsche!“ Und ich mußte zugeben, daß ich froh wäre, wenn wir aus derselben heraus wären.

Digitized by Google

Am andern Tage rief uns der Kapitän alle nach hinten und hub an: „Ich will euch nun sagen, Jungens, was ich vorhabe: ich fahre nach der Goldküste, um eine Ladung Neger zu holen; einige von euch wissen schon darum, andere nicht — ich frag' auch gar nicht mehr, ob ihr mitgehen wollt, denn nun müßt ihr mit. Jeder von euch soll einen Nigger für die Fahrt haben außer seiner Löhnung — und so geht nun wieder nach vorne und thut eure Schuldigkeit!"

Ned wollte sprechen, aber ich hielt ihn zurück; und als wir wieder vorn waren, drehte er sich ganz wüthend zu mir und fragte: „Warum hast Du mich denn nicht reden lassen?"

„Weil es," versetzte ich, „ein gefährlich Ding ist, in einem Schiff, wo Einem Handspeichen von der Gangspill auf den Kopf fallen, seine Meinung offen auszusprechen."

„Was gedenkst Du denn zu thun?" fragte er.

„Das weiß ich noch nicht."

„Du nimmst wohl Deinen Neger?"

„Mit nichten, Ned; ich dächte, in diesem Stück solltest Du mich doch besser kennen!"

„Aber was willst Du denn anstellen?"

„Jemun, ich will zuwarten und sehen, was sich herausstellt!"

„Das Gewisseste, was sich herausstellt, ist wohl, daß man uns bald die Füße in eine mit Kanonenkugeln belastete Hängematte steckt und uns in die See wirft!"

„Nicht doch, Ned, so schlimm wird es hoffentlich nicht werden. Bis jetzt glaubt er, wir seyen um kein Haar besser als die Anderen auch; die Uebrigen sind alle erbötig, für ihren Neger mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen, und werden alle mit ihm zusammenstehen wie Kletten."

„Ich will verdammt seyn, wenn ich eine Hand mit anlege; es ist eine höllische Schmach und Schande, jene armen Neger zu stehlen."

„Auch ich will damit nichts zu thun haben," sagt' ich. „Uebrigens wäre es sehr unnütz, dieß den Anderen zu sagen. Halte Dich ruhig, vielleicht finden wir bald ein Mittel, uns aus der Schlinge zu ziehen."

Ein paar Tage lang nach diesem Auftritt fiel nichts von Bedeutung vor; die Arbeit hatte ihren geregelten Verlauf; wir sprachen nicht viel, aber wir konnten sehen, daß jeder uns belauschte und beobachtete. Ein Umstand fiel uns Allen auf — der Kapitän ließ keinen von uns beiden eine Arbeit an der Hütte (dem Hintertheil des Schiffes) verrichten; nur die Anderen hatten dort zu schaffen, die Webeleinen anzulegen u. dergl.; aber sobald nur eine Raa droben oder die Brassen straff waren, hieß es gegen uns: „Geht nach vorn, ihr da! ein' andre Hand soll diese Taue verwahren." — Dieß erregte natürlich unsern Argwohn, und wir begriffen nun, warum man uns in die Wacht des ersten Steuermanns gesteckt hatte. Aber dabei blieb es nun einmal, und wir brachten den Grund davon nicht heraus, bis ich eines Abends den Ruf hörte: „Ein Mann über Bord!" Ich eilte auf die Windseite und sah Ned im Wasser. Wir gingen nicht schnell, und so lief ich zurück, um ein Tau über Bord zu werfen; allein ein glücklicher Zufall wollte, daß man gerade am Pik (obersten Ende der Gaffel) neue Hißtaue anbrachte, welche man schon festgemacht und an dem einen Ende aufgehißt hatte, um die alten dafür herunterzulassen. Ned schwamm heran, bis er das eine Ende des Hißtaues erreicht hatte, dann hielt er sich daran und kletterte an der Seite herauf in die Besan-Wanten. Hier stand der Hochbootsmann und rief: „Du verdammter täppischer Landlubber, steig' ja nicht hier herein! — klettre draußen an der Langseite vorwärts und beschmutze nicht hier das Verdeck!"

„Selbst ein Tappdrein!" sagte Ned; „warum zum Henker seht Ihr nicht darauf, daß Eure Paarden*) fest und sicher sind, ehe Ihr Einen darauf schickt!"

„Schade, daß Du nicht ersoffen bist, dann hätten Dich die Paarden nicht mehr gekümmert, Du tölpischer junger Hund!" rief der Hochbootsmann und versuchte Ned mit einem Tauende zu treffen, während er außen an der Langseite hinkroch und sich an dem Obertheil der Regelingen hielt.

„Nicht doch, Maat," sagt' ich; „nur Alles was recht und billig ist! — Schlagt ihn nicht hier!" Und ich vertrat ihm den Weg. „Schlagt mich!" sagt' ich und sah ihn dabei scharf an, aber er wagte es nicht,

*) Pferde oder Paarden nennt man die unter der Raae oder Segelstange angebrachten Taue, auf welchen die Matrosen mit den Füßen stehen, indem sie sich mit der Brust gegen die Raa lehnen, um die Segel zu beschlagen oder loszumachen, zu reefen oder die Leesegelspieren auszusetzen.

Digitized by Google

mich anzurühren, denn er wußte wohl, daß ich ihn halb erwürgt hätte.

Red sprang auf die Hütte, und das Wasser rieselte ordentlich von ihm herunter, dann rief er dem Hochbootsmann zu: „Jetzt schlag' mich einmal, Du meuchelmörderischer Kehlabschneider! schlag' mich einmal hier!"

„Geh' nach vorn, marsch!" rief der Kapitän, der in diesem Augenblick herzukam. „Geh' nach vorn und schick' den Jungen mit dem Schrubber (Schiffsbesen) her!"

Red und ich gingen nach vorne. Da sagte Red: „Ich werde noch einmal hinaufsteigen zu dem Tau und sehen, ob es nicht durchgeschnitten ist. Ich glaub', sie haben es absichtlich durchschnitten."

„Nein," sagt' ich; „geh' Du hinunter und kriege das nasse Zeug da vom Leibe; ich will dann sogleich nach der Paarde sehen; in dieser Wache werden sie doch keine neue mehr anbringen."

Red ging hinunter und legte sich in seine Hängmatte, und als es etwas dunkler geworden war, stieg ich hinauf, rutschte längs der Raae fort und fand, daß das Tau dicht vor dem Auge am Rock der Raae bis auf wenige Fäden durchgeschnitten war, so daß es natürlich, sobald er mit seinem Gewichte darauf trat, plötzlich abreißen und herunterstürzen mußte.

Ich erzählte ihm das, und von dieser Zeit an thaten wir nicht viele Arbeit mehr im Takelwerk, wozu mehr als Einer von uns beiden erforderlich war, und blieben sehr auf unserer Hut. Wir wußten niemals, wann wir in Sicherheit waren, und hielten zusammen auf Leben und Tod, wo wir auch gingen und standen. Einen Vortheil hatte Red's Sturzbad doch gehabt, wie ihr sogleich hören werdet. Als er seine Kleider gewechselt hatte, kam er wieder heraus und sagte: „Charley, es sind zwei Frauenzimmer an Bord!"

„Unsinn!" sagt' ich; „Dir ist das Wasser in den Kopf gestiegen."

„Nein, es ist so, so wahr als ich hier bin; wie ich an der Schiffsseite heraufkam, sah ich durch das Seitenfenster in der Kajüte unter den Besan-Puttingen, und da sah ich sie ganz deutlich, — die Eine ist blond, die Andre schwarz. Das Schwarzköpfchen ist eine schmucke, fixe Dirne."

Ich hielt ihm entgegen, dieß sey nicht möglich, sonst wären sie seither schon auf's Deck gekommen, allein er blieb hartnäckig bei seiner Behauptung."

„Nun merk' 'mal auf," sagte er, „wenn Du auf Deinen Posten am Steuerrade gehst, ob dort nicht ein Lichtschein aus jener Kajüte fällt; Du wirst es durch das Deckfenster heraufglänzen sehen."

Wie ich auf meine Wacht am Rade ging, nahm ich den Weg an jener Seite hin, und meiner Treu! da war ein Licht! Ich wußte, daß es nicht die Koje des Hochbootsmanns war, und der zweite Bootsmann hatte seine Koje in dem Deckhause.

Der Umstand, daß zwei Frauenzimmer an Bord waren und doch keiner von den anderen Matrosen darüber sprach, war im höchsten Grade befremdlich, denn wenn sonst ein Frauensbild an Bord ist, so macht man daraus kein Hehl, sondern spricht ganz offen über sie; aber von diesen da war niemals die Rede.

Ich hieß Red den Irländer darüber ausholen, und wir bestachen den Steward um einen Schluck Schnaps und gaben diesen dem O'Connoell, und er erzählte uns die ganze Geschichte. Offenbar waren wirklich zwei Weibsleute an Bord.

„Aber wozu denn?" fragte Red neugieig; „warum kommen sie denn nicht auf Deck?"

„Warum?" sagte O'Connell, „weil es Nigger sind, die verkauft werden sollen!"

„Zum Geier mit Deinen Niggers!" rief Red; „sie sind ja so weiß, wie unser einer!"

Der Irländer behauptete aber, sie seyen Nigger und Sklaven; der Kapitän habe sie gekauft.

„Nigger?" rief Red feuerroth; „das ist eine höllische Lüge! sie sind so weiß als irgend ein Weibsen, das ich jemals sah!"

„Bah, die Farbe ist's nicht, die dortzulande den Nigger ausmacht, sondern das Blut," meinte O'Connel; „sie haben einmal schwarzes Blut in sich, und das reicht hin, um sie hier zu Sklaven zu machen."

„Und wie viel hat der alte Hahnenauge für sie bezahlt?" fragte Red.

„Oho, einen regelrechten Liebhaber- oder Phantasiepreis, kann ich euch sagen. Ich war bei dem Verkauf in dem Hotel St. Louis. Sie sind die Kinder eines weißen Mannes, der seine Sklavin, eine Mulattin, regelrecht geheirathet hatte; aber die Mutter war zuvor nicht freigegeben gewesen, und als der

Digitized by Google

Vater starb, konnten ihn die Mädels nicht erben, sondern die Hinterlassenschaft fiel an einige andere Verwandten, und diese nahmen die Mädels als einen Theil des ererbten Vermögens in Anspruch. Ob sie die Mutter verkauften, weiß ich nicht; aber die Mädchen brachten sie nach New-Orleans herunter, um sie zu verkaufen. Hab' in meinem ganzen Leben kein solch Gedränge gesehen, wie das, was die Menschenmenge in dem Auktionssaale machte. Alle jungen Herren von der ganzen Stadt waren, glaub' ich, dazu erschienen. Die zwei Mädels standen innerhalb eines Verschlags auf einem erhöhten Gerüste im Saale mitten unter den Negern für die Pflanzungen, und als alle die 'Sambos' und 'Chloes' verkauft waren, mußten auch die beiden Mädel auf die Plattform. Sie heulten und weinten, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, und um die Sache noch lustiger zu machen, rissen die jungen Burschen die ganze Zeit hindurch ihre Witze über die armen Dirnen. Man that sie auf zu 1500 Dollars das Stück, aber schon das nächste Gebot war 2000, und das zweitnächste 2500 Dollars für den Kopf. 'Sie werden wo möglich nur zusammen verkauft um 2500 Dollars das Stück,' sagte der Auktionator. Das machte die Käufer stutzig, und die Gebote blieben eine Weile aus; dann stiegen sie auf 2700; der Auktionator pries und lobte sie, daß man hätte glauben sollen, es gäbe gar keine solchen Mädels mehr in der ganzen Union. Ich sah, daß der alte 'Hahnenauge', wie ihr ihn nennt, sich in die vorderste Reihe vordrängte, und ich wußte nun gleich, was er vorhatte. Ich hatte vorher schon mit ihm gesegelt und wußte, daß er eine Bestellung auf zwei weiße Mädels nach der Goldküste hatte: ein dortiger Sklavenagent, ein alter Portugiese, wollte ein paar solcher Mädels zu seinem Zeitvertreib, und hatte für jede derselben hundertundfünfzig erwachsene kräftige Neger angeboten, aber unter der Bedingung, daß die Mädels Weiße seyn müßten. Wie ich nun den Kapitän sich in die vorderste Reihe drängen sah, wußt' ich sogleich, daß er sie haben wollte. Sie waren schon auf 3000 Dollars per Stück gekommen, als der Alte vorn an die Stricke zu stehen kam.

„'Dreitausend und einhundert,' rief er, und die Dirnen starrten ihn an und der Auktionator schaute auf, um zu sehen, wer es war; denn obschon der Alte den Auktionator fest in's Auge faßte, schien's doch, als ob er eine Meile von ihm hinweg sähe.

„'Wozu wollt Ihr sie denn haben, ein alter Mann wie Ihr?'" fragt' ihn Einer.

„'Das ist meine Sache — dreitausend und einhundert,' versetzt der Kapitän.

„Ein junger Bursche bot 3200, ein Anderer 3500, und endlich wurden ihm beide für je 4000 Dollars zugeschlagen. Ich sagt' euch ja, er zahlte einen Phantasiepreis."

„Viertausend Dollars — wie viel macht dieß in Englisch?" fragte Ned.

„Ungefähr achthundert Pfund für jede — verwünscht viel Geld für ein Weibsbild, das morgen sterben oder zu jeder Zeit davon laufen kann. — Kurzum, die Herren schaarten sich alle um den Alten und wünschten ihm Glück. Einige boten ihm scherzweise 500 Dollars Profit für die Eine, das Schwarzköpfchen; aber er wollte nicht darauf eingehen — er hatte die Mädel gekauft und wollte sie behalten; und er bezahlte sie halb in Noten der Staatsbank, hälftig in einer Cheque oder Anweisung auf seinen Banquier. — 'O'Connell,' sagt' er, 'hol' mir eine Kutsche für die Damen!' Ich holte sogleich ein Cabriolet und er hob sie hinein, galant wie ein Gentleman, stieg selber ein und hieß mich auf den Bock sitzen. Ich klettere hinauf, wir fahren nach seinem Speisehaus und dort läßt er sich Zimmer für die beiden Mädels geben; hier schließt er sie dann Tag und Nacht ein und hütet sie, wie seinen Augapfel, und wenn er nicht da ist, so bin ich da und halte Wacht, so daß sie durchaus nicht auskneifen konnten."

„Und dieses Stück Arbeit gefällt Dir wohl?" fragte Ned.

„Hm, nicht sonderlich."

„Aber wozu treibst Du es denn?"

„Na, höre 'mal, wie viel Geld könntest Du Charley leihen, wenn er Dich darum bäte?" fragte O'Connell.

„Ich? keinen Cent!" sagte Ned und lachte unbändig über den Einfall, daß er Geld zum Wegleihen haben sollte.

„Na, siehst Du, ich könnte, wenn ich nur wollte — obschon ich aber, wohlgemerkt, es nicht thun mag — ihm nöthigenfalls ein paar hundert Dollars leihen, und es thäte mir noch gar nicht weh."

Digitized by Google

„Ihr mögt auch lang warten, bis ich mir von solchem Gelde pumpe," sag' ich. „Was sollt' ich auch mit seinem Gelde thun?"

„Na, weiter im Text!" rief Ned; „was geschah dann, nachdem ihr die Mädels in seine Wohnung gebracht hattet?"

„Oh, dann machten wir das Schiff reisefertig, warfen den Zollbeamten ein Bißchen Goldstaub in die Augen, verstauten nur die Luken mit Baumwolle und liefen nur mit unseren Mädels an Bord aus, und das ist die ganze Geschichte."

„Und so will er also die Mädels je um hundertundfünfzig Nigger verkaufen?"

„Ei natürlich; sonst nichts, und der Handel wird gut ausfallen. Für jeden Neger bekömmt er mindestens tausend Dollars, d. h. für jeden, den er an's Land bringt!"

„Und was kriegst Du für Deine Fahrt? Ebenso viel als wir?"

„Das weiß ich am allerbesten, mein Junge," sagte O'Connell pfiffig lächelnd.

Ich nahm Ned auf die Seite, denn er war ganz verteufelt wild. „Ich will dem alten Hahnenaug' und Schiefebock doch einen Strich durch die Rechnung machen," sagte er. „Ich will es schon auf irgend eine Weise fertig kriegen, daß ich den schielenden meuchelmörderischen Lump hintergehe. Seitdem ich das schwarzäugige Mädel gesehen, denk' und träum' ich Tag und Nacht nur von ihr."

Ich vermocht' es nicht abzusehen, was wir Gutes thun konnten, und wartete auf irgend eine Gelegenheit dazu.

Eines Abends kam Ned zu mir. „Sieh' her," sagte er, „ich will die Mädchen sehen."

„Nimm Dich in Acht!" sagt' ich; „er schießt Dich nieder wie einen Hund, wenn er Dich dabei ertappt."

„Aber er soll mich nicht ertappen, ich gehe nicht durch die Kajüte, sondern ich nehme meinen Weg längs dem Wetter-Bord hin mit diesen Dingern da!" Dabei zeigte er mir seine Baumwollenhacken, nämlich eine Art Haken mit zwei Klauen, wie sie die Karrenfuhrleute in Liverpool bei sich führen, um die Baumwollenballen damit anzufassen. Er hatte Nägel an dieselben angebunden auf halbe Länge der Schäfte und an jeden derselben einen Steigbügel angespliezt. — „Siehst Du?" sagte er; „ich will damit heute Nacht, sobald meine Wacht am Rade vorbei ist, über Bord steigen und sehen, ob sie ein Licht haben; dann will ich an dem Fenster ihrer Stückpforte pochen und mit ihnen plaudern."

„Mit ihnen sprechen? Du bist ein Narr, Ned," sagt' ich; „Du kannst kein Wort sprechen, ohne daß man Dich von der Kampanje aus hört, und dann kann auch Dir eine Handspeiche auf den Kopf fallen."

„Was ist aber da zu machen? Helfen muß ich den Mädels, denn ich kann die großen schönen Augen der Einen gar nicht mehr aus dem Sinne kriegen."

Als ich ihn so entschlossen sah, fühlt' ich mich gedrungen, ihm zu helfen; und so hieß ich ihn denn ein Briefchen schreiben und es so in die Stückpforte stecken, daß sie es sehen mußten.

Ich stand auf der Lauer, und als er nach vorn kam, ging er hinunter und zog seinen Wachtrock an, um seine Haken darunter zu verbergen, und wartete dann, bis die Burschen alle ruhig waren. Wir waren in dem Striche der Südostpassatwinde, es war daher nicht zu fürchten, daß man ihn vermißte, indem es Segel zu versetzen oder sonstige Arbeiten gab; und überdem war es ziemlich dunkel. So hatte er denn mächtig viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß er sein Vorhaben ungestört ausführen konnte. Er stieg auf das Gallion und ließ sich in den Steigbügeln hinab, und als ich mich umdrehte, schaute ich gerade über die Seite hinab und sah ihn mit seinen Haken sich längs des Wetterbords hin bewegen. Er hätte keinen andern Weg machen und sich auch auf diesem nicht anders forthelfen können, denn das Wetterbord ist nur eine Art Leiste von drei Zoll Breite, und man mußte sich an der Hirnleiste des Schandecks halten, wenn man längs desselben hinlaufen wollte. Hätte er aber dieß gethan, so wäre er gesehen worden, und so war er genöthigt, es auf diese Weise anzugreifen. Ich beobachtete ihn ein wenig, indem ich mich anstellte, als ob ich über das Schanzkleid hinunterschaute, und da sah ich denn, wie er sein Briefchen herausnahm und es in die Stückpforte legte, denn das Seitenfenster war offen, und wie er dann zurückkehrte. Er kam über die Gallion wieder auf das Vorkastell und sagte: „Nun ist es geschehen."

„Was hast Du denn in dem Briefe geschrieben?" fragte ich ihn.

„Ich wollte von ihnen wissen, ob auch Alles

Digitized by Google

wahr ſey, was O'Connell geſagt hatte. Ich that ihnen kund, ich ſey ein Engländer und wolle verſuchen, ihnen zu helfen. Ich warnte ſie, ja kein Geräuſch zu machen, wenn ſie mich ſehen würden, und rieth ihnen, dem Kapitän eine freundliche Miene zu zeigen."

„Sonſt nichts?"

„O ja; ich bat ſie, morgen ein Briefchen für mich in der Stückpforte zu laſſen, welches ich dann holen wolle. — Ich habe ſie geſehen, Charley," ſagte er; „ſie iſt ein blitzſchmuckes Ding, ſchlank und ſtolz wie ein Clipper, meiner Treu! und ich würde jeder Zeit mein Blut und Leben für ſie in die Schanze ſchlagen."

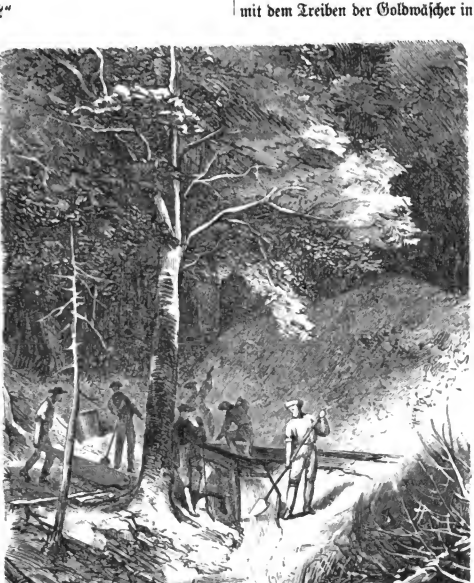
„Das iſt ein Glück, Ned," verſetzte ich.

„Warum, Charley?"

„Weil es Dich höchſt wahrſcheinlich auch den Kopf koſten wird, und dann wenigſtens ein Troſt darin liegt, wenn man denken kann, Du habeſt es ſo gewollt."

„Wenn es mich das Leben koſtet, ſo ſoll mir zuvor ein Anderer vorangehen," murmelte er ingrimmig und griff an ſein Meſſer in der Scheide. Ich ſah, daß es ihm damit Ernſt war, denn ſeine Augen zogen ſich ganz zuſammen und zeigten nur noch das Weiße.

(Schluß folgt.)



Canadiſche Goldwäſcher. II.

Canadiſche Goldwäſcher. II.

(Mit Holzſchnitt)

Auf S. 202 ffg. haben wir unſere lieben Leſer mit dem Treiben der Goldwäſcher in Canada bekannt gemacht, und in dem größern Bilde auf S. 200 ihnen einen anſchaulichen Begriff von der häuslichen Einrichtung gegeben, die ſich dieſe Leute im Urwald ſchaffen. Dießmal wollen wir ſie an ihrer Arbeit beſuchen und ſehen, wie ſie die Goldkörner und -Blättchen aus dem Erdreich heben. Wenn die Goldſucher eine Stelle gefunden haben, wo im Sand und Niederſchlag früherer Flußbetten und Waſſerläufe Waſchgold zu finden iſt, ſo bedürfen ſie zunächſt Waſſer, fließendes Waſſer, um das Gold aus dem Sande und Grus herauszuwaſchen. Sehr häufig findet man beides beiſammen, nämlich ein munteres Flüßchen und unter demſelben im Sande das begierig geſuchte Gold. In einem ſolchen Falle leitet man an irgend einer Stelle das Flüßchen künſtlich ab, um den Schlamm, Sand und Kies ſeines Betts bloszu-

Digitized by Google

Pawnee-Indianer in der Prairie. (Mit Text auf S. 282.)

legen und auf Gold auszuwaschen und die künstlich weggeleiteten Wasser sogleich hiezu zu benützen. Dieß sehen wir auf dem umstehenden Bilde, wo die Goldwäscher ebenfalls einen Bach in hölzernen Rinnen abgeleitet haben, um an die Niederschläge seiner Gewässer zu gelangen, und wo diese Wasserleitung in Rinnen dazu angewendet wird, die ausgehobenen Trümmer und Niederschläge des Flußbetts auszuwaschen. Sie bedienen sich hiezu des sogenannten Trogsystems, d. h. einer Reihe über einander stehender Tröge mit gekerbten Böden, deren eine Seitenwand dicht über dem nächsten Troge liegt und mit Löchern durchbohrt ist, die je weiter herab in der Reihe der Tröge desto kleiner werden. Im obersten Trog wird das goldführende Erdreich aufgegeben, nachdem man die großen Kiesel aus demselben herausgelesen. Man zieht die Schütze der Wasserrinne, läßt das Wasser ein und rührt die Mischung mit Stangen allmählig zu einem steifen Brei an; ist dieß geschehen, so regelt man den Wasserzufluß so, daß der Brei immer dünner wird, durch die Löcher der Seitenwand, vor denen seither ein Brettstück gestanden hat, abfließen kann, und in dem zweiten Trog noch mehr verdünnt und durcheinander gearbeitet wird, dann in den dritten gelangt, wo er vollends seine erdigen Bestandtheile und seinen Sand verliert und die Goldtheile nun in den Kerben zurückbleiben oder sich in einem feinen Haarsieb sammeln, welches im untersten Troge angebracht ist. Dieses Goldwaschen mit dem Trogsystem kann nur von Gesellschaften betrieben werden, denen zahlreiche Arbeitskräfte und Geldmittel zum Betriebe zu Gebote stehen. Kleinere Gesellschaften von 2—4 Personen bedienen sich verschiedener sinnreichen Maschinen, die man „Wiegen," cradles, nennt und zu deren zweckmäßiger Konstruktion die Amerikaner ihren ganzen Scharfsinn und praktische Geschicklichkeit aufgeboten haben. Auch diese gewähren noch eine ziemliche Ausbeute und sind nicht allzuschwer zu betreiben; aber lange nicht so arbeitsfördernd und ergiebig wie das Waschen mit Trögen. Bei der großen Konkurrenz unter den Goldwäschern ist es nicht zu verwundern, daß diejenigen, welche mit Trögen und Wiegen arbeiten, etwas vornehm-geringschätzig auf die armen Teufel herunterblicken, die noch aus der Hand waschen, wie vordem bei uns die Zigeuner Gold aus dem Rheinsande

Digitized by Google

wuschen, was natürlich eine sehr mühsame, umständliche Arbeit und eine Art Glücksspiel ist, da zuweilen einer mehrere Tage waschen kann, bevor er in seiner blechernen Waschschüssel und seinem Siebe für einen Dukaten Gold zusammengebracht hat, während der Ertrag natürlich ein fabelhaft lohnender ist, wenn einer das Glück hat, im Sande und Grus ein Stück gediegenen Goldes, einen sogenannten Nugget, von der Größe einer Feuerbohne oder Haselnuß herauszuwaschen. Das Glück ist dann immer um so größer, weil derartiger Nuggets meistens mehrere nahe beisammen liegen, indem sie aus irgend einem zertrümmerten oder verwitterten größern Quarzstück herausgebrochen und hieher geschwemmt worden sind. Der Jubel des Goldwäschers ist daher um so größer, je kantiger und zackiger ein solches Goldkorn ist, weil es anzeigt, daß der goldhaltige Erzgang, von dem es losgerissen ward, ganz in der Nähe seyn muß, während ein rundlich abgeschliffener Nugget ohne Kanten und Vorsprünge unverkennbar schon aus einer größern Entfernung heraugespült worden seyn muß. Wir haben selbst ein solch zackiges Stückchen Gold gesehen, welches in Gemeinschaft mit eilf anderen in Einem Schubkarren voll Erde gefunden ward, dadurch zur Entdeckung eines ergiebigen goldführenden Ganges diente und seine Entdecker schnell bereicherte. Leider aber ist der auf diese Art gewonnene Reichthum nur selten ein andauernder, denn meistens wechselt ein derartiges Vermögen durch Spiel und Schlemmerei seine Herren nur allzu schnell, und derselbe Mann, dem jenes Nugget gehört hatte, und der zu Ende 1864 ein Vermögen von etwa 2300 Pfund Sterling durch Goldwäscherei am Chaudière verdient hatte, ist jetzt bettelarm auf Kosten seiner deutschen Heimathgemeinde in einem Irrenhaus. Das erinnert fürwahr an den schönen Spruch von A. W. v. Schlegel:

„Wer nie bebte dem Eisen, vom Golde wend' er den Blick ab,
Denn sein trüg'rischer Glanz birgt Bastlieten-Natur."

Der Unglückliche war ein Meister in seinem Fach, in Feinmechanik, und wäre durch Arbeit in seinem Beruf sicher zu einem guten Auskommen in Canada gelangt, wenn er sich nicht in Montreal vom Goldfieber hätte verlocken lassen, in den Urwald zu gehen und golddigger zu werden!

Pawnee-Indianer in der Prairie.

(Mit Holzschnitt auf S. 281.)

Gegenüber von den vielen Phantasiebildern aus dem Leben der nordamerikanischen Indianer, welche die meisten illustrirten Zeitungen gewöhnlich liefern, führen wir unseren lieben Lesern umstehend eine Gruppe vor, welche von den Künstler der von den Vereinigten Staaten ausgesandten Expedition zur Erforschung des Rothen Flusses des Nordens an Ort und Stelle in der Prairie nach der Natur aufgenommen worden ist. Wir sehen eine kleine Familie von Indianern aus dem Stamme der Pawnees (spr. Pahnis) auf der Wanderung durch die Prairiern von einem Jagdgrund zum andern Halt machen auf einer der Hochflächen jener westlichen Grasfluren, und sich nicht sowohl nach dem Weg durch die pfadlose Wildniß, als vielmehr nach den Spuren der Nähe von Feinden umsehen, denn bekanntlich bekriegen sich die einzelnen Stämme der Rothhäute noch unter einander selbst auf das erbittertste, und beschleunigen hiemit ihr eigenes Verschwinden vom Erdboden. Es ist Herbstzeit, die hin- und herziehenden Büffelheerden sind demnächst zu erwarten, und diese Indianer haben ihr heimathliches Hüttendorf in irgend einem waldigen Thal der Gebirgszüge verlassen, um auf Fleisch auszureiten. Ihre Pferde und Waffen, ihre gegerbten Büffeldecken und Kochgeschirre sind alles, was sie bei sich haben, und so beengt sie dieses federleichte Gepäcke in keiner Weise, auf dem Vorrücken wie auf der Flucht. Das Haupt der Familie ist auf den Sattel seines edlen Rosses, eines gezähmten Mustang, gestiegen, damit sein Blick von hier aus einen weitern Gesichtskreis beherrsche, und späht nun aus nach Rauchsäulen oder anderen Anzeichen von der Nähe herumschweifender Rothhäute oder weißer Jäger. Unser Bild gibt einen deutlichen Begriff von der Tracht, Bewaffnung, Lebensweise und dem Aufzug dieser Wilden. Daß sie auf Büffel ausziehen, beweist der Umstand, daß sie außer der Büchse auch noch Bogen und Pfeil und den Speer führen, denn das Schnappen der Bogensehne und das Schwirren des Pfeils erschreckt die waidenden oder ziehenden Büffel nicht so sehr wie der Knall der Gewehre, und ein Pfeil, von Indianerhand einem Büffel hinter das Blatt geschossen, ist ebenso wirksam als

Digitized by Google

eine zweiköthige Kugel. — Wir werden diesem charakteristischen Bildchen aus dem Indianerleben noch einige andere, ebenso echte folgen lassen.

Die Belagerung von Malta, 1565.

(Schluß.)

Die Ritter hatten seither mit unermüdlicher Wachsamkeit und grenzenloser Hingebung alle Versuche der Türken vereitelt, diese Kette zu sprengen oder eine Landungsbrücke anzulegen; man hatte sich schwimmend bekriegt und bei der Zerstörung der begonnenen Landungsbrücke hatten La Valette's eigner Neffe und ein anderer junger Ritter von erprobter Tapferkeit Namens Polastron den Tod gefunden. Sobald nun die kleineren Fahrzeuge in den Hafen hinübergeschafft waren, vermaß sich Hascam in etwas ruhmredriger Weise, das Fort St. Michael zu stürmen, und Mustapha ertheilte ihm nicht nur die Erlaubniß hiezu, sondern versprach, ihn auch nöthigenfalls zu unterstützen; Hascam sollte den Befehl über die Sturmkolonnen mit Candelissa, einem erfahrenen Korsaren, theilen, welcher den Angriff zu Wasser unterstützen sollte. Candelissa traf die Vorbereitungen zu seinem Unternehmen mit großem Schaugepränge. Um seine Landung zu verhindern, war eine Verpfählung angelegt worden, und diese leistete seinem Vorhaben ganz unerwarteten Widerstand und kostete ihn schwere Verluste, während die Belagerten sich diesen Vortheil recht zu Nutz zu machen wußten. Candelissa gab daher seinen ersten Anschlag auf und griff die unter dem Befehl von Gulmaran stehenden Verschanzungen an, aber die Christen sparten ihr Feuer, bis sie es mit voller Wirkung abgeben konnten, und schmetterten mit der ersten Salve 400 von den Angreifern nieder. Während Gulmaran wieder laden ließ, drang Candelissa nachdrücklich vorwärts und gewann das Ufer; aber der Malteser war auf einen solchen Fall gerüstet und feuerte nun mit Kartätschen und Traubenschüssen und schmetterte so dicht in den Knäuel der Feinde hinein, daß Candelissa seine Truppen wanken sah und seine Boote etwas vom Ufer zurückschicken mußte. Die Algierer sahen sich nun den Rückzug abgeschnitten und begriffen, daß nur der Erfolg ihres Unternehmens ihnen Sicherheit verbürgte. Sie drangen also mit wahnwitziger Tollkühnheit und verzweifeltem Ungestüm gegen die Erdwerke vor und drängten hiedurch die verblüfften Ritter zurück. Schon war die Fahne der Ungläubigen auf den Wällen aufgepflanzt, da schämten sich die Ritter ihrer verhängnißvollen Bestürzung und drangen mit den inzwischen erhaltenen Verstärkungen von neuem auf die Ungläubigen vor und fielen mit solcher zerschmetternden Wucht über sie her, daß die Algierer bestürzt zurückwichen, Candelissa selbst unter den ersten von ihnen, und nun schonungslos hingewürgt wurden. Von 4000 Mann, welche diesen Sturm von der See her versucht hatten, entkam kaum der fünfte Theil. Die Christen fuhren fort, auf die Boote zu feuern, versenkten noch manche und bedeckten das Wasser mit den Trümmern. Die Niederlage war eine vollständige und stand im schreiendsten Widerspruch mit der ruhmredigen Siegesgewißheit, womit Candelissa sein Unternehmen begonnen hatte, und wie theuer erkauft dieser Sieg der Christen auch war, er erfüllte doch die Herzen der Malteser mit Hoffnung und Vertrauen.

Mittlerweile hatte auch der Angriff zu Lande begonnen, ohne jedoch glücklicher zu seyn. Hascam ward zweimal zurückgeschlagen, zweimal erneuerte er trotz der eingerissenen Verwirrung den Angriff, angesichts der Mündungen des groben Geschützes, welches Tod und Verderben in die Reihen der Angreifer schleuderte. Erst als der Kapudan-Pascha mit seinen Janitschaaren heranrückte und einen großen Theil seiner Streitkräfte entfaltete, mußten die Ritter, welche einen Ausfall gemacht hatten, vom Strande zurückweichen, wo sie dem Feinde im offenen Treffen hatten begegnen wollen, und zogen sich tapfer fechtend hinter die Bresche zurück, wo sie den Sturm der Türken erwarteten und trotz aller Müdigkeit und Erschöpfung so wirksam abwehrten, daß selbst die Janitscharen zum Rückzug gezwungen wurden.

Diese unerhört hartnäckige Vertheidigung machte nun Mustapha so wüthend, daß er die eine Hälfte seiner Truppen unter Piali zu einem Angriff auf die Stadt (Il Borgo) bestimmte, während er mit der andern das Fort um jeden Preis zu nehmen beschloß. Damit er sich jede Wahrscheinlichkeit eines Erfolges sichere, errichtete er noch weitere Batterieen, grub neue Laufgräben, sprengte Minen und erschöpfte alle

Digitized by Google

Mittel, um auf jede Weise sein Vorhaben zu fördern. Allein allenthalben stand ihm mit unermüdlicher Umsicht, Ausdauer und Wachsamkeit der unbeugsame greise Großmeister gegenüber, theilte jede Gefahr und Strapaze der Seinigen, durchschaute jeden Plan, vereitelte jede Kriegslist, befeuerte die Wankelmüthigen, sammelte die Zerstreuten und wußte nicht nur den waffenfähigen Männern, sondern selbst den Weibern und Kindern des Landvolks und den Städtern jenen Muth der Ausdauer und jene Opferwilligkeit einzuflößen, welche selbst den Zaghaftesten mit sich fortreißen. Mustapha's erster Ingenieur hatte eine Art Höllenmaschine anfertigen lassen, von deren Wirkung sich die Türken ungeheuren Erfolg versprachen, nämlich ein solides, festgebautes, gewaltiges Faß, gefüllt mit Pulver, Ketten, Kugeln, gehacktem Eisen und dergleichen, welches an der Stelle, wo es explodirte, eine ungeheure Zerstörung anrichten mußte. Dieses Faß ward mitten unter die Christen hineingeworfen; aber diesen gelang es, dasselbe, ehe es noch explodirte, unter seine Verfertiger zurückzurollen, wo es denn zerbarst und furchtbare Verheerungen anrichtete. Während nun die Türken von diesem Schlage ganz gelähmt dastunden, machten die Malteser einen Ausfall, wurden mit jenen handgemein, erschlugen die Ungläubigen in Menge und jagten die Anderen in die Flucht. — Piali war jedoch mittlerweile nicht müssig gewesen und hatte gegen das Borgo größere Vortheile errungen, als Mustapha gegen das Fort St. Michael. Als die Nacht seinen weiteren Operationen Einhalt that, war er seines Sieges vermeintlich schon so sicher, daß er sich mit seinen Vertrauten schon über den pomphaften Einzug berieth, welchen er am andern Tage in die eroberte Stadt halten wollte. Er hatte sich eine gute Kriegslist ersonnen und während der Zeit, wo ein wüthender Angriff die Aufmerksamkeit der Belagerer in Anspruch nahm, es so einzurichten gewußt, daß an einer andern wichtigen Stelle eine Plattform von Erde und Steinen errichtet worden war, die gerade mit Einbruch der Nacht fertig ward und in seinem wilden Gemüth die zuversichtliche Hoffnung weckte, daß er die Belagerung rasch zu Ende bringen und neue Lorbeere ernten werde.

Die Ritter hielten nun einen Kriegsrath, worin die Mehrzahl zum Aufgeben der bedrohten Werke rieth; aber La Valette war unbeweglich und entwaffnete jeden derartigen Vorschlag durch seine überlegene Weisheit. Er verwandte alle verfügbaren Männer, um über Nacht Gräben aufzuwerfen, und setzte sich durch einen meisterhaften Handstreich in den Besitz des Befestigungswerks, welches den Pascha mit solch siegestrunkenen Hoffnungen erfüllt hatte. Er beauftragte nämlich eine auserlesene Abtheilung Truppen, sich längs dem Fuße der Mauer hinzuschleichen und das Erdwerk zu überrumpeln; die Soldaten waren kaum an dem angegebenen Orte angelangt, so erhoben sie ein lautes Geschrei und stürzten sich auf die Wachtmannschaft, welche in der Meinung, die ganze Besatzung dringe auf sie ein, eiligst floh, worauf die Christen sich ohne Säumen dieses Vortheils bemächtigten, und ihn den Türken so sehr streitig machten, daß diese ihn niemals wieder erlangten.

Das lange Ausbleiben der spanischen Truppen war La Valette unerklärlich, und er schrieb diese Säumniß einer Verrätherei des Vicekönigs von Sicilien zu; aber neuere Geschichtsschreiber haben mittlerweile ermittelt, daß dieses Zögern durch die Treulosigkeit des Königs Philipp selbst verschuldet war. Der Großmeister erkannte nun deutlich, daß seine einzige Hoffnung darin bestand, noch so lange auszuhalten, bis die spanische Flotte Entsatz brachte, und die türkischen Anführer fürchteten nachgerade selbst, die spanische Kriegsmacht könnte am Ende nach solch langem Verzug in einem für die Belagerer ungünstigen Augenblicke noch eintreffen.

Die Vorräthe der Türken an Proviant und Schießbedarf gingen stark auf die Neige und hätten sogar für das bedeutend verminderte Heer keine acht Tage mehr ausgereicht, was Mustapha zwang, die letzten Anstrengungen zur Einnahme der Stadt zu machen, als endlich die Kunde von der Ankunft der spanischen Flotte eintraf. Augenblicklich ward Piali mit einer starken Truppenabtheilung nach Sant' Angelo gesandt, um sich dort in den Hinterhalt zu legen, wo dem Vernehmen nach die Spanier landen sollten. Er hatte den Befehl, durch alle möglichen Vorkehrungen und Hindernisse denselben das Vordringen zu Lande zu erschweren und ihnen den erbittertsten Widerstand entgegen zu setzen, und er war mitten in seinen Vorbereitungen hiezu, als die Nachricht eintraf, die Spanier seyen schon an einem andern Ort gelandet. Dieß war abermals die Folge einer Doppelzüngigkeit

Digitized by Google

und Arglist des Königs Philipp, welcher die günstige Wendung, die die Sache der Belagerten hiedurch nahm, nicht vorausgesehen hatte. Sein Zweck bei dem Befehl der Landung der spanischen Flotte an dem entgegengesetzten Ende der Insel war, seine Soldaten so viel wie möglich vor der Theilnahme an der Belagerung zu schützen. Sobald aber Mustapha erfuhr, daß die Spanier ungehindert gelandet waren und zu Lande heranzogen, ließ er sogleich die türkischen Truppen sich einschiffen und räumte das Kastell St. Elmo so schnell, daß er sein bestes Geschütz darin zurückließ. Bald aber erfuhr er von einem Ueberläufer, daß er die Streitkräfte der Spanier überschätzt und sich allzu voreilig vor denselben zurückgezogen habe, denn die spanischen Truppen waren kaum 6000 Mann stark und schwach mit Offizieren versehen, während Mustapha's Heer sich noch auf mehr als 18,000 Mann belief. Seine Wuth war grenzenlos; er wußte, daß er von dieser unvertilgbaren Schmach sich nur dadurch reinwaschen konnte, daß er seine Truppen wieder ausschiffte und die früher innegehabten Stellungen wieder zu nehmen bestrebte. Aber ein Theil seiner Offiziere, die ihm ohnedem nicht mehr gewogen waren, widersetzte sich diesem Anschlag als zu gewagt.

La Valette hatte sich inzwischen beeilt, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit das Kastell nicht wieder den Türken in die Hände falle. Ein begeistertes Vertrauen zu dem alten Anführer war in die Brust der Christen zurückgekehrt, und diese vollzogen nun seine Befehle mit einem wilden Enthusiasmus. Seine bloße Gegenwart reichte hin, um Alle mit einem wahren Todesmuth zu erfüllen.

In einem Kriegsrath, zu welchem Mustapha seine sämmtlichen höheren Offiziere berufen, ward endlich nach mehrfachem Widerstand beschlossen, das Heer wieder zu landen und die Belagerung von Neuem zu beginnen. Die Soldaten waren aber durch die neuerdings erhaltenen Schlappen so sehr entmuthigt, daß sie nur mit Widerstreben gehorchten und man sie häufig mit Gewalt zum Gehorsam zwingen mußte. Es zeigte sich bald, daß mit solchen wankenden und unwilligen Truppen nichts gegen das wilde Ungestüm und die Begeisterung der Christen auszurichten war. Die ersten Angriffe der Türken wurden abgeschlagen, Mustapha vermochte dem Davonlaufen seiner Soldaten nicht Einhalt zu thun, ward in ihre Flucht mit fortgerissen und zweimal vom Pferde heruntergestoßen, und vermochte nur mit Mühe der Gefangenschaft zu entgehen, die ihm vielleicht weniger unwillkommen gewesen wäre als die Nothwendigkeit, nach einer derartigen auffallenden Niederlage seinem Herrn und Gebieter wieder unter die Augen zu treten. Nachdem am 7. September der letzte Angriff der Türken siegreich abgeschlagen und die Ungläubigen noch bis in's Wasser verfolgt worden waren, schiffte der Kapudan-Pascha Mustapha die Reste seines Heeres ein und ging unter Segel nach Konstantinopel. Der Vicekönig von Sicilien sah die türkische Flotte von der Burg zu Syracus aus vorüberfahren und erfuhr hiedurch den Entsatz der Insel Malta.

Die Belagerung hatte vier Monate gedauert und den Türken mehr als 20,000 Todte, den Maltesern aber 260 Ritter und über 7000 Soldaten gekostet. Alle Festungswerke lagen in Schutt und Trümmern, die Munition war verschossen, die Lebensmittel aufgezehrt, Hungersnoth stand vor der Thüre, die ganze Insel zählte kaum noch 600 waffenfähige Einwohner. Aber als Waffenthat steht sie einzig in der Geschichte da und leiht dem Namen La Valette ewigen Ruhm. Der tapfere Großmeister erhielt von allen Monarchen Europa's Ehrenbezeugungen, die er aber bescheiden ablehnte. Sein Hauptbestreben ging dahin, die Insel wieder von Neuem durch Einwanderung zu bevölkern, die Befestigungen wieder herzustellen und eine neue, günstiger gelegene Stadt zwischen den beiden größeren Häfen zu gründen, welche seinen Namen führen sollte. Der Grundstein dazu ward am 28. März 1566 feierlich gelegt, aber der ehrwürdige Großmeister erlebte ihren Ausbau nicht mehr: er starb am 22. August 1568 an einem Sonnenstich, den er sich auf der Jagd geholt hatte. Zuvor aber hatte er noch einen Handstreich ausführen lassen, welche den Türken die Erneuerung einer Belagerung Malta's unmöglich machen sollte. Er hatte nämlich erfahren, daß Soliman II. beim Propheten geschworen, im Jahre 1566 eine noch größere Flotte zur Besiegung von Malta auszusenden, und daß man hiezu schon gewaltige Vorräthe in den Seearsenalen zu Konstantinopel ansammelte. Der Großmeister schickte daher einige Ritter und dienende Brüder nach Konstantinopel mit dem Befehl, das Seearsenal anzuzünden, und diese er-

Digitized by Google

füllten ihren Auftrag so wirksam, daß die Mehrzahl der türkischen Kriegsschiffe und die sämmtlichen Vorräthe in den Arsenalen in Flammen aufgingen und es den Türken auf Jahrzehnte hinaus unmöglich gemacht ward, wieder einen Seekrieg zu führen. Aber auch der Malteser-Orden ging von La Valette's Tod ab einem allmähligen Zerfall entgegen, bis endlich 1798 der letzte Großmeister, ein Herr von Hompesch, die ganze Insel ohne Schwertstreich an die Franzosen übergab und dem politischen Daseyn des Ordens den Hals brach. Jetzt ist Malta in englischem Besitz und nächst Gibraltar einer der stärksten britischen Waffenplätze.

Etwas von den Landkrabben.

(Mit Holzschnitt auf S. 288.)

Wir haben unseren lieben Lesern schon mancherlei Beispiele von jenem merkwürdigen Instinkt der Thiere aller Klassen vorgeführt, sich eine Heimath zu gründen. Der Kunsttrieb, sich ein Obdach zu bauen, eine Heimath zu schaffen ohne Hände, offenbart sich nicht blos in dem Nestbau der Vögel und in dem Bemühen der Vierfüßler, sich einen Bau im Boden auszuwühlen, sondern er geht auf der ganzen Stufenleiter des Thierreichs bis zu den niederen Thieren herab. Bei manchen Klassen äußert er sich sogar in höchst merkwürdiger Weise, so namentlich bei den Insekten. Aber auch unter den Krustern oder Crustaceen, zu welchen z. B. unser Bachkrebs gehört, gibt es sehr viele Arten, welche in der Wahl der Oertlichkeit und in der Anlage ihres Wohnsitzes eine gewisse höhere Art von Urtheilskraft, Absicht und Kunstfertigkeit an den Tag legen. Die Mehrzahl der Krustenthiere wühlen oder bohren sich Verstecke oder Höhlen in Schlamm oder Sand; aber das sind keine eigentlichen Wohnungen, denn sie dienen nur vorübergehend zum Aufenthalte und werden meist durch die Rückkehr der Fluth oder das Steigen des Wassers wieder zerstört. Etliche Gattungen und Arten von Krustern jedoch graben sich einen regelmäßigen Bau im Boden, bewohnen ihre unterirdische Heimath, ziehen aus derselben auf Nahrung aus und flüchten in dieselbe zurück, wenn sie beunruhigt werden. Von diesen, die also wirklich jenen instinktiven höheren Kunsttrieb besitzen, welcher bei Thieren von solch niedriger Organisation doppelt auffällt, wollen wir unseren lieben Lesern hier erzählen. Diese Krusten sind jene eigenthümlichen Geschöpfe von so weit verbreitetem Ruf, welche man Landkrabben nennt (der Naturforscher nennt sie Gecarcinus) und über welche so viele, zum Theil übertriebene Ansichten, zum Theil ganze Fabeln im Umlaufe sind. Sie kommen in verschiedenen Welttheilen vor und sind um ihrer ziemlich übereinstimmenden Lebensweise willen merkwürdig. Alle wühlen im Boden, können mit ungemeiner Behendigkeit laufen, mit merkwürdiger Kraft beißen und leben in ziemlicher Anzahl gesellig beisammen. Dabei sind sie nicht nur eßbar, sondern bei gehöriger Zubereitung sogar ein großer Leckerbissen, und werden daher in ihrer Heimath als solcher ebenso sehr geschätzt, als man ihnen geflissentlich nachstellt.

Eine der bekanntesten Arten ist die sehr hübsche violette Landkrabbe von Jamaica, Gecarcinus ruricola, welche in Westindien vorkommt und die man bei uns häufig in naturhistorischen Museen sieht. Da ihre Lebensweise so ziemlich mit derjenigen der übrigen Arten übereinstimmt, so wollen wir sie als ein Muster von den höhlenbauenden Krustern hier näher schildern. Diese Art wechselt sehr in der Farbe, denn man findet schwarze, blaue, dunkelviolette, gefleckte Exemplare davon, und man nennt sie daher bisweilen auch die schwarze Krabbe oder die Turluru. Wie sie aber auch gefärbt seyn mag, irgend ein Anflug von Blau oder Violett ist immer an ihr, weßhalb der Name, den wir ihr oben gegeben haben, der bezeichnendste ist. Wo sich die Landkrabbe immer einbürgert, da ist der Boden mit ihren Höhlen durchzogen, die so dicht gesäet sind und so nahe beisammenliegen, wie die Gänge eines Kaninchenbaues, und in diesen Höhlen verbringen die Krabben den größten Theil des Tags, ziehen bei Nacht auf Aesung aus, sind aber stets bereit, beim geringsten Allarm eilends zu ihrem Bau zurückzulaufen. Wird ihnen dann der Rückzug abgeschnitten, so sind sie ebenso bereit, sich zu vertheidigen wie davon zu laufen, und können sich dem Gegner sehr unbequem machen, denn sie haben eine sonderbare Gewohnheit, den Feind mit einer ihrer großen Scheeren zu packen und dann diese Scheere an derjenigen Stelle abzustoßen, wo dieselbe

Digitized by Google

in den Rumpf eingelenkt ist. Die Muskeln dieser Scheere oder Klaue aber behalten ihre Spannung sogar noch einige Zeit, nachdem die Verbindung derselben mit dem Körper aufgehört hat, und das Zwicken dieser geschlossenen Scheere verursacht dem Feinde gerade soviel Schmerz, als ob die Krabbe noch am Leben wäre; in der augenblicklichen Bestürzung, welche dieser (wenn man so sagen darf) Biß des Thieres dem angegriffenen Gegner verursacht, nimmt die Krabbe gewöhnlich die Gelegenheit wahr, sich in irgend einer Spalte zu verbergen und entkommt dem Feinde. Wie bei allen Krustern, ist der Verlust der Scheere oder Klaue nur ein vorübergehender, denn gerade wie bei unserm Bachkrebse die verlorene Scheere nachwächst, so sproßt auch bei der Krabbe bald ein neues Glied hervor und nimmt die Stelle des abgeworfenen ein.

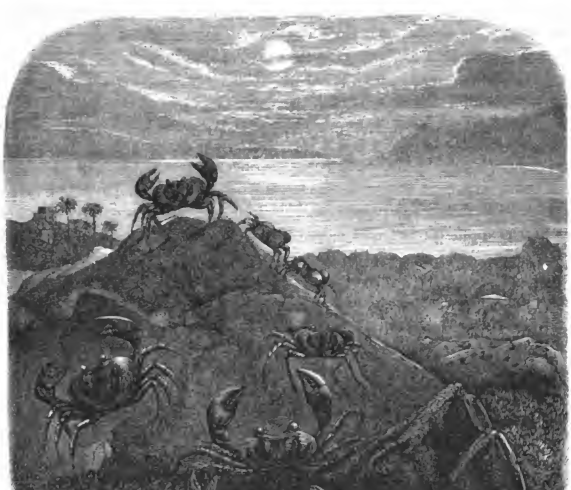
Die Landkrabbe liebt die Nähe der Meeresküste, oder besser gesagt, sie ist eigentlich ein halbes Meerestier. Ihre Baue liegen gewöhnlich nicht über 2000 Schritte vom Meere entfernt, oft aber auch 3—4000 Schritte. Wenn nun die Zeit kommt, wo die Krabben ihre Eier legen, welche wie beim Landkrebs an der untern Seite des Bauchstücks anhaften, so ziehen die Krabben in großen Mengen an den Strand und erwarten die Fluth, damit die Brandung die Eier von ihrem Bauche abspült und fortträgt. Die Krabben verfolgen dann ihren Weg so schnurgerade und mit solch sichtlichem Eifer, daß sie sich durch keinerlei Widerstand von ihrem Vorsatze abhalten lassen, und von dieser Beharrlichkeit rührt wahrscheinlich die gäng und gäbe Fabel her, daß diese Kruster auf solcher Wanderung lieber senkrechte Mauern überklettern, als von ihrem geraden Wege abweichen. Die Fluth spült die Eier vom Thiere ab, die Eier bleiben bei der Ebbe im Schlamme und Sande sitzen, werden von der Sonnenwärme ausgebrütet, und nach einiger Zeit wimmelt der Strand von winzig kleinen jungen Krabben, denen verschiedene Seevögel und Raubfische nachstellen.

Zweimal im Jahre werden die Landkrabben sehr fett und schwer und sind dann in der besten Beschaffenheit für die Tafel, denn ihr Fleisch ist besonders wohlschmeckend und reich mit Fett durchzogen. Man verspeist die Krabben in Masse und niemand wird ihrer überdrüssig; ja diejenigen, welche in Westindien neuankommen, genießen diesen Leckerbissen oft in solcher Masse, daß sie sich dadurch namhafte Verdauungs-Störungen zuziehen.

Ungefähr im Monat August muß die Krabbe ihre Schale abwerfen und zieht sich zu diesem Behuf in ihre Höhle zurück, welche sie sich mit Gras, Laub, Moosen und ähnlichen Stoffen ganz weich ausgefüttert hat. Sie verschließt dann deren Eingang und bleibt versteckt, bis sie ihre alte Schale abgestoßen und ein neues Gewand angelegt hat, welches anfangs noch sehr weich und nur eine von vielen Gefäßen durchzogene häutige Decke ist. In diesem Zustande gilt die Krabbe für bestgeeignet und am schmackhaftesten zum Verspeisen. Es lagert sich dann bald Kalksubstanz an der Oberhaut an, und im Verlauf der Zeit wird die neue Schale sogar noch härter und stärker, als die jüngst abgeworfene war.

Man kennt bis jetzt eine große Anzahl von Landkrabben, von denen einige gar seltsame Gewohnheiten haben. Wir wollen als Beispiel davon nur die streitbare oder Kämpfer-Krabbe anführen, welche bei den Naturforschern Gelasimus bellator heißt. Diese Krabbe besitzt eine sehr große und eine sehr kleine Scheere, so daß sie aussieht wie ein Mensch, der den einen Arm vom Hans Däumling und den andern vom Riesen Goliath entlehnte. Wenn sie mit jener Schnelligkeit, welche der ganzen Sippe eigen ist, über den Boden hinläuft, hält sie ihre große Scheere beständig in die Höhe und nickt beständig damit, als wollte sie ihrem Verfolger winken. Dieß verleiht ihr ein so komisches Aussehen, daß man davon ihren Gattungsnamen abgeleitet hat, denn Gelasimus ist eigentlich ein griechisches Wort und heißt auf Deutsch lächerlich. Aus dem volksthümlichen oder Trivialnamen dieser Krabbe kann man schon abnehmen, daß sie ein sehr kampflustiges Geschöpf ist; sie hält ihre kampfbereite Scheere immer quer vor dem Leibe, wie ein Fechter in der Parade seinen Degen, und kneipt damit ebenso schnell als heftig. Sie gräbt sich ebenfalls Höhlen, lebt paarweise beisammen und hat die Eigenthümlichkeit, daß das Weibchen im Innern der Grube hockt, während das Männchen außen bleibt, gleichsam vor dem Bau Wache hält und seine drohende Scheere quer vor die Mündung legt, als wäre es eine Schildwacht mit gefälltem Bajonnet.

Digitized by Google



Landkrabben. (Mit Text auf S. 286.)

Auf der Insel Ceylon gibt es noch eine andre Landkrabbe, welche wegen ihrer besondern Behendigkeit im Laufen den Namen Schnelläufer erhalten hat, — bei den Naturforschern Ocypodes oder Flinkfuß. Sie kommt in ihrer Heimath in solcher Menge vor, daß sie für die menschlichen Bewohner jenes Landes eine wahre Landplage ist. Das Thier hat nämlich so wenig Respekt vor den Schöpfungen der Menschen und den Verbesserungen, welche die Civilisation dort eingeführt hat, daß es seine Baue oder Gruben beharrlich nur auf sandigen Wegen und Straßen anlegt; man muß daher beständig eine Menge Tagelöhner beschäftigen, um die von diesen Krabben angelegten Löcher wieder zuzuwerfen; denn ohne diese Vorsichtsmaßregel würden die Pferde in diesen Löchern stolpern und mancher Reiter Gefahr laufen, den Hals zu brechen. Die Art und Weise, wie dieser Schnelläufer bei Anlegung seines Baues zu Werke geht, ist höchst merkwürdig: er wühlt sich in den trockenen Boden ein, macht tiefe Aushöhlungen, bringt buchstäblich ganze Arme voll Sand zu Tage, welche er mit einem Emporschnellen des Körpers unter gleichzeitiger Anstrengung seiner übrigen Gliedmaßen weit von seinem Bau hinwegschleudert und auf viele Schritte hin in einem Kreise um sich her verbreitet.

Soviel von diesen merkwürdigen kleinen Thieren, die man auch Taschenkrebse nennt und die mit ihrem gedrungenen breiten Körper, ihren acht starken, gewölbten, ungeschlachten Füßen und ihren großen starren, auf Stielen sitzenden Augen ein ganz abenteuerliches Aussehen haben. Von einer anderen verwandten Art von Krustern, der weit größern Raubkrabbe, welche auf den Inseln des indischen Oceans vorkommt, werden wir gelegentlich unseren lieben Lesern besonders erzählen.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck v. E. Ebner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Kommerzienrath schien noch aufgeregt vom vielen Reden und sein Auge flammte, seine Wange glühte. Rudolph, Junge!“ hub er an, „wenn Du einmal heirathest, so wähle Dir nur eine gescheidte, einsichtsvolle, gemüthreiche Frau von anspruchslosem Wesen und starkem Charakter und halte sie lebenslang fein niedrig. Eine winzige Nachgiebigkeit, ein einziges Entgegenkommen von Deiner Seite bei einem schwachen Weibe, und der Hochmuthsteufel hat sie mit Haut und Haar, und Du mußt in alles willigen!“

Der Buchhalter betrachtete seinen Oheim lächelnd und fragte: „Haben Ihnen die Damen noch tüchtig zugesetzt wegen des Verkaufs, lieber Onkel?“

„Nicht so sehr, Rudolph! Meine Henriette ist ein kluges, wackeres Mädchen; sie begreift die Sachlage, und sie vermittelte sehr ernstlich bei ihrer Mutter, die natürlich noch allerhand Bedenken hat. Jetzt ist sie zwar leidlich ruhig geworden, aber wer bürgt mir dafür, daß ihr nicht über Nacht ein anderer Kopf wächst? Darum will ich konsequent seyn und so entschieden und rasch zu Werke gehen, daß kein Rücktritt möglich bleibt!“

„Sie haben ganz Recht, lieber Onkel! nur ein einziges Mal seyn Sie fest und brechen Sie den Eigenwillen der Tante. Haben Sie erst die alte richtige Position wieder gewonnen, so ist es ein Kleines, dieselbe zu behaupten. — Aber was gedenken Sie zuerst zu thun?“

„Das sollst Du sogleich hören, Rudolph! Ich will Robert überzeugen, wie sehr ich ihm für seine wackere Hülfe verbunden bin, und wie sehr es mir mit dem Vorhaben Ernst ist, durch die vernünftigste Sparsamkeit die alten Scharten auszuwetzen. Ich will mich seines Vertrauens würdig zeigen. Daher sollst Du morgen alsbald das ganze Schlingelsvolk von Dienerschaft entlassen und ablohnen, sollst die Equipagen und Wagenpferde verkaufen, alle bis auf die paar Braunen auf der Fabrik und die alte Droschke. Der Hausstand wird reducirt; Pauline als Wirthschafterin bleibt im Hause, dazu eine Köchin, ein Stubenmädchen, ein Mädchen für meine beiden Töchter, — kein Lakai und kein anderer Müssiggänger mehr. Verstehst Du?“

„Vollkommen, lieber Oheim! geben Sie mir nur Vollmacht! hab' ich diese schwarz auf weiß, so hat es größeres Ansehen!“

„Ich schreibe sie Dir sogleich. — Hier! Genügt Dir das?“

„Gewiß, lieber Onkel! und was nun weiter?“

„Wenn mein Neffe zurückkommt, soll er uns bereits auf der Fabrik angesiedelt finden,“ fuhr der Kommerzienrath eifrig fort. „Ich lasse morgen früh die Zimmer ausräumen und scheuern — das Ausbessern und Verschönern verschieben wir auf die bessere Jahreszeit — Nachmittags aber sollst Du im Verein mit Paulinen und Jettchen diejenigen Möbeln hinunterschaffen lassen, welche früher in der alten Wohnung standen; Henriette soll sie Dir bezeichnen; ich will alles so eingerichtet wissen, wie es vordem war, ehe ich den thörichten Einfall hatte, die Villa zu bauen. Hörst Du? Nur diejenigen Möbeln, welche allfällig nicht mehr vorhanden wären, sind aus den neueren in den Salons droben zu ersetzen, und auch dann nur von den beschei-

Digitized by Google

denſten . . . Warum ſchüttelſt Du den Kopf, Junge?"

„Weil ich befürchte, lieber Onkel, daß ich ſelbſt mit Ihrer Vollmacht dieſem Auftrag nicht werde nachkommen können," erwiderte der Buchhalter. „Wird mich die Tante gewähren laſſen?"

„Hm, Du haſt Recht, Rudolph. Sie wird ſich wie raſend geberden, wie immer. Und doch muß alles in ihrer Abweſenheit geſchehen, wenn ich meinen Willen durchſetzen ſoll! Wie aber greife ich es an, daß ich ſie beſeitige?"

„Ganz einfach, lieber Onkel! bitten Sie ſie, wenigſtens in den erſten Tagen des Geredes, welches der Verkauf hervorrufen wird, ſich von hier zu entfernen! Schicken Sie ſie nach Erlau zu Ida, oder in die Reſidenz, oder wohin Sie wollen, — nur fort von hier!"

„Gut, Du haſt ganz recht: ſie ſoll auf einige Tage nach Erlau. Du weißt doch für alles Rath. Und dann ſogleich eine Verſteigerung von allem andern entbehrlichen Mobiliar und Inventar in der ganzen Villa!"

„Mit nichten, lieber Onkel! Damit mag es noch Verzug haben, bis der Vetter hier iſt," verſetzte der Buchhalter. „Laſſen Sie uns nicht zuviel auf einmal wollen. Geben Sie mir nur noch Vollmacht wegen des Wohnungswechſels und Ausräumens. Und dann, wozu auch jetzt zu ſchlechten Preiſen den ganzen Werth verſchleudern, lieber Onkel? Wenn Robert das Landhaus vermiethen will, wie er beabſichtigt, ſo wird er ein Inventar von Möbeln, Tafelgeräthe, Betten, Silbergeſchirr u. dgl. m. bedürfen, welches er Ihnen gerne abmiethen oder abkaufen wird!

„Um ſo beſſer, Rudolph!" ſagte Herr Gottfried Balder fröhlich. „Ich ſehe ſchon, daß ich am beſten thun werde, Dich allein gewähren zu laſſen. Jetzt ſchreibe ich Dir eine Generalvollmacht, und laſſe für alles Weitere Dich ſorgen. Nur dieß will ich auf mich nehmen, daß Albertine Dir morgen den Platz räumt. Und dann genug für heute, Du braver treuer Junge Du! Iſt doch wahrlich heute einer der ereignißreichſten, fröhlichſten Tage, die mich der liebe Gott hat erleben laſſen!"

16.

Der Buchhalter hatte ſich angelegen ſeyn laſſen, den Weiſungen des Oheims raſch und pünktlich nachzukommen. Sobald die Frau Kommerzienräthin auf das Anrathen ihres Gatten ſich bequemt hatte, für einige Tage dem Gerede in Stocksheim auszuweichen und ihre jüngere Tochter in Erlau zu beſuchen, wurde die Dienerſchaft entlaſſen, abgelohnt und jedem noch der Lohn für zwei Monate vorausbezahlt; dann ward der Umzug vorgenommen, und am Abend des zweiten Tages war die Villa öde und beherbergte niemand mehr als den alten Gärtner Zirkler und deſſen Gehülfen, welche der Buchhalter beibehalten und denen er die Bewachung der Villa überantwortet hatte.

Am dritten Tag war man in der frühern behaglichen Wohnung auf der Fabrik ganz eingerichtet. Das Herrenhaus war zwar nicht ſo groß und prunkvoll wie die ſtolze Villa Balder auf dem Morgenbühl, aber äußerſt wohnlich und ſonnig. Auf drei Seiten des Hauſes überſchaute der Blick die Fabrikgebäude, die im Hufeiſen um daſſelbe her lagen; auf der vierten lag ein kleiner Garten mit einer engliſchen Anlage um einen See herum, welcher das Waſſerreſervoir zu den techniſchen Zwecken der Fabrik und gegen etwaiges Brandunglück bildete. Henriettens und Paulinens ordnende Hand hatte alle Möbeln und Einrichtungen ſo aufgeſtellt und arrangirt, wie ſie ehedem geweſen waren, und Henriettens Gedächtniß hatte die alten Eindrücke noch treulich genug bewahrt, um jedem Zimmer ſo viel wie möglich ſeine frühere Geſtalt und Möbeln wieder zu geben.

Als der Kommerzienrath dieſe Räume nach ihrer neuen Beſiedlung zum erſten Male wieder betrat, überkam ihn eine tiefe Rührung; er ergriff die Hand Henriettens, welche ihn durch die ganze Wohnung führte, und ſagte mit innig bewegter Stimme: „Mein liebes Kind, mir iſt zu Muthe, wie einem Manne, der von einer langen, planloſen Wanderung in die Heimath zurückgekehrt; ſo traulich und heimiſch grüßen mich dieſe Räume, in denen ich mein Glück erblühen

Digitized by Google

und mein Geschäft um mich her wachsen und gedeihen sah! Mir ist wieder so wohlig und behaglich hier, wie wenn mir ein Alp von der Brust genommen wäre. Wollte Gott, Dir und Deiner Mutter ginge es ebenso!"

Henriette blickte mit ihren großen Augen voll Thränen zu dem Vater auf und sagte: „Was mich anbelangt, Papa, so theile ich ganz Dein Gefühl. Auch mir ist so frei und behaglich hier, als wäre wirklich ein böser Traum und ein beengender Zwang von mir abgestreift. Ich fühle mich so zufrieden in diesen natürlicheren Verhältnissen, und wir wollen zu Gott hoffen, daß die liebe Mutter auch zu dieser Einsicht kommt!"

„Ja, Gott gebe es!" sagte der Kommerzienrath mit einem Seufzer, der aber nicht sehr sanguinische Hoffnungen aussprach. „Aber sieh', sieh', mein Jettchen! wie Du umgewandelt bist! das einfache Thibetkleid steht dir besser, als die seidenen Fahnen mit all den Garnirungen und Falbalas, und das schlichtgescheitelte Haar mit dem Sammetbande paßt hübscher als die früheren kunstreichen Coiffüren nach dem Modejournal. Du bist ein gutes Kind, Jettchen, und Du wirst dem Vetter nun noch besser gefallen als vordem!" setzte er liebreich hinzu und streichelte ihr zärtlich die erglühende Wange.

„Glaubst Du, bester Papa?" fragte sie und lächelte durch ihre Thränen zu ihm herauf. „Ob ich ihm aber in dieser Erscheinung besser gefalle oder nicht, Papa, ist mir am Ende gleichgültig, wenn nur mein Gewissen ruhig und zufrieden ist und ich mir bewußt bin, meine Pflicht gethan zu haben. Die Vorsehung hat mir die Augen geöffnet und wird mir helfen, daß ich sie nicht wieder gegen die Pflicht verschließe."

„Amen!" sagte Herr Balder und umarmte sein gutes Kind. „Gott erhalte Dir nur immer ein einfältiges Herz und lasse Dich niemals wieder vom Satan des Goldes und des Stolzes geblendet werden!" Sie barg ihre Wange an seinem Herzen und umfing mit ihren Armen so zärtlich seinen Hals, als ob sie ihm ein Gelübde ablegen wollte.

Am Mittag langte der Holländer Vetter mit dem Schnellzuge an und fand sich sogleich auf der Fabrik ein. Das Wiedersehen der beiden Liebenden war ein ungemein beglückendes für beide Theile. Der Briefwechsel hatte zu einem rückhaltslosen Austausch der innersten Gedanken und Gefühle zwischen beiden geführt und Liebe und Achtung geweckt; und hiezu kam noch Henriettens dankbarste Verehrung für den Retter ihres Vaters. Der äußere Widerschein ihrer Gefühle war für den Retter wahrhaft beseligend, und doch trübte ihm eine gewisse vage Furcht vor der Enthüllung des Mißverständnisses nahezu die Freude des Wiedersehens. Allein die einfache Toilette und die ganze anspruchslose Erscheinung Henriettens, vor allem aber der heilige, stille Enthusiasmus der Liebe, welcher ihre Züge vergeistigte und verklärte, ließ den Vetter hoffen, daß Henriettens Neigung nicht seinem vorgeblichen Reichthum, sondern seiner Person und seinem Charakter gälten.

Der Kommerzienrath empfing den zurückgekehrten Neffen mit der herzlichsten, dankbarsten Zärtlichkeit, drückte ihm unter Thränen die Hand und stammelte: „Robert, guter edler Mensch! ich werde Dir nie vergessen, was Du an mir gethan hast! Ich kann Dir's nicht lohnen, aber eine Andere soll Dir die Schuld des Vaters abtragen!" fügte er hinzu und führte Henrietten in seine Arme.

„O stille, stille, bester Oheim!" bat der vermeintliche Holländer-Neffe; „nur heute nichts von Geschäften! Morgen, morgen wollen wir darüber reden, und dann erst, wenn Sie mehr erfahren haben werden und wenn die Tante hier ist, sey von dem Glück und der Zukunft Ihrer Kinder die Rede!" — —

* * *

„Aber wie soll dieß noch enden, Vetter!" fragte der echte Rudolph den Buchhalter in der ersten Viertelstunde ihres Beisammenseyns, als er nach Tische dem Buchhalter auf dessen Zimmerchen gefolgt war. „Welch eine Lösung wirst Du diesem Qui pro quo noch geben?"

„Hoffentlich die befriedigendste für uns alle," erwiderte der Buchhalter lächelnd. „Mich dünkt und mir schwant, die Lösung wird nicht mehr

Digitized by Google

lange ausbleiben, denn ich fürchte von der Heimkehr der Tante eine Explosion."

„Aber was soll alsdann aus mir werden, lieber Vetter?"

„Der Gatte Henriettens und der Direktor der Fabrik, zugleich aber der Bevollmächtigte des echten Robert Balder, wie solches schon in den Verträgen vorgesehen ist," versetzte der Buchhalter fröhlich.

„Werden aber Tante und Onkel mir die Täuschung vergeben?

„Kleinmüthiger, Du bist ja außer aller Schuld!" rief der Buchhalter. „Die ganze Geschichte ging nur von mir aus, und ich übernehme alle und jede Verantwortlichkeit. Ich habe ein leichtes Spiel, denn der Onkel ist in meiner Hand, und die zürnende Tante magst Du Henrietten überlassen, welche in Dich so sehr verschossen ist, daß sie alle Hindernisse beseitigen wird. Die Hauptsache ist nur, daß Du sie ebenso innig liebst, als sie Dich, denn im Grunde ist sie doch von besserem Zeug, als ich anfangs gedacht habe. Sie hat viel Charakterstärke und klaren Verstand unter den jüngsten Prüfungen bewiesen und ihre hochmüthigen Ideen glücklich überwunden. Liebst Du sie denn wirklich um ihrer selbst willen?"

„Wie magst Du fragen, Robert?" rief der Vetter mit leuchtenden Augen. „Lies erst ihre Briefe, dann wirst Du begreifen, daß sie mehr ist als die stolze herzlose Zierpuppe, für welche Du sie hieltest! Kenntest Du sie so genau wie ich, Du würdest mich beneiden und mein Nebenbuhler werden!"

Der Buchhalter schüttelte den Kopf und lächelte fein. „Mag sein," sagte er, „aber ein Bißchen Skepticismus darf Dich nicht beleidigen. Es soll mir schon eine große Beruhigung und Genugthuung in dem Bewußtseyn liegen, daß ich euer beider Lebensglück gegründet habe. Meinen Neigungen und Ansprüchen würde Henriette vielleicht nicht ganz genügt haben. Ich liebe die Menschen nicht, die nur im ungetrübten Sonnenschein des Glücks und Wohllebens aufgewachsen sind. Sieh' aber nur zu, daß Du die Tante für Dich gewinnst! Kommt sie hieher und findet sich so entthront und ausquartiert ohne ihr eigenes Zuthun, so wird sie toben und in ihrer blinden Erbitterung vielleicht auch gegen Dich ungerecht seyn! Mich kann sie eigentlich nicht mehr hassen, als sie schon thut, aber ich spotte ihres Grolls. Nur für Dich bangt mir einigermaßen!"

„Aber gesteh', lieber Vetter, daß Du es mit der Tante auch beinahe zu weit getrieben hast!" sagte der Verlobte Henriettens. „Du hättest ihr doch wenigstens die Demüthigung ersparen können, daß sie die Villa räumen und auf das Bißchen Flitter verzichten mußte."

„Mein lieber Freund, ich bin kein Freund von halben Maßregeln," erwiderte der Buchhalter mit einigem Ungestüm. „Sollte der Oheim gerettet werden, so mußte er mit der Vergangenheit brechen, die Zügel des Hausregiments wieder in die eigene Hand nehmen und dem eitlen, hohlen Prunk, der Ostentation, der Verschwendung und Verblendung Einhalt thun. Ich kannte die Tante, dieses vom Glück verwöhnte, schwache, eigenwillige Weib. Ich wußte und war überzeugt, daß an diesem bethörten, herzlosen Wesen Vernunftgründe und Bitten abprallen würden — daß nur Gewaltmaßregeln helfen konnten, welche gleichzeitig auch den schwachen, gutmüthigen Oheim in Pflicht nahmen. Auch stand ja im Grund noch mehr auf dem Spiel, als nur der materielle Wohlstand und die bürgerliche Ehre der Familie: das Lebensglück der beiden Töchter, deren eine sie in ihrem unsinnigen Ehrgeiz beinahe schon ins Verderben gestoßen hatte, sowie zeitliches und ewiges Wohl der jüngeren Kinder. Nein, lieber Vetter! hier durfte ich nicht mit Glacéhandschuhen zugreifen — hier galt es eine kecke rasche Eisenfaust ohne falsches Mitleid. Kennst Du den alten Spruch: »Aut disce aut discede; manet sors tertia, cœdi *)? Daran dachte ich und darnach habe ich gehandelt! Tante Albertine muß sich fügen oder untergehen! Was ist das Leben eines thörichten Weibes gegen das Glück einer Familie, gegen das Wohl von Generationen?"

*) Lerne oder weiche; es gibt nur eine dritte Wahl: untergehen.

Digitized by Google

„Du hast vielleicht Recht, Robert, denn ich sehe Logik und Plan in Deinem Verfahren, aber ich werde daraus nicht eben um vieles klüger. Ich stehe in einer sehr unangenehmen Situation Allen gegenüber, besonders Henrietten. Mein ganzes Wesen sträubt sich längst gegen die Täuschung, worin ich namentlich mein angebetetes Mädchen über meine Person lassen soll, und mein Freimuth erträgt es nicht länger, diesen Betrug auch im mündlichen Verkehr fortzusetzen. Sprich, soll ich nicht wenigstens Henritten mich offen anvertrauen und ihr Alles gestehen?"

„Meinethalben! benütze den ersten besten Anlaß!" erwiderte der Buchhalter; „indessen rechne ich mehr auf die Wirkung einer plötzlichen Enthüllung, als auf allmählige vorbereitende Geständnisse, die meinen ganzen Plan durchkreuzen könnten!"

„Dann muß ich wohl schweigen."

„Wenigstens bis zur Rückkehr der Tante, Vetter!" bat der Buchhalter; „trübe Henrietten nicht die ersten Stunden des Wiedersehens und des Genusses einer längst ersehnten Vertraulichkeit mit diesem Geständnisse; und vor Allem geh' jetzt zu Deinem Mädchen, und laß mich meinen Geschäften nachgehen."

Die Ankunft des Holländer Vetters hatte Henrietten veranlaßt, die Droschke mit den beiden Braunen der Fabrik nach Erlau zu schicken, um die Mama und Ida abzuholen. Der Abend war schon eingebrochen und der Familienkreis im Wohnzimmer versammelt, als die Droschke anfuhr und die rückkehrenden Damen brachte.

„He, Kutscher! was ist das? warum fahren wir hier an auf der Fabrik?" rief die Kommerzienräthin demselben zu, als er vor dem Herrenhause hielt und den Schlag öffnen wollte.

„Halten zu Gnaden, Frau Kommerzienrath, aber die Herrschaft ist ja hiehergezogen! das Landhaus auf dem Morgenbühl ist seit gestern leer!" versetzte der Kutscher, und mußte diese Versicherung nicht nur wiederholen, sondern noch weiter ausführen, bevor ihm die Dame vom Hause glaubte. Aber ihr Erstaunen wuchs noch und sie hatte sich von demselben noch nicht erholt, als Henriette und ihr Verlobter herbeieilten, um die Mutter und Schwester zu bewillkommnen.

Blaß und bebend trat Frau Balder in das Wohnzimmer und sank in einen Stuhl, ehe sie sich noch ihres Pelzmantels und ihres Shawls entledigt hatte. Ihre muthfunkelnden Augen ließen von einem der Anwesenden zum andern, von ihrem Gatten auf Paulinen, von dieser auf den Buchhalter. Der Moment der Explosion war da — jedermann fühlte dieß. Ida zitterte heftig und blieb scheu an der Thüre stehen. In ihrer Seele kämpften Schamgefühl

„Kannst Du mir nicht von Herzen gut seyn, Bäschen?" fragte er. (S. 295.)

und Angst, Freude und Staunen, und ihre Blicke hingen mit fieberischem Bangen an den Zügen der Mutter. Alles schwieg.

„Schändlich!" rief endlich die Kommerzienräthin und stieß unwillig die Hand ihres Gatten zurück; „warum bin ich nicht gestorben, ehe es so weit mit uns gekommen ist? Ist es recht und billig, daß man mich so behandelt? Das hat kein Anderer gethan als dieser dort," sie deutete auf den Buchhalter, „der Mephistopheles unsres Hauses!"

Digitized by Google

„Sehr verbunden, Frau Tante, für diesen Titel, aber vollständig errathen! Ich habe den Umzug bewerkstelligt," sagte dieser gelassen. „Die Villa ist anderweitig vermiethet."

„Und dieß konntest Du zugeben, Gottfried, und Du, Robert?" rief sie ihrem Gatten und künftigen Schwiegersohne. Der Kommerzienrath zuckte die Achseln und wollte eine Entschuldigung stammeln, aber der Buchhalter kam ihm zuvor.

„Zu geschehenen Dingen soll man das Beste reden, liebe Tante! Der Schritt war nothwendig, die Ersparnisse geboten. Würden Sie fortfahren, in der palastähnlichen Villa zu wohnen, inmitten von so viel nutzloser Pracht und Eitelkeit, so würde Ihnen der Verzicht auf das Entbehrliche weit schwieriger werden, als in den anständigen Räumen, wo Sie mehr als das Nothwendige haben . . ."

„Schweigen Sie, böser Geist!" fiel ihm die Tante in's Wort; „bring' mich auf mein Zimmer, Gottfried, ich habe mit Dir zu reden!" herrschte sie dann ihrem Gatten zu und hing sich an seinen Arm. Die beiden Töchter wollten ihr folgen, aber sie herrschte ihnen zu: „Laßt uns, Mädchen! Ich habe nur mit dem Vater zu reden! — Geh' einstweilen auf Dein Zimmer, Ida!"

Rudolph und Robert waren bald allein im Wohnzimmer, denn Pauline war erschrocken aus dem Zimmer geeilt, und Henriette wollte Ida ihr Zimmerchen zeigen. „Jetzt kommt die Katastrophe, Vetter!" sagte Rudolph befangen.

„Sie ist da, aber sie findet mich ruhig — ich bin vorbereitet, denn so mußte es kommen," sagte der Buchhalter. „Laß mich den ersten Anprall allein aushalten und geh' zu den Mädchen!"

Robert ging mit gemessenen Schritten lange allein im Wohnzimmer auf und nieder; aus der Ferne drangen die kreischenden leidenschaftlichen Fisteltöne der Tante und die gedämpften Laute von Oheim Balder's besänftigenden Worten zu ihm herüber. Die einzige Empfindung, welche den Vetter nun erfüllte, war Ungeduld, daß das Gewitter so lange nur ferne donnerte und nicht über seinem Haupte losbrach. Plötzlich hörte er ein Gewand hinter sich rauschen, und sich umwendend erblickte er Paulinen, die leise vom Flure her in's Zimmer getreten war und still weinte.

„Vetter, nun ist alles aus — wir müssen beide aus dem Hause," hub sie auf den fragenden Blick an. „Die Tante ist wie von Sinnen — sie rast und tobt, — sie schmält auf Sie und gibt Ihnen die häßlichsten Namen, und sie läßt dem Oheim keine andere Wahl, als daß er uns, die Schmarotzer, aus dem Hause weise, wenn er nicht wolle, daß sie, die Tante, von ihm gehe."

„Oho, Bäschen, das ist nur die Sprache blinder Wuth," sagte der Buchhalter; „bei kälterem Blut wird sich die Tante eines Bessern besinnen und nachgeben."

„Mit nichten, sie hat geschworen, sie und wir Beide könnten nicht unter Einem Dache leben," sagte Pauline. „Und ich will kein Zankapfel zwischen den beiden Gatten seyn und dem Oheim eine Ungerechtigkeit ersparen — ich gehe freiwillig aus dem Hause."

„Und da muß ich wohl auch mitgehen, Bäschen," rief der Buchhalter lächelnd; „denn Sie werden sich wohl noch erinnern, daß wir Beide ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und ausgemacht haben, keines von uns soll ohne das andere gehen. Da muß ich Ihnen denn mein Abkommen halten!"

„Nein, Sie können mir nicht folgen, Vetter! Sie müssen hier bleiben, der Onkel kann Sie nicht missen. Sie können ja in der Stadt wohnen."

„Nur wenn Sie bei mir bleiben wollen! Ich halte mein Wort streng und gewissenhaft," sagte Robert beinahe fröhlich. „Gehen Sie, so gehe ich ebenfalls, ich folge Ihnen, ich lasse Sie nicht schutzlos und allein in der kalten selbstsüchtigen Welt!"

„Wo denken Sie hin, Vetter? wie könnte ich bei Ihnen bleiben, das ledige Mädchen bei dem ledigen Manne?"

„Wie? Oh es gibt ein Mittel, Pauline, ein sehr praktisches: heirathen Sie mich!"

Pauline erschrak und sah erstaunt zu ihm auf, aber sie fand keine Antwort. — „Pauline,

Digitized by Google

stoßen Sie diese Freundschaft nicht von sich; sey mein, Du liebes, herrliches Mädchen! laß mich Dein Beschützer und Freund seyn für das ganze Leben! . . .“

„Oh, Vetter, was fällt Ihnen ein? . . . ich, die arme Waise?“

„Hassest Du mich denn? Kannst Du mir nicht von Herzen gut seyn, Bäschen?“ flüsterte er, schlang keck den Arm um sie und drückte sie mit sanfter Gewalt an sich; „kannst Du mir nicht noch gut werden, süße kleine Paula?“

„Nicht wohl mehr als ich Ihnen schon gut bin, Rudolph; aber dennoch . . .“

„Oh, kein Aber mehr, Herzchen!“ fiel er ihr ins Wort und wollte ihr rasch den Mund mit einem Kusse verschließen.

Da rief eine Stimme hinter ihm höhnisch und schneidend: „Also solche Auftritte kommen hier vor? Ei sieh' doch, Gottfried, das sind die beiden braven Geschöpfe, die Du noch in dieser Minute so warm vertheidigtest? Mamsell Pauline in den Armen des Mosjeh Buchhalters? Was hat das zu bedeuten?“

„Eine Verlobung, Frau Tante — einfach nur eine Verlobung!“ erwiderte der Buchhalter gelassen und begegnete ruhig und mit Würde dem Blick der Kommerzienräthin; „Pauline Hain und ich haben so eben den Schwur ewiger Liebe und Treue wechseln wollen. Onkel, ich werbe bei Ihnen als dem Familienältesten um die Hand Ihrer Nichte!“

„Es kommt mir überraschend, Kinder, aber nicht unwillkommen!“ sagte Herr Balder. „Meinen Glückwunsch und Segen, meine lieben Kinder! ihr seyd einander werth!“

„O ja, im höchsten Grade!“ rief die Kommerzienräthin mit beißendem Hohn und funkelnden Augen. „Du blinder, bethörter Mann Du, begreifst Du denn nicht, daß dieß nur eine Maske ist und eine Ausrede, um diese unwillkommene Ueberraschung zu bemänteln? daß diese freche Scheinheilige hier und der saubere Tugendspiegel von Neffen längst mit einander unter Einer Decke stecken, was nur Deiner Kurzsichtigkeit entgehen konnte, mein hochweiser Herr Gemahl? Aber ich werde nun mein Hausrecht gebrauchen, und befehle Ihnen, Herr Rudolph Balder, noch heute unser Haus zu verlassen, da Sie sich des Gastrechts unwürdig gezeigt haben! Und was Dich anbelangt, Du undankbare Creatur, so werde ich Dir morgen sagen, was ich mit Dir vorhabe!“

„Bemühen Sie sich nicht wegen meiner Verlobten, Frau Tante! die Sorge für Paulinens Zukunft ist meine Sache,“ erwiderte der Buchhalter gleichmüthig. „Und was das Hausrecht anbelangt, auf welches Sie pochen, so wollen Sie bedenken, daß nun Robert Balder Besitzer dieser Liegenschaften ist und daß Sie bei ihm in der Miethe sind!“

„Elender, mich an diesen schmachvollen erschlichenen Verkauf noch zu erinnern, der hinter meinem Rücken abgeschlossen wurde, den man meinem schwachen kurzsichtigen Mann abgedrungen hat! . . .“

„Um Gotteswillen, Mama, halt' ein!“ rief Henriette und warf sich in der höchsten Angst an den Hals der Mutter; „Du weißt nicht, was Du thust!“

„Sie ahnen nicht, wen Sie vor sich haben, beste Tante!“ rief der vermeintliche Holländer Vetter, welcher auf den Lärm des Wortwechsels mit Henrietten und Ida herbeigeeilt war; „der, den Sie aus dem Hause weisen wollen, ist Robert Balder, der Retter Ihrer Familie!“

„Robert?!“ riefen alle aus Einem Munde. „Ja, fürwahr, er ist es!“

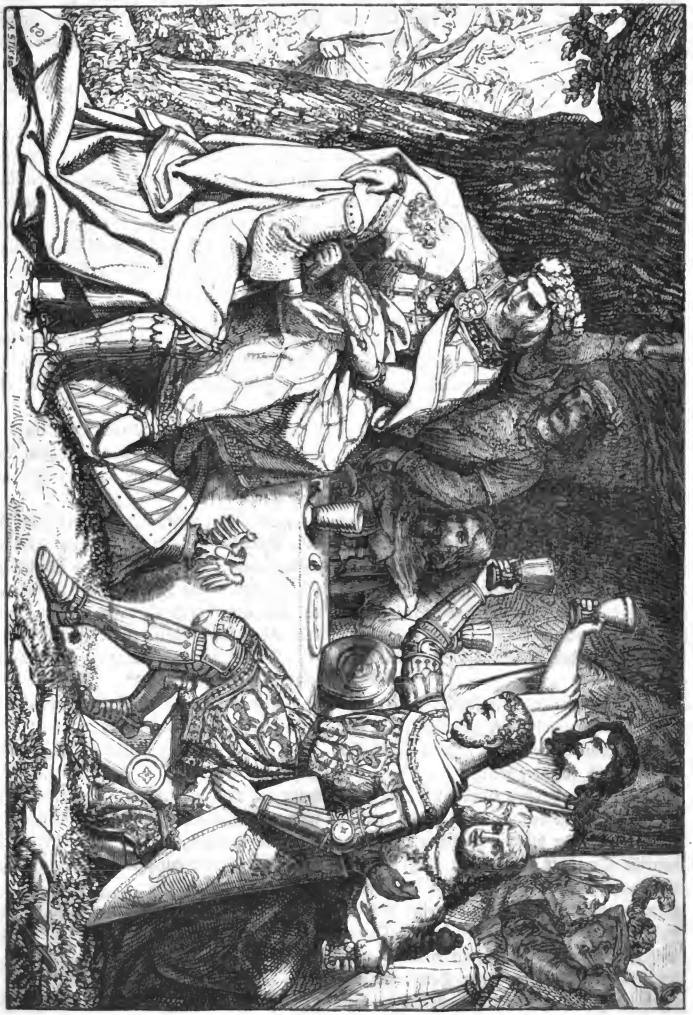
„Und Du?“ rief die Dame vom Hause beinahe athemlos; „wer bist Du?“

„Ich bin Rudolph Balder, der Sohn Ihres Schwagers Christian, — der präsumtive Buchhalter und Fabrikdirektor, welcher alle seine Kenntnisse und Erfahrungen dem edelmüthigen Onkel Gottfried verdankt, und vor Begierde brennt, seine Schuld nun durch die treuesten, eifrigsten Dienste abzutragen!“

„Und Sie konnten sich eine solche frevelhafte Täuschung erlauben? . . .“

„Um Vergebung, Frau Tante!“ fiel ihr Robert in's Wort. „Der Frevler bin abermals ich, und den Anlaß zu dieser Mummerei haben Sie selber gegeben! Nehmen Sie Platz und schenken

Digitized by Google



„Dem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ (Mit Text auf S. 299.)

Digitized by Google

Die Zwergmaus und ihr Nest. (Mit Text auf S. 299.)

Digitized by Google

Sie mir einige Augenblicke so gelassen Gehör, als Sie es in dieser aufgeregten Stimmung vermögen ... Sie erinnern sich alle des Empfangs, der mir bei meiner Heimkehr aus der neuen Welt hier zu Theil wurde, weil man mich wegen meines unscheinbaren Aufzugs für den neuen Vetter vom Lande, für einen ‚Schmarotzer' hielt, während Rudolph's elegantere Außenseite ihn für mich gelten machte. Ich gestehe, liebe Tante, daß dieß mich verletzte, und daß die Huldigungen, welche blos meinem Vermögen galten, mir einige Entrüstung verursachten. Daher jene kleine störende Komödie, welche ich auf Ihrem Balle aufführte, um eine kleine Rache an Ihnen zu nehmen. Nun hätte ich es gerne hiebei bewenden lassen und am andern Morgen die Maske abgelegt, wenn nicht zuvor schon und während jener Verwechslung unserer Personen mir Dinge bekannt geworden wären, welche mich über den Stand des Vermögens meines Oheims, dem ich von jeher von Herzen zugethan war, und über Wohl und Wehe der Seinigen mit begründeter Furcht erfüllten. Des Oheims eigene Mittheilungen über sein Geschäft zwangen mich, die angenommene Rolle fortzuspielen, und ich bewog Rudolph, seine Maske ebenfalls nicht fallen zu lassen und mir seinen Platz zu überlassen. Welchen Gebrauch ich davon gemacht habe, darüber beruhigt mich mein Gewissen. Die Ehre und Wohlfahrt meines Oheims mußte gerettet werden, und so handelte ich im Einverständniß mit meinen beiden Vertrauten, Pauline und Rudolph, deren Mitwirkung allein den Erfolg meiner Bemühungen sicherte. Namentlich Paulinen gebührt das Verdienst, Ida vor einem irreparabeln Fehltritt bewahrt und mir den Weg gezeigt zu haben, auf welchem der Oheim am sichersten zu retten. Und nun, lieber Onkel, leg' ich es noch in Deine Hand, zu entscheiden, ob es in Gültigkeit bleiben soll, was wir vertragen haben!"

„Es soll bleiben, wie wir übereingekommen sind, mein lieber guter Robert!" rief der Kommerzienrath und umarmte seinen Neffen. „Wackerer Junge! ein Mann ein Wort! Und Verzeihung für diese hier, die allzu scharfblickende!"

„Unter Einer Bedingung, Tante! Rudolph soll Henrietten heirathen; die beiden Leutchen lieben sich, und es erscheint gleichsam wie eine höhere Fügung, daß aus der beabsichtigten Convenienz- und Spekulations-Heirath eine Neigungsehe geworden ist. Mich können Sie ja leicht verschmerzen, denn einmal bin ich ja ein Mephistopheles, und zum andern ist es gegen meine Grundsätze, eine leibliche Base zu heirathen. Mit Paulinen ist es ein andres; sie steht meinem Herzen um so viel näher, als sie meinem Blute ferner ist. Begrüßen Sie Paulinen nun als meine Verlobte! . . ."

„Noch nicht, Frau Kommerzienrath!" sagte Pauline und trat hochergl̈hend und mit dem Ausdruck eines energischen Entschlusses auf dem Antlitz in dem Kreise vor. „Herr Robert Balder ist allzu großmüthig, aber nicht ganz bei der Wahrheit geblieben. Um mir eine Demüthigung und Beschämung zu ersparen, stellte er mich Ihnen als seine Verlobte vor; aber noch habe ich ihm kein Geständniß, geschweige denn ein Gelübde abgelegt. Noch sind keine Schwüre ausgetauscht worden, und wir sind beide frei!"

„Pauline! Du willst wirklich zurücktreten?" rief Robert vorwurfsvoll und schmerzlich.

„Ja, ich muß, Vetter! Sie haben mich getäuscht und das verzeihe ich Ihnen nicht," entgegnete Pauline, und ihre Stimme bebte vor mühsam bewältigter Bewegung, während Thränen in ihren Augen blinkten. „Dem Buchhalter Rudolph wäre ich zum Altare gefolgt und hätte mit Freuden sein bescheidenes Loos getheilt; aber die arme Waise vom Lande und der reiche Kaufherr würden nicht für einander taugen und müssen sich ewig fremd bleiben." Damit verließ sie das Zimmer unter lautem Schluchzen.

Robert wollte ihr nacheilen, aber der Oheim hielt ihn zurück. „Laß sie einstweilen, lieber Robert!" sagte er; „Du mußt sie nicht überrumpeln wollen. Pauline ist ein Mädchen von festem Willen und starren Grundsätzen; ich kenne die Race, von welcher sie herstammt. Sie ist verletzt; laß sie sich im Stillen ausweinen, und tritt morgen bittend vor sie. Pauline ist Dir gut, und wenn ich für Dich werbe, wird sie Dir vergeben!"

Digitized by Google

„Wohlan denn, lassen wir sie gewähren!“ sagte Robert. „Aber ich hatte mir's so schön ausgemalt, wie wir beide Paare mit einander unsere Verlobung feierten!“

„Nun denn, Robert, so verschieben wir beide noch die unserige; nicht wahr, Rudolph?“ sagte Henriette. „Papa, Mama! ich laß' ihn nicht mehr, meinen Herzensfreund hier. Unsere Seelen haben sich gefunden, aber aus eurer Hand will ich ihn empfangen in einem ruhigern und passenderen Augenblicke als der gegenwärtige zu sein scheint!“

Die Kommerzienräthin reichte Rudolph die Hand und umarmte ihre Tochter stumm und mit feuchten Augen; sie dankte, es Henrietten, daß sie die Verlobung vertagte, denn sie kämpfte in Folge all der erlittenen Erschütterungen beinahe mit einer Ohnmacht. (Schluß folgt.)

„Dem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“

(Mit Bild auf S. 296.)

Unsere lieben Leser erinnern sich ohne Zweifel noch der Geschichte von den beiden Gegenkaisern Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen von Oesterreich, welche wir ihnen auf S. 43 ff. des laufenden Jahrgangs dieser Blätter erzählt haben. Dort haben wir auch des tapfern und erfahrenen Ritters Seifried Schweppermann von Nürnberg gedacht, welcher die minder zahlreiche Kriegsmacht Ludwig des Bayern in der Schlacht von Mühlberg oder Ampfing anführte und so aufstellte, daß der Sieg dem Bayernherzog verblieb, und dort, auf der zweiten Spalte von S. 44, haben wir auch erzählt, was unser Bild auf der umstehenden Seite darstellt, nämlich wie am Abend des Schlachttages von Ampfing, des 28. Septembers 1322, Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich mit ihren Rittern sich müde zum Mahle setzten und nur ärmliche Kost fanden, da es in der ganz ausgeplünderten Gegend nur Eier gab, und zwar nur so wenige, daß jeder der Ritter nur ein Ei bekam und ein einziges übrig blieb, worauf denn König Ludwig, jetzt Deutschlands alleiniger Herrscher, sprach: „Jedermann ein Ei, dem frumen (tapfern) Schweppermann zwei' — eine Ehre, welche den alten ritterlichen Helden so sehr auszeichnete, daß er diesen Spruch auf seinen Grabstein meiseln ließ. Unser Künstler hat in der Gruppe den besiegten Herzog Friedrich, an dem Schilde mit dem österreichischen Adler kenntlich, dargestellt, wie er, verdüstert und gebrochen ob seiner Niederlage, mit den Siegern beim Mahle sitzt, und den alten wackern Schweppermann, das hagere schlotterige Männlein, das vor der Schlacht beinahe zum Gespött der Ritter geworden war, wie ihm der junge siegreiche König so eben jene beiden Eier reicht, — die herzlichste Anerkennung, welche er in jenem Augenblick dem Manne zollen konnte, dem er zu solchem Danke verbunden war.

Die Zwergmaus und ihr Nest.

(Mit Bild auf S. 297.)

Unter den wenigen Säugethieren, welche sich hängende Nester anfertigen, ist eines der interessantesten und auffallendsten die Zwergmaus oder Erntemaus, welche bei uns heimisch und eines der kleinsten Säugethiere unserer deutschen Fauna, ja der gesammten Thierwelt ist. Es wird daher unseren lieben Lesern nicht unwillkommen sein, über dieses winzig kleine merkwürdige Thier, welches wir auf S. 297 abbilden, und seine Lebensweise etwas Näheres zu erfahren. Die Naturforscher haben dem Thierchen verschiedene Namen gegeben, z. B. Micromys oder Mus minutus, was beiläufig dem deutschen Namen Zwergmaus entsprechen würde; ferner Mus messorius, Erntemaus; M. pendulinus, d. h. Maus mit dem hängenden Neste: M. campestris, Ackermaus u. s. w. Dieses zierliche kleine Geschöpf ist so winzig, daß es im ausgewachsenen Zustande kaum mehr wiegt, als den dritten Theil eines Loths, während unsere gewöhnliche Hausmaus ungefähr zwei Loth schwer ist. Die Farbe der Zwergmaus ist ein sehr warmes, beinahe in's Kastanienbraun übergehen-

Digitized by Google

des Rothbraun oben und ein reines Weiß unten; die Grenzlinie zwischen beiden Farben ist sehr bestimmt abgeschieden. Der Pelz spielt jedoch unter verschiedener Beleuchtung in mehreren Farben, weil jedes Haar an der Spitze roth und an der Basis braun ist, und jede Bewegung des Thieres natürlich die beiden Farben abwechslungsweise zur Geltung bringt.

Den Namen Erntemaus hat das Thier daher, daß man es gewöhnlich zur Erntezeit findet, wo es sich in einzelnen Gegenden oft hundertweise in Scheunen und Kornfeimen findet. Sind die letzteren auf genügenden Pfählen errichtet, so geräth die Erntemaus nicht leicht hinein, sie müßte denn mit den Korngarben, so lange dieselben noch im Felde stehen, eingefahren worden seyn. Zuweilen bezeichnet man irrthümlich auch andere Arten von Mäusen mit dem Namen Erntemaus, aber die echte Zwergmaus läßt sich leicht an ihrer winzig kleinen Gestalt, der röthlichbraunen Färbung des Rückens und der weißen des Bauchs, sowie daran unterscheiden, daß die Ohren der Zwergmaus verhältnißmäßig runder als bei der gewöhnlichen Maus, der Kopf breiter und dünner und die Augen nicht so hervorstehend sind, so daß eine leidlich aufmerksame Besichtigung den Beobachter in den Stand setzt, zu entscheiden, ob er eine erwachsene Zwergmaus oder ein junges Exemplar von einer andern Mäuseart vor sich hat.

Alle Mäusearten bereiten behagliche Nester für ihre Jungen; sie sammeln zu diesem Behuf große Mengen Wolle, Lumpen, Papier, Haar, Moos, Federn und ähnliche Stoffe an und rollen sie in eine kugelige Masse zusammen, in deren Mitte die Jungen gesetzt werden. Ich habe schon viele solcher Mäusenester gesehen und nur ein einziges Mal eine Ausnahme von der Regel gefunden, wo nämlich die Maus ihr Nest von zerbrochenen leeren Nußschalen gemacht hatte. Die Zwergmaus übertrifft aber alle ihre Verwandten in der Schönheit und Zierlichkeit des Nestes, das sie baut und nicht nur mit merkwürdiger Niedlichkeit verfertigt, sondern auch in solcher Weise über dem Boden aufhängt, daß man ihm füglich den Namen eines hängenden Nestes geben kann. Gewöhnlich ist es an mehreren starken Grasstengeln, zuweilen auch an Roggenhalmen aufgehängt, und ein englischer Naturforscher fand einmal eines am Kopfe einer Distel befestigt. Es ist ein wunderschönes Machwerk, aus sehr schmalen Grasblättern so sorgfältig gewoben, daß es eine nahezu ganz runde Hohlkugel von der Größe einer Faust bildet. Wie es dem kleinen Geschöpfe gelingt, einen solch' komplizirten Gegenstand wie eine Hohlkugel mit dünnen Wänden fertig zu bringen, ist mir immer ein Räthsel; aber eben so unbegreiflich erscheint es, wie die Jungen hineingelangen können und wie sie darin gefüttert werden. Die Wände sind so dünn, daß man einen Gegenstand im Innern von irgend einem Theile der Außenseite aus leicht sehen kann; es ist keinerlei Oeffnung vorhanden, und wenn die Jungen im Neste, sind sie so dicht zusammengedrängt, daß ihre Körper nach jeder Richtung gegen die Wand drücken. Da nirgends eine deutlich wahrnehmbare Oeffnung vorhanden und die Wände so locker gewoben sind, so vermag sich die Mutter wahrscheinlich zwischen den Maschen des Nestes hindurchzuzwängen und so ihre Jungen zu werfen oder zu säugen und zu füttern.

Da das Nest immer in einiger Höhe über dem Boden angebracht ist, so muß die Maus natürlich ein Kletterthier seyn. Nun können alle Mäuse und Ratten gut klettern und vermögen sogar an senkrechten Wänden mit rauher Oberfläche hinanzusteigen und mit dem Kopf voran sich wieder daran herunterzulassen, indem sie sich mit den gekrümmten Klauen der Hinterfüße anhalten; ja es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß bei allen Mäusen und Ratten das Gelenke des Hinterfußes so locker eingelenkt ist, daß es sich beinahe zur Hälfte drehen kann und daher große Freiheit der Bewegung gestattet. Allein die Erntemaus ist zum Klettern noch günstiger gebaut, als die gewöhnliche Hausmaus, insoferne ihre langen biegsamen Zehen den Grasstengel eben so fest ergreifen können, wie der Affe mit seiner Tatze einen Ast packt, und der lange dünne Schwanz hat ebenfalls etwas von dem Wickelschwanz gewisser Affen- und Meer-

Digitized by Google

Der Chevalier d'Eon. (Mit Text auf S. 302.)

katzenarten und dient dem Thierchen wesentlich zum Anhalten.

Die Zwergmaus nährt sich vorzugsweise von Insekten, namentlich Fliegen, ihrer Lieblingskost, zu deren Erhaschung natürlich große Behendigkeit erforderlich ist. Unser Bild, treu der Natur abgelauscht, soll den rührigen Charakter des kleinen Vierfüßlers versinnlichen, und stellt daher eine Zwergmaus dar, welche einer Fliege nachklettert und auf dieselbe losstürzen will; der Sprung der Zwergmaus unter solchen Umständen ist merkwürdig behend und flink, und ihr Zielen so genau wie bei der Schwalbe. Sie frißt selbst in der Gefangenschaft ihrem Herrn Fliegen aus der Hand, und springt so rasch und sicher an den Drähten ihren Käfigs herum, als ob sie einem flüchtig werdenden Insekt nacheilen wollte.

Die Zwergmaus ist ziemlich fruchtbar und setzt zuweilen in ihrem luftigen Neste nicht weniger als acht Junge, die wie die Häringe zusammengepackt erscheinen, aber doch gut gedeihen. Das Weibchen hat acht Zitzen unter dem feinen Pelze seines Bauches. Der Verbreitungsbezirk der Zwergmaus erstreckt sich über ganz Europa bis nach Sibirien hinein; doch findet man sie in vielen Gegenden Deutschlands gar nicht oder nur höchst selten.

Digitized by Google

Der Chevalier d'Eon.

(Mit Bild auf S. 301.)

Bekanntlich hat der Chevalier d'Eon im vorigen Jahrhundert im politischen und socialen Leben eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und namentlich in England viel von sich sprechen gemacht. Es lag im Geist und Charakter jener Zeit, welche so viele Abenteurer dieser Art aufzuweisen hatte, daß sich alle Männer, welche öffentliches Aufsehen zu erregen suchten, mit einem gewissen Geheimniß umgaben, und so konnte es auch diesem nicht fehlen, die Aufmerksamkeit der Menge sowohl in Frankreich als in England auf sich zu ziehen, nachdem er Weiberkleider angelegt und sich für eine Frau ausgegeben hatte, obwohl er zuvor als Kavallerieoffizier mit Auszeichnung gedient und durch viele galante Abenteuer mit Damen sich einen traurigen Ruf erworben hatte. Der literarische Schwindel in Frankreich, der sich hauptsächlich durch Fälschung von Denkwürdigkeiten auszeichnet, hat sich neuerdings wieder der Geschichte dieses Mannes bemächtigt, und auch von ihm angebliche Memoiren veröffentlicht, unter dem Aufsehen erregenden Titel: „Ein Zwitter, „Un **Hermaphrodite**". Dieses Buch strotzt jedoch von Unwahrheiten und Irrthümern und ist nichts als eine lascive Bearbeitung der schon vor etwa dreißig Jahren erschienenen Memoires du Chevalier d'Eon von Goulardet, welche selbst schon mehr Dichtung als Wahrheit enthalten. Allein die Geschichte dieses Mannes, wenn man sie auch der Dichtung entkleidet, ist immerhin merkwürdig genug, um den größern Leserkreis zu interessiren, und ein bedeutsamer Beitrag zur Sittengeschichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Deßhalb erlaube ich mir, die Geschichte dieses Mannes nach meiner eigenen Weise hier zu erzählen, wie sie sich aus den Thatsachen zusammenfügt, selbst auf die Gefahr hin, die Vergoldung der Romantik, die etwa noch daran hängen mag, davon abzustreifen.

Charlotte-Geneviève-Louise-August-André-Timothée d'Eon de Beaumont ward geboren am 5. Oktober 1728 zu Tonnere sur Armançon in Burgund; sein Vater, ein hoher Justizbeamter, gab ihm eine sorgfältige Erziehung, in der Absicht, ihn später ebenfalls Jurisprudenz studiren zu lassen, und schickte ihn nach Paris, wo er in dem Collège Mazarin studirte und sich endlich sogar die Grade eines Doktors des Civilrechts und des Kirchenrechts erwarb. Später wurde er Parlamentsadvokat in Paris und schrieb mehrere politische Broschüren, durch welche der Prinz von Conti, der damalige Chef des geheimen diplomatischen Kabinets Ludwigs XV., auf ihn aufmerksam gemacht wurde. Nachdem der Prinz die Fähigkeiten d'Eon's erkannt hatte, machte er dem König den Vorschlag, d'Eon sollte in der Eigenschaft eines Sekretärs den Chevalier Douglas nach Rußland begleiten, welcher im Jahre 1757 nach Petersburg gesandt wurde, um eine Wiederaussöhnung zwischen den Höfen von Frankreich und Rußland zu bewerkstelligen. Dieß war eine schwierige Aufgabe in Folge der Abneigung, welche Graf Bestuscheff, der russische Staatskanzler, gegen Frankreich hegte. Es gelang den geheimen Abgesandten, ein Einverständniß mit dem Vicekanzler Grafen Woronzoff zu Stande zu bringen, und ein vertrauter Briefwechsel ward nun zwischen Ludwig XV. und der Kaiserin Elisabeth angeknüpft, deren Briefe durch die Hände von Woronzoff und d'Eon gingen. Am 5. November 1757 stimmte die Kaiserin von Rußland der Uebereinkunft bei, die am 21. März desselben Jahres zwischen Frankreich, Oesterreich und Schweden hinsichtlich der Ausübung der Garantieen des westphälischen Friedens, insofern sie sich auf Deutschland bezogen, abgeschlossen worden war. Die Kaiserin trat dieser Uebereinkunft als Hauptpartie bei, d. h. sie übernahm dadurch dieselbe Verpflichtung wie die anderen kontrahirenden Parteien. Der Beitritt Rußlands war um so wichtiger, weil diese Großmacht so eben auf dem Punkte gewesen war, ein Bündniß mit den Höfen von London und Berlin abzuschließen. Chevalier d'Eon wurde dazu ausersehen, diese glücklichen Nachrichten nach Versailles zu überbringen, wo er von Ludwig XV. eine werthvolle goldene Dose

Digitized by Google

mit dessen Porträt und einem reichen Besatz von Brillanten, und in derselben eine Anweisung auf die königliche Schatzkammer von sehr bedeutendem Betrag erhielt, und überdieß noch zum Lieutenant in einem Dragonerregiment ernannt wurde. Er reiste sogleich wieder nach St. Petersburg ab, wo mittlerweile der Marquis d'Hôpital den Chevalier Douglas ersetzt hatte. Die beiden französischen Diplomaten verabredeten mit dem Gesandten der Kaiserin Maria Theresia die Mittel, welche angewandt werden sollten, den Grafen Bestuscheff in Ungnade zu bringen, und sahen ihren Plan gelingen. Bestuscheff wurde auf Befehl der Kaiserin Elisabeth verhaftet, während er einer Sitzung des Staatsraths im kaiserlichen Palaste präsidirte; alle seine Papiere wurden mit Beschlag belegt, und in seinem Kabinet fand man ein Verzeichniß derjenigen verdächtigen Personen, die er bei Seite schaffen wollte, und worunter auch Douglas und d'Eon waren. Nach dieser Operation wurde General Apraxin zurückberufen, obschon er die Armee kommandirte; General Tottleben theilte dasselbe Loos, und die Truppen, die nun unter andere Führung gestellt waren, errangen mehrere Siege über den König von Preußen. Chevalier d'Eon, der einer der thätigsten Agenten bei dieser Palastrevolution gewesen war, kehrte im Jahr 1758 nach Frankreich zurück und ward mit Auszeichnung am Hofe empfangen. Da er sich von einem gewissen militärischen Ehrgeiz gespornt fühlte, so nahm er als Rittmeister eines Dragonerregiments und Adjutant des Marschalls de Broglie am siebenjährigen Kriege Theil, und diente mit Auszeichnung. Bei Ultrop wurde er am Kopf und an der Hüfte schwer verwundet, bei Osterwiek aber griff er ein preußisches Bataillon von 800 Mann mit solchem Ungestüm an, daß es die Waffen strecken mußte. Hiefür erhielt er das Ludwigskreuz und setzte sich noch mehr in der Gunst Ludwigs XV. und der maßgebenden Damen des Hofes fest.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer mit einem Cayman.

(Mit Holzschnitt auf S. 304.)

Der britische Reisende Bates, von dessen Erlebnissen in Brasilien wir unseren lieben Lesern schon mehrmals erzählt haben, erzählt nachstehende nächtliche Begegnung mit einem Cayman oder Alligator, welche unser Bild darstellt. Bates und seine Gefährten hatten sich eine Hütte auf einer Sandbank an einem der Zuflüsse des Amazonenstroms errichtet, von wo aus sie auf Jagd und Fischfang ausgingen. Die Sandbank fiel ziemlich steil gegen das Wasser ab und der Fluß wimmelte von Alligatoren oder Krokodilen, durch welche Bates und seine Gefährten in der ersten Woche ihres Aufenthalts sehr belästigt wurden, denn ein halbes Dutzend ausgewachsener Krokodile schwamm stets träge im schlammigen Wasser vor der Anländе herum; niemand konnte bei der drückenden Sonnenhitze baden, ohne daß gleich ein solches Ungethüm herangeschwommen kam. Der viele Abfall von Fischen, Vögeln und Vierfüßlern, welcher hier in's Wasser geworfen wurde, zog sie noch mehr zu der Stelle heran. Eines Tages, erzählt Bates, belustigte ich mich damit, einen Korbvoll Fleischabfälle an's Ufer hinauszunehmen und die Alligatoren dadurch zu mir heranzulocken, daß ich sie fütterte. Sie geberdeten sich gerade wie Hunde, denen man Futter reicht, fingen die Knochen, die ich ihnen zuwarf, in ihren gewaltigen Kinnladen auf, kamen näher und wurden nach jedem Bissen noch gieriger und lüsterner wie zuvor. Die ungeheure gähnende Weite ihres Rachens mit dem blutrothen Innern und den drohenden Reihen scharfer Zähne gab ein Bild von unaussprechlicher Häßlichkeit; einige Male feuerte ich einen wohlgezielten Schrotschuß auf den einzigen verwundbaren Fleck ihres Körpers, nämlich eine kleine Stelle hinter den Augen; allein dieß hatte gar keine andre Wirkung, als daß sie sich unter einem heisern Grunzen schüttelten und dann sogleich wieder nach einem andern Knochen schnappten, den ich ihnen zuwarf. Jeden Tag wurden diese Gäste frecher und geberdeten sich am Ende unleidlich unverschämt. Cardozo hatte einen Pudel Namens Carlito, den

Digitized by Google

Ein Abenteuer mit einem Cayman.

ihm irgend ein dankbarer Reisender aus Rio de Janeiro zugeschickt hatte, und für den er eine große Vorliebe hegte, so daß er ihn immer sorgfältig schor und so reinlich weiß hielt, als ihn nur Seife und Wasser machen konnte. Wir schliefen in unserm Rancho in Hängmatten, die an den Außenpfosten angebracht waren; und da es an den Ufern des Flusses Holz genug gab, so machten wir mitten in der Hütte ein großes Feuer an, welches die ganze Nacht hindurch unterhalten wurde, und neben welchem Carlito auf einer kleinen Matte schlief. Eines Nachts nun wachte ich an einem großen Lärm auf und sah Cardozo große Feuerbrände unter heftigem Schelten nach einem großen Cayman schleudern, welcher die Uferlehne herauf und unter meiner Hängematte (die dem Wasser am nächsten) nach der Stelle gekrochen war, wo Carlito lag. Der Hund hatte noch rechtzeitig Lärm gemacht; das Reptil gab nun Fersengeld, kollerte den Abhang hinunter nach dem Wasser und die Funken der nach ihm geschleuderten Feuerbrände stoben von seiner knöchernen Haut ab. Zu unserer großen Ueberraschung wiederholte aber noch in der gleichen Nacht dasselbe Individuum oder ein anderes Krokodil von derselben Gesellschaft seinen Besuch in unserm Schuppen, dießmal jedoch von der entgegengesetzten Seite. Allein Cardozo war wach und schleuderte eine Harpune nach ihm, ohne ihm jedoch etwas zu leide zu thun. Nunmehr erachteten wir es aber für nöthig, dem Treiben der Alligatoren etwas Einhalt zu thun, und bewogen eine Anzahl Männer, in ihren Montarias (großen Booten) aufzubrechen und einen Tag daran zu rücken, um sie zu vertilgen.

Sinnsprüche und Lebensregeln.

Die Erziehung der Kinder zu Fleiß, Anspruchslosigkeit und Tugend ist ein werthvolleres Erbe, als ein großes Vermögen.

Der reichste Mensch ist derjenige, welcher die meisten weise verlebten Jahre zählt.

Das wahre Glück besteht in einem redlichen tugendhaften Wandel, im Sich-genügen-lassen mit einem mäßigen Theil äußerer Genüsse und in dem mäßigen und weisen Gebrauch derjenigen irdischen Güter, welche das Schicksal zu unsrer Verfügung stellt.

Digitized by Google

Die Seelenverkäufer.

Eine Seemannsgeschichte, nacherzählt von R. Nellenburg.

(Schluß.)

(Mit Bild auf S. 312.)

In der nächsten Nacht brachte er die Antwort auf seinen Brief mit und hatte ihnen die Hände geküßt, allen beiden, und war ganz närrisch vor Freude. „Laß 'mal den Brief sehen," bat ich und las ihn im Auf- und Abgehen, und es stand darin, es sey Alles wahr und sie würden es ihm sehr danken, wenn er ihnen ein Messer verschaffte, weil sie sich lieber damit umbringen, als an den Sklavenhändler auf der Goldküste überliefern lassen wollten.

„Sie wollen sich umbringen? Blitz, die Mädels haben Courage, Charley, nicht wahr? Aber dazu soll's nun nicht mehr kommen!"

„Nun, was hast Du denn zu thun vor, Ned?"

„Ich will baumeln, wenn ich das weiß."

Ich sagte ihm nun: meines Erachtens wäre es das Gerathenste und Beste, wenn wir ein blaues Hemd aufhißten, sobald wir einem Kreuzer begegneten. Wir konnten dieß thun, ehe die Anderen es uns verwehrten, und dadurch den Kreuzer zu der Meinung veranlassen, wir seyen in Noth, worauf derselbe natürlich ein Boot abschicken würde, um sich nach unserer Lage zu erkundigen, und in diesem Fall konnten wir den Leuten im Boote dann zurufen, es sey ein Sklavenschiff, worauf dann das Schiff und die Mädchen hinweggenommen würden. — Dieser Vorschlag schien Ned einzuleuchten, und die Dinge hatten ihren gewohnten Verlauf, bis wir etwa noch sechs bis sieben Tagereisen von der afrikanischen Küste entfernt waren.

Ned war inzwischen oft hinuntergestiegen, um die Mädchen zu sehen. Sie hatten nie ein Wort mit ihm, noch er mit ihnen gesprochen, allein in ihren Briefen nannten sie ihn ihren Befreier. Diese Briefe waren allerliebst geschrieben, und die Mädchen waren offenbar so fein gebildet wie Damen, daß sie solche Briefe schreiben konnten. Ned las sie ein Mal über das andere und war ganz entzückt davon, und sein einziger Kummer war nur der, daß er ihnen vorerst noch keine Möglichkeit oder Aussicht auf Rettung mitzutheilen wußte. Er härmte sich ordentlich darüber, und ward nachgerade ganz blaß und grimmig wie ein Bär. Eines Nachts fragte er mich: „He, Charley, warst Du schon verliebt, wie es die Leute nennen?"

„Ich? Nicht daß ich wüßte," versetzte ich; „es ist mir noch niemals so schlecht zu Muthe gewesen, soweit ich mich entsinne, als davon in den Büchern zu lesen steht."

„Mich dünkt, ich bin verliebt," sagte er; „die schönen Augen des schwarzen Mädchens stehen mir Tag und Nacht vor der Seele — mir wird ganz schwindlig, so oft ich sie sehe, — und gestern Nacht hätt' es deßhalb nahezu ein Unglück abgesetzt, denn ich fiel beinahe von den Steigbügeln herunter, als sie mir ihre Hand zum Kuß reichte. Denke Dir, es kostet mich die größte Mühe, mich nur zurückzuhalten, wann ich an unserem alten Schuft von Kapitän vorübergehe. — Gestern Abend hatte ich gerade die Hundewache am Steuerrad und er saß bei mir und kehrte mir den Rücken, und der große Hammer lag gerade auf dem Verdeck vor mir. Ich mußte mich gewaltig zusammennehmen, daß ich nur meine Hände auf den Speichen des Steuerrades lassen konnte, denn es verlangte und kitzelte mich unsäglich, nach jenem Hammer zu greifen und dem alten Schufte damit Eines auf's Dach zu geben, wie er es dem armen Matrosen gethan, der nicht mit ihm auf den Sklavenhandel gewollt hatte."

Ich that mein Möglichstes, um Ned zu beruhigen, aber er war sehr erbost; seine Augen

Digitized by Google

waren mit Blut unterlaufen, sein Gesicht ganz hager geworden, er aß kaum noch etwas, und die Anderen prophezeiten ihm, er komme bald auf die Krankenliste.

„Das Schlimmste an der Sache ist, daß sie mir niemals etwas seyn kann," sagte er zu mir. „Sie ist eine geborne Dame, und ich nur ein schlichter Matrose. Sieh' 'mal her," fuhr er fort und holte ihren Brief hervor; „ist das die Handschrift von einem Matrosenweibe? Wollte Gott, ich hätte seiner Zeit die Gelegenheit besser benützt und etwas mehr gelernt, so könnt' ich jetzt die Hände aus dem Theereimer ziehen."

Ich redete ihm zu, es sey dazu noch Zeit genug und nicht zu spät; und meiner Treu! noch am selben Tage borgte er von mir mein Handbuch der Schifffahrtskunde, und machte sich im Ernste daran, aus demselben das Navigationswesen zu studiren.

Wir waren jetzt nur noch drei Tagereisen von der afrikanischen Küste, als plötzlich eine Windstille eintrat. Da lagen wir denn und hatten nicht ein Katzenpfötchen voll Wind, und die ganze See leuchtete so spiegelglatt wie eine Glasscheibe, und die Sonne brannte so heiß herunter, daß der Theer im Takelwerk schmolz und auf das Verdeck herunter träufelte. Die Matrosen waren den ganzen Tag unter Deck, um die Kessel und andere Dinge herauf und die Baumwolle in den Raum hinunterzuschaffen und dort zu verstauen, damit wir das Zwischendeck für die Sklaven frei bekamen.

Ned ward beinahe aberwitzig; es schien sich auch nicht die mindeste Gelegenheit zum Auskneifen für uns zeigen zu wollen; es kam kein einziges Segel in Sicht, und wir zwei vermochten nichts gegen die ganze übrige Mannschaft. Die Anderen fanden ihren Vortheil bei der Sache, denn wenn der Streich gelang, so trug es dem Mann 800 bis 1000 Dollars baar ein, und sie würden uns daher bei dem ersten besten Versuch einer Gewaltthat niedergeschossen haben wie ein Paar tolle Hunde. Dieß würde überdieß den Mädchen gar nichts geholfen haben, und so mußten wir denn eben zuwarten, bis das Glück zu unseren Gunsten einschreiten würde.

„Gesetztenfalls ich versuche es, mir ein Boot zu verschaffen und die Mädel hineinzubringen und auf und davon zu rudern," sagte Ned, „willst Du dann mit mir gehen?"

„Ich sehe wohl, Ned, daß Du mich noch nicht kennst. Haben wir nicht ausgemacht, mit einander zu segeln? Nun denn, dieser Vertrag gilt für alle Zeiten; wir halten treu zusammen und segeln mit einander!"

„Gott lohne Dir's, Charley," sagte er. „Ich weiß, sie wird mir nie etwas seyn, aber ich kann mir nicht helfen, und ich würde verrückt werden, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, sie zu retten."

Am folgenden Tage hatten wir ein Bißchen Wind, und der Ausgucker rief: „Ein Segel, ho!"

„Wo hinaus?" fragte der Maat.

„Ungefähr zwei Punkte vom Steuerbordbug, Sir," war die Antwort.

Der Steuermann nahm seine Fernröhre und musterte das ferne Schiff und rief dann den Kapitän, und beide stiegen in's Takelwerk hinauf. Nach dem Frühstück kam der Alte wieder auf's Verdeck. „Macht alle die Schoten des Topsegels schlaff!" kommandirte er; „Mr. Coates, laßt alle Brassen schlaff machen, gebt dem ganzen Takelwerk ein recht fahrlässiges, schlaudriges, schlumpiges Aussehen, und laßt dann ein Nothsignal aufhissen!"

Das Segel erwies sich als ein englischer Kreuzer, und kam bald bis auf eine Seemeile zu uns heran; dann ward es wieder ganz windstill. Während der Kreuzer herangekommen war, hatte der Kapitän dem Zimmermann Befehl gegeben, das Gerüst an der Schiffsseite zu einem Begräbniß herzurichten, und hatte ein Stück altes Segeltuch ausstopfen und so zusammennähen lassen, daß es aussah wie eine Leiche.

„Schickt O'Connel nach hinten!" rief der Kapitän. O'Connel ging und der Alte sprach eine Weile mit ihm. Ich sah, wie der Maat den Ned in's Auge faßte.

„Jetzt verhalte Dich ruhig, Ned!" flüsterte ich ihm zu. „Wenn sie nun Lunte riechen, so ist Dein Spiel verloren. Gib Dir das Ansehen, als kümmertest Du Dich gar nicht um den Kreuzer."

Digitized by Google

Das Kriegsschiff schickte ein Boot zu uns heran, und als dieses dem Schiff bis auf Kabellänge nahe gekommen war, hißte O'Connel eine große gelbe Flagge auf. Die Matrosen hielten sogleich ohne Befehl mit Rudern inne, sobald sie dieß sahen, und wir konnten sehen, daß sie zögerten. „Vorwärts!" kommandirte der Offizier im Boot; „rudert bis an ihr Backstag hinan, Schaluppenführer!" Sie kamen bis auf Anrufsweite heran und die Matrosen hielten abermals ohne Befehl mit Rudern an. Der Offizier stand auf und rief: „Was für ein Schiff?"

„‚Magnolia', von New-Orleans — segelt nach dem Kap — in Ballast," versetzte der Kapitän. Unseren Leuten war anbefohlen worden, nicht mehr als zwei oder drei Köpfe über dem Schandeck zu zeigen.

„Was thut ihr denn hier? wozu das Nothsignal?"

„Wir haben das gelbe Fieber an Bord, und zu wenig Bemannung. Von dreiundzwanzig Mann sind schon drei gestorben, und ein Vierter liegt nun auf dem Gerüst. Auch leiden wir an Wassermangel — der Wasserbehälter hat einen Leck, — wir steuern nach der Küste, um frisches Wasser einzunehmen. Schickt einen Doktor an Bord, wenn ihr könnt, und einige Arzeneien!"

Als der Kapitän des gelben Fiebers erwähnte, ruderten die Burschen noch einige Bootslängen zurück, ohne daß der Offizier ein Wort sagte.

„Werft Eure Papiere an einer Leine in das Boot herab, wenn wir unter Eurem Stern hinfahren!" rief der Offizier.

Der Kapitän ging hinunter, um die Papiere zu holen, und sie wurden nun an einer leichten Leine festgemacht, um sie zu dem Boote heranzuziehen. Der Maat stand ganz hinten auf dem Hackebord, und als die Burschen im Boot unten vorüberschossen, warf er ihnen die Leine zu. Sie banden die Papiere los, legten sie an den Boden des Boots und ein eisernes Spliezhorn darauf, damit der Wind sie nicht davon trüge, und gingen damit so behutsam um, als ob sie rothglühendes Eisen wären; alsdann schleuderten sie die Leine wieder von sich. Gerade als sie wieder um den Bug herum fuhren, sprang Ned auf das Vorkastell und rief: „Es ist Alles eine verdammte Lüge; wir haben kein Fieber an Bord; das Schiff ist . . ."

Er hatte keine Zeit, mehr zu sagen, denn der Untersteuermann kam hinter ihm her und schlug ihn mit einem eisernen Koveinnagel*) zu Boden. Ich ging zu ihm und fand ihn betäubt. Die Leute im Boot nahmen keine Notiz von ihm und fuhren hinweg, um ihren Bericht abzustatten. — Ungefähr nach einer Stunde kehrte das Boot zurück. Der Offizier sagte, der Doktor habe einige Arzeneien geschickt, sey aber selbst unpäßlich und könne nicht kommen. Die Papiere seyen alle in Ordnung und in dem kleinen Fäßchen, welches sie an einer Leine an Bord ziehen sollten.

„Geh' hin und fang' diese Leine auf, O'Connel!" sagte der Kapitän.

„Ganz wohl, Herr," versetzte der Irländer; und als das Boot wieder unter unserm Stern hinschoß, so warf einer von den Burschen eine Leine an Bord, und wir zogen ein kleines Fäßchen mit Arzeneien herauf.

„Wo ist jener Saunders, der knurrende Hund?" rief der Kapitän; „ich will ihn lehren, noch einmal Schiffsboote anzurufen!"

„Zu einer derartigen Lehre ist es bei ihm schier zu spät, Sir," sag' ich. „Ned liegt drunten bewußtlos und mit beinahe eingeschlagenem Schädel."

„Das geschieht ihm recht," sagte der Kapitän; „wird ihm für einige Zeit das Maul stopfen!"

Ich hatte Ned für kränker ausgegeben, als er war, denn als er wieder einigermaßen zu sich kam, rieth ich ihm, sich recht krank und schwach zu stellen, weil sie ihn sonst noch einmal mißhandeln würden; so stellte er sich denn so krank und halb todt, als er nur konnte.

Wir hatten auch diese Nacht wieder etwas Wind, und sobald es dunkel war, wurden alle Lichter ausgelöscht, und wir hielten scharf auf die Küste zu. In zwei Tagen bekamen wir sie

*) Koveinnagel ist ein sehr großer eiserner Nagel oder Zapfen, woran die Taue an der Schiffsseite befestigt werden.

Digitized by Google

zu Gesicht, und ungefähr um zehn Uhr Morgens gingen wir vor Anker in der Nähe des Volta-Flusses, gerade auf der Höhe von Kap San Paul.

Die ganze Zeit über hatte sich Ned betäubt und besinnungslos gestellt, und nur heimlich gegessen, wenn alle Hände auf Deck waren.

Wir hatten ungefähr drei Seemeilen vom Strande geankert, denn dieser ist hier sehr flach und das Fahrwasser seicht, und je weiter man draußen liegt, desto leichter ist zu entkommen, wenn man von einem Kreuzer bemerkt werden sollte. Sobald wir vor Anker lagen, nahm der Kapitän eines der Halbboote und acht Mann und fuhr darin nach dem Lande mit einigen Kisten Glasperlen, die zu Geschenken bestimmt schienen. Wir konnten die Hütten am Strande wahrnehmen und die Neger herumlaufen sehen. — Ich sagte Ned, daß sie fort seyen, daß dieß uns aber nichts helfe, weil der Maat und der Untersteuermann noch da seyen und sechs von der Mannschaft; wir würden daher besser daran thun, wenn wir noch zuwarteten; es sey ohnedem unwahrscheinlich, daß der Kapitän seine Frauensleute an's Land schaffe, ehe er seiner Neger sicher sey. Und so war es auch. Der Alte brachte drei Neger mit vom Lande zurück, welche Bänder von Glasperlen und Muscheln um Hals und Arme trugen, und führte sie in die Kajüte hinunter, vermuthlich um ihnen zu beweisen, daß er die Mädchen mitgebracht hatte. Nach einer halben Stunde fuhren sie wieder davon, beschenkt mit Branntwein und einer Flinte, denn sie hatten ihren Kahn mitgebracht, der an unserer Langseite lag.

Am andern Morgen brachten wir Alles in die Reihe, falls es stürmisch werden sollte, und der Kapitän fuhr im Langboot und der Untersteuermann in einem der Halbboote weg; das Langboot führte acht, das Halbboot vier Mann. Sie nahmen auch einige Stücke Kattun und etliche Kistchen Glasperlen und, wenn ich nicht irre, eine Kiste Gewehre mit.

Ich ging nun hinunter und theilte Ned mit, es seyen außer dem Maat nur noch zwei Mann an Bord, denn wir rechneten den schwarzen Koch und Steward gar nicht, und der Schiffsjunge war mit dem Kapitän weggegangen.

„Jetzt ist die Zeit oder niemals!" sagte Ned. „Ich bin jederzeit bereit, für das schwarzäugige Mädel zu sterben, Charley!"

„Schon gut, ich bin auch bereit," sagt' ich und drückt' ihm die Hand.

„Wo ist der Maat?"

„In seiner Kajüte!"

„Laß mich erst meine Krakehleisen holen!" sagte Ned; „ich habe zwei sechsläufige Revolver bei mir, — einen für jeden von uns. Aber halt! laß mich erst frische Zündhütchen aufsetzen. Es wäre ein verwünschter Streich, wenn sie gerade jetzt versagen würden. Zwölf Schüsse und zwei Messer, und dann unsere Fäuste . . . ich meine, damit könnten wir es schon wagen, Charley!"

„Hoffentlich," sagt' ich und steckte die Pistole in meinen Gürtel unter dem Hemde, denn man kann in solchen Fällen nicht viel reden. „Wie sollen wir anfangen, Ned, rasch oder gemach?"

„Ich weiß es noch nicht — laß uns erst auf Deck gehen und sehen, wo sie sind!"

Wir gingen auf's Verdeck; der Maat war in seiner Kajüte, die beiden Matrosen auf dem Vorkastell, der Koch und der Steward plauderten mit einander in der Speisekammer.

„Gemach!" flüsterte Ned mir zu.

„Hast Du keinen Taback, Ned?" fragte einer der Matrosen; „hast ja in der letzten Zeit nicht viel davon verbraucht."

„O ja, drunten hab' ich noch ein Bißchen in meiner Kiste; wenn ihr ihn selber holen wollt, so kann ich euch hier meinen Schlüssel geben!"

Sie waren zwar etwas verwundert, gingen aber doch alle beide hinunter — vermeintlich um sich ehrlich darein zu theilen.

„Nun rasch die Luke geschlossen!" sagte Ned und im Nu war sie verschlossen und verriegelt. „Nun steig in die Wanten und sieh' nach, ob Du irgend etwas wahrnehmen kannst?" sagte Ned.

Digitized by Google

Ich stieg bis zur großen Stenge hinauf und sah windwärts von uns ein Segel herankommen, das ich kaum erst unterscheiden konnte. Dann kam ich herab und sagte es Ned.

„Hurrah!“ sagte er; „das ist der Kreuzer, der uns nicht aus dem Auge läßt. Jetzt zu jenen Schwarzen!“ sagte er, ging nach hinten, band die Thüre der Brodkammer mit einem Stück Bindfaden zu und sagte: „Steward, wir wollen auf und davon gehen; wenn Du daher Lärm machst, Steward, oder Du, Koch, so wird euch Charley eine Kugel durch den Kopf jagen!“ Ich stand nämlich mit gespanntem Hahn und den Finger am Drücker vor der Thüre, während Ned nach vorne ging, einen Stuhl gegen die Thüre der Kajüte des Maats stemmte und dann die Thürklinke an die Stuhllehne und das Tischbein anband. Nachdem dieß geschehen war, ging er nach der Kajüte der Mädchen hinüber, fand glücklicherweise den Schlüssel im Schloß stecken, pochte an und flüsterte: „Ich bin's — Saunders. Aber stille, nicht ein Wort!“

Hierauf kamen die beiden Frauensleute heraus, und ich sah, daß Ned recht hatte: sie waren so weiß wie Engländerinnen; — und nur ein klein wenig Schwung in ihrem Haar, eine Art Wellenlinie, war das einzige Zeichen ihrer Abstammung. Die Schwarzhaarige war die Schönere. Sie kamen auf den Zehenspitzen aus der Kajüte, und Eine von ihnen, das Schwarzköpfchen, nahm im Vorbeigehen ein Messer aus der Schublade im Schenktische der Kajüte, und sah darob so fröhlich aus, als ob sie Wunder was gefunden hätte. Die Blondine sah ihr bange zu und schmiegte sich an sie an, wie verschüchtert.

„Alles geht gut, Charley!“ sagte Ned; „der Maat ist eingeschlafen, oder er müßte diese Burschen da vorn poltern hören. Und nun auf's Verdeck!“

Ich schaute durch die Jalousie in die Brodkammer, und sah die beiden Neger auf dem Boden kauern und vor Angst kaum Athem holen. Wir gingen nun nach der Kampanje, setzten die beiden Mädchen in's Sternboot, ließen dieses in's Wasser hinunter, warfen unsere Jacken hinab und rutschten dann an dem Zugwerk ebenfalls hinab. Gerade ehe ich mich hinunterließ, schaute ich nach dem Strande und gewahrte, daß sie die Weibsleute über den Stern hatten in's Boot steigen sehen und sogleich sich aufgemacht hatten, um uns zu verfolgen. — Sie konnten das Segel nicht sehen, und wir nun ebenfalls nicht mehr. Ich meldete dieß Alles und ließ mich dann in's Boot hinunter.

„Jetzt gilt es, tüchtig zu rudern,“ sagt' ich, und wir legten uns auch mit aller Macht in die Ruder. Ich wähnte, ich habe in meinem Leben schon harte Arbeit gethan, aber so furchtbar habe ich in meinem Leben nie gearbeitet unter einer glühenden Sonne, als damals, wo wir zu zweien das Boot ruderten, das sonst ihrer viere rudern.

Ned's Ruder bog sich wie eine Peitsche, er griff in langen Zügen aus und wir schossen ordentlich über das Wasser hin. Wir hatten nur unsere Flanellhemden und Beinkleider an und es war doch eine entsetzliche Anstrengung.

Die Schwarzäugige saß auf der Ruderbank im Stern, hatte den Kopf der Blonden auf ihrem Schooß und sah uns mit einer Art von ermuthigendem Lächeln an. Ich glaubte, Ned solle jeden Augenblick ein Blutgefäß springen: die Adern an seinem Halse waren angeschwollen wie Stricke. Die Schwarzäugige sah die Pistolen auf den Ruderbänken neben uns liegen, und kam herzu und nahm eine — Ned's Revolver. „Ich versteh' mich auf's Pistolenschießen,“ sagte sie; „rudert nur!“

Mit einem Male sprang die Blonde auf und rief: „Ein Schiff! ein Schiff!“ Ich schaute mich um und wahrlich! da kam der Kreuzer gerade auf uns zu. Noch eine halbe Stunde, und wir waren an seiner Langseite.

Hinter uns kam der Kapitän in dem Halbboote, welches nun von sechs Mann gerudert wurde und über die See hinschoß wie ein Rennpferd. Wir hatten aber gute drei Seemeilen Vorsprung gehabt und konnten ihnen gleichwohl noch entkommen.

Es lag kaum noch eine Meile zwischen uns

Digitized by Google

und dem Kreuzer, als Ned's hintere Ruderdulle beinahe hart am Loche abbrach. Ich sah mich um, aber es war keine andere mehr im Boot, außer den beiden, die ich benützte. Sein Rudern ward dadurch sehr unstät.

„Soll ich nicht einen neuen Zapfen machen?" fragte Clara — nämlich die Schwarzäugige.

„Ei freilich — nur rasch! um Gotteswillen! Nehmt das Brettchen, worauf Eure Füße ruhen, sprengt ein Stückchen davon ab und rundet es zu!"

Sie that wie ihr geheißen und saß da und schnitzte Span um Span von dem Stück Holz, um es rund zu machen, spitzte es dann an dem einen Ende zu, zog das alte Stück heraus, steckte den neuen Zapfen hinein und lachte Ned freundlich in's Gesicht. Ich habe in meinem ganzen Leben nichts so Kaltblütiges gesehen, wie dieses Mädel und sein Gebahren in jenem Augenblick.

Unsere Verfolger holten uns rasch ein; — unser Rudern ward allmählig mühsam und schwach. Da schaute sie Ned in's Gesicht und sagte zu ihm: „Zeigt mir 'mal, wie man diese Pistolen abfeuert!"

Ned setzte ihr nun unter dem Rudern auseinander, sie brauche nur den Hammer aufzuziehen und den Finger an den Drücker zu legen und dann über den Lauf hinwegzuzielen, bis sie einen ihrer Köpfe auf dem Korn habe, und dann abzudrücken. — „Schießt aber gleichwohl jetzt noch nicht," sagte er; „es wäre nur unsere kostbare Munition vergeudet. Feuert nicht eher, als bis ich es Euch sage!"

Alice, die Blonde, sah ganz stumpf und verdutzt darein. Clara aber blickte hie und da zurück und übte sich im Zielen, wobei sie die Zähne fest auf einander preßte und ihr Auge Feuer sprühte. Wir waren mittlerweile dem Schiff ziemlich nahe gekommen, und ich konnte sehen, daß sie ein Boot aussetzten, um uns entgegenzufahren. Unser Kapitän war ungefähr eine Viertelsmeile hinter uns, und das Boot von dem englischen Kriegsschiff drei Viertelmeilen vor uns. Es ward von acht Mann gerudert, im regelrechten langen Zuge eines Orlogschiffes.

„Greif' aus, Charley! — rudre frisch, um Gottes willen!" sagte Ned, und wir griffen mächtig aus und strengten bei jedem Zuge unsere Rücken und Arme an, bis sie uns ordentlich schmerzten.

„Soll ich nun schießen?" wandte sich Clara an Ned, denn der Kapitän war uns bis auf hundert und fünfzig Armslängen nahe gekommen.

„Mit nichten — jetzt noch nicht," sagte Ned. „Wie nahe sind wir nun, Charley?"

„Nur noch eine Kabellänge, und es ist geschehen!"

„Rudert, ihr zwei!" riefen die Matrosen von dem Kriegsschiffe; „rudert, und ihr könnt's noch gewinnen!"

„Rudert ihr zwischen uns beide herein und nehmt die Mädchen da über den Stern hinaus!" rief Ned.

Das Boot des Kriegsschiffs schoß an uns vorüber, legte sich zwischen uns und unsern Kapitän und drehte bei. „Platz genug!" rief der Offizier. Die Hälfte der Matrosen sprangen über unsern Bord und hoben die beiden Mädchen rascher in ihr Boot hinüber, als ich es erzählen kann. Des Kapitäns Boot kam dann alsbald unter der vollen Ruderkraft herangefahren und stieß dem Engländer eine oder zwei Planken ein.

„Was bedeutet dieß Alles?" fragte mich der Offizier; „wie soll ich das verstehen?"

Ich war so erschöpft, daß ich nicht mehr antworten konnte; ich deutete nur auf den Kreuzer und nickte, als ob ich sagen wollte: „Bringt uns dorthin!" aber wenn mein Kopf auf dem Spiele gestanden wäre, hätte ich nicht zu reden vermocht.

„Diese verwünschten Schufte sind mit meinen Niggers davongefahren," sagte der Kapitän.

„Wo sind die Niggers?" fragte der Offizier; „ich sah deren keine im Boot."

„Jene beiden Mädel im Stern sind meine Sklavinnen, die ich um mein eigen Geld in New-Orleans gekauft habe, wie ich durch einen

Digitized by Google

Zeugen erweisen kann. Heda, wo ist O'Connel? Sag' mal, hab' ich nicht diese zwei Weibsleute in New-Orleans gekauft?"

„Ja, Herr, das habt Ihr!"

„Possen!" sagte der Offizier kalt. „Diese Damen sind keine Negerinnen, die man kauft oder verkauft. Ihr habt sie selber gestohlen oder entführt. Hab' ich nicht recht, Madame?"

„Nein, mein Herr! Dieser Mann brachte uns von New-Orleans, wo wir an ihn als Sklavinnen verkauft worden waren, und will uns hier an der Küste verhandeln. Wir sind seine Sklavinnen, aber wir glaubten, wenn wir ihm entwischten, werden wir unter der englischen Flagge Schutz finden!"

„Diesen sollen Sie auch finden, meine Damen! Wir werden sogleich nach unserm Schiff zurückkehren. Befestigt dieses Boot da, damit wir es in's Schlepptau nehmen, und laßt die beiden Burschen nach vorwärts kommen. Ihr könnt uns folgen, Sir, wenn's beliebt!"

Ned und ich zogen unsere Jacken an, stiegen in das englische Boot hinüber und setzten uns in den Bug. Als wir unter der Langseite des Schiffes anlegten, ließen sie einen Stuhl an Stricken herunter für die Damen. Unser Kapitän kletterte hinauf und ließ seine Mannschaft im Boot zurück, während der Offizier die beiden Damen nach hinten führte.

Der Kapitän des Kriegsschiffes kam heraus, und als er die beiden Mädchen so bleich und verstört und halb ohnmächtig sah, schickte er sie in die Kajüte, wo sich der Steward ihrer annehmen sollte. — „Nun, Sir, was soll das Alles bedeuten?" fragte er dann unsern schielängigen Alten.

„Jene beiden Frauensleute sind meine Sklavinnen, und diese beiden Burschen da gehören zu meiner Mannschaft und sind mit denselben auf und davon gegangen. Ich will meine Sklavinnen wieder — die beiden Burschen können Sie hier behalten!"

„Heda, Schiemann!" rief der Kapitän.

„Hier, Sir!"

„Schiemann, nehmt die größte Flagge, die Ihr habt, und zieht sie an die Maststpitze hinauf!"

In einigen Sekunden flatterte die Flagge droben, und der britische Kapitän sagte zu unserm alten Hahnenauge: „Sie sehen wohl diese Flagge da droben flattern? Ich glaube, ich muß Sie erst belehren, daß unter dieser Flagge niemals Sklaven gefunden werden. Ich kenne das Gesetz in diesem Stücke nicht, aber so viel weiß ich, daß ich an Bord meines Schiffes keinen Sklaven anerkenne!"

Bei diesen Worten stießen die Matrosen des Kriegsschiffes, welche sich auf der Kuhl*) schaarenweise versammelt hatten, ein jubelndes Hurrah aus.

„Sie haben also nicht die Absicht, mir mein Eigenthum wieder herauszugeben, Kapitän?" rief der alte Hahnenauge.

„Ich erkenne keinerlei Ansprüche an, welche Sie auf irgend ein Eigenthum an Bord dieses Fahrzeugs erheben, und werde Ihnen daher nichts herausgeben!" sagte der Kapitän. Hier brachte die Mannschaft abermals ein Hurrah aus. „Stille da!" rief der Kapitän vom Orlogschiffe; „Bootsmann, jagt die Leute nach vorne, wenn dieß noch einmal vorkommt!"

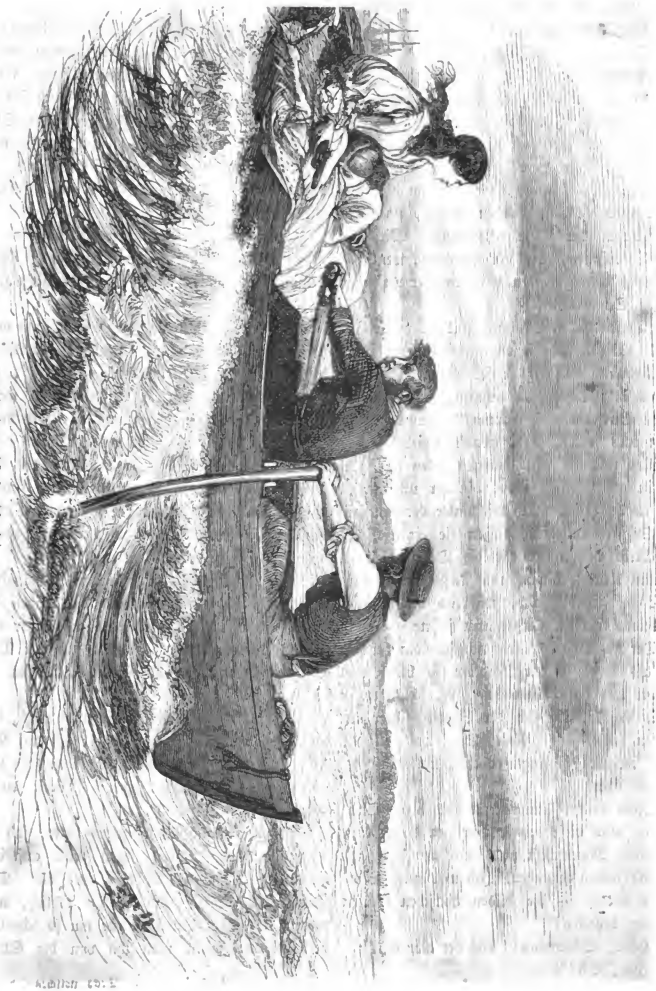
Diese Hurrahs schienen unsern schieläugigen Kapitän ganz wüthend gemacht zu haben; er sah sich plötzlich um wie ein wildes Thier und ward Ned's ansichtig. — „Das ist für Dich, Du diebischer Schurke!" rief er, „und das für Dich, Du . . ."

Ich hörte das Schimpfwort nicht mehr, das er mir gab; ich sah nur, daß er erst auf Ned, dann auf mich schoß, und hörte dann den Kapitän vom Orlogschiff sagen: „Werft diesen Mann in Ketten!"

Als der Rauch sich verzogen hatte, sah ich Ned blutend am Boden liegen, eilte auf ihn zu und hielt ihm den Kopf in die Höhe. Der Doktor erklärte seine Wunde für tödlich, und meinte, es werde den Tod nur um so schneller herbeiführen, wenn man ihn von der Stelle

*) Derjenige Theil des obersten Decks zwischen der Back (dem Matrosentheil) und der Schanze, welcher nicht bedeckt ist.

Digitized by Google



Die Seelenverkäufer (Flugbl.). (S. 309.)

Digitized by Google

Fig. 1. Ausathmung.

Fig. 2. Einathmung.

Zur Versinnlichung der Lage des Körpers während der Anwendung von Dr. Marshall Hall's Methode zur Hervorrufung des Einathmens.

Fig. 3. Einathmung.

Fig. 4. Ausathmung.

Zur Veranschaulichung der Lage des Körpers, während man die Methode von Dr. Silvester zur Hervorrufung des Einathmens in Anwendung bringt.

Anleitung zu sicheren Rettungs-Versuchen bei Ertrunkenen.

schaffe, daher möge man ihn hier liegen lassen. Die beiden Mädchen kamen herausgestürzt, und als Clara ihn hier liegen sah, kam sie herbei und nahm seine Rechte in ihre beiden Hände. Er blickte sie an und sagte: „Ich hatte immer gehofft, Sie retten zu können, und nun sind Sie in Sicherheit!"

„Ach, wollte Gott, ich hätte Sie nie gesehen, Herr Saunders!" versetzte sie schluchzend. „Daß Sie so um meinetwillen zu Grunde gehen müssen, oh, das ist ein fürchterliches Unglück. Ich wünschte, Sie hätten mir die Mittel verschafft, mich allein zu befreien, dann wären Sie wenigstens am Leben geblieben!"

„Schickt die Leute nach vorn, Hochbootsmann!" rief der Kapitän; „kommen Sie, meine Herren, wir können hier nichts helfen!" Damit ließen er und alle Andern uns allein.

Ich saß neben dem armen Ned Saunders und hielt seinen Kopf auf meinem Schooß, der Doktor stand daneben, und Clara kniete vor ihm und blickte ihn so wohlwollend und freundlich an, daß ich mich kaum des Weinens enthalten konnte. Alice war in Ohnmacht gesunken und weggetragen worden.

„Was kann ich für Sie thun als Vergeltung für das, was Sie für mich gethan haben, Herr Saunders?" fragte Clara. „Ich habe Verwandte in England, die sich meiner annehmen werden. Sagen Sie, was kann ich für Sie thun?"

„Reichen Sie mir etwas Wasser und küssen Sie mich auf die Stirne, wenn Sie wollen," sagte Ned. — Sie hielt ihm das Glas an die Lippen, bückte sich dann mit einem dunkelroth erglühenden Gesicht zu ihm herab und küßte ihn. Ich weinte wie ein Kind, und der Doktor ebenfalls. — „Darf ich Sie Clara nennen?" stammelte er.

„Nennen Sie mich wie Sie wollen, Edward, und glauben Sie mir, ich würde gerne all' das Elend und die Greuel ertragen, vor denen Sie mich gerettet haben, wenn ich Ihnen dadurch wieder Leben und Gesundheit geben könnte! Leider aber vermag ich dieß nicht. O wie schmerzlich für den Menschen, daß seine Macht so klein ist! — Aber was kann ich thun, um Sie glücklich zu machen? Ich will alles thun!"

Es ging rasch mit ihm zu Ende; ich fühlte, wie er in meinen Armen kalt wurde.

„Tragen Sie etwas von meinem Haar auf Ihrem Herzen und versprechen Sie mir, daß Sie bisweilen an mich denken wollen! Schneiden Sie sich sogleich eine Locke ab!" sagte Ned.

Der Doktor holte sein Etui heraus, reichte Clara eine Scheere und sie schnitt ihm eine Locke ab und zeigte sie ihm.

„Also zunächst bei Ihrem Herzen — auf Ihrem Herzen, Clara!" stammelte er; „Gott segne Sie! . . . Geben Sie mir noch einen Kuß — ich bereue es gar nicht! . . ." Dann tastete er umher nach meiner Hand, drückte sie noch einmal und sagte: „Leb' wohl, Charley! — Leben Sie wohl, Clara!"

Ihre Thränen fielen auf sein Gesicht, als sie sich zu ihm herunterneigte, und als sie die Lippen wieder von seinem Antlitz entfernte, waren sie ganz blaß, weil sie so fest auf seine kalte Stirne gepreßt worden waren. Sie blickte ihn an und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

„Ich fürchte, er ist todt, Madame," sagte der Doktor und fühlte ihm den Puls. „Ja, fürwahr, ganz todt."

Sie bückte sich herab und küßte ihn noch einmal, und ging dann in die Kajüte. Die Matrosen nahmen Ned von mir hinweg und legten ihn in eine Hängematte; ich schnitt mir noch eine Locke von seinem Haar ab, ehe sie ihn einnähten; dann führten sie mich hinunter und brachten mich mit einer Arzenei des Doktors in den Schlaf. Ich erwachte erst nach vierundzwanzig Stunden wieder, und fühlte mich dann so schwach, daß ich auf kein Bein mehr stehen konnte.

Als wir nach Sierra Leone kamen, fand ich, daß ich als Zeuge gegen den Kapitän Hahnenauge wegen Mords und gegen Schiff und Bemannung wegen Sklavenhandels auftreten mußte. Der Kapitän ward gehenkt, die Mann-

Digitized by Google

schaft zum größten Theil in's Gefängniß gesperrt.

Ich kehrte auf dem gleichen Schiffe mit den Damen nach England zurück, und ging mit ihnen zu den Verwandten ihres Vaters in London. Sie waren sehr freundlich gegen mich, bezahlten für mich eine Freistelle in einer Navigationsschule, und haben mir eine Stelle als Untersteuermann versprochen, wenn ich von der Schule zurückkomme, so daß ich, wie ihr seht, besser weggekommen bin als der arme Ned, obschon er das Meiste für sie gethan hat! — Was aber später aus ihnen geworden, ist mir nicht bekannt.

Anleitung zu sicheren Rettungs-Versuchen bei Ertrunkenen.

(Vier Abbildungen auf S. 313.)

Nichts ist wichtiger, als die richtige Hülfe, welche man bei solchen anwenden muß, welche anscheinend todt aus dem Wasser gezogen werden und die man wieder in's Leben zurückzurufen versuchen will. Gerade hierüber sind die ungereimtesten Ansichten und Maßregeln im Schwang, und nichts ist z. B. thörichter, als wenn man diejenigen, die aus dem Wasser gezogen wurden, sogleich bei den Füßen aufhängt, „damit sie das geschluckte Wasser wieder von sich geben sollen", — ein solches Verfahren führt meistens dazu, daß der noch nicht Leblose durch den starken Andrang des Bluts nach dem Gehirn einen Schlagfluß bekommt und dann erst recht verloren ist. An Meeresküsten, wo Schiffbrüche so häufig sind, ist ein richtiges Verständniß von Dem, was zur Rettung Ertrunkener geschehen soll, noch weit nothwendiger als bei uns im Binnenlande, und es hat daher eine wohlthätige Gesellschaft in England, die sich zum Zweck gesetzt hat, das Leben der Schiffbrüchigen durch die größtmögliche Vertheilung von Rettungsbooten zu retten, die sogenannte **Royal National Life-boat Institution**, sich mit den bedeutendsten Aerzten in Verkehr gesetzt, um die praktischesten und zuverlässigsten Mittel zur Rettung scheinbar Ertrunkener aufstellen zu lassen. Diese Rathschläge, Weisungen und praktischen Instruktionen sind von der genannten Gesellschaft dann öffentlich bekannt gemacht worden, und wir wollen nun dieselben unseren lieben Lesern hier im Auszuge vorführen.

I. Wenn man einen Menschen aus dem Wasser gezogen hat, dessen Zustand noch der Hoffnung Raum gibt, ihn in's Leben zurückzurufen, so sende man sogleich nach ärztlicher Hülfe, nach Teppichen und Decken und trockenen Kleidern, mache sich aber unverzüglich daran, den Patienten zur Stelle, unter freiem Himmel zu behandeln, indem man ihn mit dem Gesichte nach unten auf den Bauch legt (Fig. 1.), sey es nun am Lande oder in einem Fahrzeug, und Gesicht, Hals und Brust dem Winde preisgibt (was jedoch natürlich bei strenger Kälte nicht thunlich ist), und von Brust und Hals alle festanliegende Kleidung, namentlich die Hosenträger, entfernt. Diejenigen Punkte, welche man zunächst erzielen muß, sind erstens und unmittelbar die Wiederherstellung des Athmens, und zweitens, nach wiederhergestellter Athmung, die Beförderung von Wärme und Blutumlauf.

Die Bemühungen zur Wiederherstellung des Athmens müssen sogleich und energisch begonnen und eine bis zwei Stunden lang fortgesetzt werden, oder wenigstens so lange, bis ein erfahrener Arzt oder Wundarzt erklärt hat, daß das Leben erloschen ist. Nachdem man die nassen Kleider entfernt hat, damit sie dem Körper nicht zu viel Wärme entziehen, dürfen die Versuche zur Beförderung von Wärme und Blutumlauf nicht eher gemacht werden, als nach dem ersten Erscheinen eines natürlichen Athmens, denn wenn der Blutumlauf herbeigeführt wird, bevor die Athmung begonnen hat, so wird die Wiederherstellung zum Leben gefährdet.

II. Die Wiederherstellung des Athmens. Hier ist es zunächst erforderlich, die Kehle frei zu machen; man lege daher den Patienten mit dem Gesicht nach unten auf den Boden, den einen Arm unter seine Stirne ge-

Digitized by Google

bogen (Fig. 1.); in dieser Lage werden sich alle Flüssigkeiten am leichtesten durch den Mund einen Abfluß suchen, die Zunge selbst vorfallen und die Mündung der Luftröhre frei machen. Man unterstütze diese Operation durch häufiges Abwischen oder Ausräumen des Mundes.

Wenn ein zufriedenstellendes Athmen beginnt, so bediene man sich der unten angegebenen Behandlung zur Beförderung der Wärme. Erst wenn die Athmung nur ganz schwach oder gar nicht eintritt, oder wenn das Athmen wieder ausbleibt, so sucht man die Athmung künstlich anzuregen, indem man den Patienten gut und augenblicklich auf die Seite legt, den Kopf unterstützt und ihm Schnupftabak, Riechsalz, Hirschhorngeist, Aetzammoniak ꝛc. unter die Nase hält, die Kehle mit einer Feder kitzelt ꝛc., je nachdem die Mittel zur Hand sind. Man reibt die Brust und das Gesicht warm und schüttet kaltes Wasser, oder abwechselnd warmes und kaltes Wasser, auf dieselben. Hat auch dieß keinen Erfolg, so verliere man keinen Augenblick, sondern suche sogleich den Athmungsprozeß nachzuahmen, indem man den Patienten auf das Gesicht legt, die Brust aber durch Unterlegen eines zusammengefalteten Rocks oder irgend eines andern Kleidungsstücks unterstützt und emporhebt, hierauf den Körper sehr sanft auf die Seite und noch etwas darüber hinaus, dann wieder schnell auf's Gesicht und noch einmal zurückdreht (Fig. 2.), dieses Verfahren vorsichtig, wirksam und ausdauernd, etwa fünfzehnmal per Minute oder alle 4—5 Sekunden wiederholt und gelegentlich mit den Seiten abwechselt.

(Indem man nämlich den Patienten auf die Brust legt, drückt das Gewicht des Körpers die Luft aus; dreht man ihn dann auf die Seite, so wird dieser Druck entfernt und die Luft tritt wieder in die Brust ein.)

Jedesmal, wenn man den Körper wieder auf das Gesicht legt, gibt man demselben mit einer raschen Bewegung einen gleichmäßigen aber wirksamen Druck auf den Rücken zwischen und unter den Schulterblättern oder Knochen auf jeder Seite, entfernt aber den Druck unmittelbar bevor man den Körper seitwärts wendet. Während der Dauer dieser Operationen lasse man eine Person ausschließlich die Bewegungen des Kopfes und des unter denselben gelegten Armes beobachten.

(Die erste Maßregel vermehrt die Ausathmung, die zweite beginnt die Einathmung.)

III. Sollten diese Bemühungen im Verlauf von 2—5 Minuten noch keinen Erfolg haben, so schickt man sich an, das Athmen auf künstliche Art nach folgender Methode von Dr. Silvester nachzuahmen: Man legt den Patienten auf einer flachen Ebene auf den Rücken, doch so, daß der Oberleib etwas höher liegt, die Beine geneigt sind; man hebt den Kopf und die Schultern in die Höhe und unterstützt sie durch ein kleines festes Kissen oder ein zusammengefaltetes Kleidungsstück, das man unter die Schulterblätter legt. Man zieht nun dem Patienten die Zunge vorwärts und erhält sie so, daß sie über die Lippen hervorragt: ein elastisches Band, das über die Zunge her und unter dem Kinn herumgeht, oder ein Stück Bindfaden, das man um beide herumbindet, wird diesen Zweck erfüllen; oder man kann auch dadurch, daß man den Unterkiefer emporhält, bewirken, daß die Zähne die Zunge in jener Lage erhalten. Hierauf entfernt man alle festanliegende Kleidung von Hals und Brust, und namentlich die Hosenträger.

Um die Bewegungen des Athmens nachzuahmen, stellt man sich an den Kopf des Patienten, erfaßt die Arme gerade über den Ellbogen, zieht die Arme sachte und stetig über den Kopf herauf (Fig. 3.) und hält sie ungefähr zwei Sekunden lang so ausgestreckt. (Hiedurch wird gewissermaßen Luft in die Lungen eingepumpt.) Hierauf dreht man die Arme des Patienten wieder herab und drückt sie zwei Sekunden lang sachte und fest gegen die Seiten der Brust (Fig. 4.), wodurch die Luft aus den Lungen ausgepreßt wird.

Digitized by Google

Diese beiden Maßregeln wiederholt man abwechslungsweise entschlossen und ausdauernd etwa fünfzehnmal in der Minute, bis eine freiwillige Anstrengung zum Athemholen wahrgenommen werden kann; unmittelbar darauf unterläßt man dann die Nachahmung der Athmungsbewegungen und macht sich daran, die Wärme und den Blutumlauf wiederherzustellen.

IV. Behandlung, nachdem das natürliche Athmen wieder hergestellt worden ist. Um Wärmeentwickelung und Blutumlauf zu befördern, beginnt man die Glieder nach aufwärts zu reiben, wobei man fest aufdrückt und energisch reibt, und sich dazu eines Handtuchs, Flanells ꝛc. bedient. (Durch diese Maßregel treibt man das Blut sozusagen den Venen entlang gegen das Herz.) Die Reibung muß unter dem Teppich oder über der trockenen Kleidung fortgesetzt werden.

Man befördere die Wärmeentwickelung am Körper durch die Anwendung von heißem Flanell, von Flaschen oder Blasen mit erwärmtem Wasser oder Sand, von erhitzten Backsteinen oder Ziegeln u. dergl. in der Magengrube, unter den Achselhöhlen, zwischen den Schenkeln und an den Fußsohlen. — Ist der Patient in ein Haus geschafft worden, nachdem die Athmung wieder hergestellt worden ist, so sorge man für genügende Erneuerung und Circulation der Luft in dem Zimmer. Nachdem der Patient wieder zum Leben gebracht ist, reiche man ihm erst einen Theelöffel voll warmen Wassers und dann, wenn er wieder zu schlucken vermag, kleine Quantitäten Wein, warmen Grog oder Kaffee. Der Patient sollte im Bette gehalten und die Neigung zum Schlaf befördert werden.

Allgemeine Bemerkungen: Die vorstehende Behandlung muß mehrere Stunden lang fortgesetzt werden, denn es ist eine irrige Ansicht, daß Personen nicht wieder in's Leben zurückzurufen seien, weil sie nicht bald Lebenszeichen von sich geben. Man hat im Gegentheil schon sehr oft Personen wieder hergestellt, nachdem man viele Stunden lang mit ihnen derartig operirt hatte. Ausdauer ist bei dieser Behandlung unerläßlich.

Erscheinungen, welche als gewöhnliche Begleiter des Todes auftreten: Die Athmung und die Thätigkeit des Herzens hören gänzlich auf; die Augenlider sind gewöhnlich halb geschlossen, die Pupillen erweitert, die Kinnladen krampfhaft geschlossen, die Finger halb zusammengezogen; die Zunge nähert sich den untern Rändern der Lippen, und diese, sowie die Nasllöcher sind mit einem schmierigen Schleim bedeckt. Die Kälte und Bläße der Körperoberfläche mehren sich.

Warnungen: Man verhüte alle Ansammlung unnöthiger Personen um den Patienten, namentlich in einem Zimmer. — Man vermeide alle unsanfte Behandlung und lasse den Körper nicht auf dem Rücken liegen, wenn die Zunge nicht angebunden oder vor Zurückfallen gesichert ist. — Unter keinen Umständen halte man den Körper an den Füßen in die Höhe. — Auf keinen Fall setze man ohne ärztlichen Rath und Erlaubniß den Patienten in ein warmes Bad; ein solches sollte selbst dann nur als ein augenblickliches Reizmittel angewandt werden.

Das Ergebniß einer genauen Befolgung obiger Vorschriften ist die Wiederherstellung der Respiration oder des natürlichen Athmens und, wenn es nicht schon zu spät ist, des Lebens. Während man mit dem aus dem Wasser Gezogenen die vorstehenden Operationen vornimmt, trockne man demselben Hände und Füße; sobald trockene Kleider oder Teppiche und Decken herbeigeschafft werden können, entkleidet man den Körper und bedeckt ihn oder bekleidet ihn allmählig wieder, nimmt sich aber wohl in Acht, daß man dadurch die Bemühungen zur Wiederherstellung der Athmung nicht stört.

Wir glauben, daß unsere lieben Leser sich durch die allgemeinere Verbreitung dieser Rathschläge und Vorschriften ein großes Verdienst erwerben können, zumal während der sommerlichen Zeit der Fluß- und Seebäder.

Dr. H. Georgii.

Digitized by Google

Burg Schwaneck und ihre Erinnerungen.

(Mit zwei Holzschnitten im elften Heft.)

Nicht einmal ein Schneichler kann die Lage Münchens schön nennen, obschon nicht zu leugnen, daß einige Punkte seiner Umgebung prachtvolle Fernsichten nach dem Gebirg, d. h. nach den Alpen, bieten. Aber Einen Reiz bietet die Umgegend der bayrischen Hauptstadt immerhin, den wir nicht unterschätzen: setzt man sich auf die Eisenbahn und fährt ein halbes Stündchen weit in der Richtung nach Groß-Hesselohe oder Starnberg, so betritt man eine Waldfrische, wie sie der Dichter und Maler und der Freund der Natur überhaupt sich nicht schöner und lieblicher wünschen kann. Unter den verschiedenen Punkten, wohin den genußlustigen Münchener die Sehnsucht nach Naturschönheit zieht, hat mir die Eisenbahnstation Groß-Hesselohe stets am besten gefallen. Gleichviel, ob man von dort aus sich nach der Menterschwaige oder nach Schwaneck und Pullach wendet, oder der wilden Isar entlang noch weiter hinaufwandert, überall umgibt den Wanderer die unverfälschteste Waldfrische und eine seltene Romantik der Natur. Nichts Malerischeres, als der wechselvolle Ausblick auf die vielen Krümmungen der Isar, die allenthalben ein tief ausgewachsenes Bett mit den gewaltigen Trümmern des Gebirgs in kiesigen Anschwemmungen zeigt, einen Charakter der Wildheit und Ursprünglichkeit offenbarend, wie man ihn in der Nähe einer so stark besiedelten Stadt kaum vermuthet! Die breiten weißen Kiesbänke, das wild daher wogende graugrüne Gewässer, die terrassenförmigen Böschungen des Ufers mit ihrem üppigen Waldwuchs, die ungeleitet rasch daher treibenden Scheiter des Triftholzes, die aus den Wäldern Oberbayerns herunter schwimmen, um in München aufgefangen und aufgeklaftert zu werden, der zeitweilige Ausblick auf die in duftiger Ferne herüber blauenden bayrischen Alpen, die hinter massigen Baumkronen lauschig hervorlugenden Dächer einsamer Einzelgehöfte oder Schwaigen, wie sie mit dem landesüblichen Ausdruck genannt werden, dazu der wundersame Zauber von Licht und Schatten, Färbung und Umrissen je nach den Tages- und Jahreszeiten, — all dieß zusammen schafft Bilder und Stimmungen, welche sich dem Gemüthe ganz unauslöschlich einprägen, und ob auch zum hundertsten Male wieder gesehen, doch immer neuen Reiz üben, immer wieder andere und neue Eindrücke schaffen.

Dieß Isarthal hat mir oft und zu jeder Jahreszeit die reinsten, reichsten Genüsse des Naturschönen, die ergreifendsten Stimmungen geboten, welche die Einsamkeit nur zu schaffen im Stande ist. Aber einer meiner Lieblingspunkte in der nächsten Nähe von München war immer die moderne Burg Schwaneck, die romantische Schöpfung des allzufrüh verstorbenen trefflichen Meisters Schwanthaler. Nicht als ob mich zunächst das persönliche Interesse für diesen neuern Meister vorwaltend angezogen hätte, — nein, zunächst war es der Punkt selbst inmitten seiner lauschigen grünen Waldeinsamkeit, am Rand der steil abfallenden Uferböschungen der wildrauschenden Isar, mit der wilden Ursprünglichkeit, die hier in Wald und Fluß und Ufer zu Tage tritt, was mich anzog. Verläßt man die Eisenbahnstation Groß-Hesselohe, und wendet sich in südlicher Richtung über das Feld hin nach der Bierbrauerei, die in der schönen Jahreszeit an jedem milden Tage das Ziel so vieler Bewohner der Residenzstadt ist, und biegt hinter dem höchst primitiven Wirthschaftsgarten derselben in den Wald ein, so sieht man sich bald von einem lieblichen Waldidyll umgeben. Alte knorrige Bäume ragen aus den tief eingerissenen Schluchten und von den steil abfallenden Böschungen der Uferlehne herauf, ernste Kiefern mengen sich unter das Laubholz und eine spärliche, aber eigenthümliche Flora sprießt auf dem rauhen sandigen Boden zwischen den Wurzeln der Bäume und zeigt in einzelnen Gewächsen schon den Uebergang zu der Alpenflor. Eine wundersam elegische Stimmung liegt über diesem Walde, wenn man den hohen Wasserthurm passirt hat. Noch ist man dem vielfach gekrümmten Flusse nicht so nahe, daß man seine wilden raschströmenden Wogen rauschen sehen oder hören könnte; aber

Digitized by Google

der Singvögel sind nur wenige, und nur hie und da ertönt das heisere Krächzen eines Raben oder der wehmüthige Schrei eines falkenartigen Stoßvogels, die über die hohen Wipfel hinziehen. Aber zwischen den Baumkronen erscheint eine reine, frische, scharfe Luft, ein gesunder Hauch von den Bergen her, den die Lunge mit wollüstiger Gier einsaugt, denn dieses Isarthal ist ein mächtiger Pentilator in dieser nebelschwangern, von den Ausdünstungen der Moose (Torfmoore) der Nachbarschaft getrübten Atmosphäre von München. Darum sind auch zu jeder Tags- und Jahreszeit die Farben hier frischer und weicher, die Umrisse schärfer und klarer und die Ferne gleichwohl mit einem fein flimmernden silbernen Dufte umzogen, welcher diesen Landschaftsbildern des Isarufers ein solch unsäglich eigenstes und unnachahmlich mystisches Gepräge leiht. Jetzt lichtet sich der Wald zur Linken, der Pfad nähert sich dem Rand der Hochebene und plötzlich dringt der Blick hinunter in das Isarthal und hinüber nach den jenseitigen Höhen und zerrissenen Uferlehnen und darüber hinaus nach den in der Ferne erscheinenden mit dem Silberblink des ewigen Schnees so vielfach gekrönten Riesenbergen der Alpen. Drunten rauscht die Welle, tanzt auf deren elastischem Rücken das harzduftige Scheitholz; dort drüben leuchten blendend die weißen Kiesbänke, welche der launenhafte Fluß dort ablagert und von Monat zu Monat anders gestaltet, und auf den Kiesanschwemmungen liegen zahllose Scheiter von Triftholz wie die Trümmer zerschellter Schiffe und sind die Triftknechte beschäftigt, diese zurückgebliebenen wieder in das Fahrwasser zu schleudern. Ein unnennbarer Zauber von wilder Romantik liegt über diesem zerrissenen Ufer mit seinem stufenförmigen Wald, auf den launischen Krümmungen, den vielfach verschobenen Kiesbänken und Alluvionen des Flusses; Lichter und Schatten der launenhaftesten Art treten keck neben einander auf, und erst in einiger Entfernung bemerken wir jene geheimnißvollen gedämpften duftigen Tinten der Uebergänge, welche diesem Landschaftsbild sein spezifisches Gepräge geben. (Schluß folgt.)

Der Papagei-Taucher und die Kaninchen.

(Mit Bild auf S. 320.)

Jüngst haben wir (auf S. 120 und 123) unseren lieben Lesern von dem größten Schwimmvogel des Meeres, von dem Albatros, erzählt, welcher die Einöden der Südsee und des Südpolarmeeres bewohnt. Dießmal führen wir unsere lieben Freunde in den hohen Norden zu einem andern Schwimmvogel, welcher dort an den Kaninchen ebenso handelt, wie in unserm Mitteleuropa der Fuchs, der sie auch aus dem selbstbereiteten Bau vertreibt und sich selbst als Eindringling darin einlogirt. Hoch oben in den nördlichen Meeren, von den Faröer- und Shetlands-Inseln hinauf bis nach Island, Grönland und Nowaja Semlja, wohnt an den Küsten ein fußlanger Meeresvogel von seltsamem Aussehen, den die Naturforscher wegen seines ganz auffallenden Schnabels Papagei-Taucher, Seepapagei oder Larventaucher, Fratercula arctica, genannt haben. Dieser Vogel, zu den kleineren Sturmvögeln oder Alken gehörig, ist an der Oberseite und dem Halsring schwarz, an den Wangen, der Kehle und der Unterseite graulichweiß; der auffallende Schnabel sieht aus, als hätte man ihm über beide Kiefern ein gefaltetes Futteral gezogen, und ist, wie die Füße, an der Basis und Endhälfte bei Erwachsenen rothgelb oder roth. Der Papagei-Taucher fliegt, schwimmt und taucht vortrefflich, und hält sich außer der Brütezeit bei Sturm, Regen und Schneegestöber meist in ganzen Flügen in tiefem Wasser unweit der Küste auf, wo er nach Fischen und Weichthieren taucht. Zur Brütezeit aber sucht er das Land auf, um in einer Höhle oder Röhre sein einziges Ei auszubrüten und sein Junges aufzuziehen. Es ist als ob der Vogel wisse, wie viele Feinde sein langsam wachsendes Junge hat, und als ob er darum zum Brüten und Nisten einen unterirdischen Raum aufsuche. Er hat den Willen und das Vermögen, sich seinen Bau in lockerer Erde oder weichem Gestein selber aushöhlen zu können, und das Männchen unterzieht sich gewöhnlich dieser Arbeit, denn diese

Digitized by Google

Höhlenbrüter leben meist paarweise; allein da, wo der Papagei-Taucher schon eine fertige Höhle antrifft, macht er sich dieselbe zu Nutze, vertreibt daraus den seitherigen Besitzer, also namentlich das Kaninchen, und setzt sich darin gerade so fest, wie wir dieß im vorigen Jahre bei der Schilderung der Stadt der Präriehunde von der Coquimbo-Eule gesehen haben. Das Kaninchen gibt jedoch in der Regel seinen mühsam gestoßenen Bau nicht so ohne Weiteres preis, und so kommt es denn zu Kämpfen zwischen dem Eindringling und dem rechtmäßigen Besitzer, wobei jedoch leider gewöhnlich der Papagei-Taucher den Sieg davonträgt, weil sein gewaltiger scharfer Schnabel und entschlossener Muth die überlegene Körpergröße des harmlosen Kaninchens vollständig aufwiegt. Wo aber keine Kaninchenbaue oder sonstige Höhlen vorhanden sind, da macht sich der Papagei-Taucher selber an die Arbeit, und stößt Schächte von namhafter Länge und Tiefe aus.

Der Papagei-Taucher und die Kaninchen.

Die Farör-Inseln sind ein Lieblingsaufenthalt des Papagei-Tauchers zur Brütezeit, weil der Boden an vielen Stellen weich und locker und daher leicht zu bearbeiten ist. Das Männchen ist beim Aushöhlen am emsigsten, aber auch das Weibchen betheiligt sich dabei; und der Vogel ist gewöhnlich so sehr auf seine Arbeit erpicht, daß er sich mit der Hand fangen läßt, wenn man den Arm in die Röhre streckt. Dieser Bau ist meist ungefähr drei Fuß lang, verläuft aber nicht gerade, sondern gewöhnlich in einer leichten Krümmung und ist immer mit zwei Ausgängen versehen. Das Weibchen macht kein Nest, sondern legt seine Eier auf den nackten Boden am Ende des Nestes, so daß es, obwohl anfänglich sehr schön weiß, binnen Kurzem so tief beschmutzt wird, daß man es nur selten wieder in seiner ursprünglichen Reinheit herstellen kann. Die Baue verlaufen aber auch zuweilen so tief, daß wenn ein Fremder nahe bei dem Rande der Felswand umhergeht, worauf die Papagei-Taucher brüten, er die alten Vögel unter seinen Füßen knurren hören kann vor Zorn darüber, daß sie durch die Fußtritte über ihnen gestört werden.

Das Junge dieses Vogels hat viele Feinde, welche ihm begierig nachstellen, ehe sein Schnabel noch sein volles Maß erreicht und seine Muskeln ihre ganze Kraft erlangt haben. Die alten Vögel aber vertheidigen ihr Junges wacker, und man hat manchmal beobachtet, daß sie als äußerstes Mittel den Angreifer mit dem Schnabel erfassen und sich sammt dem Feinde in's Meer hinunterstürzen. Ist der Papagei-Taucher erst einmal in den Wogen, so fühlt er sich wie in seinem heimischen Element, denn er schwimmt ausgezeichnet und taucht so behend, daß er die raschen Fische zu erhaschen im Stande ist und sie nach seinem Neste trägt. Der Feind muß daher entweder auf trockenem Boden bleiben oder den Sieg verlieren, wo nicht das Leben einbüßen, denn mit dem Papagei-Taucher können es im Wasser nur wenige Geschöpfe aufnehmen.

Verantw. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Exped. d. H." — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Hermann Lanz) in Stuttgart.

Digitized by Google

Vetter und Base.

Eine Familiengeschichte.

(Schluß.)

17.

Am andern Morgen rang die Morgendämmerung noch mit dem trüben, winterlichen Frühlichte, als der Kommerzienrath an die Thür von Roberts Zimmer pochte und ihm die Nachricht brachte, daß Pauline vermißt werde. Das Küchenmädchen hatte die Schlüssel zur Speisekammer von ihr holen wollen und Paulinens Zimmer unverschlossen, ihr Bett unberührt und auf ihrem Tischchen einen Brief gefunden, dessen Inhalt dem Oheim für alle seine Wohlthaten dankte, ihm des Mädchens Entschluß ankündigte, fürder allein ihr Fortkommen zu suchen und unter Fremden Dienste zu nehmen, und ihm noch ein herzliches Lebewohl sagte.

Robert Balder erblaßte, als er dies hörte; aber seine gewöhnliche Selbstbeherrschung und Fassung verließen ihn nicht. „Ich werde ihr nachreisen, lieber Onkel, und sie wieder hieher zurückbringen;“ sagte er entschlossen. „Ich ahne, welche Richtung sie eingeschlagen. Sie sprach früher einmal von einer Freundin in Frankfurt, die ihr eine Stelle als Ladenmädchen verschaffen könnte. Pauline wird meine Frau — sie oder keine; das habe ich mir gelobt, und was ich recht will, das weiß ich auch zu erreichen. Wann geht der Schnellzug in der Richtung nach Frankfurt?“

Der Kommerzienrath nannte die Zeit — es waren noch mehr als zwei Stunden bis dahin. „Weißt Du was, Robert, ich begleite Dich;“ sagte er, „ich will einen Theil meiner Schuld gegen Dich abtragen.“

„Ich nehme es mit Dank an und erwarte Dich auf dem Bahnhofe, lieber Onkel; die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Pauline mit dem ersten Morgenzuge abgereist ist, der auf einer Kreuzung eine Stunde hält, und den wir mit dem Schnellzuge noch überholen.

Als Onkel Balder auf den Bahnhof kam, trat ihm Robert schon im unscheinbaren Reiseanzug entgegen, den Mantel im Arme, ein kleines Reisetäschchen an der Hand, den niedrigen Hut auf dem Kopfe. „Ich habe die Spur unseres kleinen Flüchtlings bereits durch den Telegraphen ermittelt,“ sagte er mit einem ruhigen, zufriedenen Lächeln; „meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; sie ist auf dem Wege nach Frankfurt, wohin wir noch vor ihr kommen werden. In N. holt der Schnellzug den Güterzug ein, und dann kommt Pauline entweder auf unsern Zug oder ich begebe mich auf den ihrigen, und Sie erwarten mich dann in diesem Falle zu Frankfurt auf dem — — Bahnhof, den Sie vor uns erreichen.“

Zu N. hielt schon der andere Zug, als der Schnellzug daher brauste, und mit einem Satz war Robert an der Seite des Zugmeisters, dessen Dienste er rasch zu gewinnen wußte. Diesen neben sich stand er abseits auf dem Perron, als die Passagiere den Wartsaal verließen. Die Gesuchte war nicht darunter. Der Zugmeister des Schnellzuges überantwortete Robert seinem Kollegen vom Güterzuge, und während der Schnellzug weiter brauste, machte Robert diesen mit seinem Anliegen bekannt und dienstwillig. Der Zugmeister ging langsam die ganze Wagenreihe entlang und blickte in jeden Wagen aufmerksam hinein. Endlich schloß er eine Thüre auf: Robert in seinen Shawl und Mantel verhüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, stieg ein, als das Signal „fertig!“ gegeben wurde; die Thüre ward hinter ihm zugeschlagen und er saß in einer Abtheilung dritter Klasse Paulinen gegenüber. Sie erblaßte und bebte zusammen, er aber hub nach dem freundlichsten Gruße an: „Sie sind fortgegangen, liebes Bäschen, ohne mir Zeit und Gelegenheit zu meiner Entschul-

Digitized by Google

digung zu gönnen. Aber Sie werden mir nun ein williges Gehör nicht versagen, wenn ich Sie um Verzeihung bitten will. Sie sind mir davon gelaufen, aber Sie werden es gerechtfertigt finden, wenn ich Sie verfolgte, denn wir kamen ja überein, des Oheims Haus solle keines von uns ohne das andere verlassen. Ich bin ein Mann, liebe Pauline, und muß mein Wort halten; darf ich nun reden?"

Sie konnte es ihm nicht wehren, und die Logik seiner Neigung überwog bald alle ihre Bedenken. Ehe sie eine halbe Stunde lang mit einander gefahren waren, bemerkten die Mitreisenden, daß sie sich herzlich die Hand reichten, und daß der fremde Herr die ihrigen an seine Lippen zog. Und als sie in Frankfurt ausstiegen und sich der Barriere näherten, wo das Gepäck ausgegeben wurde, sah sich Pauline zu ihrer größten Ueberraschung dem Onkel Gottfried gegenüber und wollte erschrocken ihren Arm aus demjenigen ihres Begleiters ziehen.

„Nun, Kinder, seyd Ihr wieder einig?" fragte der Kommerzienrath.

„Für das ganze Leben, lieber Onkel!" sagte Robert. „Meine liebe süße Pauline hat mir Alles verziehen und mir nur die Bedingung gestellt, daß wir in Stocksheim bleiben und nicht in die Villa Balder ziehen. Das geschieht aber nicht, denn ich habe das hübsche kleine Gartenhaus von Klobe neben der Fabrik sammt Grundstück erworben, und gedenke mein liebes Frauchen dort einzurichten."

Am Abend des folgenden Tages kehrten die drei Leutchen wohlbehalten nach Stocksheim zurück, und man feierte noch am selben Abend auf der Fabrik die Verlobung der beiden jungen Paare im engsten Kreise. Alle waren seelenvergnügt, bis auf Tante Balder, die trüb und finster dreinblickte und einsilbig war.

„Meine liebe Frau und ihr, meine beiden erwachsenen Töchter," sagte Herr Gottfried Balder unter Anderm an diesem Abende; „Ihr habt der guten Pauline wahrlich viel Unbill abzubitten. Aber Ihr müßt es desto williger thun, da sich das Schicksal mit solch' deutlicher Gunst des armen Landmädchens angenommen hat. Es heißt in der Schrift: ‚Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.' Was Euch beiden anspruchsvollen Fräulein trotz Eurer gerühmten Bildung nicht gelang, nämlich das Herz Eures Vetters zu rühren, das hat das einfache Bäschen vom Lande zu Stande gebracht."

„Das hat seinen guten Grund, lieber Onkel!" erwiderte Robert. „Ich bin zu weit herumgekommen unter den Menschen, um nicht zu wissen, daß wer solch' einen Edelstein kaufen will, besser thut, ihn im ungeschliffenen Zustande zu nehmen und nach seinem Geschmack schleifen und fassen zu lassen, denn — nichts für ungut meine schönen Cousinen! — ich habe der Edelsteine schon viele gesehen, aber Schliff und Fassung waren nicht immer nach meinem Geschmack. Und der innere Werth dieses Juwels hier, der mich auf den ersten Blick anmuthete, erhielt mich consequent in meiner Werthschätzung für das unbeachtete Bäschen vom Lande, unsere kleine Aschenbrödel Pauline!"

18.

Der gemeinschaftlichen Verlobung der beiden jungen Paare folgte in wenigen Wochen auch die Doppelhochzeit, welche im engsten Familienkreise gefeiert wurde. Rudolph's Eltern und Geschwister und Paulinens Geschwister waren anwesend und theilten die allgemeine Freude, von welcher sich nur die Kommerzienräthin auszuschließen schien. Die einzigen fremden, das heißt nicht zu der Familie selbst gehörenden Gäste waren ein Herr van Haan und seine Frau, die nunmehrigen Bewohner und jetzigen Eigenthümer der Villa Balder auf dem Morgenbühl. Hendrik van Haan, ein Jugendfreund und Schulgefährte von Robert Balder, war vor einigen Monaten etwas leberleidend aus den Kolonieen zurückgekehrt mit seiner jungen Frau, welche das Kind eines europäischen Vaters und einer malayischen Mutter war. Die eigenthümliche, beinahe wilde Schönheit und der ausgezeichnete Wuchs dieses Mädchens hatten den jungen rei-

Digitized by Google

chen Kaufherrn nicht minder zu ihr hingezogen als ihre Munterkeit, ihr Geist und ihr Reichthum; aber wie ihm schon die vornehme Welt von Samarang jene Verbindung mit dem Liplap-Mädchen nicht vergeben hatte, so schien auch die gute Gesellschaft seiner Vaterstadt Herrn van Haan eine solche Mißheirath nicht zu verzeihen, und er hatte sich daher nach Stocksheim übersiedelt, wo ihm und seiner wirklich liebenswürdigen, wenn auch etwas fremdartigen Frau derartige Vorurtheile nicht begegneten. Wenigstens wurde dieses Ehepaar in denjenigen geselligen Kreisen, welche es aufsuchte, bald allgemein beliebt, und da Herr van Haan reich war und eine gewisse Ostentation liebte, so wurde die Villa auf dem Morgenbühl bald wieder der Schauplatz allerliebster kleiner Feste, denen es nie an Gästen fehlte.

Nur drei Personen wurden bei diesen großen Soireen nie gesehen: die Kommerzienräthin und Robert Balder mit seiner jungen Frau. Mied die Kommerzienräthin diese Kreise jetzt aus Mißmuth oder Neid, so war bei Robert und Paulinen ein anderes Motiv: sie liebten sich zu innig, um in einem größeren geselligen Kreise sich behaglich zu finden. Robert hatte keine Freude an der hohen Prunksucht, dem Materialismus und Genußleben, welchem die wohlhabenderen Kaufleute und Fabrikanten von Stocksheim huldigten; seine höheren, geistigen und intellektuellen Bestrebungen fanden in diesem Kreise nur wenig Befriedigung und nur wenige gleichgestimmte Genossen; diese letzteren fesselte er an sich, und bildete mit ihnen einen engern geistigeren Kreis, welchem auch Rudolph und Henriette sich anschlossen. Die Geldaristokratie von Stocksheim lächelte und spöttelte darüber, und nannte das Robert Balder'sche Haus ein bureau d'esprit, allein Robert war reich und unabhängig, und so mußte man ihn gewähren lassen. Ohnedem hatte er, ohne irgendwie zu verletzen, eine gewisse Entschiedenheit und Energie in seinem ganzen Gebahren, welche genug bekundete, daß ihm an dem Urtheil der blinden Menge wenig genug gelegen war, und daß er allfällig auch sich selber genügen konnte. Mit dem sogenannten bureau d'esprit hatte es aber eine eigene Bewandtniß. Man glaube ja nicht, daß in diesem geselligen Kreise ein gelehrter, ausschließlicher Dünkel, eine Schaustellung von höchster Bildung und ungemessensten ästhetischen Ansprüchen herrschten. Im Gegentheil, es waren nur einige wenige tüchtige Männer, welche sich mit Nutzen in der Welt umgesehen, und vom Leben etwas mehr gelernt hatten, als ein gieriges Haschen nach dessen sinnlichen Genüssen: Männer, welche, wenn sie am Tage in ihren Schulen, Fabriken, Laboratorien und Comptoirs ihr Tagewerk redlich gethan hatten, am Abend und in den sonstigen Mußestunden auch den höheren Interessen der Menschheit und der Civilisation Theilnahme schenkten. Es waren keine gelehrten Damen, keine schriftstellernden Blaustrümpfe, sondern einfache, liebe wackere Hausfrauen, welche für ihre Mußestunden eine andere Unterhaltung suchten, als Stadtklatsch und Moden, — Frauen, denen ein ernstes Gespräch über Fragen der Zeit und humane oder patriotische Bestrebungen lieber war, als das Scherbengericht über eine Nachbarin, und denen ein gutes Buch mehr Genuß und Freude bereitete, als ein neues Seidenkleid, eine neue Garnitur Möbeln, eine Juwelenparure oder ein silbernes Theeservice. Es war mit Einem Worte ein Kreis von Männern und Frauen, welche von der Ueberzeugung beseelt waren, daß der echte Lebensgenuß weder in dem Besuch rauschender Feste und üppiger Gelage, noch im raffinirtesten häuslichen Comfort und Luxus, noch im Zurschautragen übertriebenster Toiletten und in der künstlichsten Steigerung aller Ansprüche, noch endlich gar im Ueberstrahlen Anderer bestehe; sondern daß gerade eine gewisse Gleichgültigkeit gegen diese Aeußerlichkeiten und ein freiwilliges Verzichten darauf nothwendig sey, um den Genuß des Schönen und Erhabenen in der Natur und den verschiedenen Künsten zu einem vollständigen zu machen. Ein einfacher Thee oder ein häusliches Mahl, dessen Grenzen ohne alle Abrede niemals überschritten wurden, vereinigte die befreundeten Fa-

Digitized by Google

milien heute in diesem, morgen in einem andern Hause; man las mit einander die besten Erscheinungen der Tagesliteratur, oder die hervorragendsten Erzeugnisse der besten Geister aller Zeiten, und besprach sich über dieselben im zwanglosesten Austausch. Man erörterte politische, sociale und volkswirthschaftliche Zeitfragen, und besteuerte sich nach Maßgabe der eigenen Mittel, um gemeinnützige, patriotische oder humane Zwecke zu fördern. Jeder fühlte, daß diese Art von Geselligkeit, welche die Frauen höher hob, das sicherste Mittel sei, sie jenem eitlen, frivolen Treiben, jenem zügellosen Luxus und jener unersättlichen Gier nach äußerlicher Geltendmachung und nach materiellen Genüssen ferne zu halten, welche der Fluch unserer Zeit sind, und durch die Verderbniß der Mütter auch den Ruin der künftigen Generationen vorbereiten. Und so hatte die anfangs nur sehr kleine Zahl der Mitglieder des bureau d'esprit gar bald die Genugthuung, zu sehen, daß ihr Kreis sich erweiterte, weil auch von anderer Seite her das Zweckmäßige und innerlich Gesunde und Vernünftige ihres Gebahrens erkannt wurde.

Zu den wirklich überzeugten Neubekehrten dieses Kreises gehörte insbesondere Henriette. Seit ihrer Verheirathung war sie wie umgewandelt, und in der ersten Zeit nicht fähig, selber den richtigen Standpunkt und die wahre goldene Mittelstraße zu finden, ließ sie sich angelegen sein, Paulinen in Allem nachzuahmen. Allerdings war das Bäschen vom Lande in diesem Kreise auch die bedeutendste Frau; obschon nur in einer einfachen Landschule gebildet, besaß sie eine gute und gründliche Erziehung, welche sie bei ihrem lebhaften Geist, glücklichen Verstand und raschen Fassungsvermögen in den Stand setzte, alles schnell zu ergreifen, zu begreifen und innig festzuhalten, was sie interessirte und ihr des Ergreifens werth erschien. Dazu war ihr Gemüth so schlicht und gesund, so weich und stark zugleich, so gerade und ehrlich, daß sie alles von sich abwies, was ihr nicht geeignet erschien zur inneren Fortbildung und Selbstvervollkommnung, oder was ihren feinen Sinn für Recht, Sittlichkeit und Schicklichkeit verletzte. Ihre Einbildungskraft war nicht verdorben durch Romanlektüre, ihr sittliches Urtheil nicht verkümmert durch die laxe Moral französischer Dramen; ihr Pflichtgefühl nicht beeinträchtigt durch falsche einseitige Begriffe von den vermeintlichen höheren Rechten der Frauen. Still und anspruchslos, milde und ordnend waltete sie in ihrem häuslichen Kreise, und that sich etwas darauf zu gut, nur Kleider und Putz zu tragen, die sie selber verfertigt, und sich kindlich zu freuen, wenn ihrem Gatten oder ihren Gästen Speisen mundeten, die sie selber bereitet hatte. Und da sie nie eine Minute müßig war und ihre Zeit mit umsichtiger Gewissenhaftigkeit nützte und eintheilte, so wußte sie auch die Aufgabe zu lösen, ihren Pflichten als Hausfrau vollständig zu genügen und doch mit Eifer und Erfolg an ihrer geistigen Vervollkommnung zu arbeiten und die versäumte Schulung nachzuholen. Und wer dieses reizende junge Frauchen so einfach und bescheiden, wirthlich und traulich in seinem Heimwesen walten sah, das reiche Haar schlicht gescheitelt und nur mit einer Schleife von Seidenband aufgesteckt, die zierliche feine mittelgroße Gestalt von einem einfachen, kornblumenblauen Wollkleid umfangen, Seelenfrieden auf der Stirne, die schönen großen sprechenden Augen und den vollen kußlichen Mund von einem Lächeln verklärt, der mußte sich gestehen, daß er sich kein Bild von vollendeterer Anmuth denken konnte, und dem hätte wohl kein Fremder geglaubt, wenn er sie diesem als die Besitzerin einer halben Million bezeichnet hätte.

Robert war wirklich glücklich und je länger desto mehr zufrieden mit seiner Wahl. Sein einfacher ernster Sinn, welcher doch wiederum einer glücklichen Beimischung von gesundem Humor nicht entbehrte, fand in Paulinen eine gleichgestimmte Seele. Seine bescheidenen Ansprüche an die gewöhnlichen sinnlichen Lebensgenüsse, sein Geizen mit der Zeit wie mit dem Gelde, das er lieber für höhere geistige und Kunstgenüsse wie Gemälde, Bücher, Reisen

Digitized by Google

Musik ꝛc., als für Möbeln und Toilette verausgabte, sein Sinn für ein häusliches und Familienleben fanden bei dieser Frau, die sich in Allem so innig und vertrauensvoll seinen Wünschen und Ansichten anschmiegte, eine Befriedigung, welche er an der Seite einer unter anderen Verhältnissen aufgewachsenen Frau wohl nie gefunden haben würde. Und Rudolph, welcher mit Spannung dieses Treiben und diese holde Häuslichkeit des Vetters verfolgte, unterließ es nicht, dieselbe nachzuahmen und auch Henrietten als Musterbild eines traulichen Ehestandes zur Nacheiferung zu empfehlen, was diese sich auch ohne Neid oder Aerger gefallen ließ.

Die Zeitereignisse waren an den Bewohnern von Stocksheim nicht vorübergegangen, ohne einige erschütternde Katastrophen über einzelne Fabrikherren, Bankiers und andere seither beneidete Spitzen der kaufmännischen Welt zu verhängen. Es waren meist solche, die in ihrer Lebensweise einen auffallenden Luxus entfaltet und ihren Frauen ein unbeschränktes üppiges Genußleben verstattet hatten. Diese Beispiele gingen Henrietten nicht verloren, sondern spiegelten ihr warnend das Schicksal vor, welches ihren Eltern und Geschwistern gedroht haben würde, wenn nicht Roberts rasches und energisches Eingreifen den Schlag abgewandt hätte. Sie war daher dem Vetter zu großem, aufrichtigem Danke verbunden, und bethätigte diesen besonders dadurch, daß sie ihn und seine Handlungsweise zu einem stillen Vorbilde nahm. Henriette hatte sich durch ihre Liebe zu Rudolph, durch das Nachdenken über des Vaters drohenden Ruin und durch ihre Heirath ganz von den Ansichten und Einflüssen ihrer Mutter emancipirt und diese Lossagung war eine um so innigere, als die Kommerzienräthin, getäuscht in ihren Hoffnungen und Plänen hinsichtlich der Zukunft Henriettens und im Herzen noch dem Neffen Rudolph grollend wegen der Täuschung, die er sich mit ihr erlaubt hatte, nur selten in der Wohnung ihrer Tochter erschien oder mit dieser verkehrte.

Die Kommerzienräthin war überhaupt die einzige, welcher die rettende That Roberts kein Glück und keinen Segen brachte. Während Herr Gottfried Balder wie verjüngt umherging und sich der rührigsten Thätigkeit freute, welche in seinem Etablissement sich geltend machte; während er mit Stolz auf die tüchtige und erfolgreiche Hülfe blickte, welche ihm Robert und Rudolph leisteten, und entzückt war über den neuen lebhaften Aufschwung, den sein Geschäft nun unter diesen Verhältnissen nach der Krise nahm, — schien all dieser Erfolg den entgegengesetzten Einfluß auf seine Gattin zu äußern. Die arme Frau konnte es nicht ertragen, daß sie so von ihrer Höhe und aus ihrem Glanze herunter zu steigen gezwungen worden war. Ihr Herz hing mehr an den eitlen Flittern der Vergangenheit, als an dem wahren Wohl der Ihrigen. Verbittert und angewidert zog sie sich in die engste Einsamkeit zurück und verharrte in düsterm, dumpfem Hinbrüten, aus dem kein liebevoller Zuspruch sie aufrassen konnte. Vielleicht arbeiteten Reue und Selbstvorwürfe in ihrem Gemüthe, und sie wollte diese übertäuben durch die Selbstverbitterung, die sie in sich nährte. Sie haßte Robert und verachtete Rudolph; sie mißgönnte Paulinen ihr jetziges Lebensglück und betrachtete Henriettens Heirath als eine Selbsterniedrigung. So zog sie eine unübersteigliche Kluft von Eis und Froststarre um sich her, und verzehrte sich in dieser Einsamkeit und Vergällung. Von Monat zu Monat ward sie stumpfer und menschenscheuer; weder ärztlicher Rath noch geistlicher Zuspruch konnten diese Hypochondrie lindern, der endlich ein jäher Herzschlag ein Ziel steckte. Kaum vermißt und doch deßhalb vielleicht um so tiefer beklagt, starb die Kommerzienräthin wenige Tage nachdem Henriettens Erstgeborener getauft worden war. Ida hatte schon seit Henriettens und Paulinens Verheirathung das Hauswesen geführt, und unter den günstigen Einflüssen der Pfarrerin von Erlau ihren früheren Neigungen entsagt und sich nach Kräften nützlich zu machen gesucht, um die einstige Schuld zu sühnen. Auch sie hatte sich

Digitized by Google

das Bäschen vom Lande zum Vorbild genommen und von Paulinen Vieles gelernt. Jetzt war Pauline sogar ihre Vertraute bei einem kleinen Herzens-Geheimniß. Ida hatte damals im Pfarrhofe zu Erlau einen jungen Arzt kennen gelernt, der ein entfernter Verwandter des Pfarrers und ein lieber Hausfreund dieser Familie war. Dr. Landau hatte sich des bekümmerten, trauernden Mädchens, auf welchem ein Herzenskummer zu lasten schien, mit einer um so lebhafteren Theilnahme als Arzt und Hausfreund angenommen, je mehr er den Pfarrer und seine Gattin beeifert sah, Ida zu beruhigen und aufzuheitern. Ida's wundes Herz, das sich so eben von einem Irrthum erholen mußte, und das Bild jenes unwürdigen Abenteurers wie einen Giftstoff ausstoßen wollte, war für die Annäherung des sanften, geistvollen, sinnigen jungen Arztes gar nicht unempfänglich geblieben, und der Körper- und Gemüthsarzt hatte auch in ihrem Herzen ein ungewöhnlich trauliches und einstweilen noch heimliches Plätzchen erobert. Die Trennung hatte dann Ida's Wohlwollen und Dankbarkeit eher noch gesteigert, der Briefwechsel zwischen beiden einen erst maßvollen und zurückhaltenden, dann aber innigeren Austausch von Ansichten, Gefühlen und Gedanken zu Stande gebracht. Mit einem Worte: seit einem halben Jahre liebten sich Dr. Landau und Ida innigst und nur Pauline und die Pfarrerin von Erlau wußten um dieses Geheimniß. Die Schwermuth der Mutter und die materiellen Verhältnisse des Vaters ließen es Ida räthlich erscheinen, ihr stilles Glück einstweilen den Eltern zu verschweigen. War doch ohnehin vorauszusehen, daß die Mutter diese Verbindung nicht billigen werde. Jetzt aber, nach dem Tode der Kommerzienräthin, drang der Doctor in Ida, sich ihrem Vater anzuvertrauen oder ihm zu gestatten, daß er bei dem Kommerzienrath um sie freie. Ida sah sich in einer peinlichen Alternative; aber ihr Gefühl trieb sie an, die Lösung dieser Frage Paulinen anheimzugeben. Sie wollte der Familie weder ihre Hülfe und Nähe entziehen, weil die Führung der Haushaltung ja nur allein auf ihren Schultern lag, noch dem Vater für ihre Ausstattung ein Opfer zumuthen, welches ihm vielleicht gerade in diesem Augenblick ungelegen kam; und doch liebte sie den jungen Doktor innigst, und sein Wunsch nach einer Vereinigung fand ein lebhaftes Echo in ihrer eigenen Brust. Dieß alles gestand sie nun Paulinen, und diese, welche nie auch nur den Schatten einer Heimlichkeit vor ihrem Gatten hatte, sprach mit Robert darüber.

„Ich möchte der armen Ida so gerne helfen, mein lieber Freund," sagte sie; „aber wie sehr ich mich auch über Mittel und Wege besonnen oder abgequält, so sehe ich nur einen einzigen ausführbaren vor mir, und diesen kann ich nicht einschlagen ohne Deine Beihülfe, mein theurer Robert!"

„Rede, mein Herzchen!" sagte er neugierig, „Deine Vorschläge sind immer beachtenswerth!"

„Du sagtest neulich, Herr van Haan wünsche die Villa zu kaufen," entgegnete Pauline. „Falls er sie nun nach ihrem wahren Werthe bezahlt und Du, mein liebes Männchen in die Veräußerung willigst, und den Mehrerlös über den Schätzungswerth dem Oheim Gottfried zustellst als Mitgift für Ida, so ist die eine Schwierigkeit schon gelöst, und über die andere werden wir auch hinüber kommen. Ich werde nämlich mit Henrietten reden, daß sie ihrem Papa den Vorschlag mache, zu ihr zu ziehen, die jüngeren Geschwister, deren Erziehung doch einmal einigermaßen verwahrlost ist, der Pfarrerin zu Erlau zu übergeben, und seine eigene Haushaltung bis dahin aufzugeben, wo die beiden jüngeren Mädchen so weit herangewachsen sind, daß sie wieder in's Elternhaus zurückkehren; — und wenn ich dann Henrietten für meine Idee gewonnen habe, so wollen wir beide zum Oheim Kommerzienrath gehen, ihm die Sache vortragen und dem Doctor Landau vorarbeiten, und ich müßte den Onkel nicht kennen, wenn er nicht am Ende einwilligte."

Robert umarmte lächelnd seine junge Frau, welcher er gerade in ihrem jetzigen Zustande interessanter Hoffnungen um so weniger etwas

Digitized by Google

abschlagen konnte, und gab ihr seine volle Zustimmung zu erkennen. Pauline aber führte ihr Vorhaben sogleich auch aus, und der in allen Theilen verwirklichte Plan machte zwei Glückliche mehr, die Paulinen die Erfüllung ihrer höchsten Erdenwünsche verdankten und den guten Genius segneten, welcher der Familie Balder in Pauline Hain, dem Bäschen vom Lande, ins Haus gekommen war.

Heute, wo wir die Geschichte beendigen, ist der Kommerzienrath wieder im Vollbesitze seines Vermögens und hat die freie Verfügung über das ganze bedeutend erweiterte Etablissement, aber seine Neffen Robert und Rudolph stehen ihm nun als Associés zu Seite und helfen ihm das ausgedehnte Geschäft mit Umsicht und seltenem Erfolg betreiben, und auf den einfachen biederen Leuten ruht ein sichtlicher Segen von oben, geschaffen von dem gemeinsamen gedeihlichen Zusammenwirken von Vetter und Bäse, die nun ein solch glückliches Paar sind.

Otfrid Mylius.

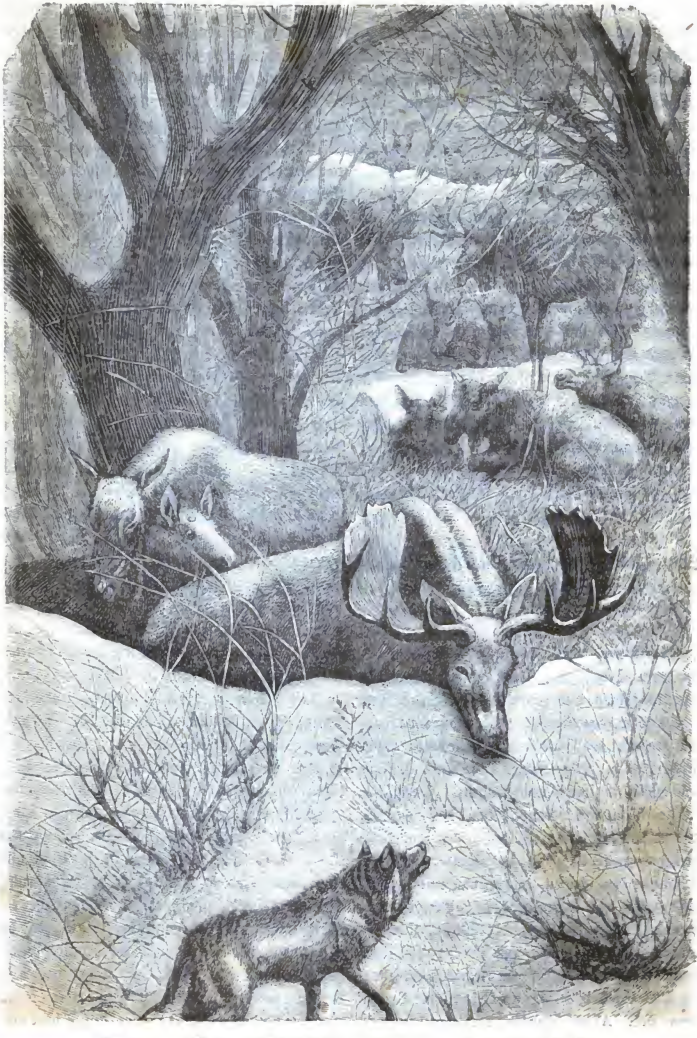
Ein sogen. „Hof" von nordamerikanischen Elennthieren.

(Mit Bild auf S. 328.)

Wenn wir unsere lieben Leser dießmal in den tiefen Schnee und Frost eines canadischen Winters führen und ihnen das umstehende Bild zeigen, so werden sie sich einigermaßen verwundert fragen, was denn diese kolossalen Elchhirsche hier in der seltsamen Lage thun und wie diese Wölfe in ihre Nähe kommen. Da müssen wir denn zunächst vorausschicken, daß zwei von den nordamerikanischen Hirschen die sonderbare Gewohnheit haben, sich im Winter eine Art Behausung zu schaffen, welche man einen „Hof" heißt, und sich darin vor den Verfolgungen ihrer erbittertsten Feinde, der Wölfe, sicher zu stellen. Und ein solcher Hof ist es, von dem wir auf umstehendem Bild ein kleines Stück sehen.

Das Elch oder Elennthier, der Cervus alces oder Alces malchis der Naturforscher, die größte unter den Hirscharten der heutigen Schöpfung, bewohnt nämlich die nördlichen Theile von Amerika oder Europa und ist daher ein Thier, das eine strenge Kälte auszuhalten vermag. Das Elch, von welchem wir schon im vorigen Jahrgang der Hausmannskost (1865, S. 190) gehandelt, ist ein sehr großes Thier von gewaltiger Stärke (es ist zuweilen an den Schultern volle sieben Fuß hoch, was beiläufig gesagt sogar die ungefähre Höhe eines mittleren Elephanten ist), aber es hat doch sehr viele Feinde, und der Mensch wie die verschiedenen Raubthiere stellen ihm geflissentlich und erbittert nach. Zur Sommerszeit kann sich das Elch seiner Feinde auch leicht erwehren, aber im Winter setzen ihm mancherlei Gefahren zu. In der hohen nordischen Heimath dieses Thieres fällt der Schnee so dicht, daß der Bewohner eines milderen Klimas sich kaum einen Begriff von den Ergebnissen eines derartigen Schneesturmes machen kann. Die Erdoberfläche gewinnt dann ein ganz verändertes Aussehen; die sonst wohlbekannten Vertiefungen und Abgründe sind verschwunden und von Schneewehen zugedeckt; wo sonst eine ganz flache Ebene war, da erheben sich jetzt weiße Hügel; wo leichte Abhänge sind, da starren Wälle auf Wälle hinter einander, wie wenn man Festungswerke hätte nachahmen wollen, und der heftige Wind schneidet ihre Kanten und Winkel so scharf und gerade ab, als wären sie durch sorgsamen menschlichen Kunstfleiß entstanden. Während der strengen Fröste droht dem Elch nur wenig Gefahr, weil es über die hartgefrorene Fläche mit einer ziemlichen Geschwindigkeit, obschon immer in einer unbehülflichen linkischen Gangart, hineilen kann. Sein gewöhnlicher Gang ist ein schaukelnder Trott, aber diese Bewegung ist so leicht und seine Beine sind so lang, daß das Elch ruhig über Hindernisse hinwegtrabt, über welche ein Pferd nicht leicht hinwegsetzen könnte, da die überfrorene Schneedecke zwar die behende Bewegung des trabenden Elchs gut trägt, das Aufprallen des springenden Pferdes aber dessen Beine sicher bis zum Bauch in den Schnee ver-

Digitized by Google



Ein sogen. „Ho!“ von nordamerikanischen Elennthieren. (Mit Text auf S. 327.)

Digitized by Google

Die Abgründe des Monte-Rosa, vom Paß des Monte Moro aus gesehen. (Mit Text auf S. 331.)

Digitized by Google

graben würde. Als ein Beispiel von dem sonderbaren Trab dieses Thieres wollen wir unseren lieben Lesern nur anführen, daß man bei einer Gelegenheit ein Elch ununterbrochen über eine Reihe gefallener Baumstämme, von denen manche einen Durchmesser von fünf Fuß hatten, hinwegtraben sah.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die gespaltenen Hufe des Elchs sich weit ausbreiten, wenn dasselbe den Fuß auf den Boden setzt, und dann mit einem lauten Klaps wieder zusammenschlagen, sobald der Fuß wieder erhoben wird. In Folge dieser Eigenthümlichkeit hat das laufende Elch eine sehr geräuschvolle Gangart, denn die klatschenden Laute der Hufe folgen einander in ununterbrochener Reihe.

Der Mangel an Nahrung bringt manchmal das Elch in Gefahr; allein der Instinkt lehrt das Thier, durch Hinwegräumen des Schnees die Flechten ausfindig zu machen, von denen es hauptsächlich lebt. Dagegen haben die fleischfressenden Thiere im Winter einen wüthenden Hunger und bekommen aus Noth immer verzweiflungsvollen Muth, den sie zu anderen Zeiten nicht haben. So lange der strenge Frost andauert, macht sich jedoch das Elch wenig aus derartigen Feinden, da es auch ihrer hartnäckigsten Verfolgung durch die Schnelligkeit seiner Beine leicht entgehen oder denselben einen erbitterten Widerstand leisten kann, wenn es sich zufällig an einer Stelle befinden sollte, wo ein Entfliehen nicht möglich ist. Wölfe und andere reißende Vierfüßler greifen auch nicht gerne ein Thier an, dessen Fell so dick und zähe ist, daß es im gegerbten Zustande einer gewöhnlichen Pistolenkugel widersteht, und das überdem eine ganz besondere Vorliebe hat, mit seinen mächtigen Vorderbeinen gefährliche Streiche auszutheilen, seinen Gegner damit niederzuschlagen und dann mit den schweren harten Hufen so lange auf ihm herum zu trampeln, bis er todt ist.

Wann aber nachgerade mildere Witterung einbricht, ist das Elch in beständiger Gefahr. Die warme Sonne fällt auf den Schnee und erzeugt eine ziemlich merkwürdige Wirkung. Die gefrorne Oberfläche schmilzt nämlich nur theilweise, das Wasser sickert durch den darunter liegenden Schnee, welcher nun unter der Eiskruste zusammensinkt und einen bedeutenden Zwischenraum zwischen beiden läßt. Die Eiskruste, wie man die gefrorne Oberfläche mit dem technischen Ausdruck nennt, ist nun gerade stark genug, um das Gewicht verhältnißmäßig kleiner Thiere, wie z. B. Wölfe, zu tragen, namentlich wenn dieselben schnell darüber hinlaufen; allein unter dem ungeheuren Gewicht des Elchs bricht die Kruste ein und dieses sinkt bei jedem Schritte bis an den Bauch ein. Die Wölfe haben nun vor dem Elch einen bedeutenden Vortheil voraus, denn sie können es ohne die geringste Schwierigkeit einholen, und wenn es ihnen gelingt, das Thier im Schnee zum Stehen zu bringen, so ist sein Schicksal besiegelt. Sie kümmern sich dann wenig um die weitklafternden ästigen Schaufeln, sondern springen dem festgemachten und verschüchterten Thiere, dessen gefürchtete Vorderfüße nun machtlos sind, an die Kehle und würgen es durch die Uebermacht bald zu Tode. Auch der Mensch macht sich diesen Zustand des Schnees zu Nutze, bedient sich der Schneeschuhe und läuft über die leichte zerbrechliche Kruste mit vollkommener Sicherheit dahin. So oft daher ein Elch im Schnee draußen sich herumtreibt, ist es vielen Gefahren ausgesetzt, und um diese zu vermeiden, bereitet es sich jene seltsame Art von Winterwohnung, welche man einen „Elch-Hof" nennt. Diese Winterheimath ist von sehr einfacher Bauart, denn sie besteht aus einem ziemlich großen Stück Bodenfläche, worauf der Schnee durch beständiges Daraufstreten so zusammengetrampelt ist, daß er zu gleicher Zeit eine harte Oberfläche bildet, auf welcher das Thier gehen, und eine Art Befestigung, worin es sicher wohnen kann. Es ist jedoch nicht der ganze Flächenraum zu Einem gleichmäßigen Niveau niedergetreten, sondern der „Hof" besteht aus einem Netzwerk von Gängen oder Wegen, durch welche das Thier mit Leichtigkeit passiren kann. Das Elch verläßt sich auf die Sicherheit seines Hofes so sehr,

Digitized by Google

daß es kaum jemals zu bewegen ist, seine Feste im Schnee zu verlassen und sich in das Freie hinauszuwagen. Diese Gewohnheit macht es auch ganz sicher vor den Angriffen der Wölfe, welche um die Außenseite des Hofes herumstreichen, aber sich nicht hineinwagen dürfen. Allein dieses Mittel, welches das Elch vor dem einen Feinde schützt, begünstigt zum Unglück für dasselbe gerade seine Verfolgung durch einen andern Feind. Wenn es nämlich einem Jäger gelingt, einen derartigen Elchhof ausfindig zu machen, so ist er seiner Beute sicher; denn die Thiere wagen sich nur selten aus dem Bereich des schneeigen Geheges heraus, und die Büchsenkugel streckt sie bald als hülflose Opfer nieder.

Wie wir jedoch schon oben bemerkt haben, ist das Elch nicht das einzige Thier, welches solche merkwürdige Befestigungen anlegt. Auch der Wapiti-Hirsch (den der amerikanische Waidmann ebenfalls Elk nennt, während das echte Elenn bei ihm Mushirsch heißt), der Cervus canadensis der Naturforscher, welcher an Größe dicht hinter dem Elenn steht, tritt im Winter oft zu starken Rudeln zusammen und legt dann ein solches gemeinsames Heimwesen an. Man kennt Fälle, wo einer dieser Höfe einen Durchmesser von nahezu einer deutschen Meile hatte, und ein vollkommenes Netzwerk in den Schnee eingetretener Pfade bildete. Der unbetretene Schnee ist in der That so tief, daß wenn die Thiere auf den eingetretenen Pfaden herumlaufen, ihre hohen Rücken nicht über die Schneefläche emporragen. Allein ein solcher Hof ist trotz seiner riesigen Größe doch gar kein solch augenfälliger Gegenstand, und ein Neuling kann aus Entfernung von 500 oder 1000 Schritten gerade in dieser Richtung hinblicken, ohne die zahlreichen Wege darin gewahr zu werden. Diejenigen unserer lieben Leser, welche schon eine unserer neueren Festungen besucht und die verschiedenen Rasenböschungen anscheinend ununterbrochen gesehen haben, obschon sie von tiefen Gräben durchschnitten sind, werden sich diese auffallende Thatsache leicht zu erklären vermögen.

Jedenfalls aber kennzeichnet auch diese Erscheinung, daß das Elch sich solch' eine Winterwohnung zum Schutze gegen seine Feinde macht, jene unerforschlich tiefe Weisheit und Umsicht, welche den Grundplan der belebten Schöpfung durchdringt und jedem Geschöpfe die geistigen und leiblichen Mittel ertheilt hat, sich seiner Feinde zu erwehren und deren Nachstellungen zu entziehen.

Der Monte-Rosa und seine Abgründe.

(Mit Bild auf S. 329.)

Der herrliche Gebirgsstock des Monte-Rosa steht zwar an Höhe demjenigen des Montblanc etwas nach, überragt ihn aber an großartiger Ausbildung, Massenhaftigkeit und imposanter Erscheinung weit, und ist gegenwärtig von Vergnügungs-Reisenden beinahe eben so zahlreich besucht, als der Montblanc. Erst in neuerer Zeit ist der Gebirgsstock des Monte-Rosa genauer untersucht und sind seine verschiedenen Gipfel erstiegen und gemessen worden, wozu außer dem bekannten englischen Geognosten Forbes namentlich der Elsäßer Engelhardt und die schweizerischen Alpenforscher Hirzel, Studer, Ulrich, Zumstein u. A. m. wesentlich beigetragen haben. Die neun Spitzen des Monte-Rosa, durch einen von Nord nach Süd streichenden Kamm vereinigt, ragen insgesammt mehr als 13,000 und 14,000 Fuß hoch über dem Meere in den Aether. Die höchsten dieser Spitzen liegen noch auf schweizerischem Gebiete und sind neuerdings sogar von Damen erstiegen worden. Die beiden Punkte, von wo aus sich der Monte-Rosa am imposantesten darstellt, sind der italienische Flecken Macugnaga, der zwar selber schon gegen 4000 Fuß über dem Meere liegt, aber den gewaltigen Bergstock von seinem steilsten Abfall aus zeigt, und dann das Hotel auf dem Riffelberge auf der Nordseite, welches ein ziemlich umfassendes Gesammtbild der ganzen Gletscherwelt dieses Gebirgsstockes zeigt. Eine andere Seitenansicht des Monte-Rosa, gleichsam im Profil, hat man von dem Monte-Moro-Passe

Digitized by Google

aus, einem der interessantesten Alpenpässe, welcher vor Erbauung der Simplonstraße der gewöhnliche und beinahe einzige Weg aus dem Wallis nach Mailand war und sogar zur Postbeförderung diente. Diese Ansicht vom Monte-Moro-Paß aus stellt unser umstehendes Bild dar. Wenn unsere lieben Leser bedenken, daß die Paßhöhe, der sogen. St. Petersrücken, selbst schon gegen 8400 Fuß über der Meeresfläche liegt, und daß der Bergstock des Monte-Rosa sich dennoch von hier aus so gewaltig darstellt, so mögen sie sich denken, welch' einen erhabenen und unvergeßlichen Eindruck diese Ansicht in jedem empfänglichen Gemüthe hinterlassen muß. Was unser Bild nicht geben kann, den Zauber der Beleuchtung dieser Welt von Schnee, Eis und düsterem Felsgestein, und den Blick hinunter in die Tiefe des Anzasca-Thales, zu welcher sich die Südseite des Monte-Rosa in Einer Fläche steil mehr als 8000 Fuß tief abstürzt, und die kolossale Fernsicht nach Italien hinab und namentlich nach dem Spiegel des Lago Maggiore, — das ist keine der unwichtigsten Beigaben in diesem unbeschreiblichen Naturschauspiel. Wer jemals diese Gletscherwelt und gewaltigen Schründe und Abstürze des Monte-Rosa gesehen, der wird kühn behaupten dürfen, daß außer dem Meere nichts Großartigeres, Erhabeneres und Ueberwältigenderes in der ganzen Natur zu finden ist; der wird auch begreifen, daß etwas mehr als nur eitle negative Thatkraft und müßiger Ehrgeiz den rüstigen und gebildeten Wanderer, dem die Mittel zu Gebote stehen, zu einer Besteigung jener Höhen locken, wo er dem lieben Gott gleichsam in seine Werkstätte hineinblickt.

Ein Lager von Odschibwäh-Indianern am Regenflusse.

(Mit Holzschnitt auf S. 336.)

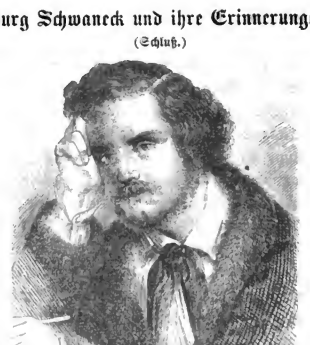
Die nordamerikanische Expedition zur Erforschung des Rothen Flusses des Nordens gelangte am Regenflusse, einem der Zuflüsse des Regensees im nördlichsten Theile des Minnesota-Gebiets, an das Lager eines Stammes von Odschibwähs, welche gerade im Begriff waren, sich ihre Wintervorräthe an Fischen und Büffelfleisch einzuthun. Dieser Stamm, von dem unaufhaltsam vordringenden Strome der weißen Ansiedler längst aus seinen ursprünglichen Wohnsitzen am Erie- und Michigan-See verdrängt, hat durch den Trang der Noth, der besten Lehrerin, in so fern schon eine gewisse Kultur angenommen, als er gegen die sonstige sorglose Gewohnheit der Indianer die Wichtigkeit begriffen hat, sich nur durch Ansammlung von Wintervorräthen vor dem Mangel und den Gefahren der Hungersnoth in dem langen, strengen nordischen Winter schützen zu können. Darum waren damals Männer wie Weiber emsigst mit Fischfang beschäftigt, wozu der Reichthum an Fischen im Regenflusse genugsam Gelegenheit bot. Auch der Jagd lagen die Krieger des Stammes eifrig ob, und neben den meisten Hütten oder Wigwams (lodges) waren Trockengerüste aufgeschlagen, woran die ausgeweideten und gespaltenen Fische oder das in Streifen geschnittene Fleisch der erlegten Hirsche und Büffel gedörrt wurden. Unser umstehendes Bild, von den Künstlern jener wissenschaftlichen Expedition nach der Natur aufgenommen, vermag von dem häuslichen Leben, der Tracht, den Sitten, den Wohnungen und dem Treiben jenes Stammes, der übrigens zu den „freundlichen" oder „zahmen" Indianern gerechnet wird, einen anschaulichen Begriff zu geben. Während die Wigwams der meisten nomadischen Stämme aus kegelförmigen Hütten bestehen, die man durch kreisförmigen Grundriß und Zusammenlehnen von rohen Stangen hergestellt hat, sah man unter den Odschibwähs schon der Mehrzahl nach zeltartige länglichte Hütten, welche die größeren Familien aufnahmen, meist mit Schilf und Baumzweigen gedeckt. Die hirschledernen selbstgemachten Kleider und die Büffeldecken waren bunten Teppichdecken und Kleidern aus grobem Tuche gewichen, und selbst der Aufputz der Männer trug nicht mehr jenes Gepräge von Wildheit,

Digitized by Google

wie bei so vielen anderen Stämmen. Nur ihre Kähne von Birkenrinde, ihre Speere, Bogen und Pfeile, deren sie sich vorzugsweise zum Fischfang und zur Jagd bedienen, waren noch von der herkömmlichen Gestalt und selbstverfertigt; aber in den meisten anderen Beziehungen sah man sie schon vertraut mit den gewerblichen Erzeugnissen der Weißen und an den Gebrauch derselben gewöhnt, sowie begierig, sich auf dem Tauschwege ihre Bedürfnisse an solchen Gegenständen von den Leuten der Expedition zu verschaffen. So haben wir denn hier einen deutlichen Beweis, daß man nicht alle Indianerstämme über Einen Kamm scheeren darf, und daß es auch unten den Rothhäuten manche Völkerschaften gibt, welche der Civilisation einigermaßen zugänglich sind, — daß nicht alle Stämme mit jenem blutdürstigen, vorurtheilsvollen Hasse zu bekriegen sind, welcher zur Ausrottung so vieler Hunderttausende von Rothhäuten geführt hat. Noch sind es kaum zwei Jahrzehnte her, daß man in den Zeitungen der Südstaaten ganz offen aussprach: „dem Schwarzen die Peitsche, der Rothhaut die Kugel," und daß diese barbarische Lehre allgemein Beifall fand. Jetzt ist die Sklaverei in Nordamerika aufgehoben und dem Schwarzen werden bürgerliche Rechte eingeräumt. Sollte man nicht jetzt auch erwarten dürfen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten etwas zum Schutze der armen Indianerstämme thue, welche der Weiße allmählig ganz aus ihren früheren Wohnsitzen vertrieben und zu jenem unsteten Wanderleben genöthigt hat, welches mit unglaublicher Schnelligkeit die Stämme aufreibt, weil namentlich die Sterblichkeit unter den Kindern so mächtig überhand nimmt, und weil der Mangel und Hunger in den strengen langen Wintern und bei dem allmähligen Verschwinden der Büffelheerden die Kopfzahl der Stämme verringert. Gewiß könnte durch richtig geleiteten redlichen Tausch- und Handelsverkehr mit und durch Ausbreitung des Christenthums und der Künste der Weißen unter den Indianern noch ein großer Theil derselben erhalten und zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht werden; und es ist erfreulich, daß man sich auch in den Nordstaaten allmählig für diese Zwecke begeistern läßt, daß wackere Männer, die unter den Rothhäuten gelebt haben, sich angelegen seyn lassen, deren Kulturfähigkeit zu verbürgen. Freilich müßten die Indianer dann nicht mit dem Abschaum der weißen Bevölkerung im fernen Westen zunächst zusammentreffen.

Burg Schwaneck und ihre Erinnerungen.

(Schluß.)



Ludwig Mich. Schwanthaler.

Wir schlendern weiter den gewundenen Pfad entlang, die Ausblicke mehren, erweitern sich, die Menge der einzelnen Bilder, welche diese Ausblicke gewähren, vervielfältigt sich, und mit einem Male erreichen wir ein Pförtchen in einem rohen Zaun von Fichtenstecken, und vor uns erhebt sich eine hohe Backsteinmauer, über welcher ein burgartiger Thurm kühn und leicht in die Lüfte sich reckt. Es ist Schwaneck, die Schöpfung des verstorbenen Bildhauers Ludwig Schwanthaler, der hier hoch über den zerrissenen Ufern der Isar sich einen kleinen Rastort gebaut hat, der eben so sehr seinem feinen Gefühl für

Digitized by Google

das Naturschöne zur Ehre gereicht, wie für die reiche künstlerische Gestaltungsgabe und das warme, schlichte, wackere Gemüth des weihevollen Meisters spricht. Ein schmaler Pfad leitet am großen Thor vorüber zu einem kleinen Steg und Ausfallpförtchen hinein; ein paar Schläge an das Pförtchen werden durch grimmiges Hundegebell beantwortet, und unter dem sich öffnenden Pförtchen erscheint eine halb ländlich gekleidete Frau und eröffnet uns auf unser Befragen, daß der Besuch der Burg Schwaneck jedem anständigen Fremden gestattet sey.

Es hat vor einigen Jahrzehnten zu den noblen Passionen reicher und vornehmer Herren gehört, sich Burgen in romanischem oder gothischem Styl zu erbauen, und sich in jene Vergötterung mittelalterlicher Kunst und Lebensanschauung zu versetzen, welche durch die sogen. romantische Schule in Dichtung und bildender Kunst in Schwang kam. Heutzutage lächelt man schier mitleidig über diese Geschmacksrichtung, und betritt, wenn man Eine dieser Burgen gesehen hat, meist mit einer etwas ironischen Stimmung die anderen, denn nur allzu oft tritt eine etwas knabenhafte Spielerei in diesen Schöpfungen zu Tage, die nichts anderes sind, als ein Nipptisch für große Kinder, für müßige, tändelnde Männer, ein Spielzeug in größerem Maßstab, gefüllt mit echten oder nachgemachten Kuriositäten, die sehr häufig ohne Wahl und Stimmung, ohne Verständniß neben einander gestellt sind. In einer derartigen Anwandlung von ironischer Erwartung, in einem halben Vorgefühle von Enttäuschung betrat ich zum ersten Mal die Burg Schwaneck, deren geringer Umfang sie zu einer der kleinsten des Mittelalters gemacht haben würde. Ich wußte, daß der verstorbene Schwanthaler mit der ganzen Elite der Münchener Künstlerschaar aus den Zwanziger und Dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts der romantischen Richtung huldigte, welcher der erlauchte Verehrer der klassischen Kunst, der tempelschaffende König Ludwig I., ebenfalls ergeben war. Aber ich stellte Schwanthaler im Geiste zu hoch, er erschien mir allzu bedeutend, als daß ich von ihm eine solche romantische Liebhaberei hätte erwarten sollen, welcher ich zuweilen schon ab und an irgend einen Aristokraten hatte huldigen sehen. Ich war daher etwas verwirrt und befangen, und konnte mir nicht recht erklären, wie das zusammenhing. Der erste Anblick des engen Burghofs mit der Stallung und Remise, der halb unterirdischen Küche, dem kleinen Keller, dem versiegten Brunnen, dem magern Epheubehang, dem zerrissenen Hollunderbusch, der eichenen Freitreppe in den Thurm hinauf, war so wenig verschieden von demjenigen, was ich schon von anderen solchen modernen Burgen gesehen hatte, daß ich mich noch nicht recht zu fassen wußte. Das Erdgeschoß, die Wohnung des Kastellans, erschien mir ärmlich und unwohnlich, und mit sehr lebhaften Vorahnungen einer Enttäuschung stieg ich die Wendeltreppe hinan in die Räume des thurmartigen Baues, welche der poesievolle Erbauer zu seiner Wohnung ausersehen hatte. Da, bei dem ersten Schritt an das Fenster, ging mir das Verständniß von der Absicht des Erbauers auf, daß er

„Gebauet nicht um eitle Ehr',
Zu Trug nicht oder Waffenwehr,
Nur froher Jugend goldner Traum
Sollt' steigen empor in trautem Raum."

Ja, der Ausblick von den Fenstern dieser kleinen Burg, der unsäglich stille Zauber der Waldeinsamkeit mit dem reißenden Gebirgswasser dort drunten im tief eingewühlten Bett, mit dem flachen Gelände der Hochfläche oberhalb der beiden Ufer, mit dem Ausblick auf die mäandrischen Krümmungen der Isar bis hinauf nach Grünwald, auf den Grünwalderforst einer- und den Forstenrieder Park andrerseits, und dann weit hinaus auf die majestätischen Alpen — das war's, was den großen Bildner für diese Stätte nicht nur, sondern auch für diese Bauart seines Ruhesitzes für seinen Lebensabend entschied. Schöner und glücklicher kann nicht leicht ein Punkt gewählt werden, um einem schöpferischen Geist und schwächlichen Körper erholende Rast, Nervenkräftigung und geistige Anregung zu geben:

Digitized by Google

und wenn ein Häuschen im Gebirgsstyle an den Ufern des Starnberger Sees ganz an seinem Platze ist, so war hier andrerseits, um den glorreichen Anblick der Alpen zu gewinnen und mit dem Genuß der übrigen Vortheile des Orts zu verbinden, kaum ein anderer Baustyl zu wählen, als der einer thurmartigen Burg. Und diese Ansicht bestätigt und bekräftigt sich von Stockwerk zu Stockwerk desto mehr, denn von der bescheidenen Kemenate an, worin der hochbegabte Erbauer nur wenige Nächte verbringen durfte, bis hinauf zur höchsten Spitze des Thurms werden die Umsicht und der Fernblick, je höher empor, desto freier und poetischer, desto schrankenloser und ergreifender. Ja, mit dem Besuch dieser Lieblingsschöpfung des leider so früh vollendeten Künstlers ging mir eigentlich erst das Räthsel seiner bildnerischen Schöpfungen auf, in denen mit dem schönen Formensinn der Antike immer ein gewisser Gedanke, etwas von Absicht und romantischer Symbolik oder Allegorie sich verbindet, welches den Werken eines Thorwaldsen, Dannecker und mancher Anderen fremd ist.

Du armer, edler, strebsamer Schwanthaler, deiner frohen Jugend goldenen Traum durftest du nicht einmal genießen, denn als du unter Mühen, Sorgen, Gefahr und Entbehrung dein romantisches Eden geschaffen hattest, da war die Kraft deines Körpers aufgezehrt, der Phosphor deines schöpferischen ergiebigen Gehirns verbraucht, und in den ersten Nächten, wo du hier in trautem Raum zur Erholung ausruhen wolltest, da waren es wilde, garstige Träume eines vergifteten Blutes, welche deinen Schlummer störten! Den Tod im Herzen verließest du deinen schönen Wohnsitz, um in der nebeligen rauhen Münchener Atmosphäre den edlen rührigen Geist auszuhauchen! Lange stand deine Burg öde und leer, ein Denkmal jenes Mangels an Verständniß, welchen die Schöpfungen bedeutender Männer meist bei ihren Zeitgenossen finden. Niemand wollte die Burg kaufen, die einem Dichter oder Maler der anregendste, weihevollste Sitz gewesen wäre, denn diejenigen, welche solche Schöpfungen zu würdigen wissen, sind meist zu arm, um sie zu kaufen, und die sie kaufen könnten mit ihrem Geld, sind meist zu arm an Geist, um sie zu würdigen, — der ewige, große, unversöhnliche Zwiespalt im Leben! Da kam endlich ein bürgerlicher Emporkömmling, ein geadelter Malzfabrikant, ein Mann, der neben seinem Geld Geschmack und Kunstsinn genug hat, um die Vorzüge und Schönheiten eines solchen unvergleichlich schönen Punktes zu würdigen, und entriß Schwaneck dem drohenden Zerfall, der ihm unausbleiblich bevorgestanden hätte, wenn es in den Händen des seitherigen Besitzers geblieben wäre. Der jetzige Eigenthümer, ein eifriger Sammler von Alterthümern und Kuriositäten, will Schwaneck etwas erweitern, verschönern und wieder von Neuem im Geiste des Erbauers ausschmücken, damit der traute Raum nicht mehr öde erscheine, als ob nächtlicher Weile der Geist des Erbauers darin umgehe und der frohen Jugend goldenen Traum körperlos forträume, den in leiblichem Daseyn zu verwirklichen ihm nicht mehr vergönnt gewesen war.

Aber hier in der hohen Halle seines „Rittersaales“ im obersten Geschoß, wo das kleine Modell seiner Bavaria aufbewahrt wird und der kleine Finger dieses Kolossalbildes in seiner wirklichen Vergrößerung als Humpen liegt, der dem Meister zu Ehren bei manchem frohen Gelage erklang, hier an dieser Stätte, die einst ein edler Mensch durch sein Verweilen geweiht, wird der Besucher ergreifend schmerzlich an den Verlust erinnert, den durch Schwanthalers frühen Tod die deutsche Kunst und insonderheit der Münchener Kreis erlitten. Mit tiefer Wehmuth gedenkt man, wie diese echte, überaus reich begabte Künstlernatur in dem Alter der vollsten Reife und Manneskraft vom unerbittlichen Tode hingerafft worden, nachdem Schwanthaler allerdings sein schöpferisches Talent durch einen zahlreicheren Kreis von Werken geoffenbart und dargelegt hatte, als dieß gewöhnlich einem einzelnen Manne vergönnt ist. Er arbeitete aber auch leichter, rascher, energischer und ausgiebiger, als die meisten neueren Bildhauer, und dieß

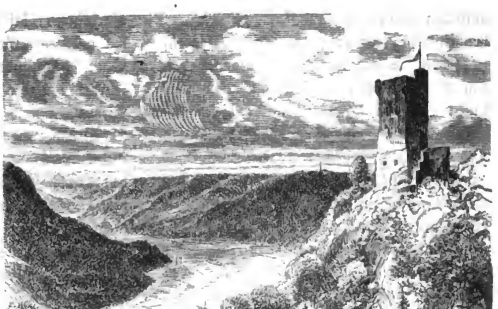
Digitized by Google

Ein Lager von Odschibwäh-Indianern am Regenflusse. (Mit Text auf S. 332.)

verdankte er neben seinem angeborenen Talent namentlich seiner eigenen künstlerischen Entwicklung. Schon früh erlernte Ludwig Michael Schwanthaler die Anfangsgründe seiner Kunst, denn er war als der Sohn eines tyroler Bildhauers zu München geboren im Jahr 1802, und erhielt im Vaterhause eine gewöhnliche bürgerliche Erziehung. Im Jahr 1818 besuchte er als Bildhauer die dortige Akademie, allein die daselbst herrschende Kunstrichtung unter P. v. Langer mißfiel ihm und er sah sich bald darauf angewiesen, sich für sich selbst auszubilden, wenn er nicht in eine unnatürliche Manier hineingerissen werden wollte. Schon seine ersten künstlerischen Versuche verriethen ein seltenes Talent und lenkten die Aufmerksamkeit der Kenner auf ihn hin. Aber ein äußerer Sporn kam noch hinzu: der eiserne Mann der Nothwendigkeit, denn nach des Vaters Tode mußte er dessen Geschäft fortführen, um seine Mutter und Geschwister zu ernähren, und sich nach besser bezahlten Aufträgen umsehen. Die erste größere Arbeit, welche ihm übertragen wurde, war ein Wachsmodell in Relief zu einem Plateau für den Tafelservice des Königs Maximilian Joseph, ein Cyclus von Darstellungen aus der Sage vom Prometheus. Diese Arbeit fand außergewöhnlichen Beifall, und als Cornelius später nach München gekommen war, um die Glyptothek auszuschmücken, bewog er Klenze, dem jungen Künstler einer Theil der plastischen Arbeiten anzuvertrauen, insbesondere Reliefs aus der Götter- und Heroensage, welche in direktem Zusammenhange mit Cornelius' eigenen Malereien standen. Im Jahr 1826 ging Schwanthaler nach Rom, ward Schüler Thorwaldsens, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten schon nach Jahr und Tag wieder in die Heimath zurückkehren, wo er sich eine eigene Werkstatt errichtete. Zahlreiche Aufträge, welche er hier erhielt und mit der ihm eigenen Leichtigkeit und glücklichen Nachahmung der Antike, im heiteren an-

Digitized by Google

muthigen Style der Blüthezeit griechischer Bildnerei ausführte, gewannen ihm bald einen bedeutenden Namen. So namentlich sein großer Bacchusfries für den Speisesaal im Palast des Herzogs Max in Bayern. Im Jahre 1832 ging er zum zweiten Male nach Rom, wo er nun zwei Jahre verweilte und einige Entwürfe zu Arbeiten schuf, welche zu seinen vollendetsten gezählt werden müssen. Nach seiner Rückkehr ernannte König Ludwig von Bayern ihn zum Professor an der Akademie der Künste und schuf ihm dadurch einen weiteren gedeihlichen Wirkungskreis, wo er die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seines Geistes und die erstaunliche Vielseitigkeit seines Talents zur vollen Geltung bringen konnte, und mit Hülfe seiner geschickten Schüler und Gehülfen jene Menge der gediegensten Kunstwerke schuf, welche der Besucher des Schwanthaler-Museums staunend bewundert, ohne sich der Frage erwehren zu können, wie denn ein einziges kurzes Menschenleben hingereicht habe, solche Massen der höchsten Leistungen der Kunst zu schaffen. Nicht München allein und Bayern nahm seine Kunst in Anspruch: die Dome von Speyer und Mainz, der Michaelsplatz in Salzburg, die Städte Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurt, Bayreuth, Erlangen, Norköping, Wien ꝛc. haben monumentale Erzeugnisse seiner Kunst aufzuweisen.



Burg Schwaneck.

Aber die ihm näher standen, lernten in ihm den Menschen noch höher schätzen als den Künstler. Neidlos, dienstfertig, voll Gemüth, empfänglich für alles Schöne und Große, ging er durch das Leben hin, einer der Edelsten und Besten im damaligen Münchener Künstlerkreise. Von Haus aus schwächlich, barg sein Körper doch eine große starke Seele, einen unerschöpflichen Schaffensdrang, eine eiserne Ausdauer im Arbeiten. Was er unternahm, das gestaltete sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit unter seiner Hand zum maßvollen Kunstwerk, und selbst als Gichtleiden ihn der Arbeit entzogen und ihn an der Versehung seiner Professur hinderten, wußte er vom schmerzvollen Siechbette aus noch die begonnenen Werke zu leiten und seine Schüler zu neuen Schöpfungen nach seiner Angabe anzuregen. Seine Lieblingsidee war, nach dem Ausbau seiner schönen Ritterburg Schwaneck sich dorthin zurückzuziehen und in beschaulicher Muße freie Schöpfungen nach eigenster Eingebung seines Genius zu vollenden. Die Rasttage, die er während der Erbauung von Schwaneck dort draußen verbrachte, um den Bau zu beaufsichtigen, zählten zu den schönsten seines Lebens, wie denn die Hoffnung immer holder ist als die Erfüllung. Aber als der Bau unter Dach stand und bewohnbar war, nahm sein Gichtleiden so rasch zu, daß er des poetischen hochromantischen Wohnsitzes nicht mehr genießen konnte, und nachdem er vergebens, schon gleichsam mit dem Tod im Herzen, in Schwaneck einige unruhige Nächte verbracht hatte, fesselte ihn das Uebel ganz an's Siechbett, und er starb am 15. November 1848. Seine große Sammlung von Modellen hatte er dem Staate vermacht, zugleich mit einem ansehnlichen Kapital, um dieselbe zur Besichtigung

Digitized by Google

aufstellen und verwalten lassen zu können. Die Lerchenstraße, wo er gewohnt hatte, ward ihm zu Ehren Schwanthalerstraße genannt. Aber sein Andenken lebt in seinen Werken wie in seinen Schülern fort, und wer diesen echten Künstler, dieses wunderfam reiche und vielseitige Talent ganz begreifen will, der durchwandere an einem stillen Sommermorgen das Schwanthaler-Museum und betrachte sich die einzelnen Werke genau, am Nachmittag aber fahre er mit der Eisenbahn hinaus nach Groß-Hesellohe und besuche Schwaneck, und dann wird ihm das rechte Verständniß dieses Künstlers aufgehen, der mit dem Sinn und Verständniß für den reinen klassischen Adel der Form die ganze Innigkeit und Glut romantischer Anschauungen verband und in der Entwickelung der neueren deutschen Kunst ganz eigenthümliche vermittelnde Stellung einnimmt.

Der Chevalier d'Eon.

(Schluß.)

Nach der Wiederherstellung des Friedens begleitete d'Eon als Gesandtschaftssekretär den Herzog von Nivernois nach London und setzte von dieser Hauptstadt aus seinen heimlichen Briefwechsel mit dem Privatkabinet des Königs fort. D'Eon war eigentlich die Seele der Gesandtschaft, deren nomineller Vorstand, wie Walpole erzählt, ein solch' übertriebenes Vertrauen und Freundschaft für ihn an den Tag legte, daß es an's Lächerliche gränzte. Der Herzog von Nivernois benützte die erste beste Gelegenheit, um nach Frankreich zurückzukehren, und d'Eon fuhr nun fort, unter dem Titel eines Residenten die diplomatischen Geschäfte seiner Krone zu besorgen; ja, als die Ankunft des neuen Gesandten sich verzögerte, wurde er sogar zum bevollmächtigten Minister ernannt. Er hatte sich am Hofe von St. James bereits so beliebt gemacht, daß Georg III. ihn gegen allen diplomatischen Gebrauch dazu ausersehen, die Ratifikation des Friedensschlusses nach Versailles zu überbringen, bei welcher Gelegenheit Ludwig XV. ihn mit neuen Gnaden überhäufte. Dieses große Glück scheint indeß dem jungen Gesandtschaftssekretär den Kopf verdreht zu haben, dessen Verdiensten und geistigen Fähigkeiten Walpole jedoch alle Gerechtigkeit widerfahren läßt; von jenem Augenblick an vergaß er die Bescheidenheit, welche er seither immer in seiner Sprache und Benehmen an den Tag gelegt hatte. Ueberdieß erlebte er einen Umschlag in seinen äußeren Verhältnissen, als der zum Nachfolger des Herzogs von Nivernois ernannte Gesandte in London ankam. Dieser war der Graf von Guerchy, der sich im flandrischen Feldzug schon unter dem Marschall von Sachsen ausgezeichnet und in dem jüngst beendigten Kriege nicht wenig dazu beigetragen hatte, in der Schlacht von Hastenbeck den Sieg zu gewinnen. Walpole beschreibt den Grafen als einen angenehmen Soldaten, der gerade keine außerordentlichen Fähigkeiten, allein große Weltkenntniß, unermüdlichen Eifer und feine Manieren besaß, aber unglücklicherweise ganz unter dem Pantoffel seiner Frau stand, einer sehr häßlichen und unbedeutenden Person, die jedoch höchst gefühlvoll und ihrem Gatten sehr treu war — wahrscheinlich aus guten Gründen, wie Walpole boshaft bemerkt. — Guerchy war durchaus nicht geneigt, d'Eon jenen Einfluß einzuräumen, den er unter seinem Vorgänger gehabt hatte, und ließ von dem ersten Augenblick seiner Ankunft ab den Sekretär seine abhängige Stellung fühlen. D'Eon hatte seinen Gehalt nicht regelmäßig erhalten, während die für seinen Vorgesetzten bestimmten Gelder immer ganz pünktlich angekommen waren. Er hatte daher, um den Aufwand zu bestreiten, zu welchem ihn sein Titel als bevollmächtigter Minister nöthigte, binnen drei Monaten ohne irgend eine Autorisation 50,000 Franken von dem Gelde verausgabt, welches zur häuslichen Einrichtung des Grafen von Guerchy bestimmt gewesen war, der ihm nun eine beleidigende Bemerkung über diesen Gegenstand machte und ihn außerdem noch über mancherlei chikanöse Kleinigkeiten zur Rede stellte, wie z. B. über

Digitized by Google

das Abonnement auf verschiedene Zeitschriften. D'Eon beanspruchte überdieß den Titel eines bevollmächtigten Ministers beizubehalten, den er seither geführt habe, und behauptete ein Recht auf denselben zu haben, selbst nachdem Guerchy seine Beglaubigungsschreiben überreicht hatte; er machte nämlich mit einigem Schein von Recht geltend, er könne nicht als einfacher Gesandtschaftssekretär an einem Hofe erscheinen, bei dem er früher als Minister akkreditirt gewesen sei.

Diese Zänkereien scheinen in der That den ehrgeizigen Mann einigermaßen aus dem Gleichgewicht und um den Verstand gebracht zu haben. Ungefähr um dieselbe Zeit langte ein Abenteurer Namens Treyssac de Vergy in London an, und d'Eon setzte sich in den Kopf, derselbe sey ausdrücklich ausgesandt worden, um ihn zu ermorden. Als er eines Tags bei Lord Halifax speiste, mißverstand er, in Folge seiner ungenügenden Kenntniß der englischen Sprache, die Bedeutung eines Ausdrucks, dessen sich sein Wirth bedient hatte; er glaubte nämlich, Lord Halifax drohe den Frieden zu brechen, dessen Ratifikationen er, d'Eon, nach Versailles überbracht hatte, und erboste sich darüber dergestalt, daß er sich wie wüthend auf den Gesandten stürzte, so daß es nöthig war, einen Beamten herbeizurufen, welcher d'Eon verhaftete, während Treyssac de Vergy eine Klage gegen ihn wegen Hausfriedensbruchs veranstaltete. Der französische Hof berief d'Eon zurück, allein dieser weigerte sich, nach Paris zurückzukehren, und das Kabinet von Versailles war genöthigt, der britischen Regierung officiell anzuzeigen, daß d'Eon keine amtliche Stelle mehr in London begleite. In Folge davon wurde ihm der Zutritt im Palast von St. James verweigert. Wüthend über das, was ihm zugestoßen war, und von gekränkter Eitelkeit, wie von einer gewissen Rachgier getrieben, veröffentlichte d'Eon in London einen dicken Quartband, unter dem Titel: „Briefe, Denkwürdigkeiten und geheime Unterhandlungen des Chevalier d'Eon". Dieser Band enthält die Schilderung der verschiedenen diplomatischen Geschäfte, welche ihm anvertraut gewesen waren, diejenigen seiner Händel mit Guerchy, sowie seinen Briefwechsel mit dem Herzog von Praslin, dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten; die vertraulichen Briefe, die er selbst vom Herzog von Nivernois erhalten hatte, und — was die höchste Unverschämtheit von seiner Seite war — den Briefwechsel mit seinem Freunde St. Foix, Sekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, worin der Letztere sich manche beißende Bemerkungen über seine Vorgesetzten erlaubte. Diesen Schilderungen waren noch vertrauliche Briefe zwischen den Herzogen von Nivernois und Praslin angefügt, in denen d'Eon's in wohlwollenden, schmeichelhaften Ausdrücken erwähnt, der Graf von Guerchy aber mit Geringschätzung behandelt wurde, obschon zugegeben ward, daß dieser arme Guerchy der geeignetste Mann war, den man im Augenblick finden konnte. Das Buch verursachte ein ungeheures Aufsehen, welches weder durch die Versuche, dasselbe zu unterdrücken, noch durch eine Beantwortung gemindert wurde, welche unter dem Titel erschien: „Prüfung der Briefe ꝛc. ꝛc. des Chevalier d'Eon in einem Briefe an Herrn N." Die übrigen Gesandten in London, Herrn von Guerchy's Kollegen, schlugen sich auf dessen Seite und verlangten von der Regierung Genugthuung. Der Staatsanwalt erhielt daher den Befehl, d'Eon wegen einer Schmähschrift gerichtlich zu verfolgen, während man sich in Frankreich eine Weile mit dem Gedanken trug, den Chevalier mit Gewalt aus England entführen und dann in der Bastille einsperren zu lassen. Letzterer Plan ging von dem Ministerium aus, und man versichert, Ludwig XV. habe nicht sobald von diesem Vorhaben seiner Minister gehört, so habe er selbst d'Eon einen Wink zukommen lassen, auf seiner Hut zu seyn. Thatsache ist wenigstens, daß, wenn auch d'Eon bei dem Ministerium völlig in Ungnade gefallen war, der König ihm doch noch einigermaßen gewogen blieb und sich nie ganz von ihm lossagte. Durch den Verlust seiner Stelle und seines Gehalts zur Verzweiflung getrieben, drohte nun d'Eon seinen ganzen geheimen Briefwechsel

Digitized by Google

mit Ludwig XV. zu veröffentlichen, welchem Plane der Monarch dadurch zuvorkam, daß er ihm eine Pension von 12,000 Livres gewährte und ein eigenhändiges Patent darüber ausstellte, welches ungefähr folgendermaßen lautete:

„In Anbetracht der Dienste, welche der Sieur d'Eon mir sowohl in Rußland als bei meiner Armee erwiesen hat, geruhe ich ihm eine jährliche Pension von 12,000 Livres zu gewähren, und verfüge, daß ihm dieselbe alle sechs Monate pünktlich ausbezahlt werden soll, in was für einem Lande er sich auch immer befinden mag (ausgenommen, wenn er in Kriegszeiten sich unter meinen Feinden befände); und ich verfüge, daß er diese Pension so lange beziehe, bis ich es für geeignet halte, ihm einen anderen Posten zu übertragen, dessen Gehalt größer ist, als seine Pension. Gegeben zu Versailles, am 1. April 1768. Louis."

Zu Anfang des Jahres 1770 verbreitete sich das Gerücht in vertraulichen Kreisen, daß d'Eon ein Frauenzimmer sey. Mehrere Jahre vergingen, ehe jemand daran glauben wollte; allein nach einiger Zeit gab es nur wenige mehr, welche diesem Gerücht zu widersprechen wagten. Es ist unrichtig, daß ein Befehl der französischen Regierung, welcher von d'Eon verlangt hätte, er solle Frauenkleider tragen, zu diesen Gerüchten Veranlassung gab; im Gegentheil führten diese Gerüchte erst den Befehl herbei, welchem jedoch d'Eon erst nach einigen Jahren gehorchte. Wahrscheinlich entsprangen diese Gerüchte ursprünglich aus der Bekanntwerdung der Taufnamen, welche d'Eon hatte, und aus mancherlei Zügen des Charakters, dem stets etwas Weichliches und Weibisches anklebte; möglicherweise widersprach auch nichts in seinem Gesicht, seiner Statur, Erscheinung und Lebensweise dieser Behauptung; und am allerwahrscheinlichsten haben die vielen Feinde, die er sich zugezogen hatte, am geflissentlichsten dazu beigetragen, dieses Gerücht in Umlauf zu setzen. Ueber den Beweggründen, welche die französischen Minister bestimmt haben mochten, d'Eon zu befehlen, daß er Weiberkleider trage, sowie über den eigenen Gründen, die ihn veranlaßten, einem derartigen Befehl zu gehorchen, liegt noch ein tiefes Geheimniß. Einzelne Andeutungen in englischen Memoiren aus jener Zeit unterstützen die Vermuthung, daß d'Eon selbst dieses Gerücht ursprünglich in Umlauf setzte, um die Eifersucht Georgs III. einzuschläfern, welcher in Erfahrung gebracht hatte, daß d'Eon zu der Königin Charlotte, Georgs III. Gemahlin, vor ihrer Verheirathung in einem vertrauten Umgang gestanden habe; allein diese Thatsache ist an und für sich so unglaublich und so unwahrscheinlich, daß kein vertrauterer Kenner der Geschichte, der namentlich weiß, wie streng Sophie Charlotte als Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz erzogen worden war, einem solchen Gerüchte Glauben schenken wird. Wenn man auch zugibt, daß Ludwig XV. diese Mystifikation für das beste Mittel hielt, die Wirkung gewisser Indiskretionen abzuschwächen, welche d'Eon begangen hatte, und daß die Frauenkleidung für d'Eon selbst als ein trefflicher Schutz gegen die zahlreichen Anfeindungen erscheinen mochte, deren Ziel er war, so müssen doch bei alledem noch andere Beweggründe mit in's Spiel gekommen seyn. Für mich wenigstens sind zwei Gründe sehr plausibel; ich kann mich des Argwohns nicht enthalten, daß d'Eon nur darum Frauenkleider getragen habe, um dadurch gewisse Verdachtsgründe einzuschläfern, die ihn in den Augen mehrerer sehr einflußreichen Personen des englischen Adels compromittirten, welchen die öffentliche Meinung auf den Kopf Schuld gab, daß sie von ihm mit Hörnern gekrönt worden seyen. Wenn er einerseits den hiedurch compromittirten Damen zu lieb dieses Opfer brachte, so erleichterte ihm diese Kleidung andererseits eine Menge galanter Intriguen mit anderen Damen, an welchen er von jeher eine große Freude gehabt zu haben scheint. Wie dem nun auch seyn mag, so steht wenigstens so viel fest, daß, wenn d'Eon auch nicht allgemein für ein Frauenzimmer gehalten wurde, so doch die Mehrzahl des Publikums eher geneigt als abgeneigt war, daran zu glauben, daß er seine Weiberkleider mit Recht trage.

Digitized by Google

Merkwürdigerweise waren die Franzosen einig, d'Eon für ein Frauenzimmer zu halten, während die Engländer ihn für einen Mann hielten, und den eigentlichen Grund seiner Verkleidung errathen zu haben glaubten. Eine Unzahl von Wetten wurde über diese kitzliche Frage angestellt, und diese Wetten gaben in England zu mehreren Prozessen Anlaß, wie denn im Jahr 1777 der Gerichtshof in Kings-Bench eine Klage des Wundarztes Hayes gegen den Bäcker Jacques in dieser Angelegenheit entscheiden mußte. Der Bäcker hatte von der Gegenpartei 15 Guineen angenommen, mit dem Beding, daß er derselben an dem Tage, wo es bewiesen würde, d'Eon sey ein Frauenzimmer, 300 Guineen zurückbezahlen wolle. Der Gerichtshof erachtete das von Hayes vorgebrachte Zeugniß für so entscheidend, daß er das Urtheil zu dessen Gunsten stellte. Anderen Prozessen ähnlicher Natur wurde durch die Erklärung Einhalt gethan, daß Wetten dieser Art gesetzwidrig seyen; und man behauptete damals, dieser Richterspruch habe England ein Kapital von 75,000 Pfund Sterling erhalten, welches sonst an Franzosen hätte bezahlt werden müssen, welche mit den Engländern gewettet hatten. D'Eon erklärte sich für fest entschlossen, an den Wetten, welche über sein wirkliches Geschlecht eingegangen worden waren, keinerlei Antheil zu nehmen.

Seither hatte er verschiedenen Aufforderungen, nach Frankreich zurückzukehren, kein Gehör geschenkt, und beharrlich alle Dienstanträge abgelehnt, welche ihm sowohl von Versailles aus wie vom englischen Hofe gemacht worden waren. Nach Ludwigs XV. Tod beeilte man sich, ihn zurückzuberufen, aus Furcht, er könnte die in Händen befindlichen Geheimnisse an das englische Kabinet verrathen; auch wollte man in den Papieren des verstorbenen Königs gefunden haben, daß d'Eon nicht männlichen, sondern weiblichen Geschlechts sey, wodurch die in England umlaufenden Gerüchte eine eigenthümliche Bestätigung zu erhalten schienen. Er kehrte jetzt nach Frankreich zurück und erschien auf eine Einladung des Ministers Vergennes am 17. August 1777 zu Versailles, jedoch nicht in weiblicher Kleidung, wie man es gefordert hatte, sondern in der Uniform seines Regiments. Er fand hier eine günstige Aufnahme, erhielt aber von Neuem die Weisung, sich künftig nur weiblicher Kleidung zu bedienen. Anfangs weigerte er sich, dieser Weisung zu gehorchen, allein endlich ergab er sich darein und erschien überall in Weiberkleidern mit dem Ludwigskreuz an der Brust, und nannte sich die Chevalière d'Eon. Da noch nicht alle Zweifel in Beziehung auf sein wahres Geschlecht beseitigt waren, so zog ihm diese Verkleidung mancherlei Neckereien zu, welche zu Ausforderungen und Duellen führten, denen die Regierung auf keine andere Weise Einhalt thun konnte, als daß sie ihn auf einige Zeit unschädlich machte. Einen Vorwand hiezu lieferte der Umstand, daß er sich dem Verbot zuwider in Männerkleidern nach seinem Landsitz Tonnerre begeben und dort als Mann gelebt hatte, bald darauf aber wieder zu Versailles erschienen war, um seine Papiere in Sicherheit zu bringen, und zwar dießmal in weiblicher Kleidung. Er erkrankte in Versailles, und nachdem er drei Wochen daselbst das Bett gehütet hatte, ließ ihn der Minister Maurepas nächtlicherweile aufheben und nach der Citadelle von Dijon bringen, wo er bis 1783 gefangen saß. Nach seiner Freilassung kehrte er nach England zurück und lebte zu London in bescheidener Zurückgezogenheit den Wissenschaften, scheint aber zugleich auch mit dem damaligen Minister des Auswärtigen in Paris, dem Baron von Breteuil, einen geheimen Briefwechsel gepflogen zu haben. Bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution kehrte er nach Frankreich zurück, und sandte im Jahr 1792, für die Freiheit begeistert, eine Bittschrift an die Nationalversammlung, worin er um Erlaubniß bat, seinen Rang in der Armee wieder einnehmen zu dürfen, weil sein Herz sich gegen Haube und Unterröcke empöre. Dieses Anerbieten wurde jedoch abgelehnt, und er kehrte entrüstet nach England zurück und verlor seine Pension, weil er auf die Liste der Emigranten gesetzt wurde. Er mußte nun seine

Digitized by Google

Bibliothek und seine Juwelen veräußern, und versank allmälig in solche Dürftigkeit, daß er Fechtstunden ertheilen mußte, um sein Leben durchzuschlagen. Im Jahre 1795 errichtete er eine Fechtschule, worin er in weiblicher Kleidung Unterricht ertheilte. D'Eon war ein sehr geübter Fechter und gab mehrere öffentliche Vorstellungen mit dem Chevalier St. Georges, der für den ersten Fechtmeister seiner Zeit galt. Wahrscheinlich hinderte seine Dürftigkeit d'Eon, bei Lebenszeiten den Schleier jenes Geheimnisses zu lüften, den er aus dringenden Rücksichten früher hatte annehmen müssen. Eine Zeitgenossin, die ihn in seinem 67. Jahr zu Lichfield sah, äußert sich ganz verwundert über seine außerordentliche Rührigkeit, Körperkraft, Muth und martialisches Aussehen in diesem Alter.

Als der Druck des Alters mit seinem ganzen traurigen Gefolge von Krankheiten und Schwächen schwer auf d'Eon zu lasten begann, lebte er nur noch von den dürftigen Almosen, die ihm einige wenige seltene Freunde zukommen ließen. Noch im Jahr 1809 glaubte Herr von Flassan, der doch in alle Geheimnisse der französischen Diplomatie vollständig eingeweiht war, steif und fest, d'Eon sey ein Frauenzimmer; allein das Räthsel ward bald gelöst, als dieser am 21. Mai 1810 starb. Die Untersuchung des Leichnams durch Doktor Copland in Gegenwart mehrerer unverfänglichen Zeugen bewies, daß d'Eon ein Mann war. In seinem dreizehnbändigen Werke, das unter dem Titel: »Loisirs du Chevalier d'Eon« im Jahr 1775 in Paris erschien, und das über einen großen Theil seiner politischen Wirksamkeit umfassende Auskunft gibt, erwähnt er mit keinem einzigen Worte der Gründe, welche ihn dazu bestimmten, sich für ein Frauenzimmer auszugeben.

Eine Gegend am untern Amazonas.

(Mit Holzschnitt auf S. 352.)

Das auf S. 352 stehende Bild soll unseren lieben Lesern einen ungefähren Begriff von den Bergen mit den abgeflachten Rücken geben, welche einen Theil des südlichen Ufers am unteren Amazonenstrom begrenzen. Wir entlehnen die Ansicht dem schon mehrfach angeführten Reisewerke des britischen Naturforschers Bates, welcher sie selber nach der Natur aufgenommen hat. Der Amazonenstrom ist hier nahezu eine deutsche Meile breit, und an einigen Stellen treten lange, niedrige, bewaldete Inseln mitten im Strombett auf, deren helles, lebhaftes, frisches Grün einen wundersam schönen Vordergrund zu der glorreichen Landschaft mit dem breiten Wasser und den grauen Bergen bildet. Ungefähr 18—20 deutsche Meilen jenseits Almeyrim liegt das Dorf Monte Alegre, welches nahe am Scheitel des letzten, von dieser Bergreihe sichtbaren Hügels erbaut ist. Der Strom beschreibt hier eine leichte Krümmung nach Süden, und das Hügelland tritt von seinen Ufern zurück, um erst bei Obydos, etwa 20 Meilen weiter westlich, wieder zu erscheinen, jedoch nicht mehr mit solcher Erhebung. Erst sechs deutsche Meilen südwestlich von Monte Alegre erscheint wieder Hochland, diesmal aber auf der andern Seite des Flusses und als die nördlichste Grenze des brasilianischen Tafellandes, wie die Hügel bei Monte Alegre die südlichsten Ausläufer der Hochebenen von Guyana sind. Zwischen beiden hat der Amazonenstrom sich sein Beet hindurchgebrochen, denn nirgends am ganzen Strom treten die Berge so nahe an seine Ufer heran. Die Ansicht ist von einer kleinen, schilfbewachsenen Landzunge aus aufgenommen, wo die verschiedenen Wasservögel: Störche, Reiher, Rohrdommeln, Eisvögel ꝛc. ihr Wesen treiben. Die langen dunklen Gegenstände, welche unsere lieben Leser in dem Fahrwasser des Stromes dahinschwimmen sehen, mit Vögeln aller Arten bedeckt, sind Stämme von Treibholz, welche der Amazonas und seine Zuflüsse aus den höher gelegenen Wäldern am Fuße der Andes losgerissen und weit heruntergeschwemmt haben, und welche die Schifffahrt auf diesen Gewässern sehr gefährlich machen. Die abgeflachten Berge im Hintergrund sind diejenigen von Paranaquara.

Digitized by Google

Die Burg Hohenzollern in alter und neuer Zeit.

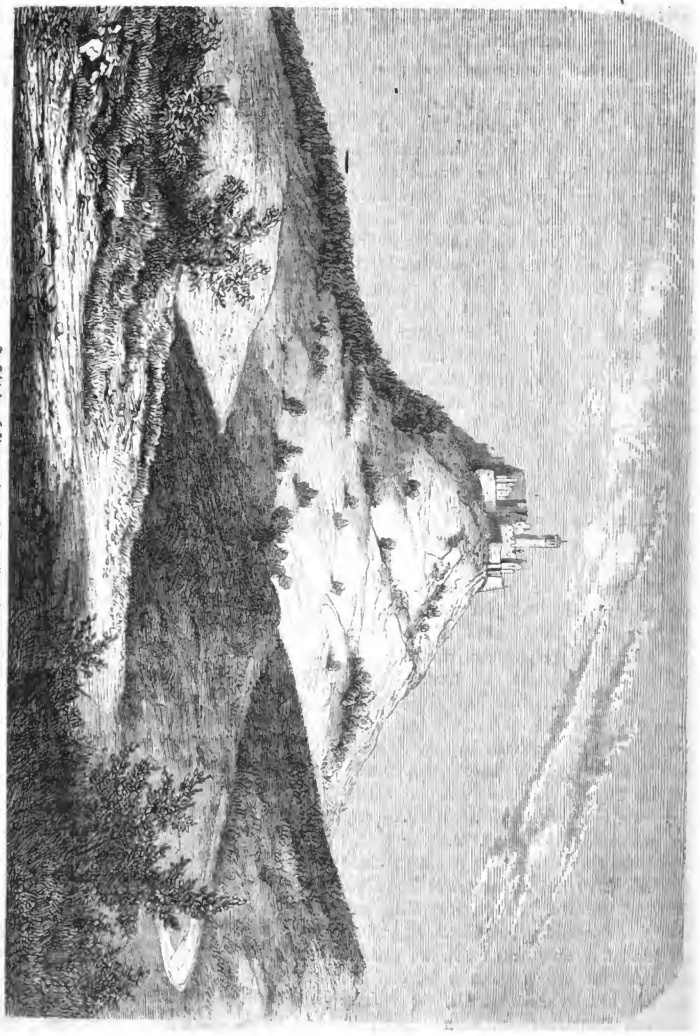
(Mit drei Holzschnitten.)

Unter den Berghäuptern des langen Hügelzuges der malerischen schwäbischen Alb sind es namentlich zwei, welche in Geschichte und Sage der deutschen Vorzeit mit dem Kranze unverwelklichen Ruhmes geziert sind: der Hohenstaufen und der Hohenzollern, letzterer als die Stammburg jenes alten Dynastengeschlechts der Grafen und Fürsten von Zollern, der ehemaligen Burggrafen von Nürnberg, und somit des gegenwärtigen preußischen Königshauses. Gleich dem Hohenstaufen ist auch der Hohenzollern einer der schönsten Bergkegel Schwabens, und beherrscht eine prachtvolle Aussicht in die Nähe und Ferne inmitten einer von der Natur mit allen Reizen reichgeschmückten Landschaft, und verlohnte schon darum eines Besuches, auch wenn er nun nicht mit einem Kranz von Gebäuden und Befestigungen geschmückt wäre, wie sie dem heutigen Ansehen und der Machtstellung des Königlichen Geschlechtes angemessen sind, dessen Stammhaus einst seinen Gipfel krönte.

Die Bergkegel der schwäbischen Alb haben das Eigenthümliche, daß jeder von ihnen eine Art Sporn oder staffelförmigen Ausläufer hat. So hat auch der Hohenzollern, obwohl er ganz frei von der Bergwand der schwäbischen Alb hervortritt, einen derartigen staffelförmigen Vorsprung, an dessen Fuß der Brühlhof liegt. Man gelangt von der freundlichen einstigen Residenzstadt Hechingen aus in einer halben Stunde auf den Brühlhof, und von da auf einer guten Fahrstraße in einer weiteren halben Stunde nach der prachtvollen Königsburg, welche nun den Gipfel des Berges krönt, und in einer Meereshöhe von 2670 Fuß die umgebende Ebene um 800 Fuß überragt. Von welcher Seite aus man dem Hohenzollern sich nähern mag, überall gewährt er einen ganz imposanten Anblick; am stattlichsten aber präsentirt er sich vom Süden her, von der Seite der Alb, wo er durch eine tiefe Thalschlucht von dieser getrennt ist und der steile Abfall seines Kalkfelsens am auffälligsten vor das Auge tritt.

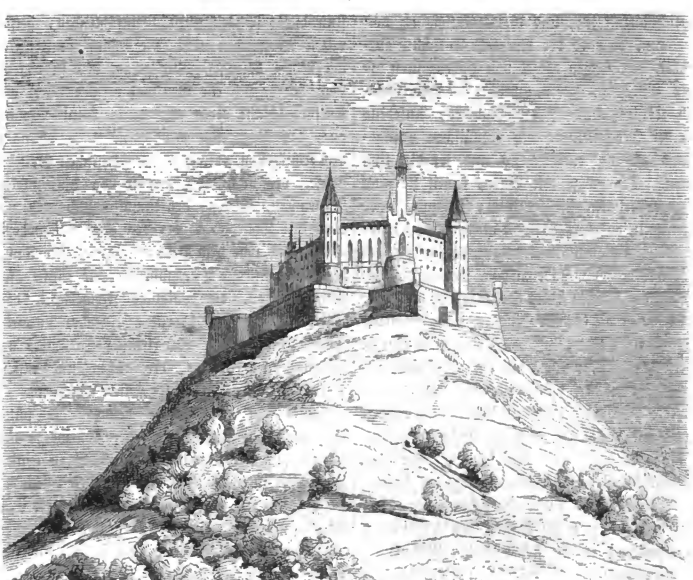
Wer den Hohenzollern noch vor 25 Jahren bestieg, den überraschte mehr dasjenige, was die Natur für diesen Punkt gethan hatte, als der damalige architektonische Schmuck der Bergkuppe, welche damals genau so aussah, wie sie die Ansicht auf unserm großen Holzschnitte auf S. 344 darstellt. In weiter Kurve führte ein schmaler, steiler, von Geröll vielfach halb verengter und verschütteter Fahrweg um den Berg herum nach der Kuppe empor, und zwischen halb verfallenem Mauerwerk von einem bedeckten Wege und Thore erreichte man die etwas wellige Platte des Berges, auf welcher zwischen vielfachem Trümmerwerk von Mauern, Ziegeln und einstigen Gebäuden außer der alten St. Johanniskapelle und dem Thurm, welcher der Landesvermessung als Basis diente, nur noch ein paar Gebäude neueren Ursprungs standen. Ja zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo allerdings noch mehr von den Thürmen und Mauern der alten Burg erhalten war, als im Jahr 1841, galt der Besuch des Hohenzollern sogar für entschieden gefährlich, weil sich häufig Steine von den Mauern losrissen und den Berg hinunterrollend den Besucher zu erschlagen drohten. Um's Jahr 1800 zählte die Burg nur wenige bewohnbare Räume mehr und war nicht mehr haltbar und im Vertheidigungszustande theils wegen ihres Zerfalls, theils wegen Wassermangels, da die Burg damals keinen Brunnen hatte, und die Besatzung nur auf Cisternenwasser angewiesen war, und der gänzliche Zerfall unvermeidlich schien. Im Jahr 1823 besuchte der Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., auf einer Reise durch Süddeutschland die Stammburg seiner Ahnen, und der Zustand derselben, namentlich derjenige des alten Hauptgebäudes der Burg mit seinen beiden Flügeln, ging dem romantischen Prinzen so nahe, daß er diese Gebäude auf seine eigenen Kosten neu herstellen ließ. Sie dienten, unter der Aufsicht eines Forstbeamten, dem zugleich die Erlaubniß zum Betrieb einer Schenk-

Digitized by Google



Ansicht der früheren Burg Hohenzollern (vor 1850).

Digitized by Google



Die heutige Burg Hohenzollern, vom Wege nach dem Brühlhofe aus gesehen.

wirthschaft ertheilt wurde, zur Aufbewahrung einer Sammlung von Rüstungen und anderen mittelalterlichen Waffen, namentlich beglaubigten Waffenstücken ehemaliger Grafen und Fürsten von Hohenzollern, einigen Stücken groben Geschützes, Falkonetten, Wallbüchsen ꝛc. von der alten Burg, und einigen Zimmern für die fürstliche Familie bei deren gelegenheitlichen Besuchen. Schon damals hatte der kunstsinnige Kronprinz aus besonderer Pietät und Hingebung an die glänzende Geschichte seines erlauchten Stammhauses den Entschluß gefaßt, den Stammsitz seiner Ahnen würdig wiederherzustellen, wenn er einmal den Thron seiner Väter bestiegen haben würde. Bekanntlich gelangte Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 auf den Thron, aber die ersten Regierungsjahre dieses edlen, milden, tief religiösen und poetischen Königs waren allzu stürmisch, um jenen schönen Traum seiner jüngeren Jahre zu verwirklichen. Als jedoch die beiden hohenzoller'schen Fürsten von Hechingen und Sigmaringen im Jahr 1848 zu dem Entschluß gelangten, alle Souveränitätsrechte an die Krone Preußen abzutreten und am 7. Dezember 1849 der hierauf bezügliche Vertrag abgeschlossen war, und König Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1850 selbst in dem Stammland seiner Ahnen erschien, um dessen Regierung

Digitized by Google

feierlich anzutreten, und die Erbhuldigung vorzunehmen, da ward der königliche Entschluß ausgeführt, den stolzen Kegel von Hohenzollern mit einer Burg zu zieren, welche — halb Feste, halb Königspalast — des Ruhmes, Ansehens und der Machtstellung des preußischen Königshauses allseitig entsprechend und würdig seyn sollten. Die ganze alte Burg, soweit sie nicht in ungerstörbaren Substrukturen bestand, ward abgetragen, ausgenommen die altehrwürdige kleine St. Johanniskapelle, dieses denkwürdige Gotteshaus aus dem 12. Jahrhundert, welches die Zerstörung der ältesten Burg Hohenzollern im Jahr 1423 durch die Gräfin Henriette von Württemberg überlebt hatte, und den Unterbau des nördlichen Thurmes, welcher um ein Namhaftes höher gebaut werden sollte, um eine noch ausgedehntere Aussicht zu bieten. Unser kleiner Holzschnitt auf Seite 347 zeigt die Ansicht der Burg in ihrem Innern *vor* dem Umbau, mit dem Hauptgebäude, der Förster*wohnung*, der Kapelle und dem Thurm. Unser Holzschnitt auf Seite 345 dagegen gibt die Ansicht des *heutigen* Hohenzollern, wie er sich nach der Vollendung darstellt, vom Wege nach dem Brühlhof aus gesehen, mit seinen stattlichen Ziegeln, Bastionen, Thürmen und Thürmchen und dem prachtvollen Pallas oder Königsbau, welcher — gleich der ganzen neuen Burg — künftighin Gemeingut des gesammten Hauses Hohenzollern werden soll. Die alten Gewölbe und Kasematten der ursprünglichen Burg sind wieder hergestellt und zu Kasernen in mehreren Etagen umgewandelt worden, um zur Aufnahme einer Garnison dienen zu können; andere Kasematten dienen zur Aufstellung von Geschütz, so daß der neue Hohenzollern eben so gut ein Fürstensitz wie eine Veste ist, und das ganze Stammland stolz überragt, als wollt' er es unter seine schirmenden Fittige nehmen. Daß das Innere der Burg durch gediegene einfache Pracht und reichen künstlerischen Schmuck dem edlen Style und der großartigen Anlage des Aeußern entspricht, bedarf wohl kaum besonderer Erwähnung. Was Friedrich Wilhelm IV. geschaffen, verläugnet den hohen Kunstsinn dieses feingebildeten, feinfühlenden, geistvollen Monarchen nicht (wie Schloß Stolzenfels am Rhein bezeugt), aber gerade hier in diesem Bau hat er sich ein Denkmal errichtet, wie die Kulturgeschichte deren nur wenige kennt. Wohin auch das Auge sich wenden möge — ob nach dem Königsbau oder dem protestantischen Gotteshause, ob nach dem prachtvollen halbrunden Thurmbau, ob nach den Umfassungsmauern, ob nach den Thürmchen oder den großen Thürmen — überall tritt dem Beschauer der edelste Styl, die harmonischeste Durchführung, der feinste ästhetische Sinn, die königliche Freigebigkeit des Erbauers entgegen. Volle acht Jahre hindurch haben beständig 3—400 Arbeiter und mehr an diesem Bau gearbeitet, der außen und innen von Werken der bildenden Kunst wimmelt.

Wer den Hohenzollern besucht, der sollte auch nicht unterlassen, einen der Thürme zu besteigen, um die prachtvolle Rundsicht zu genießen. Es ist ein reiches, wechselvolles Gelände, welches sich vor den Blicken des Zuschauers entfaltet: nämlich weitaus der größte Theil des Neckargaues mit Hunderten von Ortschaften und breiten Streifen üppigen Wies- und fruchtbaren Ackerlandes und dunklen bewaldeten Höhenzügen. Die schwäbische Alb erscheint wie eine langgedehnte Bergwand, an deren Ende der Hohenstaufen seinen breiten Kegel hervortreten läßt, während die größeren Berge derselben mit dem Ganzen zu verschmelzen scheinen, und nur die kleineren Kegel kühn ihre Spitzen vom Himmel abzeichnen. Gegen Westen hin erhebt die Felsgruppe der Lochen ihre zerrissene Pyramide und weiterhin tritt der Plettenberg wie ein Eckstein oder vorspringender Winkel von dem langgedehnten Bergwall der Alp hervor. Weiterhin überschaut der Blick die größere Ebene, die sich von Balingen über Rottweil nach dem Baargau hinaufzieht, während dahinter der Schwarzwald wie eine dunkle Mauer, von vielen Bergspitzen und dem breiten Kegel des Feldbergs überragt, erscheint.

In welcher Zeit die älteste Burg auf dem hohen Zollern erbaut worden, darüber fehlen

Digitized by Google

Johanniskapelle. Runder Thurm. Ritterbau.

Das Innere des alten Hohenzollern.

sichere geschichtliche Anhaltspunkte. Aber das Geschlecht der Grafen von Zollern ist ein uraltes, dessen schon um's Jahr 1061 in Urkunden gedacht wird, und das im zwölften Jahrhundert immer größere Macht und Geltung erlangte, zumal nachdem der Stammvater der jetzigen hohenzollern'schen Linien, Friedrich I., sich mit Sophie von Rätz, der Erbtochter des Burggrafen von Nürnberg vermählte. Die Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts ist reich an glänzenden Thaten der Zollern. Im Jahre 1422 ward Graf Friedrich II. von Zollern, der Oettinger zubenannt, vordem der Rath und Freund des Grafen Eberhard IV. von Württemberg, in eine Fehde mit den Reichsstädten verwickelt; da überfiel Eberhard's IV. Wittwe, die Gräfin Henriette von Wirtemberg, sammt den Städten die Besitzungen der Zollern, und belagerte die Burg Hohenzollern so lange, bis dieselbe im Mai 1423 erobert und zerstört wurde. Dreißig Jahre später baute Graf Jodocus von Zollern die Burg wieder auf, die sehr fest gewesen zu sein scheint, denn eine spätere Belagerung durch Herzog Eberhard III. im Jahr 1634 kostete große Mühe, bevor die Burg am 4. April eingenommen ward. Von da an begann ihr mähliger Zerfall, obschon im Hohenzollern'schen Erbverein ihre Erhaltung ausbedungen war, und zu Anfang dieses Jahrhunderts war mit Bestimmtheit vorauszusehen, bis wann die letzten Bauten zusammenstürzen würden, deren Erhaltung nur der Freigebigkeit des Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. zu verdanken ist.

Digitized by Google

Ein Schiffsbrand auf hoher See.

1.

Es sind nun über zwölf Jahre her, daß ich auf einem Auswandererschiffe aus dem Hafen von Liverpool auslief, um nach Australien zu reisen. Es war ein sonniger Morgen und das Wasser so breit wie der Bodensee; sie nannten es Mersey, und hinter dem Wasser glänzten Häuser weiß herüber und schöne grüne Wäldchen und Kirchthürme. Ich sah mir die Gegend an, mit der großen Stadt hinter uns und mehreren andern Städten rings herum dem Wasser entlang, und dazu die vielen Schiffe und die Dampfboote und die kleinen Boote und Fischerbarken, und mußte mir gestehen, daß das alles recht schön sey; aber ich konnte doch keine rechte Freude daran haben. Mir war ganz krank im Herzen, wie ich so meine Ellbogen auf das Schiffsgeländer aufstemmte, das Kinn zwischen den Händen und einen langen, langen Blick zurückwarf auf die englische Küste — das letzte, was ich von diesem Welttheil Europa sehen sollte!

Wenn ich mich umsah, schaute ich ringsum nur in betrübte Gesichter und weinende Augen; man sah den Leuten die Sorge und Angst an wegen der Zukunft in dem fernen Welttheil, und sah wie sie die Seufzer verhehlten, die ihre Brust bedrückten. Ich weiß nicht wie es kam, aber mir war zu Muthe, als ob wir alle zusammen dieselben schmerzlichen Dinge dächten, daß ich ihre Gedanken wisse und sie die meinigen. Hinter uns lag das alte Leben, uns bekannt und vertraut, wenn auch armselig, mühsam und sorgenvoll, der lange lange Kampf mit Krankheit und Tod und Mangel; und ich wußte, daß die Herren sagten, solch arme Leute sollten eben nicht heirathen, und manch andres bittre Wort, als ob es eine Sünde und Schande wäre, sich zu lieben und glücklich seyn zu wollen. Was aber vor uns lag: die lange Seereise, die Ungewißheit des Fortkommens in dem fremden Land, dessen Sprache wir nicht einmal recht verstanden, — das wußte niemand, das lag in Gottes Hand! — Der Wind pfiff durch die Taue über unseren Häuptern und es war, wie wenn in unserm Herzen Wolken aufstiegen wie dort drüben am Himmel, denn wenn auch die Bitterkeit aus dem Herzen entschwunden war, so konnt' ich doch rings um mich her genug Kummer und Betrübniß sehen.

Nein, Junge! so geht's nicht! nur Courage! sagt' ich zu mir selber und spuckte in die Hände als ob ich arbeiten sollte, denn ich fühlte, daß diese Gedanken und was da drinnen in meinem Herzen vorging, mich ganz dämisch machte. So ging ich denn in's Zwischendeck hinunter und versuchte die Sachen etwas behaglich zu machen, denn da drunten sah's trostlos aus und die Leute waren in einem elenden Zustande. Einige waren schon seekrank, andere ganz niedergeschlagen, wieder andere ganz stierbesoffen, wieder andere betrunken und lustig, oder betrunken und händelsüchtig. Da waren schreiende Kinder und keifende Weiber und Händel und Hader und ein Wirrwarr, der Einem keinerlei Ruhe versprach, denn wir waren, wenn ich so sagen darf, noch nicht in die richtige Gestalt zusammengerüttelt.

Na, es wird schon besser kommen! sagt' ich zu mir selbst, und da ich selber keine Kinder hatte, so gab ich mich mit andrer Leute Kindern ab. Ich packte einen kleinen Schreihals, ein Knäbchen von kaum drittehalb Jahren, der aus vollem Halse schrie, als hätt' er all den Kummer in dem ganzen Schiff in seinem jungen Kopf. Aber er wurde bald ruhig, spielte mit meinem Messer, und mit Einem Mal fand ich, daß er eine Hängematte aus mir gemacht hatte und auf meinem Arme schlief wie eine Ratze. Während der nächsten drei Tage war seine Mutter sehr übel auf, und ich hatte den Kleinen regelrecht zu versorgen, und ich that's.

Ich kann wohl sagen, es ist kein sehr angenehmes Leben im Zwischendeck eines nach Australien bestimmten Auswandererschiffes, namentlich bei rauhem Wetter, wie wir's hatten; denn am andern Morgen, als ich auf's Deck kam, ging ein starker Wind und das Schiff lag stark auf der Seite, und man sah, wie ich mir's in der Nacht gedacht hatte, ringsumher nichts mehr

Digitized by Google

als Himmel und Wogen. Weit hinter uns war noch ein nebeliger Punkt, und ein Matrose sagte, das sey England; aber es kann auch nur ein Wölkchen gewesen sein.

Die vierte Nacht war gekommen, und wie ich so in meiner Koje lag und auf das Anspülen der Wellen an die Schiffsseite, auf das Krachen und Stöhnen des Zimmerwerks horchte und hie und da das schwere Anschlagen einer Woge an die Seite hörte, da mußt' ich unwillkürlich denken, was doch für ein dünnes Brett zwischen uns und dem Tode sey, und es kamen mir so ernste Gedanken, daß ich nicht mehr schlafen konnte.

Es war zwei Glasen, wie sie es zu Schiffe nennen, denn sie haben da eine ganz andere Zeitrechnung, als wir am Lande, — da konnt' ich mit Einem Male ein großes Geräusch droben auf dem Deck hören, wo meistens durch sämmtliche Wachen die Nacht hindurch alles sehr still und ruhig ist. Dann kam ein großes Getrampel und Hin- und Herlaufen, und so steig' ich aus meiner Koje, schlüpfe in die nothdürftigsten Kleider, steige vorsichtig die Leiter hinauf und strecke den Kopf über die Luke hinauf — und jetzt sah ich im Nu, was los war, und es verursachte mir einen solchen Schreck, daß ich schier den Halt verlor und in's Zwischendeck zurückstürzte. Nämlich gerade mitten im Schiff, zwischen den Luken, drang eine dichte Rauchwolke hervor, und beinahe ehe ich noch alles begreifen oder mich selbst überreden konnte, daß es wahr sey, sprang ein Weib im Nachtgewand kreischend das Verdeck entlang und stieß jenen Ruf aus, der namentlich an Bord eines Schiffes so furchtbar klingt: „Feuer! Feuer! Feuer!"

Hunderte von Meilen vom Land auf ein paar zusammengenagelten Stücken Holz zu stehen, die Einem unter den Füßen brennen, — das ist keine Kleinigkeit. Ich konnte mir nicht helfen, aber alle meine bitteren Gefühle, daß mir Unrecht geschehe, kehrten zurück und ich sagte zu mir selber: Das ist dein gewöhnliches Geschick, Bursche; du wärest ja nicht du selber, wenn du nicht unglücklich wärest. Aber 's ist ja einerlei: du hast deine Wahl zwischen Feuer oder Wasser! — Dann dachte ich an die Gefahr, stieß mich selber vor die Brust, streifte meine Aermel zurück, ging zu dem Kapitän hin, welcher seine Befehle gab, und fragte auf Plattdeutsch (denn das verstand ich, weil ich ehedem lange in Bremen in Arbeit gestanden hatte): „Was soll ich thun?"

„Pumpen und noch ein Dutzend mehr heraufholen," rief er.

Barmherziger Gott! ich holte sie im Nu zwischen den heulenden und schreienden Weibern hervor und fand auch Zeit, die Weiber und Kinder auf's Deck heranzuschicken nach der Hütte (dem hintersten Theil des Schiffes), welcher am fernsten von den Luken war, wo jetzt der Rauch in dicken Wolken herausqualmte, und wo ihnen der Wind den Rauch nicht zutrieb.

Anfangs war ein gewaltiges Heulen und Schreien; aber wir hatten den rechten Mann an der Spitze in dem Kapitän, denn er lief nach der Hütte, wo all die bebenden Wesen standen, und beruhigte sie mit wenigen Worten. Dann trat er zu den Männern, die ganz kopflos da und dort umherliefen, und trieb sie alle zusammen, und endlich stellte er eine ganze Kette von Männern mit Eimern her, befehligte ein halbes Dutzend weiter an die Pumpen und noch einige mehr an die kleine Feuerspritze, die wir auf dem Schiffe hatten; und als dann alles fertig war und jedermann auf seinem Posten stand, ging er mit etlichen Anderen zu den Luken und zog einige derselben auf, und da schlug denn plötzlich eine hohe Säule von Feuer und Rauch auf und lohte wie eine Schlange in die Höhe, und im Handumwenden war jedes Gesicht hell beleuchtet und der rothe Glast leuchtete weithin in die See hinein. Segel, Tauwerk, Masten, alles glänzte wie lauter Gold. Einen Augenblick vergaß ich unwillkürlich die Gefahr und dachte nur an das wunderschöne großartige Schauspiel; dann aber ging plötzlich ein lautes Getöse los, die Feuerspritze und die Pumpen arbeiteten, und das Wasser strömte aus Eimern und Spritzenröhren in den brennenden Schiffsraum hinab.

Digitized by Google

Hei, wie das Wasser zischte und prasselte, während ganze Wolken von Rauch und Dampf da heraufschlugen, wo noch vor einer Minute lauter Feuer und Flamme gewesen war. Wir jubelten laut auf, als wir dieß sahen, aber wir jubelten zu früh, denn das Feuer nahm nur an Heftigkeit zu und schlug sogleich, als ob es über das Wasser lache, welches wir hineinschütteten, nur noch wilder auf, brannte dann stetiger und kam kriechend, leckend, laufend, schleichend an den Rändern der Luken herauf, steckte die Theerdecken an den Seiten in Brand und begann dann erst emporzuschlagen und hinaufzuspringen, als ob es Takelwerk und Segel erfassen wolle.

„Schüttet tüchtig drein, Jungens!" rief der Kapitän; „seyd ohne Sorgen, das Wasser geht uns nicht aus, wie manchmal bei den Bränden in London!"

„Nein, wahrlich!" sagte ein Bursche an meiner Seite; „und in die nächste Straße kann auch keiner flüchten."

Jetzt sah ich den Kapitän zu dem Mann am Steuerrade laufen, wo er den Kurs des Schiffes veränderte, so daß all der Rauch und die Flammen vom Bord hinweggetragen wurden. Und nun griffen wir von Neuem tüchtig an und schickten das Wasser massenweise in den Raum hinunter, aber es half anscheinend nichts — kein Bißchen.

„Nun laßt es euch ernst seyn, Jungens!" rief der Kapitän, und wir brachten wieder ein Hurrah aus; und da stand der wackere Mann mit der Spritzenmündung in der Hand, lehnte sich über das feurige Loch, aus welchem die Flammen herausschlugen und ihn versengten, und da kämpfte er mit dem wüthenden Element und zielte das Wasser dahin, wo es ihm am besten dünkte.

Ich stand gerade neben ihm, so daß ich alles sehen konnte, was er that, der wackere Bursche! und er ließ sich's sauer werden. Ich nahm nämlich die Eimer so wie sie mir gereicht wurden und schleuderte jedes Mal das Wasser mit einem lauten Platsch so weit hinein, als ich nur reichen konnte; und ab und an nickte mir der Kapitän zu und sagte: „Recht so!" wenn er eigentlich das Lob verdient hätte.

Es war als sähe man in die Mündung eines Ofens hinein, und wie sehr wir uns auch anstrengen mochten, es war kaum anders als wenn wir mit etlichen Klystierspritzen dem Feuer zu Leibe gegangen wären. Aber ich kannte meine Pflicht gut genug, um zu begreifen, was ich zu thun habe, und obschon ich lieber bei meiner Frau gewesen wäre, um sie zu trösten, so war's doch meine Schuldigkeit hier zu stehen und Wasser hinunterzuschütten, so lange ich nur noch einen Arm rühren konnte. Und je mehr es aussah, als ob es nichts fruchten wolle, desto hitziger und hartnäckiger wurde ich und wollt' es darauf ankommen lassen, denn ich sah gar keinen Spaß darin, mich von ein paar Flammen und Funken aus dem Felde schlagen zu lassen, während mir der Blick, den mir der Kapitän hie und da zuwarf, bis zum Herzen ging, und plautz! schüttete ich das Wasser hinein.

Mit Einem Mal hörte ein Haufe Matrosen mit Pumpen auf und Einer rief: „Es hilft doch nichts, Kameraden! setzt die Boote aus!" Er hatte es aber kaum ausgesprochen, so sprang der Kapitän zurück, das messingene Mundstück des Spritzenschlauchs sauste wie ein Blitz durch die Luft und der Matrose stürzte auf das Verdeck nieder.

„Zurück an eure Arbeit, Männer! wer einen Schritt nach den Booten thut, der nimmt es auf seinen Kopf!" rief der Kapitän. Die Matrosen trippelten verdrossen herum und murrten, und Einer, ein Amerikaner, zog ein Messer hervor. Und just im selben Augenblicke stellten auch einige Matrosen, welche mir die Eimer gereicht hatten, die Arbeit ein und riefen, sie wollten lieber baumeln als hier stehen und sich braten lassen.

Ich spürte, daß wenn die Leute ihren Willen durchsetzten, es mit uns vorüber sein würde, und daß wenn sie sich der Boote bemächtigten, die armen Weiber und Kinder zurückgelassen würden und elend verbrennen müßten. Darum nehm' ich den ledernen Eimer, den ich gerade in der

Digitized by Google

Hand hielt — ich habe seither selbst oft darüber gelacht — und schütt' ihn etlichen Burschen über den Kopf; den Hauptschreier aber — er war ein kleiner Bursche, und ich messe reichlich meine sechs Fuß und bin ziemlich stark — den pack' ich im Genick und am Hosenbund, ehe er sich dessen versieht, hebe ihn in die Höhe und gerade über das Loch, aus welchem die Flammen hervorschlugen, und so dicht, daß ihm die Haare versengt wurden, und rufe — mit einer wilden Verwünschung allerdings, obschon ich sonst kein Freund vom Fluchen bin: wenn er nicht sogleich arbeiten wolle, werfe ich ihn in's Feuer.

Du lieber Himmel! ihr hättet hören und sehen sollen, wie der Kerl schrie und sich wand und krümmte wie ein Aal, um loszukommen, als ich ihn so ein Bißchen näher zum Feuer hielt, und wie er sich dann aufs Bitten und Flehen verlegte und zu arbeiten versprach, bis ich ihn wieder absetzte. Und dann kommt der Kapitän heran, welcher in die Kajüte gesprungen war, um ein Paar Revolver zu holen, gibt mir einen davon in die Hand und ruft: „Hast's brav gemacht, Mann! thu' ganz wie Du mich handeln siehst!" Und nun schwört er hoch und theuer, den Ersten niederzuschießen, der den Gehorsam verweigere, und meiner Treu', er sah aus, daß ich ihm zutraue, er hätte die Drohung wahr gemacht, wenn sie es noch einmal versucht hätten; aber sie wagten es nicht mehr, sondern begannen wieder wie verrückt zu pumpen, und wir beiden fuhren fort das Wasser hinunter zu schütten, und mir ist, als hätt' ich ein regelrechtes Schluchzen von dem Kapitän gehört, obschon sein Gesicht so starr war wie ein Stück Holz.

Diese Unterbrechung des Pumpens hatte keine fünf Minuten Zeit in Anspruch genommen, aber ich glaube, das Schiff ging uns dadurch verloren, obschon unsere Anstrengung zuvor so wenig gefruchtet zu haben schien. Allein fünf Minuten Stockung unter solchen Umständen sind Ruin. Die Flamme schlug immer höher auf, die Hitze war furchtbar, und trotz aller unserer Anstrengungen wurden wir zurückgeschlagen, denn anstatt einer ruhig hinkriechenden Flamme schlug nun eine grausige brüllende Lohe auf und der Wind blies die Flammen zu hohen feurigen Zungen auf.

„Haltet euch tapfer daran, Jungens! es ist unsere einzige Aussicht auf Rettung!" sagte der Kapitän mit gedämpfter Stimme.

„Ich möchte für diese Aussicht nicht mehr viel geben, Herr!" flüsterte ich ihm zu.

Aber er hieß mich stille seyn und sagte zu den Matrosen: „Pumpt aus Leibeskräften, Jungens!"

Sie pumpten herzhaft genug und stießen ein Hurrah aus, um sich zu ermuthigen; aber bald konnte jeder es mit halbem Auge sehen, daß das Schiff verloren war, denn beinahe im Handumwenden stand das ganze Takelwerk in Flammen; die feurigen Zungen sprangen wie ein Lauffeuer von Tau zu Tau, bis die getheerten Dinger knisternd brannten ganz bis zur Spitze des Hauptmasts hinauf, und kleine Tropfen brennenden Theers fortwährend auf das Verdeck herabprasselten oder zischend in's Meer fielen; während die großen feurigen Funken wie ein schöner goldener Schneesturm weit in die dunkle Nacht hinausflogen.

„So!" sagte der Kapitän, ließ das messingne Mundstück des Spritzenschlauchs fallen, welches er seither in die Feuersbrunst hinein gerichtet hatte, und schüttelte seine Faust so drohend in die Flammen hinein, daß ihn dieselben brennen mußten: „so!" rief er wild; „ich habe mit euch gekämpft und ihr habt mich geschlagen! Jetzt gilt es, das Leben zu retten!"

Hierauf ließ er kalt und ruhig das eine Boot aussetzen mit dem ersten Maat darin und einer Bemannung von Matrosen, und hieß die schreienden Weiber und Kinder hinunter lassen, während er die ruhigen zurückhielt. Dann wurden ihnen ein Wasserfaß und einige Säcke Zwieback hinunter geworfen, und das wohlbeladene Boot stach in die ruhige See hinaus, legte bei und beobachtete uns. Hierauf erhielt der zweite Maat Befehl, mit einer Anzahl Matrosen das zweite Boot auszusetzen, dem man ebenfalls Wasser und Zwieback hinunterreichte, worauf dasselbe ebenfalls, gut beladen mit Weibern und Kindern und etlichen von den männlichen Passagieren, sorgsam hinuntergelassen und losgehakt wurde und davonruderte.

Die beiden anderen Boote hingen nicht draußen an den Schiffsseiten, sondern lagen zwischen den Schiffsmasten, gerade in der Mitte des Decks, und waren voll Vorräthen und Gerümpel, welche

Digitized by Google

Eine Gegend am unteren Amazonas. (Mit Text auf S. 342.)

man dort hineingebracht hatte, damit sie aus dem Wege waren. Aber der Kapitän und die zurückgebliebene Mannschaft hatten bald Takelwerk an das Boot angebunden, welches dicht vor dem Feuer war, zogen es in die Höhe, brachten es frei über Bord in die Luft, ließen es mit ein paar Matrosen darin in's Wasser und ruderten es nach dem hinteren Theile des Schiffes zurück, während wir, die wir an den Hißtauen gezogen hatten, einen regelmäßigen Sprung durch die Flammen hindurch machen mußten, die sich nun beinahe über das ganze Verdeck hin der Quere nach erstreckten. Nur ein einziger Mann wagte nicht hindurchzuspringen, sondern sprang über Bord und schwamm dem nächsten Boote nach, bis man ihn darin aufnahm.

„Nun kommt die Reihe an euch!" rief der Kapitän, und der Rest der Frauen wurde hinuntergelassen.

Ich mochte das Schiff nicht verlassen, so lange ich noch den Kapitän unterstützen konnte. Wir ließen noch ein halbes Dutzend von den männlichen Passagieren hinunter, und das Boot wollte so eben abstoßen, da rief ich Halt und sagte zu dem Kapitän, welcher sich zornig nach mir umdrehte: „Es fehlt ihnen an Wasser!" Sie hatten in der That keines eingenommen und man ließ ihnen daher ein kleines Tönnchen, welches auf dem Verdeck stand, hinunter, und sie wollten gerade vom Schiff abstoßen, als ich einen Schrei hörte, der mir durch Mark und Bein ging, und ein heller Blitz mir vor den Augen vorüberfuhr. Der Mann am Steuerrade bog sich vornüber, während im selben Augenblick ein furchtbares Krachen erscholl und ein entsetzliches helles Licht aufschlug und der große Hauptmast, von unten bis oben brennend und mit flammendem Tauwerk und Segeltuch bedeckt, über Bord stürzte nach der Stelle hin, wo das Boot lag, denn das Feuer hatte unter Deck schon lange an ihm gezehrt. Das alles war das Werk eines Augenblicks und glich dem Streich eines gewaltigen Blitzes, als der Mast mitten unter einem fürchterlichen wilden Geschrei gerade gegen das Boot hinabstürzte.

(Schluß folgt.)

Verantw. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Exped. d. H." — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Hermann Lanz) in Stuttgart.

Digitized by Google

Das Heidenkind.

Aus dem elsäßischen Volksleben.

1.

Ganz draußen am Ende von Dossenheim im Elsaß, nur fünfzig Schritte über dem sandigen Weg, der in den Wald führt, steht zwischen einem Kranz von Obstbäumen ein hübsches Häuschen mit großen Steinen auf dem flachen Dach, und kehrt den Giebel nach dem Thale herunter. Einige Dutzend Tauben flattern um das Dach, Hühner spazieren die Hecke entlang, ein Hahn hockt auf der kleinen Mauer des Gärtchens und schmettert seinen Morgenruf oder seinen Zapfenstreich in die Echos des Falbergs hinein. Eine hölzerne Stiege mit einem breiten Geländer, woran wilder Wein emporrankt, und über deren Hirnleiste Wäsche aufgehängt ist, führt in's obere Stockwerk hinauf, und zwei Rebenäste ranken an der Vorderseite des Häuschens hinauf und schlingen sich beinahe bis unter das Dach.

Steigt man die Vortreppe hinan und tritt in die kleine dunkle Hausflur, so entdeckt man am Ende derselben die Küche mit den geblümten Tellern und weitbauchigen Suppenschüsseln; öffnet man die Thüre zur Rechten, so tritt man in die große Stube mit den alten eichenen Möbeln, der braunen getäfelten Decke mit den Durchzugs-Balken und mit der alten Schwarzwälder Uhr, die ihren gleichförmigen Takt schlägt. In der Stube aber sitzt eine Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren in einem langen engen Mieder von schwarzem Taffet, auf dem Kopfe eine Sammethaube mit großen herunterwallenden Bändern, und spinnt mechanisch und halb träumend. Am Fenster aber sitzt ein starker wettergebräunter Mann in einer Plüschjacke und braunen Tuchhosen, mit starker knochiger Stirne und ruhigem nachdenklichem Blick, läßt einen pausbäckigen Jungen auf seinem Knie reiten und pfeift ihm das Signal zum Aufsitzen.

Das Dörfchen sieht drunten im Schoose des Thals aus, als wär's ein in die kleinen Fenster des Häuschens eingerahmtes Bild: das Flüßchen stürzt sich über die Schütze des Mühlkanals und treibt das große schwere Rad; die alten Häuser mit ihren düsteren Krambuden und überbauten Stockwerken, ihren Schuppen und Scheunen, ihren Dachläden und Luken, ihrem zum Bleichen in die Sonne gehängten Garn; die jungen Mädel, die auf den Steinen am Bache knieend ihre Wäsche im Bache selbst waschen, die Stiere und Rinder, die am Wasser sich tränken und unter den alten Weidenbäumen brüllen und blöken; die Hirtenjungen, welche mit den Peitschen knallen; die Berggipfel, auf denen die schlanken Pyramiden der Tannen und Fichten sich am Himmel abzeichnen, — all dieß spiegelt sich in der vorüberrauschenden blauen Fluth, auf der sich die Enten tummeln und gelegentlich auch einmal ein entwurzelter Baum daher geschwommen kommt und an's Ufer gespült wird.

Wenn man das Alles ansieht, so wird man unwillkürlich weich und denkt: Unser lieber Herrgott ist doch recht gütig; alles, was er geschaffen hat, ist doch vollkommen und trefflich; darum wollen wir ihm danken und lobsingen von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Jenun, meine lieben Leserinnen, sowie ich es so eben beschrieben habe, waren Bremer's Haus und Bremer selbst und sein Weib Kathrine und ihr kleiner Bub Fritzel, im Jahr der Gnade 1820 beschaffen. Ich kann mir sie noch ganz gut vorstellen, ganz genau wie ich sie euch so eben geschildert habe.

Christian Bremer hatte unter den Jägern der Kaisergarde gedient, Anno fünfzehn seinen Abschied genommen und die Kathrine, seinen alten Schatz, geheirathet, die zwar mittlerweile ein Bißchen alt geworden, aber immer noch gesund und frisch und voll Anmuth war. Mit

Digitized by Google

seinem eigenen Vermögen, seinem Häuschen, seinen vier oder fünf Jaucherten Weinberg und den Aeckern, welche ihm Kathrine zubrachte, war Bremer einer der wohlhabenderen Bürger von Dossenheim, und hätte Schulze, Adjunkt, Gemeinderath und dergleichen werden können, aber an solchen Ehren lag ihm wenig, und sein einziges Vergnügen, wenn einmal die Feldarbeit abgethan war, bestand darin, daß er die Flinte vom Haken nahm, seinem Hund Friedland pfiff und einen Gang durch den Wald machte.

So kam es denn, daß der wackere Mann eines Abends, als er von der Jagd heimkam, in seinem großen Büchsenranzen ein kleines Zigeunermädchen von zwei oder drei Jahren mitbrachte, — ein kleines Ding, munter wie ein Eichhörnchen und braun wie eine schwarze Johannisbeere. Er hatte es in dem Zwerchsack eines armen Zigeunerweibs gefunden, das vor Müdigkeit oder Hunger todt am Fuß eines Baums gelegen.

Ihr könnt euch denken, was für ein Zetergeschrei die Kathrine erhob und wie sie sich gegen den ungebetenen Gast sträubte. Da aber Bremer Herr im Hause war, so erklärte er seinem Weibe nur kurzweg: die Kleine solle getauft werden und die Namen Susanne Friedrike Myrtille bekommen und mit dem kleinen Fritzel aufwachsen. Natürlich kamen nun alle Gevatterinnen vom ganzen Dorfe herbeigelaufen, um der Reihe nach die kleine Zigeunerin zu betrachten, über deren ernstes träumerisches Gesicht sie sich baß verwunderten.

„Du lieber Herrgott! das ist ja gar kein Kind wie ein andres," sagten sie, „das ist ja eine Heidin, ein wahres Heidenkind! . . . Man sieht es ihm an seinen schwarzen Augen an, daß es alles versteht . . . die Kleine hört auf uns. — Nehmt Euch in Acht, Meister Christian, die Zigeuner haben krumme Finger! Wenn man junge Wiesel aufzieht, so drehen sie einmal an einem schönen Morgen unserm Hahn den Hals um und gehen durch die Lappen."

„Scheert euch zum Henker!" rief Bremer; „kümmert euch um eure eigenen Sachen. Ich habe Russen, Spanier und Italiener gesehen, hab' mit Deutschen und mit Juden zu thun gehabt; die einen waren braun, die anderen schwarz, die dritten rothhaarig; die einen hatten krumme Nasen, die anderen Stumpfnasen, aber unter allen, je und überall, hab' ich brave Menschen getroffen."

„Das ist schon möglich," meinten die Gevatterinnen: „aber all' jene Leute wohnten in Häusern, während die Zigeuner unter freiem Himmel leben."

Jetzt schob der Bremer sie alle hübsch artig bei den Schultern zur Thür hinaus und sagte: „Macht daß ihr fortkommt! euren guten Rath brauch ich nicht! 's ist Zeit, das Haus auszulüften, den Stall zu säubern und den Fußboden aufzuwaschen."

Indessen hatten die Gevatterinnen doch nicht so ganz Unrecht, wie man unglücklicherweise ein Dutzend Jahre später sah. Gerade im selben Maße wie der Fritz seine Freude daran hatte, dem Vieh das Futter zu reichen, die Gäule an die Tränke zu reiten und mit dem Vater auf's Feld zu gehen, um zu pflügen, zu säen, zu eggen, die Garben zu binden und sie im Triumph nach Hause einzufahren, lag der Myrtille gar nichts am Melken der Kühe, am Butterstoßen, Erbsen-Aushülsen oder Kartoffel-Schälen. Wenn die jungen Mädel von Dossenheim Morgens am Bache wuschen und sie das Heidenkind schalten, so beschaute sich Myrtille wohlgefällig im Wasser, betrachtete ihr eigenes schönes schwarzes Haar, ihre purpurnen Lippen und weißen Zähne, ihr Halsband von korallenrothen Hagebutten, lächelte vor sich hin und murmelte: „Bah, ihr scheltet mich nur Heidenkind, weil ich hübscher bin als die anderen!" und dann spielte sie mit der Fußspitze in den plätschernden Wellen und lachte aus vollem Halse.

Wenn dann Kathrine dieses Treiben sah, beklagte sie sich darüber bitterlich: „Myrtille ist doch auch zu gar nichts zu gebrauchen . . . sie will gar nichts thun," sagte sie; „ich mag ihr predigen und rathen und sie tadeln und belehren, so viel ich will, sie macht mir doch alles ver-

Digitized by Google

kehrt. Erst gestern noch, als wir die Aepfel in der Obstkammer aufstellten, ließ sie sich gar einfallen, in die schönsten hineinzubeißen, nur um zu sehen, ob sie reif seyen .... Auf nichts versteht sie sich so gut, als alles was ihr in die Hände fällt, nur schnell hinweg zu naschen."

Bremer selbst mußte anerkennen, daß etwas von dem Geiste der Heiden in dem Mädchen war, und wenn er seine Frau vom Morgen bis zum Abend rufen hörte: „Myrtille, Myrtille, wo bist Du denn? .... Ach das Unglückskind, jetzt ist sie schon wieder in's Dickicht gelaufen und holt sich reife Brombeeren!" — dann lachte er in sich hinein und dachte: „Arme Kathrine, Du kommst mir vor wie eine Henne, welche Enteneier ausgebrütet hat; die Jungen sind im Wasser, du trippelst außen herum und rufst sie, und es klingt gerade, als ob du gackertest wie eine Henne!"

Jedes Jahr nach der Ernte verbrachten Fritz und Myrtille ganze Tage draußen auf den Feldern, ließen das Vieh waiden, sangen und pfiffen, brieten sich Kartoffeln unter der Asche und kamen am Abend beim Klange der Schalmei aus Baumrinde an den steilen steinigen Halden heruntergezogen. Das waren Myrtille's schönste Zeiten. Da saß sie am Feuer von Hanfschäbeln, stützte den schönen braunen Kopf auf die kleine Hand und blieb ganze Stunden lang unbeweglich wie in grenzenlose Träumereien versunken. Die Flüge von wilden Gänsen und Enten, welche zu dieser Jahreszeit von einem Berg zum andern über die großen Wälder am trüben öden Himmel hinziehen, schienen sie in tiefster Seele traurig zu stimmen. Sie folgte ihnen mit einem langen langen Blick in die schrankenlosen Tiefen des Unendlichen, sprang dann plötzlich auf, streckte die Arme aus und rief: „Ich muß fort, ich muß wandern! .... Ach, ich möchte fortgehen!" Dann setzte sie sich wieder nieder, nahm den Kopf zwischen die Kniee und weinte; und Fritz, der neben ihr stand, weinte dann ebenfalls und rief: „Warum weinst Du denn? Wer hat Dir denn etwas zu Leide gethan, Myrtille? War's ein Junge aus dem Dorfe? Der Kasper? der Wilhelm? Heinrich? .... Sag' mir's nur; über den will ich herfallen! — Nenne mir ihn nur!"

„Ach nein, es war keiner von den Buben im Dorfe."

„Na, wer denn sonst? Warum weinst Du denn, Myrtille?"

„Ach, ich weiß es selbst nicht, Fritz."

„Willst Du auf den Falberg steigen?"

„Nein, das ist mir nicht weit genug!"

„Aber sag' nur, Myrtille, wohin willst Du denn sonst gehen?"

„Dort hinaus, dort hinunter!" sprach sie dann und deutete weit über die Berge hinüber; „dorthin wo die Vögel gehen!"

Fritz sperrte dann Augen und Mund weit auf, verstand aber nichts davon.

So begab sich's denn, daß sie eines Tags gegen Mittag mit einander bei ihrem Vieh am Saum des Waldes lagen. Die Herbstsonne schien so klar, das Wetter war so warm, die Luft so ruhig, daß der Rauch ihres kleinen Feuers nicht in einer aufrechten blauen Säule gen Himmel aufstieg, sondern sich wie Wasser unter dem dürren Brombeerengestrüpp verlor. Die Baumgrille hatte ihr eintöniges Zirpen aufgegeben; kein Insekt summte, kein Blättchen Laub rauschte, kein Vogel zwitscherte. Die Kühe und Rinder hatten die Kniee unter den Bauch gezogen und ruhten mit geschlossenen Augen im Schatten einer großen Eiche mitten in der Allmand, und nur ab und an brüllte eines von ihnen dumpf und langsam, als wollte es sich über das erschlaffende Herbstwetter beklagen.

Auch Fritz fühlte die Wirkungen dieser Hitze und dieses zur Faulheit reizenden schwülen goldenen Sonnenscheins. Er hatte anfangs sich eine Peitschenschlinge flechten wollen, dann aber sich in's Gras gestreckt und den Hut über die Augen hereingerückt. Friedland der vor lauter Gähnen das Maul bis hinter die Ohren aufriß, hatte sich neben ihn gelegt.

Myrtille allein verspürte nichts von dieser niederdrückenden Hitze. Sie hockte im vollen Sonnenschein neben dem Feuer, hatte die Arme um die Kniee geschlungen, nichts an ihr rührte

Digitized by Google

sich als die großen schwarzen Augen, welche unstät durch die düsteren Säulenhallen des Waldes hinliefen. Die Zeit zog mit trägem Verlaufe hin. Die ferne Uhr des Dorfkirchleins hatte zwölf, dann ein Uhr, dann zwei Uhr geschlagen, und die kleine Zigeunerin rührte sich nicht. Diese Wälder, diese kahlen Felsengräte, die Felsenhänge, diese dunklen Streifen von Tannenwald, die sich am Gehänge der Berge herunterzogen, schienen für sie einen tiefen geheimnißvollen Sinn zu haben, und darüber grübelnd sagte sie sich im Stillen: „Ja, ja, das alles habe ich schon gesehen .... aber es ist schon lange, lange her!“

Plötzlich fiel ihr Auge auf Fritz, der jetzt aus tiefster Brust schnarchte. Jetzt stand sie leise auf, sah sich scheu und lauernd um und wandte sich dann zur Flucht. Sie lief anfangs aus Leibeskräften; ihr leichter Fuß berührte kaum den Rasen, aber sie lief immer weiter, immer flüchtiger den Berghang hinan. Friedland wandte den Kopf nachlässig nach ihr und machte Miene, ihr zu folgen, dann aber streckte er sich von Neuem wieder an den Boden, als ob ihn die Müdigkeit niederdrücke.

Myrtille war unter dem Brombeerengestrüpp am Waldsaume verschwunden; sie sprang mit Einem Satz über den torfigen schlammigen Graben, worin ein einsamer Frosch unter dem Ried quakte. Zwanzig Minuten erreichte sie den Grat des Hohlensteins, welcher die Aussicht über das ganze Elsaß und die bläulichen Gipfel der Vogesen beherrscht. Jetzt erst wandte sie sich um und sah ob ihr niemand nachfolge; aber Fritz lag mit dem Hut über die Augen noch immer inmitten der grünen Wiese, Friedland neben ihm und die Ochsen und Kühe unter ihrem Baume. Weiterhin gewahrte sie das Dorf, das Flüßchen, das Dach des Maierhofes um welches die Tauben flatterten welche in der Entfernung so klein wie Mücken erschienen; die lange gekrümmte Gasse des Dorfs, in welcher einige Bäuerinnen in rothen Röcken auf und ab gingen; die kleine bemooste Kirche worin der gute Pfarrer Niklauß sie getauft und im christlichen Glauben confirmirt hatte.

Und als nun Myrtille sich dieß alles noch einmal betrachtet hatte, wandte sie sich auch nach den Bergen und beschaute sich die zahllosen Gipfel der Föhren und Tannen, die sich auf den Hängen der Berge zusammendrängten wie das Gras des Feldes. Und angesichts dieses großartigen Schauspiels fühlte die kleine Zigeunerin, wie ihre Brust sich ausdehnte, ihr Herz mit einer ihr noch unbekannten Gewalt schlug, und sich wieder aufraffend, setzte sie ihre Wanderung fort, schwang sich in eine mit Moos und Farnkräutern ausgekleidete Felsspalte hinab und suchte den Hirtenpfad durch den Wald zu erreichen. Ihre ganze Seele, ihre ganze wilde Natur brach dann mit einer unerhörten Gewalt in ihrem Blick hervor; sie war wie umgewandelt: ihre kleinen Hände klammerten sich an den Epheu an, ihre nackten nervigen Füße an die Ritzen und Spalten des Gesteins.

Bald hatte sie den Hirtenpfad auf dem andern entgegengesetzten Abhang des Gebirges erreicht, und setzte nun ihre Wanderung fort, bald laufend, bald springend; von Zeit zu Zeit blieb sie aber auch plötzlich stehen und betrachtete sich die Gegenstände der Umgebung: einen Baum, eine Schlucht, eine einsame Pfütze, eine Waide mit hohem Gras und würzigen Kräutern, und sie ward dann wie von einer Betäubung ergriffen. Sie konnte sich zwar nicht erinnern, daß sie jemals diesen Hochwald, diese Dickichte, dieses Stangenholz und diese Schläge, diese Haiden gesehen habe, aber dennoch sagte sie sich bei jeder Biegung des Weges: „Ach ja, ich wußte es ja .... da war der Baum, dort der Felsen, und dort darunter der Gießbach! .... Ach, ich kenne sie alle!“

Obschon tausend seltsame fremdartige Erinnerungen gleich Visionen mit der Lebhaftigkeit des Blitzes vor ihrem Geiste auftauchten, so begriff sie doch nichts davon und legte sich auch keine Rechenschaft darüber ab. Sie hatte sich noch niemals gesagt: Um sich glücklich zu fühlen, brauchen Fritz und die Anderen das Dorf, die Wiese, den Acker, das Dach des Maierhofes, die Obstbäume im Garten, die Kuh die ihnen Milch gibt,

Digitized by Google

die Henne die ihnen Eier legt! Sie müssen Vorräthe im Keller und auf dem Speicher und im Winter eine warme Stube haben! — Ich aber brauche das alles nicht, denn ich bin eine Heidin, ein echtes Haidenkind! Ich bin in diesen Wäldern geboren wie das Eichhorn auf der Eiche, der Sperber auf dem Felsen, der Krametsvogel auf der Tanne." — Nein, sie hatte niemals über diese Gegenstände nachgedacht, aber der Instinkt leitete sie, und auf diese Weise erreichte sie unter dem treibenden Drange jener seltsamen innern Gewalt mit Sonnenuntergang die abgeholzte Platte des Kohlenplatzes, wo die Zigeuner auf dem Wege aus dem Elsaß nach Lothringen gewöhnlich anhalten, ihr Nachtquartier unter freiem Himmel aufschlagen und mitten im Haidekraut ihren Topf über's Feuer hängen. Hier kauerte sich Myrtille erschöpft, mit wunden Füßen und den kurzen Rock von den Dornen zerfetzt, am Fuß einer Eiche nieder.

Lange Zeit saß sie ganz unbeweglich da, den Blick im weiten Raume verloren, horchte auf den Wind, der in den hohen Fichtenwäldern rauschte und war unnennbar glücklich, daß sie sich in der Einsamkeit allein sah.

Die Nacht sank herab; die Sterne erschienen zu Tausenden in den dunkeln unberechenbar fernen Tiefen des Himmels, dann ging der Mond auf und die Strahlen seines weichen klaren Lichtes überflutheten die an den Gehängen der Berge zerstreut stehenden Birken wie mit einem Silberglanze.

Jetzt begann nachgerade der Schlaf die junge Zigeunerin zu beschleichen; ihr Köpfchen neigte sich vornüber, und sie war schon eingenickt, als in der Ferne, tief im Walde, Rufen und Geschrei sie wieder weckte. Sie lauschte. Dieselben Stimmen drangen durch die Nacht an ihr Ohr: es waren Bremer, Fritz und die anderen Leute vom Maierhofe, welche ausgezogen waren, um sie aufzusuchen. — Ohne Zaudern und Besinnen sprang Myrtille auf, schlug sich noch tiefer in den Wald und wanderte weiter, nur von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um wieder zu lauschen. Aber das Rufen ward schwächer, und sie hörte bald nichts mehr als den eiligen lauten Schlag ihres Herzens, und setzte mit gemäßigterem Schritte ihre Wanderung fort, nun sie sich sicherer wußte. Endlich aber, jedoch viel später, als der Mond dem Untergang nahe war und seine letzten Strahlen von den Kronen der Bäume zurückzog, konnte sie nicht mehr weiter, sondern sank im Haidekraut zusammen und versiel in einen tiefen Schlaf.

Sie war jetzt vier starke Wegstunden von Dossenheim entfernt, ganz nahe bei den Quellen der Zinsel; Bremer's Nachforschungen vermochten sich nicht bis dorthin zu erstrecken.

2.

Es war schon heller Tag, als Myrtille in der Einsamkeit des Harbergs unter einer alten, mit Moos und Flechten bedeckten Wettertanne erwachte. Eine Wachholder-Drossel sang über ihr und dieser antwortete eine andere ganz aus der Ferne, tief unten aus dem Thale. Der Morgenwind machte das Laub erzittern, aber die Luft war schon warm und mit tausend süßen Düften des wilden Gaisblatts, des Eisenkrauts, des Epheus, der Moose und der Spätlingsblüthen der Haidepflanzen geschwängert.

Die junge Zigeunerin schlug ganz verwundert die Augen auf und sah sich um; es befremdete sie, daß sie Kathrinen nicht rufen hörte: „He, Myrtille, steh' auf! Myrtille, he, Myrtille, wo steckst du denn, du Balg, du Hexenkind?" — Darum lächelte sie jetzt und lauschte auf den Gesang der Drossel.

Ganz in der Nähe murmelte eine Quelle; das Mädchen brauchte nur den Kopf etwas zu drehen, um das lebendige Wasser über den Felsen herunter rieseln und sich im Grase verbreiten zu sehen. Ueber den Felsen herunter hing ein Erdbeerenbaum (Arbutus) herab, ganz mit Trauben rother Früchte behangen, und über demselben streckte ein prächtiger Eisenhut seine schlanken Aehren von violetten weißgefleckten Blüthen in die Luft.

Myrtillen dürstete, aber sie fühlte sich so träge, so zufrieden das Wasser plätschern und die Drossel singen zu hören, daß sie nicht den

Digitized by Google

Muth hatte, diese Harmonie zu stören, sondern ihr hübsches braunes Köpfchen zurücksinken ließ, lächelte und den Tag durch die halbgeschlossenen Augenlider betrachtete.

„So werde ich es nun immer haben," murmelte sie vor sich hin. „Was wollt ihr? Ich bin träge — allerdings; aber der liebe Gott hat mich einmal so geschaffen!"

Und noch immer im wachen Traume rief sie sich jetzt das Gehöfte in's Gedächtniß mit seinem großen Göckelhahn und seinen Hühnern, und dann die Eier, welche die Hühner hinten in der Scheune unter einige Haufen Stroh gelegt hatten. — „Ach," flüsterte sie, „wenn ich nur zwei Eier hätte, zwei hartgesottene Eier, wie sie Fritz gestern in seinem Sacke hatte, mit einem Stückchen Brod und einem Bißchen Salz, das käme mir jetzt recht gelegen, das sollte mir munden! — Aber bah! wenn man keine Eier hat, so sind Heidelbeeren und Brombeeren auch recht gut. — Aha, da gibt es ja Heidelbeeren!" murmelte sie dann, denn der Geruch davon machte sich geltend, und sie schnüffelte mit ihren hübschen beweglichen Nasenflügeln und sah sich um. Und hatte sich auch nicht getäuscht — es gab unter den Bäumen des Tannichts noch Heidelbeeren die Fülle.

Nach einer Weile, als sie die Drossel nicht mehr singen hörte, richtete sie sich auf, stützte sich auf den Ellbogen und sah den Vogel an einer der Beerentrauben des Arbutus-herumpicken. Sie schöpfte nun mit der hohlen Hand einige Tropfen Wasser und bemerkte dabei, daß es in der Umgebung auch nicht an Brunnenkresse fehlte, und jetzt erst fielen ihr, was ihr sonst niemals begegnet war, gewisse Worte des Pfarrers Nilauß wieder ein: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähert sie doch! — Schauet die Lilien auf dem Felde wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; und doch sage ich euch, daß Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine derselben! — Wenn aber Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird; sollte er das nicht vielmehr auch euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden und die Weltleute, denn der liebe Vater im Himmel weiß, daß ihr alles dessen bedürfet!" —

„Nun ja, dachte Myrtille, wenn die Mutter Kathrine mich ein Heidenkind nannte, da hätte ich ihr ja füglich antworten können: Eigentlich seyd ihr Heiden, denn ihr säet und erntet; — und wir sind eigentlich die guten Christen, denn wir leben wie die Vögel unter dem Himmel.

Sie war kaum mit diesen vernünftigen Betrachtungen zu Ende, so ertönten ganz in der Nähe Schritte im dürren Laub und machten, daß sie aufblickte und sich umsah. Sie wollte die Flucht ergreifen, als ein Zigeunerbursche von 18—20 Jahren, groß, schlank, von braunem Teint und wolligem Haar, funkelnden Augen, dicken wulstigen Lippen, sich über den Felsenhang heruntergleiten ließ, sie mit entzückten Blicken musterte und dann fragend rief: „Almäni?"

„Almäni," versetzte Myrtille tief bewegt.

„He, he, von welcher Bande?" forschte der Junge.

„Ich weiß nicht .... ich suche erst," versetzte das Mädchen ohne Umschweife und erzählte ihm, wie Bremer sie erzogen habe und wie sie am gestrigen Tage aus seinem Hause entlaufen sey.

Der junge Zigeuner lächelte vergnügt und zeigte seine weißen Zähne. „Ich gehe nach Haslach dort drüben," sagte er und bezeichnete mit ausgestrecktem Arm die Richtung seines Wegs. „In Haslach ist morgen großer Markt und unsere ganze Bande wird da seyn: der Pfeifer-Karle, der Melchior, die Blaumeise, der Klarinettenfritz, der Kukukspeter und die schwarze Elster. Die Weiber treiben das Wahrsagen, wir Männer musiziren. Wenn Du willst, komm' mit mir."

„Jenun," erwiderte Myrtille mit gesenkten Augen, und zupfte an ihrer Schürzenband; „wenn Du nichts dawider hast, ich will!"

Digitized by Google

Der Zigeuner nahm sie in den Arm, küßte sie, legte ihr seinen Sack auf den Rücken, nahm seinen Knotenstock in beide Hände und rief: „Weib, Du bist mein .... Du wirst meinen Sack tragen, und ich werde für Deinen Unterhalt sorgen .... marsch!“

Und Myrtille die auf dem Maierhofe so träge gewesen war, schritt unter ihrem schweren Sacke wohlgemuth in die Welt hinein. Der junge Zigeuner aber war seelenvergnügt; singend und tanzend ging er hinter ihr her und schlug manchmal ein Rad vor lauter Freude. Von diesem Tage an hörte man nichts mehr von Myrtille; für die Leute auf dem Gehöfte war sie verschollen.

Fritz wäre anfangs vor Heimweh nach ihr fast gestorben, als er sah daß das Mädchen nicht wieder kam; als er aber, einige Jahre später, die dicke Grethel, die Müllerstochter, geheirathet hatte, eine große, dicke, schmucke, frische Dirne, ein recht appetitliches Ding, das ein schönes Heirathsgut mitbrachte, — da tröstete er sich allmählig über sein Unglück.

Mutter Kathrine schien ganz damit zufrieden, daß es so gekommen war, denn die dicke Grethel war das reichste Mädel im Dorfe.

Bremer allein war betrübt über das Verschwinden des schwarzen Mädels und blieb traurig; die schwarzäugige Kleine war ihm nachgerade an's Herz gewachsen wie sein eigenes Kind. — An einem Wintertag schaute er einmal aus dem Fenster, da sah er eine Zigeunerin in Lumpen gehüllt, einen Sack auf dem Rücken, durch das tiefverschneite Thal mühsam daherkeuchen. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und sank in den Stuhl am Fenster.

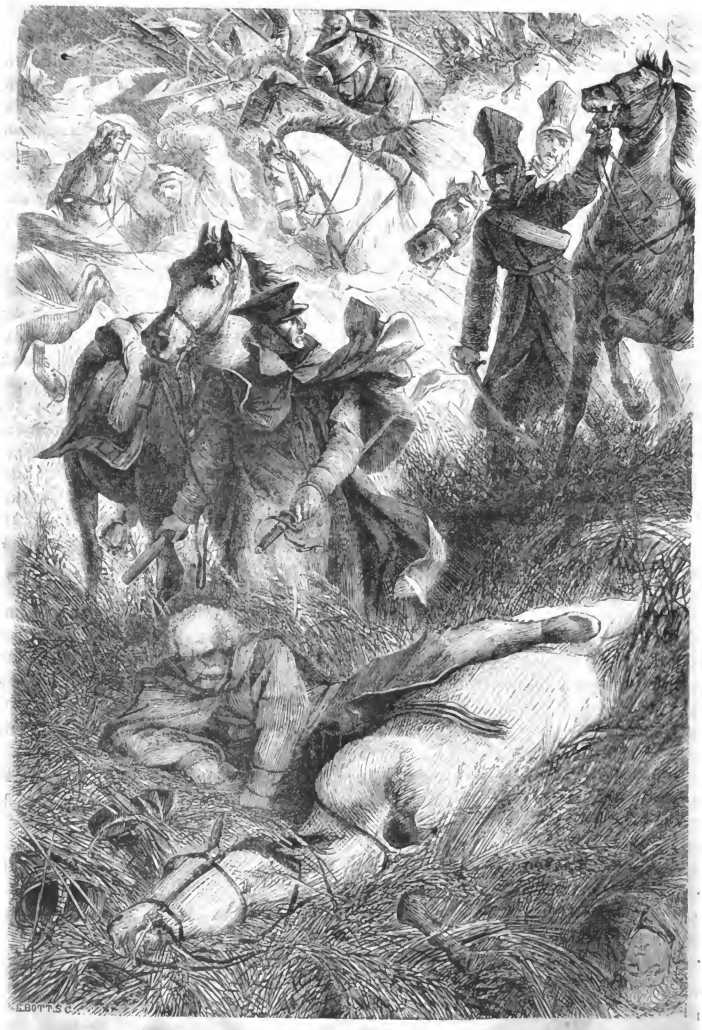
„Was ist Dir denn, Bremer? was hast Du?“ fragte seine Frau. Dieser aber nicht antwortete, trat sie zu ihm, rüttelte ihn und sah, daß er todt war.

Er hatte in der zerlumpten verblühten Zigeunerin eine alte liebe Gestalt erkannt — sein Heidenkind!

Blücher bei Ligny.

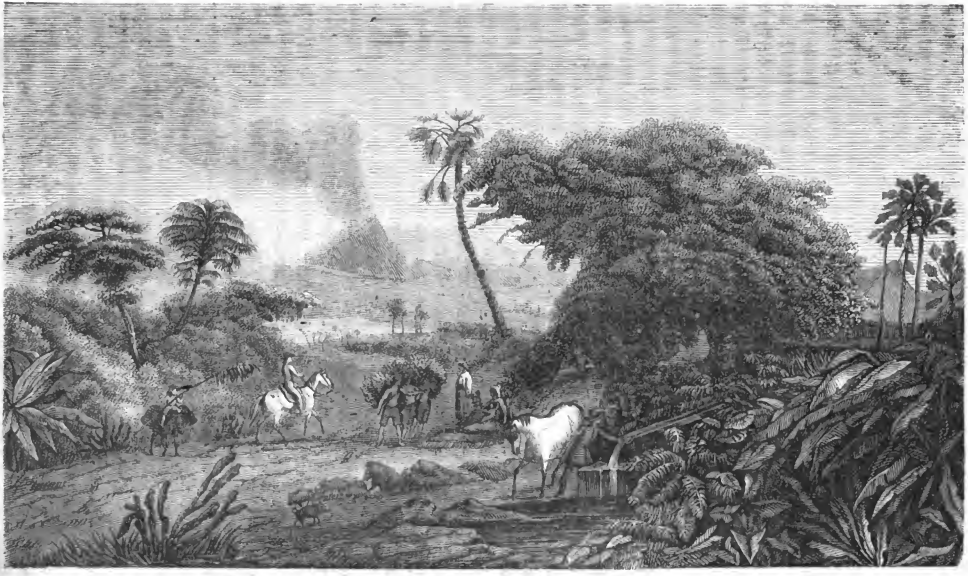
Der großen Entscheidungsschlacht, welche den endlichen Sturz von Napoleon's I. Herrschaft herbeiführte, gingen zwei Schlachten voran, in welchen der größte Feldherr seiner Zeit gleichsam noch einmal seine ganze Kraft zusammenraffte, um sich der Gegner zu erwehren, welche ihn zu umringen und zu bezwingen trachteten. Dieß war die Schlacht von Quatre-Bras, in welcher der tapfere Herzog Karl von Braunschweig-Oels sein Leben verlor, und diejenige von Ligny, wo Blücher'n das Pferd unter dem Leibe getödtet ward und er nahe daran war, von der eigenen wie von der feindlichen Reiterei überritten zu werden. Beide wurden am 16ten Tage geschlagen, und in beiden bewährte sich noch einmal der Feldherrngeist des französischen Kaisers, dem auf deutscher Seite nur das ebenbürtige Genie eines Gneisenau gegenüber stand, um das preußische und das britische Heer zu retten. Napoleon hatte gesehen, daß er seine letzte Kraft zum Entscheidungskampfe aufbieten mußte, denn er sah die Uebermacht, mit welcher die Streitkräfte von halb Europa gegen ihn heranrückten, und er wußte daß er Gegner wie Blücher und Wellington nicht unterschätzen durfte. Er sah den kritischen Augenblick herankommen, wo er siegen oder untergehen mußte. Er beabsichtigte, die Heere der beiden Gegner einzeln zu schlagen und auf jeden Fall und um jeden Preis ihre Vereinigung zu verhindern. Da dieß jedoch nicht ganz gelang, so ließ er durch Ney die Engländer bei Quatre-Bras angreifen und stellte sich selbst an die Spitze seiner besten Truppen, um bei Ligny wo möglich das preußische Centrum zu durchbrechen. Die Franzosen waren auf beiden Flügeln im Vortheil geblieben, aber in der Mitte schwankte der Sieg durch den erbitterten Kampf um das Dorf Ligny. Am 16. Juni Abends 7 Uhr und nachdem man beinahe den ganzen Tag mit verzweifeltem Muthe gekämpft hatte, war die eine Hälfte des Dorfs in den Händen der Preußen, die andere in den Händen der Franzosen. Die Preußen waren hier in der Minderzahl, denn

Digitized by Google



Blücher's Sturz bei Ligny.

Digitized by Google



Der Vulkan Jorullo. (Mit Text auf S. 168.)

Digitized by Google

Blücher hatte alle entbehrlichen Truppen nach St. Armand gesandt, wo die Preußen ebenfalls hart bedrängt wurden. Deßhalb gelang es den Preußen trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit nicht mehr, die Franzosen aus dem Dorfe zu vertreiben, sondern sie behaupteten nur mit verzweifelter Anstrengung ihre eigene Stellung bis halb 9 Uhr Abends, da der Feind immer neue Truppen in's Gefecht führte.

Abends halb neun Uhr erschien der Kaiser Napoleon mit 17 Kürassier-Schwadronen und zwei Grenadier-Bataillonen der alten Garde vor dem Centrum der Preußen um es zu durchbrechen. Auf preußischer Seite waren Offiziere und Mannschaft von der blutigen Schlacht so erschöpft, daß viele aus Entkräftung todt zusammen stürzten. Dazu kam noch ein furchtbares Gewitter, welches dem Angriff der Franzosen unmittelbar vorausging und die Luft verfinsterte. Gleichwohl warf sich der unerschütterliche Blücher, der alte Marschall Vorwärts, an der Spitze von sechs Schwadronen Reiterei auf die feindlichen Kürassiere, die die Angreifenden mit furchtbarem Karabinerfeuer empfingen. Die preußische Kavalerie ward mit furchtbarem Verluste zurückgeschlagen und Blücher's Pferd tödlich verwundet, denn er war einer der letzten beim Rückzuge. Blücher spornte das Thier zur Eile, allein kaum war es noch eine Strecke vorwärts geeilt, so brach es zusammen, wälzte sich auf die rechte Seite und klemmte den Feldherrn an den Boden. — „Nostiz, nun bin ich verloren!" rief Blücher, der ganz unter dem Gewichte des verendenden Thieres lag, seinem Adjutanten zu. Die Besinnung verließ den alten Feldherrn; aber Nostiz sprang sogleich von seinem Pferde, hielt dasselbe mit der Linken fest am Zügel, erfaßte mit der Rechten den Degen und stellte sich mit seinem Pferde so vor Blücher, daß er wenigstens nicht überritten werden konnte. Die französischen Kürassiere sprengten bereits in vollster Rosseseile heran und an der Gruppe so nahe vorüber, daß Nostiz's Pferd gestreift wurde. Nur dem strömenden Regen und der wachsenden Dämmerung hatten Blücher und sein Adjutant es zu danken, daß sie nicht bemerkt wurden. Mittlerweile hatte sich die preußische Reiterei wieder gesammelt, und warf die Kürassiere zurück, die abermals an Blücher und Nostiz vorübersprengten. Nostiz rief die preußischen Reiter jetzt an, ließ durch sie den Feldherrn unter seinem Pferde hervorziehen, und auf das Pferd eines Unteroffiziers Namens Schneider setzen und den vom Sturze betäubten Marschall aus dem Gefecht führen. Kaum war dieß geschehen, so stürmten die Franzosen von Neuem verstärkt heran und zwangen die Preußen zum Rückzuge, welchen Gneisenau so meisterhaft leitete, daß die preußischen Truppen sich am andern Tage wieder sammeln und am zweiten die Schlacht von La Belle-Alliance schlagen konnten, welche dem Kaiser Napoleon das Scepter Frankreichs und den Feldherrnstab für immer entwand. Die Schlacht von Ligny war verloren, aber der alte Blücher gerettet, so daß er bei Waterloo den Engländern noch rechtzeitig Unterstützung zubringen und das französische Heer zermalmen helfen konnte. Ligny hatte den Preußen einen Verlust von 14,000 Mann, 400 Offizieren und 21 Kanonen gekostet, aber der Verlust der Franzosen war kaum geringer und ihr Zweck, die Preußen und Engländer zu trennen, konnte nicht erreicht werden. Wäre Blücher geblieben oder in Gefangenschaft gerathen, so würde dieß ohne Zweifel auf das preußische Heer einen solch entmuthigenden Eindruck gemacht haben, daß es kaum noch zur Schlacht von La Belle-Alliance gekommen wäre. Aber die Hand Gottes war sichtlich mit dem 73jährigen allverehrten Helden und erhielt ihn.

Blücher ritt das Pferd des Unteroffiziers Schneider bis nach Wavre und sandte es dann seinem Eigenthümer mit dem besten Dank und einem Geschenk von 20 Friedrichsd'or zurück. Nach beendigtem Kriege ließ Fürst Blücher bei dem Chef des 6. Uhlanenregiments sich nach dem Braunen des Unteroffiziers Schneider erkundigen und hörte, daß er als untüchtig geworden ausrangirt werden sollte. Da ließ er das Pferd erkaufen und auf seinem Gute Kriblowiz einstellen, wo es bis zu seinem Ende das Gnadenbrod erhielt.

Digitized by Google

Blücher's Adjutant aber, Aug. Ludw. Ferdinand Graf Nostiz, geb. 1777, ist erst vor Kurzem hochbetagt als einer der höchsten Würdenträger der tapfern preußischen Armee gestorben.

Der Vulkan Jorullo.

(Mit Bild auf S. 361.)

Unsere lieben Leser werden ohne Zweifel schon gehört haben, daß das herrliche Land Anahuac oder Mexico eines der reichsten an feuerspeienden Bergen ist. Der größte Theil der Hochgebirge dieses Landes ist von vulkanischen Gewalten emporgetrieben, und wenn auch die Mehrzahl dieser Feuerberge dermalen ausgebrannt ist, so brennt doch noch im Innern vieler anderen das Feuer des Erdkerns in der Tiefe fort, und äußert seine Wirkung fortwährend von Zeit zu Zeit bald da bald dort entweder durch ausgedehnte Erdbeben oder durch Ausbrüche von Vulkanen.

Wir wählen aus der langen Reihe von Vulkanen, welche wie an einer Schnur aufgereiht unter einem rechten Winkel zu dem Strich des Gebirgszuges der Andes sich wie ein Gürtel von der Küste des atlantischen Meeres bis zu derjenigen der Südsee quer durch das Land ziehen, einen der nordöstlicheren, nämlich den Jorullo (sprich Chorulljo), als Versinnlichung der ganzen Erscheinung jener mexikanischen Vulkane für unsere lieben Leser. Der Orizava, der höchste der östlichen Vulkane, und der höchste Berg der ganzen mexikanischen Andes, ist allerdings noch höher und imposanter als der Jorullo, hat aber seit 1566 keinen Ausbruch mehr gehabt, obschon in seinem Innern das unterirdische Feuer noch immer nicht erloschen. Der Jorullo dagegen ist nicht blos noch immer in Thätigkeit, sondern auch ein ganz neues Erzeugniß der vulkanischen Gewalten, welche tief unter diesem herrlichen Lande glühen, denn er ist zum größten Theil erst vor einem Jahrhundert emporgetrieben worden und hat eine weite Landschaft in namenlosen Schreck und Verwirrung gesetzt. Wohl wissen wir, daß seit etwa 2000 Jahren und selbst in der allerjüngsten Zeit die vulkanischen Gewalten der Tiefe vulkanische Inseln aus dem Meere emporgetrieben haben, und zwar bald in der Nähe der Azoren, bald im ägäischen Meere oder an den Küsten von Island. Aber nirgends finden wir in der Geschichte der Erde ein Beispiel, daß sich im Innern eines Festlandes, 36 Stunden von der Küste und 42 vom nächsten thätigen Vulkan, plötzlich unter Tausenden von kleinen brennenden Kegeln ein Gebirge von Lava und Asche gebildet, dessen Gipfel sich mehr als 1200 Fuß über das Niveau der umgebenden Ebene erhebt.

In der Region der immergrünen Wälder Mexico's, in einer Meereshöhe von 2200 bis 2500 Fuß, dehnt sich eine weite Ebene hin, wo vordem noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgedehnte Pflanzungen von Zuckerrohr und Indigo lagen, eingebettet zwischen Basaltbergen welche allerdings Kunde geben, daß dieser Landstrich seit unvordenklicher Zeit der Schauplatz der vulkanischen Thätigkeit gewesen sey. Doch herrschte Friede, Fruchtbarkeit und Wohlstand in dieser Gegend, bis man im Monat Juni 1759 daselbst ein unterirdisches Getöse und schauerliche Donner in Begleitung von Erdstößen verspürte, welche während 50—60 Tagen die Bewohner der Gegend in Schrecken versetzten.

Indeß schien zu Anfang Septembers alles wieder ruhig geworden zu seyn, als (wie Alexander von Humboldt erzählt) plötzlich in der Nacht vom 28. auf den 29. September ein furchtbares unterirdisches Getöse ausbrach und die erschreckten Bewohner auf das Gebirge Aguascarco flüchteten. Bald darauf erhob sich eine Strecke Landes von einigen Quadratmeilen, welches man Malpais nennt, wie eine Blase. Die erhobene Masse hat an ihrem Rande nur 12 Meter Erhebung über das alte Niveau der Ebene von Jorullo, aber gegen die Mitte dieser Auftreibung steigert sich die Höhe allmählig und erreicht 116 Meter. Aus einem Raume von mehr als einer halben Quadratmeile brachen Flammen hervor, wurden große glühende Felsblöcke zu einer ungeheuren

Digitized by Google

Höhe emporgeschleudert, und im Wiederscheine des vulkanischen Feuers sah man durch eine dichte Aschenwolke hindurch die erweichte Erdrinde gleich einem wogenden Meere emporschwellen. Zwei Flüßchen verloren sich in den glühenden Schlacken, und die Zersetzung des Wassers entflammte die Glut noch höher, so daß man das Feuer in Pascuaro sah, einer Stadt 19 Stunden von Jorullo entfernt auf einer Hochebene, die 1400 Meter über dem Vulkan liegt. Tausende von kleinen, 6—10 Fuß hohen Kegeln (von den Eingeborenen Hornitos oder Oefchen genannt) deckten das erhabene Gewölbe des Malpais, und mitten zwischen denselben, auf einer Spalte, erhoben sich sechs Berge, jeder von 4 bis 500 Meter über den alten Boden der Ebene. Der höchste derselben ist der Vulkan von Jorullo, welcher noch immer thätig und auf der Nordseite eine Unmasse verschlackter basaltischer Lava welche Trümmer von Urgestein enthält, ausgeworfen hat. Die Hauptausbrüche dauerten bis 1760 und wurden dann seltener. Die Indianer gewöhnten sich allmählig an diese Erscheinungen, welche sie vom Gebirge Aguascarco aus der Ferne beobachteten, und kehrten zu ihren Hütten zurück, welche sie auf einem Umkreis von 6—8 Stunden um den vulkanischen Herd her verlassen hatten.

Als Alexander v. Humboldt 1804 diese Gegend besuchte, war das unterirdische Feuer wenig mehr thätig, und auf der von der Lava in weitem Umkreis verkohlten Erdrinde zeigte sich überall Vegetation, doch war wegen der großen Hitze des Bodens damals die Ebene unbewohnbar. Statt der versiegten beiden Flüßchen entsprangen 3000 Schritte westlich aus dem erhabenen Gelände zwei heiße Quellen mit einer Temperatur von 40° R., und tief unter dem Boden hört man weithin das Getöse von großen Massen fließenden Wassers, die sich in der Richtung von Ost nach West bewegen. Die absolute Höhe des Jorullo ist nach neueren Messungen 4004 Fuß, seine Erhebung über die Ebene 1223 Fuß; der Kegel ist sehr steil, mit einer Böschung von 45 Grad. Der Hauptkrater steht auf einem großen Spalt und hat mehre Nebenkrater. In dem Krater ist überall gediegener Schwefel angeschossen. Zur Zeit von Humboldt's Besuch betrug die Temperatur der Luft in der erhobenen Ebene noch 43° C.; gegenwärtig beträgt sie kaum noch 24° C. Dem Grauswuchs auf der emporgehobenen Ebene ist nun auch Baumwuchs gefolgt, jene prachtvolle Vegetation von Palmen, Yuccas und immergrünen Eichen, welche dieser Zone von Mexico einen solch eigenthümlichen Zauber leihen.

Der Holzschnitt auf S. 361, nach einer Zeichnung von Moritz Rugendas, gibt ein treues Bild von der Natur dieses Landstrichs. Unsere lieben Leser sehen diese Wälder, diese steil abfallenden Gebirge, die üppige tropische und subtropische Vegetation dieser Zone. Ja, sie bekommen einen Einblick in das Treiben der Bewohner selbst, zumal wenn sie die drei Indianer mitten auf dem Bilde betrachten, welche einen reichen Vorrath von Bananenrispen nach Hause tragen, nämlich jenen Früchten der Musaceen, welche den Bewohnern der heißen Zone die Stelle von Kartoffeln, Getraide und Obst zu gleicher Zeit vertreten und in jeglicher Gestalt und Zubereitung von Menschen und Thieren genossen werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Lieblichkeit des Klima's und die Erhabenheit der Natur verleiht jenem Landstrich den Charakter eines Paradieses. Nur das unterirdische vulkanische Feuer ist die Schlange, welche unter den Blumen dieses Zaubergartens verderbenbrütend lauert.

Ein Schiffsbrand auf hoher See.

(Schluß.)

Es war gar ein entsetzlicher Moment um den Sturz dieses Mastes, und der Athem stockte uns in der Brust. Unwillkürlich bedeckte ich mein Gesicht mit den Händen und wagte nicht aufzublicken, bis ich ein lautes Hurrah hörte, und wir das Boot unversehrt wenige Armslängen von dem halb ausgelöschten Maste schwimmen sahen, welcher nahezu das Boot mit seinem Inhalt erschlagen hätte.

Digitized by Google

Und nun machten wir uns daran, das letzte Boot auszusetzen, und die drei anderen lagen in geringer Entfernung draußen bei, während das Prasseln und Brüllen der Flammen, die nun mit entsetzlicher Gewalt aufschlugen, die heiseren Befehle des Kapitäns völlig übertönten. Und doch war es trotz alles Entsetzens ein großartiger Anblick, denn ein Mal um das andere fingen Stücke von dem Kupferdraht, welcher im Takelwerk verwendet wird, Feuer und brannten mit einer wunderschönen blauen Flamme, heller als in irgend einem Feuerwerk, das ich jemals gesehen; während nun auch der Fockmast Feuer gefangen hatte und die Flammen dem Takelwerk entlang liefen, bis die Taue mit kleinen Kügelchen und Zungen von Feuer beleuchtet erschienen. Die Hitze ward unerträglich, und hie und da stürzten Stücke von brennendem Takelwerk, Spieren und Blockrollen rothglühend und lodernd in's Meer und verursachten das Aufschlagen von kleinen Säulen zischenden Dampfs. Die ganze Mitte des Schiffs stand nun unter Feuer, die Flammen schlugen himmelhoch auf, trieben davon, züngelten durch die Rauchwolken hindurch und warfen weit über die See hin einen hellen goldenen Glanz, während zahllose Funken wie feurige Schneeflocken hoch droben an dem dunklen Firmament wirbelten.

Ich habe, glaub' ich, schon zuvor erwähnt, wie die schreckliche Hitze einen regelmäßigen Luftzug nach dem Feuer hin verursachte, so daß man vorne beinahe briet, während Einem der Wind hinten ganz eiskalt über den Rücken lief und dann die Flammen zu immer größerer Heftigkeit antrieb. Es war ein Anblick, darob Einem das Herz im Leibe zu bersten drohte, denn von Zeit zu Zeit schienen die Flammen in grausamen gefräßigen gegabelten Zungen gegen uns zu schnappen und uns zu bedrohen, und dann tanzten und lechten sie wieder empor wie in teuflischer Freude darüber, daß sie uns arme Sünder bald verzehren würden.

Es war ein gräßliches Schauspiel, und wenn ich es auch nicht merken ließ, so konnte ich doch jedes Mal, so oft ich für einige Augenblicke müßig war, ordentlich spüren, wie mir das Herz im Leibe sank, so daß ich mir wieder wie toll zu thun machte. Ich fiel nicht auf die Kniee nieder um zu beten, aber mir ist, als hätt' ich in jener Stunde ernsthaft in meinem Herzen gebetet; und wiewohl ich gern bei meinem Weib wohlbehalten in dem andern Boot gewesen wäre, war mir doch als ginge es mir wider den Strich und die Pflicht, solch einen Mann, als welcher sich der Kapitän während des ganzen Unfalls gezeigt hatte, im Stich zu lassen. Darum sagte ich zu mir selber: Heda, sey ein Mann, Philipp, und laß dich nicht unterkriegen! — und das versuchte ich denn auch so gut es anging.

Plötzlich schienen die Flammen sich zu drehen und begannen gegen uns her zu schlagen; und ich konnte es nicht begreifen, bis ich den Kapitän von dem letzten Boote, welches er aussetzen half, — dem einen welches dicht neben dem Besanmast auf dem Verdeck lag — hinweg und nach dem Steuerrade laufen sah; und nun bemerkte ich, daß der Matrose am Rade weggelaufen und zu dem Boote geeilt war.

„Komm' zurück! komm' her oder ich schieße Dich nieder!" rief der Kapitän.

„Schießt immer zu, Kapitän," versetzte der Mann verdrossen; „ob ich an einer Kugel sterbe oder ersaufe, ist einerlei; nur will ich mich nicht hier langsam braten lassen!"

Jetzt sank dem Kapitän die Hand mit der Pistole, womit er auf den Mann gezielt hatte, schlaff an der Seite nieder und er schaute drein, als ob alles mit ihm zu Ende wäre.

„Was soll's denn?" rief ich; „kann ich es besorgen?" Und ich folgte dem Kapitän zu dem Steuerrade, das er so drehte, daß er den Bug des Schiffes noch einmal unter den Wind brachte, und kaum hatte er es gethan, so schwenkte das Schiff herum; aber in der Zwischenzeit hatte der Besanmast ebenfalls Feuer gefangen und stand nun in hellen Flammen.

„Faßt 'mal hier an, mein Mann, und haltet das Rad gerade so, wie es jetzt ist!" rief der Kapitän. „So ist's recht; packt die Speichen fest, und wenn die Spitze nochmals herumschwenkt,

Digitized by Google

dann ruft mich herbei und ich will Euch helfen!"

„Schon gut, aber bedenkt, daß ich mich gar nicht darauf verstehe," gab ich zur Antwort. Und nun schienen meine Verlegenheiten zu beginnen, denn wenn es schon schlimm genug war, hart zuzugreifen mit dem Gedanken, daß das Schiff jeden Augenblick untergehen oder verbrennen könne, so war es noch schlimmer, so steifsteif dazustehen und die Speichen des Rades festzuhalten, und bald wurde mir die Sache so fürchterlich, daß mich — ich mochte machen, was ich wollte — ein förmliches Zittern überkam und mir die Kniee unter dem Leibe bebten.

Man brachte das Boot über die Schiffsseite hinunter in's Wasser und dann stürzten die Männer über einander hin um hineinzukommen, und nur mit der größten Mühe und Gewalt konnte der Kapitän die armen Burschen zwingen, die nöthigen Sachen mitzunehmen wie Proviant, den er ihnen selbst aus der Kajüte holte, und Wasser, das er ihnen an Tauen hinunterließ, wobei sie aber ein Tönnchen in's Meer fallen ließen. Aber auf irgend eine Weise vermochte er sie endlich doch, noch manche nützliche Sachen mitzunehmen, die sie wohl brauchen konnten, und einen Kompaß. Hierauf eilte der Kapitän mit drei anderen Männern nochmals in die Kajüte hinunter um noch mehr Proviant zu holen — Säcke mit Schiffszwieback — denn er sagte: die anderen Boote dürften noch mehr nöthig haben und wir müßten sie damit versehen. Nach einer Weile kamen sie schwankend und bebend hochbeladen wieder herauf, der eine mit einem Wassertönnchen auf der Schulter, der Kapitän mit zwei Speckseiten, und zwei Männer mit Säcken voll Schiffszwieback, und nun gingen sie nach der Schiffsseite, und ich wünschte, mein Geschäft wäre vorüber, als ich sie gehen sah.

Horch, da stößt einer der Matrosen jählings einen wilden Schrei aus, schleudert seine Säcke von sich und springt mit einem einzigen Satze über Bord. Die Anderen eilten ihm nach und folgten seinem Beispiel; und nun erst ward ich gewahr, daß die elenden Burschе im Boot davongerudert waren, denn dieses hatte dicht unter der Schiffsseite gelegen, wo ich es nicht zu sehen vermocht. Allein nun legten sie sich tüchtig in die Ruder, um vom Schiffe hinweg zu kommen, und ich konnte bemerken, wie das Boot so voll war, daß der mindeste weitere Gegenstand es mit Wasser füllen und sinken machen mußte.

Es war grauenhaft, das Geschrei jener armen Burschen anzuhören, welche zurückgelassen worden waren, als sie aus Leibeskräften schwammen um das Boot einzuholen, und es war entsetzlich mit anzusehen, denn es war tageshell um uns her, und die Wogen, welche langsam stiegen und fielen, erschienen wie Wogen von Blut mit goldenen Schaumkränzen, wenn sie sich leise brachen. Allein obschon Ein Mann so rasch schwamm, daß er das Boot einholte, stießen sie ihn doch mit den Rudern zurück, und nun klammerte er sich an diese an und ein Matrose zog sein Messer, um ihn niederzustoßen, falls er näher käme, während ich im nächsten Augenblick einen Bootshaken aufgehoben werden sah, der mit einem schweren Streiche dem armen Teufel auf den Kopf fiel, daß er versank. Und ich sprach: „Helf' ihm Gott!" denn er kam nicht wieder herauf.

Nun schwammen noch zwei dem Boote nach, und als der eine davon dieß alles sah, kehrte er sogleich um, blickte nach dem Schiff zurück, ruderte noch ein Wenig mit den Händen, streckte dieselben dann gerade gen Himmel, stieß einen wilden bittern Wehschrei aus und ging unter. Als ich dießmal ebenfalls versuchte, „Helf' ihm Gott!" zu sagen, bracht' ich es nicht mehr heraus — die Worte erstarben mir auf den Lippen.

Da blieb denn noch der Dritte, ein schmucker, strammer junger Bursche; und sobald der nur sah, was vor sich ging, bog er nach links ab und versuchte das nächste von den anderen drei Booten zu erreichen; und mannhaft schwamm er nach demselben hin, erhob sich bei jedem Stoße hoch im Wasser und verringerte allmählig den Raum zwischen sich und dem Boote, bis er dicht unter den Stern desselben gelangte, wo, wie ich deutlich sehen konnte, ihm Einer die Hände

Digitized by Google

hinausreichte und er an Bord des Boots genommen ward.

Dieß alles geschah binnen weniger Minuten und wir beiden letzten auf dem Schiff, der Kapitän und ich, mußten wider Willen inne halten, um das fürchterliche Ereigniß mit anzusehen. Jetzt aber kam der Kapitän auf mich zu und ergriff meine Hand: „Bruder," sprach er; „das war eine feige, grausame, selbstsüchtige Handlung, und ich glaube, ich will lieber mit einem braven Mann sterben, als mit solchen Hunden leben!"

Ich weiß, daß meine Hand bebte, aber ich glaube, daß meine Stimme fest war, obwohl ich auch am Leben hing, als ich ihm versetzte: „Ist es sehr schwer zu sterben, Kapitän?"

„O ja, ich glaube, es kommt einem starken Mann sauer an," sagte er. „Und da das Leben von dem lieben Gott kommt und wir seither unsere Schuldigkeit gethan haben, so müssen wir denn auch ferner unsre Pflicht thun und noch zwei Menschenleben zu retten versuchen."

„Aber wie denn?" rief ich und packte ihn am Arm.

„Bleib' fest am Rade — oder nein, es liegt nichts daran, das Schiff rückt nicht mehr weit von der Stelle! Lege lieber hier mit Hand an!" sagte er.

Und ich half ihm, und gemeinsam schleppten wir, während uns die Flammen beinahe rösteten, drei große Hühnerkäfige und einen Lattenverschlag an die Schiffsseite; er band sie mit Stricken zusammen und dann schoben wir sie über Bord, und da das Schiff sich langsam drehte, waren wir den Booten aus dem Gesicht, die ungefähr eine Viertelmeile entfernt waren. Der Kapitän hatte die Hühnerställe an einem Tau festgebunden, damit sie nicht davon getrieben wurden, und auf sein Geheiß rutschte ich nun an dem Tau hinunter und hockte mich zitternd darauf nieder, während er mir ein kleines Wassertönnchen, einige Stricke, eine Speckseite und zwei Säcke Zwieback herunter ließ. Hierauf warf er mir noch einige lose Holzstücke, den Verschlag über der Kajütentreppe und einen Kasten nebst getheertem Segeltuch in das Wasser neben mir herab, glitt am Tau herunter und war in wenigen Minuten an meiner Seite, während die Hühnerkörbe einsanken, so daß ich froh war, mich in's Wasser herunterzulassen, und mich daran festhielt.

„Recht so," sagte er, öffnete sein Messer mit den Zähnen und schnitt den Strick ab; dann schob er das getheerte Segeltuch und die Holzstücke und die anderen Sachen in der Mitte zusammen, in der handlichsten Weise, wie es nur ein Seemann thun kann. Er gebot mir, mich fest anzuklammern, ließ sich dann selber in's Wasser herab, schwamm von dem brennenden Schiffe hinweg und wußte es mit Schwimmen und Schieben und Leiten unsers Floßes so geschickt anzustellen, daß wir zwar langsam aber doch sicher immer weiter von dem Schiffe hinweg kamen.

„Ich will hernach die Hühnerkästen und den Verschlag zusammen binden, sobald wir außer Gefahr sind," sagte er.

„Außer Gefahr?" fragte ich; „und wann wird dieß der Fall sein?"

„Jenun, ich meine, wenn wir so weit aus dem Bereich des Schiffs sind, daß wir nicht mehr mit hinabgezogen werden, wann es untersinkt."

„Wird es versinken?" fragte ich.

„Ganz gewiß und in kurzer Zeit," versetzte er und schwamm dann mit Anstrengung weiter, während ich nichts thun konnte, als zuerst die Boote und dann das brennende Schiff beobachten.

Es war ein großartiger obschon furchtbarer Anblick um dieses stolze Schiff, welches wie eine Pyramide von Feuer dastand und eine Hitze verbreitete, die uns selbst auf diese Entfernung hin beinahe die Haut im Gesicht verbrannte. Die Flammen schlugen jetzt aus allen Theilen des Schiffs, sogar aus den Kajütenfenstern drunten, wo ich vorhin noch gestanden, und ich mußte unwillkürlich schaudern beim Gedanken an die entsetzliche Gefahr, die uns gedroht hatte.

Es war ein hartes Stück Arbeit, das Floß bei dem starken Winde, der uns gegen das Schiff

Digitized by Google

hintrieb, durch das Waſſer zu ſchieben, aber wir gelangten immer weiter von dem Schiffe hinweg und waren ſchon in einiger Entfernung von demſelben, als der Beſanmaſt in vollem Brande über Bord ging. Der Kapitän meinte aber, wir ſeyen immer noch nicht ſicher und ſchwamm weiter, bis wir den Wind nicht mehr ſpürten. Endlich aber hing er keuchend und erſchöpft bewegungslos da und ſagte: wir müſſen es nun riskiren.

Wir ſchwiegen nun beide und ſchauten den Booten nach, welche jetzt weiter von uns entfernt waren; das brennende Schiff ſchien der Mittelpunkt eines glorreichen herrlichen Lichtkreiſes zu ſeyn, an deſſen Ende wir alle wie Funken lagen und auf das Ende warteten, das, wie wir wohl wußten, bald kommen mußte. Weiterhinaus war alles pechſchwarz und ſogar nicht einmal mehr ein Stern zu ſehen, während die Wogen kaum ſtiegen und ſich etwas kräuſelten und aufſchlugen, wenn ſie gegen unſer Floß anſpülten: mit Ausnahme des Gepraſſels des Feuers und des dumpfen Rauſchens der Flammen war alles ringsum grabesſtill.

Ein Schuß auf Toucans. (Mit Text auf S. 370.)

Plötzlich ſchrack ich zuſammen, denn der Kapitän ſprach und ſeine Stimme klang traurig, als er nach ſeinem Schiffe blickte und inmitten dieſer Grabesſtille tönte es wild und ſeltſam. „Hätte ich unter meiner Mannſchaft lauter Leute gehabt wie Ihr, mein Mann, ſo denk' ich, das Schiff wäre nun gerettet!" ſagte er. Dann aber hielt er inne, denn das gute Schiff, welches ſeither ganz ruhig gelegen hatte, begann zu ſchwanken und etwas gegen uns hin zu rollen und dann langſam auf die entgegengeſetzte Seite, als ob es juſt nur dem Druck des Windes nachgäbe. Und dann konnten wir beinahe ſehen, wie das Waſſer an ſeinen brennenden Seiten hinaufkroch, da kleine Dampfwolken daraus aufſchlugen, und mit einer einzigen ruhigen ſteten Neigung nach vorne ſchien es gerade unter die goldenen Wogen unterzuſinken. Hierauf folgte ein gewaltiges Steigen und Fallen des Meeres und eine tiefe dichte Finſterniß, aus welcher hart neben mir eines der bitterſten, ſchmerzlichſten, herzzerreißendſten Schluchzen ertönte, die ich je aus der Bruſt

Digitized by Google

eines Menschen vernommen; und ich hatte gar nicht das Herz, ein Wort zu sagen, denn ich fühlte, daß der Kapitän um den Verlust seines guten Schiffes weinte.

Eine gute Weile war das Schweigen so tief wie die Dunkelheit; dann unterbrach der Kapitän zuerst die Stille. „Könnt Ihr Eure Hand an das Tau bringen?“ fragte er mit etwas leichterem Herzen. Ich griff hinauf, faßte das Tau und reichte es ihm mit den anderen Stricken; und nun konnte ich ihn in der Dunkelheit eine Weile geschäftig herumbinden, knüpfen und festmachen hören; und endlich sagte er: „Klettert jetzt wieder hinauf; es wird Euch nun besser tragen!“ Schwach und erschöpft und müde wie ich war, gelang es mir doch, hinaufzuklettern, und so lag ich mit meinen Füßen im Wasser und mit meinem Kopf auf dem Zwiebacksacke, und gleich darauf hörte ich den Kapitän ebenfalls heraufklettern, und wir erfaßten einander bei den Händen und lagen in der stockfinstern Nacht da und der Kapitän sprach langsam und laut mit weicher tiefer Stimme jenes Gebet, was jeder von uns auf dem Schooß der Mutter beten lernt. Als er an die Stelle kam: „Erlöse uns von dem Uebel,“ hielt er inne, und bald darauf spürten wir in unserm Herzen deutlich, daß wenn wir auch erschöpft und verschlagen auf etlichen Stückchen Holz verloren auf dem weiten Ocean umhertrieben, wir doch in den Händen des allbarmherzigen allmächtigen Vaters im Himmel waren, und wir schliefen bis die warme helle Sonne uns in die Augen schien und uns verkündete, daß ein neuer Tag uns aufgegangen sey.

Das Erste was der Kapitän thät, war, daß er aufstund und sich umsah; dann sagte er, man könne nur noch eines von den Booten sehen. Er richtete aber eines von den Holzstücken auf, an dessen Ende er ein Taschentuch als Flagge angebunden hatte, und verkeilte das Holzstück in dem Hühnerkasten. Wir hielten dann ein tüchtiges Frühstück von Schiffszwieback, geräuchertem Speck und Wasser, worauf der Kapitän den einen Hühnerkasten auf den andern stellte und durch Festbinden und Anknüpfen derselben unser Floß höher und fester machte, so daß wir unsern Zwieback und Speck aus dem Wasser halten und selber trocken sitzen konnten.

Und so lagen wir denn den ganzen Tag bis gegen Abend, wo wir fanden, daß das Boot auf uns zukam und just um's Dunkelwerden war es so nahe, daß wir es anrufen konnten, und wenn mir jemals irgend etwas in meinem Leben Freude gemacht oder Hoffnung gegeben hat, so war es die Ankunft des Bootes, denn es war just dasjenige, worin mein Weib Aufnahme gefunden hatte. Es war kein Platz mehr für uns im Boote, aber man nahm uns in's Schlepptau, und da das Wetter schön und ruhig blieb, so ruderten und arbeiteten wir abwechslungsweise und steuerten nach des Kapitäns Anweisung dem nächsten Lande zu, dann wenn die Reihe an uns kam, gingen wir beide in's Boot, und zwei Andere lösten uns ab auf dem Floße, und so trieben wir Tage lang herum, bis eines Morgens der Freudenruf erscholl: „Ein Segel! ein Segel!“

Und da war es denn auch, ungefähr eine Meile von uns entfernt, und ward immer deutlicher und deutlicher, jemehr diese herrliche Morgensonne heraufstieg. Und jetzt lachten die Einen, weinten die Anderen, und wieder Andere erschienen vor Freuden halb verrückt, als nach einiger Zeit das Schiff, ein britisches Kriegsschiff auf der Heimreise, auf uns zu steuerte, ein Boot aussetzte und uns aufnahm.

Eine Woche später war ich wieder in Liverpool im fremden Lande, ohne Geld, ohne Kleider als die Fetzen die ich auf dem Leibe trug, aber mein gutes Weib war gerettet und ich hatte in dem Kapitän Ellis einen so treuen Freund, als je einer auf Erden gewandelt. Ich war ja noch am Leben, und mit dem Leben kam die Hoffnung, und mit der Unterstützung des Kapitäns fand ich Arbeit und Brod und ein Unterkommen, und konnte später wieder in die alte Heimath zurückkehren, die ich vordem mit einem fremden fernen Welttheil hatte vertauschen wollen. Wie froh war ich aber nach diesen Erlebnissen wieder an dem alten Lande meiner Geburt!

Digitized by Google

Ein Schuß auf Toucans.

(Mit Holzschnitt auf S. 368.)

In den prachtvollen Urwäldern des Wunderlandes Brasilien, von dem wir unseren lieben Lesern schon mehrfach erzählt haben, gibt es eine Menge der schönsten und interessantesten Vögel, die sich ebenso sehr durch die Farbenpracht ihres Gefieders, wie durch ihre seltsamen Gestalten und Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Zu den wunderlichsten von diesen geflügelten Bewohnern der Urwälder am Amazonenstrom gehören die Toucans, bei uns im gemeinen Leben Pfefferfresser genannt, obschon man nicht recht begreifen kann, woher ihnen dieser sonderbare Name kommt, denn diese Vögel, welche der Naturforscher Rhamphastos nennt, fressen eher alles andere, als Pfefferkörner. Es sind diese Toucans eine Sippe von gesellig lebenden Klettervögeln, welche sich besonders durch ihren gewaltigen Schnabel auszeichnen, denn dieser ist bei einzelnen Arten dieser Vögel beinahe so groß, als ihr ganzer Körper, aber leicht, von zellenförmiger fester Textur, am Rande unregelmäßig eingekerbt und an beiden Kinnladen gegen die Spitze hin leicht gebogen. Noch seltsamer gestaltet aber ist die schmale, bandartig in die Länge gezogene Zunge des Toucan, welche an den Seiten mit einem Barte versehen ist, wie eine Feder. Der eigenthümliche Bau des Schnabels zwingt den Vogel, jeden Bissen seiner Nahrung in die Luft empor zu werfen und in dessen Herabfallen wieder aufzufangen und so in die Kehle zu bringen, wie man es noch bei manchen anderen Vögeln sieht, deren Junge zum Verschlingen von Futter ungünstig gestaltet ist. Die Toucans finden sich nur im tropischen Amerika, und leben in kleinen Flügen in den dichtesten Walddickichten beisammen und nähren sich von Insekten und wildem Obst, und zur Brütezeit der anderen Vögel auch von den Eiern, die sie geschickt aus den Nestern holen. Ihre Füße sind sehr kurz und die Flügel auch nur von mäßigem Umfang; der Schwanz aber ist ziemlich lang und von steifen Federn wie bei unseren Spechtarten, und unterstützt diese Vögel beim Klettern wesentlich. Sie nisten in hohlen Baumstämmen und legen zwei rundliche Eier von zart weißer Farbe. Ihr Flug ist gerade und stetig, aber mühsam; dagegen bewegen sie sich im Gezweige sehr behend und mit leichten geschmeidigen Wendungen, hüpfen gewandt von Ast zu Ast und scheinen dabei durch die abnorme Länge ihres Schnabels gar nicht gehindert zu werden. Sie sind gar nicht scheu, aber doch sehr schwer zu fangen, da sie meist nur in den hohen Baumkronen leben; bekömmt man sie aber jung, so sind sie leicht zu zähmen und in der Gefangenschaft beinahe so possierlich, wie Papageien, und so behend und so rührig, daß man ganz das linkische Aussehen vergißt, welches ihr ungeschlachter, großer aber leichter Schnabel ihnen gibt. Der englische Naturforscher H. W. Bates, aus dessen Reisen am Amazonenstrom wir unseren Lesern schon mehrfach erzählten, sagt: die Toucans seyen so recht eigentlich die charakteristischen Vögel der Urwälder jener heißen Zone, und nicht weniger als fünf verschiedene Arten derselben bewohnen die Wälder in der Umgebung von Ega am obern Amazonas. Die größte Art unter allen Toucans ist die Rhamphastos toco, bei den Eingeborenen Tocano pacova genannt, weil sein Schnabel einer Banane gleicht, die bei den dortigen Indianern Pacova heißt; er kommt aber mehr am untern Amazonenstrome, bei Para und auf den niederen Flußeilanden des Rio Negro bei Barra, vor. Die gemeinste Art ist Cuvier's Toucan, etwas größer als eine Taube, mit safrangelbem Streif am Grunde des Rückens, während die übrigen Arten dort einen rothen Streifen haben. Er haust beinahe das ganze Jahr hindurch in den Wäldern um Ega, denn er brütet in jener Gegend in Höhlungen der Baumstämme hoch über dem Boden; die meiste Zeit des Jahres trifft man ihn in einzelnen Individuen oder kleinen Flügen und er ist dann sehr scheu. Zuweilen findet man diese Vögel, ihrer drei oder vier beisammen, ganze Stunden lang auf den obersten Aesten sehr hoher Bäume sitzen und um die Wette ihren merkwürdig lauten, gellenden, durchdringenden Schrei „Tocáno! Tocáno!“ ausstoßen, von

Digitized by Google

dem ihnen die Indianer ihren Namen geschaffen haben. Bei solcher Gelegenheit kömmt man denn nur selten zum Schusse auf einen Toucan, denn die Sinne dieser Vögel sind so geschärft, daß sie den Jäger entdecken, ehe er den Baum anschleicht, worauf sie hocken, obschon der Schütze 150 Fuß unter den Vögeln und vom Unterholz verdeckt seyn mag. Sie strecken immer ihre Hälse herab, um unter sich zu sehen, und fliegen, wenn sie die leiseste Bewegung im Gebüsch erspähen, sogleich nach den unzugänglicheren Theilen des Waldes. Man trifft um dieselbe Jahreszeit zuweilen auch einzelne Toucans welche schweigend an den größeren Aesten auf und ab hüpfen und in die Ritzen der Baumstämme blicken. Sie mausern sich in den Monaten März bis Juni, einzelne früher, andere später, und erscheinen dann nach dieser gezwungenen Ruhezeit plötzlich in den trockenen Wäldern um Ega, sind alsdann merkwürdig zahm und wandern in sehr großen Flügen auf den niedrigeren Bäumen von Ast zu Ast und von Krone zu Krone. Das ist denn eine wahre Freudenzeit für die Jäger jener Gegenden, und jedermann, der nur irgend ein Gewehr und einige Ladungen Pulver und Schrot besitzt oder ein Blaserohr, der wandert täglich in den Wald hinaus um sich ein halbes Dutzend Toucans zum Braten für das Mittagbrod zu holen, denn die halbe Bevölkerung lebt in den Monaten Juni und Juli fast ausschließlich von diesem Wildpret, das sehr fett, zart, wohlschmeckend und nährhaft ist.

Der eigenthümliche Bau des seltsamen Schnabels beim Toucan hängt mit seiner Nahrung zusammen, die vorzugsweise aus Beeren und Früchten besteht und deren er sich ohne diesen ungeschlachten Schnabel nicht bemächtigen könnte. Die Blüthen und Früchte auf den Kronen der großen Bäume der südamerikanischen Wälder wachsen nämlich vorzugsweise nur gegen die Enden der zärteren Zweige hin, welche kein bedeutenderes Gewicht tragen würden; alle Thiere daher, welche von Früchten oder den in Blüthen enthaltenen Insekten leben, müssen natürlich mit irgend einem Mittel versehen seyn, um aus einiger Entfernung die Enden dieser Blüthen- oder Fruchtstengel zu erreichen. Dieses Mittel zum Zweck ist bei den Toucans der große lange Schnabel. Als geschickte Kletterer gelangen sie auf den stärkeren Aesten und Zweigen ganz in die Nähe der Früchte, halten sich mit ihren Kletterfüßen an Zweigen und Lianen fest und lassen sich so weit herunter, bis sie die Beeren mit ihrem Schnabel erreichen können. Ist dieß geschehen, so schwingen sie sich mit einer leichten graziösen Bewegung der Schwingen wieder empor, schleudern das gefundene Futter in die Höhe und fangen es beim Herunterfallen so geschickt auf, daß es sogleich in den Schlund fällt. Der Gang des Toucans am Boden hat etwas von dem Hüpfen der Elster, dem der Vogel auch durch den schlauen lauernden Ausdruck seines beweglichen Auges gleicht.

Eine der interessantesten Toucan-Arten ist der Toucan mit dem gelockten Schopf, bei den Naturforschern Pteroglossus Beauharnaisii genannt. Bei diesem merkwürdigen Vogel sind die Federn oben auf der Krone des Schädels in dünne Hornplättchen von glänzend schwarzer Farbe mit aufgerollten Enden verwandelt, so daß sie Hobelspänen von Stahl oder Ebenholz gleichen, und diese Plättchen dem Kopfe das Ansehen einer Perrücke geben. Dieser Toucan erscheint im Mai und Juni bei Ega in großen Flügen im Wald und macht einen abscheulichen Lärm durch sein Geschrei, welches einigermaßen dem Quacken von Fröschen gleicht. Bates erzählt ein kleines Abenteuer, welches er eines Tages mit einem derartigen Vogel hatte, und auf welches unser Bild auf S. 368 sich bezieht. „Ich hatte," sagte er, „einen solchen Toucan in einer dunklen Waldschlucht von einem ziemlich hohen Baume heruntergeschossen, meine Flinte gegen einen Baumstamm am Pfade gelehnt, und trat in das Dickicht, wohin der Vogel gefallen war, um meine Beute zu holen. Der Toucan war nur angeflügelt und stieß bei meinem Versuche, ihn zu erfassen, einen lauten Schrei aus. Im Nu wimmelt die schattige Schlucht wie durch Zauberschlag von diesen Vögeln, obschon ich in der That keinen

Digitized by Google

einzigen davon gesehen, als ich das Dickicht betreten hatte. Von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast hüpfend, stiegen sie zu mir herab und einzelne schaukelten und wiegten sich an den Stengeln und Schleifen der holzigen Lianen und Schmarotzerpflanzen, und alle schrieen und flatterten mit den Flügeln um die Wette, wie ebenso viele Furien. Hätte ich einen langen Stock in der Hand gehabt, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, mehrere derselben herunter zu schlagen, denn sie waren gar nicht scheu und näherten sich mir auf wenige Armslängen. Nachdem ich den angeflügelten Vogel abgefedert hatte, lief ich zurück um meine Flinte zu laden, allein bis ich damit fertig war, hatte das Schreien des verwundeten Toucans aufgehört und seine Gefährten waren wieder in die Baumkronen zurückgekehrt und insgesammt verschwunden, so daß ich keinen Schuß mehr anbringen konnte."

Abd-el-Kader.

(Mit Holzschnitt auf S. 373.)

Wenn ich nicht irre, sagt Tertullian von einigen heidnischen Philosophen: ihre Seele sey von Natur aus eine christliche gewesen. Dieser Ausspruch seines alten Landsmannes dürfte kaum auf irgend einen Mann der Neuzeit besser passen, als auf den edlen Emir von Mascara, Abd-el-Kader, welcher durch die schönsten Seiten seines Herzens wie durch die erhabensten Gesinnungen seiner Seele dem Christenthum näher steht, als je irgend ein Heide oder Muselmann es gethan. Abd-el-Kader ist ein Mann, welchem wir ebenso sehr um seines Geistes und sittlichen Charakters wie um seiner Thaten willen unsere vollste Anerkennung zollen müssen. Kein Mann der neueren Geschichte, außer Garibaldi, ist in seinem Vaterland um seiner Person wie um seiner Thaten willen mit einem größern romantischen Interesse bekleidet worden. Jahre lang trotzte er der ganzen Macht Frankreichs; Jahre lang vereinigten sich auf ihn alle die Hoffnungen der tapfern Kinder der Wüste und als er endlich der Ueberzahl und der überlegenen Kriegskunst erlag, da war er noch im Stande, Bedingungen zu stellen, welche für ihn mit keiner Unehre verbunden waren und seine persönliche Freiheit sicherten. Gleichwohl wurde er verrätherischer Weise in eine französische Festung eingesperrt und darin neun Jahre lang gefangen gehalten, bis ihm der jetzige Kaiser der Franzosen wieder die Freiheit schenkte. Abd-el-Kader hat den Eid, den er damals auf den Koran schwor, daß er niemals wieder die Waffen gegen seine Besieger ergreifen wolle, seither unverbrüchlich gehalten; ja als im Jahr 1860 die Niedermetzelung der christlichen Bevölkerung im Libanon begann, gab er, seinen ritterlichen Instinkten getreu, mehr als fünfzehntausend jener unglücklichen Flüchtlinge Schutz, Obdach und Mittel zu ihrem Unterhalt. Den Franzosen ist es zwar gelungen, Algerien zu unterwerfen; allein nichts vermag dem unbezwinglichen Araberhäuptling den Ruhm streitig zu machen, den er nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern durch Thaten der Barmherzigkeit an denjenigen sich erworben hat, deren einziger Anspruch an sein Interesse darin bestand, daß sie durch grausame, blutdürstige Fanatiker aus ihren heimathlichen Bergen vertrieben worden waren. In seiner Verbannung mag er einigen Trost in dem Bewußtsein gefunden haben, daß wenn auch er und seine Landsleute unterjocht worden sind, diese doch von einem klugen Herrscher regiert werdrn, welcher ihnen in mehr als Einer berühmten Proklamation versichert hat, daß er ebenso sehr ein Kaiser der Araber als der Franzosen sey, und der ihnen die unleugbarsten Beweise gegeben hat, daß er die Araber nicht blos vor dem Schicksale, das so viele eingeborene und besiegte Racen und Stämme ereilt, bewahren, sondern sie auf den gleichen Fuß mit der französischen Nation erheben will.

Alle Männer, welche mit Abd-el-Kader in persönliche Berührung gekommen sind, rühmen von ihm, daß schon seine persönliche Erscheinung den Eindruck eines ausgezeichneten Menschen mache. Er ist von mittlerer Größe, seine Züge sind regelmäßig, sanft, mild, von einem mehr

Digitized by Google

Abd-el-Kader, nach einer Photographie.

sinnigen und träumerischen, als energischen Ausdruck. Pockennarben und ein dünner schwarzer Bart thun dem freundlichen Eindruck seines Gesichts keinen Eintrag. Seine Rede ist einfach und gelassen, seine Ausdrucksweise die poetische, redeblumenreiche der Orientalen. Nichts in seiner ganzen äußern Erscheinung deutet auf die Willenskraft und die gewaltige Seelenstärke eines Mannes, dessen Ruf einst ganz Nordafrika zum Kampf gegen die Franzosen entflammte. Nichts an ihm deutet den Mann an, welcher einst den erfahrensten und energischsten Generalen Frankreichs an der Spitze undisciplinirter Schaaren ohne Artillerie einen zähen, erbitterten Widerstand leistete und den Krieg für die Freiheit zu einem heiligen machte. Nichts in dem Benehmen des gereiften bescheidenen Mannes verkündet, was für ein reiches Leben hinter ihm liegt.

Abd-el-Kader ist ungefähr um's Jahr 1807 in der Gegend von Mascara im westlichen Algerien in einer Ghetna geboren, wo sein Vater, Sidi-el-Hadschi-Mahidin, ein einflußreicher Marabut war, welcher sich rühmte, von den fatimitischen Khalifen abzustammen. Abd-el-Kader machte schon in seinem achten Jahre die Pilgerreise nach Mekka, und stählte dabei schon frühe seine Energie, welche er von seiner Mutter geerbt hatte. Schon von Kindheit auf zum Marabut bestimmt und in der geistlichen Schule zu zu Mascara unterrichtet, blieb er nach der Rückkehr von Mekka einige Jahre in Egypten und besuchte namentlich in Kairo die Schulen der dortigen arabischen Gelehrten, deren emsigster Schüler er war. Namentlich die Geschichte und die Theologie der Moslemim zogen ihn sehr an, und noch in jungen Jahren schrieb er ein arabisches Buch, eine Sammlung poetischer und historischer Aufsätze. Seine seltene Intelligenz und sein Freimuth machten ihn aber dem Hussein-Pascha verdächtig, welcher ihn verhaften lassen wollte, und einen Preis auf seinen Kopf setzte, als es dem jungen Marabut gelang, sich diesen

Digitized by Google

Nachstellungen durch die Flucht zu entziehen. Er machte dann eine zweite Pilgerfahrt nach dem Grabe des Propheten und den heiligen Stätten und setzte sich bei seiner Rückkehr zu Mascara.

Abd-el-Kader war beinahe noch ein Jüngling, als im Jahr 1830 die Franzosen Algier eroberten und sich auch das übrige Land zu unterwerfen anschickten. Sein Vater predigte damals den heiligen Krieg gegen die Franzosen, und Abd-el-Kader folgte diesem Rufe, nahm thätigen Antheil an dem Kampfe und zeichnete sich darin so aus, daß er den Titel eines Emirs aller derjenigen Völkerschaften erhielt, welche sich im Namen der Unabhängigkeit erhoben hatten. Sein Ansehen und Einfluß gewannen rasch an Umfang, und die fanatisirten Araber reihten sich in Schaaren um die von ihm aufgepflanzte Fahne des Propheten. Die Franzosen mußten sich nach einiger Zeit dazu bequemen, ihn als den unabhängigen Herrscher des Gebiets von Oran anzuerkennen, und schickten den General Daumas als beglaubigten Gesandten zu ihm ab. Dieß steigerte noch sein Ansehen bei den Arabern; alle Städte huldigten ihm als ihrem Sultan und brachten ihm die reichsten Geschenke dar. Nachdem er zwei Kriege mit Erfolg gegen die Franzosen geführt hatte, benützte er den darauffolgenden Frieden zur Erweiterung seiner Herrschaft in der Wüste und unter den Kabylen, sowie zu einer gewissen militärischen Organisation seines Heeres. Schlau und gewandt, wußte er seinen Haß wie seine Pläne zur Vertreibung der Franzosen gut zu verbergen, und so begann er 1839 von Neuem den Krieg mit wechselvollem Erfolge, ja sogar mit theilweisen glänzenden Vortheilen; aber eine allgemeine Schilderhebung der Moslemim gegen die Franzosen, die er veranlassen wollte, gelang ihm trotz aller Bemühungen nicht. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf. Da ward im Jahr 1841 Bugeaud zum General-Gouverneur ernannt, änderte die seitherige Taktik der Franzosen und machte dem kühnen Emir den Sieg streitig. Die Streifzüge und Rhazzias gegen die einzelnen Stämme wurden vervielfältigt und deren Krieger durch unabläßige Ueberfälle decimirt und aufgerieben; mehrere Gefechte welche der Emir verlor, entmuthigten seine Anhänger, und ansteckende Krankheiten schwächten sein Heer. Tagdemt und Mascara fielen den Franzosen in die Hände, und Abd-el-Kader mit seiner getreuen Smala mußte in die Wüste flüchten, wurde aber auf diesem Rückzuge noch von den Chasseurs des Herzogs von Aumale hart verfolgt und der Reste seines Vermögens beraubt.

Der Emir fühlte nun, daß er allein zu schwach sey, um gegen die Franzosen wirksam zu kämpfen, und veranlaßte daher den Kaiser von Marokko, Muley-Abd-er-Rhaman, an dem heiligen Kriege gegen die fränkischen Ungläubigen theilzunehmen; aber General Bugeaud schlug am 14. August 1844 die Marokkaner bei Isly, und zwang den Kaiser, sich mit den Franzosen gegen Abd-el-Kader zu verbinden. Aber trotz aller Ungunst des Waffenglücks erhob sich der Emir nach jeder Niederlage nur desto drohender, denn sein Muth und die Begeisterung für die Sache des Glaubens, welche er vertrat, führten seiner Fahne immer neue Streiter zu. Erbittert ob dem Abfall des Kaisers von Marokko und aus der Metidscha durch die Truppen des Marschalls Bugeaud zurückgeworfen, fiel er nun in das marokkanische Gebiet ein mit dem kühnen Gedanken, sich selber zum Kaiser von Marokko aufzuwerfen. Aber vergebens bemächtigt er sich zweier marokkanischer Lager; seine Handvoll regelmäßiger Truppen muß endlich der Uebermacht weichen, und kaum vermögen die Weiber seiner Familie sich noch auf französisches Gebiet zu retten. Jetzt bleibt dem Emir nichts anderes mehr übrig, als das algierische Gebiet zu verlassen, sich nach dem Süden zu wenden und mit Verstärkungen von den Stämmen der Wüste den Glaubenskrieg fortzusetzen. Allein der General Lamoricière hat seinen Plan durchschaut, läßt insgeheim den Engpaß von Kerdous bewachen, welcher auf dem Wege des Emirs liegt, und in dem Augenblick wo die Araber den Boden der Freiheit mit den Hufen ihrer Pferde zu erreichen wähnen, fallen sie in einen Hinterhalt der Franzosen, am 23. Dezember 1847. Noch am selben

Digitized by Google

Tage legt Abd-el-Kader die Waffen nieder, und ergibt sich den Franzosen unter der Bedingung, daß er nach Syrien oder Egypten gebracht werde, was ihm versprochen wurde. Er macht seine berühmte Rappstute dem Herzog von Aumale zum Geschenk, welcher die Pistolen des Gefangenen nimmt, um sie dem König zu schicken; seinen Säbel aber übergibt Abd-el-Kader dem General Lamoricière mit den Worten: „Dieser Säbel ist für Dich, Du hast ihn wohlverdient."

Allein trotz der feierlichen Zusage, daß man ihn nach Syrien oder Egypten entlassen wolle, ließ die französische Regierung Abd-el-Kader nach seiner Ankunft in Toulon als Kriegsgefangenen in das Fort Lamalgue bringen, von wo man ihn später nach dem Schlosse Pau und von da nach dem Schlosse Amboise bei Blois versetzte und mit seinem Gefolge von etwa 20 Personen gefangen hielt. Im Jahr 1857 schenkte der Kaiser Napoleon III. ihm die Freiheit, nachdem er auf den Koran geschworen, daß er niemals wieder gegen die Franzosen kämpfen wolle, und der Emir reiste erst nach Brussa in Kleinasien und übersiedelte dann nach Damaskus, wohin ihm viele vornehme Algerier folgten, die nicht unter dem französischen Gouvernement leben wollten, und mittelst deren es ihm gelang, bei der im Jahr 1860 ausgebrochenen Christenverfolgung in Damaskus und Syrien mit Hülfe der ihn begleitenden Araber eine große Anzahl der dem Tode geweihten verfolgten Christen zu retten. Napolen III. verehrte ihm in Anerkennung dieser Dienste das Großkreuz der Ehrenlegion, und lud ihn ein, wieder nach Frankreich zurückzukehren, woselbst Abd-el-Kader im vorigen Jahre wieder eintraf und auf das zuvorkommendste und gastlichste von dem Kaiser empfangen wurde. Der Emir besichtigte alle möglichen öffentlichen Anstalten und erkundigte sich genau nach deren Zweck und Einrichtung. Sein Scharfsinn und seine Wißbegierde setzen ihn in den Stand, nunmehr das Uebergewicht wie die Vortheile der Civilisation über die Barbarei zu begreifen, und er bemüht sich deßhalb, das ganze gegenwärtige Leben und die Zustände Frankreichs und Englands genau zu studiren, zu welchem Behuf er im Jahr 1865 auch in England war und den Krystallpalast von Sydenham, die Arsenale, Schiffswerften, Kasernen, Lager u. s. w. besuchte.

Der Ruhm Abd-el-Kaders als Krieger ist durch den langen Befreiungskrieg für sein Vaterland jedermann bekannt; allein viele unserer lieben Leser dürften noch nicht wissen, daß er sich auch als Gelehrter, als Schriftsteller und Dichter auszeichnet. Seine Aussprüche gehen als Inbegriff von Lebensweisheit und Frömmigkeit im Morgenland von Mund zu Mund, wie bei uns die Sprüche der Apostel. Er hat mehrere Bücher und Gedichte in arabischer Sprache geschrieben, welche der europäischen Lesewelt zuerst bekannt wurden durch das bekannte Buch des Generals Daumas über die „Pferde der Sahara und die Sitten und Bräuche der Wüste". General Daumas hat viele Jahre in Algerien gelebt, stand mit dem Emir auf freundlichem Fuße und erhielt von ihm nicht nur einen interessanten Commentar über das arabische Pferd, den er seinem vorgenannten Buche einverleibte, sondern auch ein arabisches „Lobgedicht auf die Wüste Sahara", welches wir als eine Probe von arabischer Dichtkunst gelegenheitlich einmal unseren lieben Lesern vorführen wollen. Zunächst aber wollen wir hier einiges von demjenigen anführen, was der Emir über die arabischen Pferde sagt:

„Vollblutpferde haben keine Laster. Ein Pferd ist das schönste unter allen Thieren, allein es däucht uns, seine sittlichen Eigenschaften müssen den physischen entsprechen oder man wird es für entartet ansehen. Die Araber sind hievon so überzeugt, daß wenn ein Hengst oder eine Stute den unbestreitbaren Beweis außerordentlicher Geschwindigkeit, merkwürdigen Ertragens von Hunger und Durst, seltener Intelligenz oder dankbarer Anhänglichkeit an die Hand, welche es füttert, abgelegt hat, sie jedes irgend erdenkliche Opfer bringen, um Nachwuchs davon zu erzielen, in der Ueberzeugung, daß die Vorzüge, durch welche sich die Eltern auszeichnen, auch bei ihrer Nachkommenschaft wieder zu Tage treten werden. — Wir geben ferner zu, daß ein Pferd wirklich edel

Digitized By Google

Offizier. Diener aus einem Harem. Muſikantin. Almeen oder öffentliche Sängerinnen. Bauern- oder Fellah-Weiber.

Trachten und Typen aus Ober-Egypten. (Mit Text auf S. 378.)

Digitized by Google

Baschkiren auf der Wanderung. (Mit Text auf S. 379.)

Digitized by Google

ist, wenn es bei einer schönen Gestalt auch Muth mit Feuer verbindet und sich inmitten von Kampf und Gefahr muthig benimmt. Ein solches Pferd wird seinen Herrn lieben und sich in der Regel von keinem Andern leiten lassen. Durch die Sinne des Gehörs, des Gesichts und des Geruchs wie durch seine Gewandtheit und Intelligenz wird es seinen Herrn vor den tausend Unfällen retten können, welche ihn im Krieg oder auf der Jagd befallen können. Endlich wird es die Gemüthsbewegungen des Schmerzes wie der Freude theilen, welche sein Herr empfindet, wird im Gefecht ihm helfen, indem es ebenfalls kämpft, und wird ohne Zögern überall gemeinsame Sache mit ihm machen. Das sind die Zeichen, woran man die Reinheit der Race erkennt.

„Begreift ihr nun die schrankenlose Zuneigung, welche die Araber zu ihren Pferden hegen? Ihr kommen nur die Dienste gleich, welche die letzteren leisten. Ihren Pferden verdanken sie ihre Freuden, ihre Triumphe, und darum ziehen sie dieselben Gold und Edelsteinen vor. In den Tagen des Heidenthums liebten sie das Thier aus Beweggründen des Eigennutzes und nur weil es ihnen Ruhm und Reichthum verschaffte; aber als der Prophet davon in Ausdrücken des höchsten Lobes sprach, wurde diese instinktmäßige Liebe in eine religiöse Pflicht verwandelt."

Trachten und Typen aus Ober-Egypten.

(Mit Bild auf S. 376.)

Wir führen dießmal unsere lieben Leser nach Ober-Egypten, diesem Wunderlande der alten Welt, dieser einen Wiege der Menschheit, wo unter und über dem Boden eine Reihe der merkwürdigsten Denkmäler einer untergegangenen Kultur-Epoche theils schon vom Wüstensande verschüttet ist, theils mühsam gegen die Versandung ankämpft. Nichts ist interessanter und lehrreicher, nichts leichter und bequemer als eine Reise durch Ober-Egypten, von Kairo an Nil-aufwärts. Wer Geld und Zeit dazu hat, der miethet sich in Bulak, der Hafenstadt von Kairo, ein geräumiges arabisches Flachboot oder Dahabieh, welches ihm auf zwei bis drei Monate die Stelle von Behausung und Fahrzeug vertritt, wo er ziemlich behaglich wohnen, seine Bücher, seine Waffen, sein Bett und seine eigene Küche und Dienerschaft mit sich führen kann. Wenn der ausgetretene Nil wieder in sein gewöhnliches Bett zurückgekehrt ist, fährt die von einem arabischen Schiffer und einer arabischen Bemannung bediente Dahabieh den Strom hinauf bis zu den ersten oder zu den zweiten Katarakten oder Stromschnellen, legt bald da bald dort an, wo der Reisende aussteigen will, um irgend ein merkwürdiges Ueberbleibsel des Alterthums zu sehen, sey es eine Pyramide, ein Obelisk, eine Reihe prachtvoller Tempeltrümmer voll Hieroglyphen, oder von unterirdischen Höhlengräbern oder Tempelresten, oder eine mit ehemaligen Tempeln geschmückte Insel im Flusse, wie das Eiland Philoe, welches ein reicher Pole, der Graf Branicki, vor einigen Jahren dem Vice-Könige abkaufen wollte, oder die Krokodilhöhlen von Manfaluh mit ihren Tausenden von Krokodil- und Ibis- und Ichneumons-Mumien, welche die Fellahim oder arabischen Bauern jedoch zum größten Theil gestohlen und als Brennmaterial verbraucht haben, woran es in diesem holzarmen Lande sehr fehlt. Hat der Reisende dann die Kataraften erreicht, welche jedoch zur Zeit des niedrigen Wasserstandes gar nichts furchtbares an sich haben, sondern nur einfache schäumende Stromschnellen sind, deren Tosen nicht mehr so gewaltig ist wie zur Zeit, wo es Herodot beinahe betäubte, — so läßt er das Schiff wenden und legt denselben Weg noch einmal, aber schneller und leichter zurück. Der Nil liefert Fische und Wassergeflügel; will man sonstige Nahrungsmittel: ein Lamm, Hühner, Eier, Reis, Hirse, Mehl, Milch, so legt man in der Nähe des ersten besten Fellah-Dorfes an und läßt seine Bedürfnisse durch den Dolmetscher einkaufen. Und was für eine Menge Sehenswürdigkeiten bietet diese Reise! Da ist Assuan auf der Schwelle der Wüste und in seiner Nachbarschaft die ausgedehnten, granitenen Trümmer der alten Stadt Syene; da ist Ombos mit seinem halb im Sande begrabenen Tempel und Esneh mit seinen Tempelthoren oder Propyläen, welche die neue Stadt beinahe zugedeckt hat; da ist das alte Thebä mit seinen Hunderten von Säulenhallen alter Tempel, die über einen großen Raum hin auf beiden Seiten des Nils vertheilt sind, mit seinen alten Königsgräbern, an welche sich das Andenken von mehr als zwanzig Pharaonen knüpft; da ist Denderah mit seinen heiligen Trümmern, Medinet-Abu mit seinen Kolossen; da ist Syout, die Hauptstadt Ober-Egyptens, in seiner herrlichen Ebene inmitten von Mimosen- und Palmenwäldern, die um die Wette mit den Minarets seiner Moscheen gen Himmel ragen. Wohin nur immer das Auge blickt, da treten ihm die Ueber-

Digitized by Google

bleibsel einer ganz eigenthümlich-geheimnißvollen räthselhaften alten Welt, einer sehr hoch entwickelten, unter- und verloren-gegangenen einstigen Kultur entgegen, deren letzte Reste unter der Herrschaft des Türkenfäbels längst vollends gebrochen und zerstört worden wären, wenn sie nicht gleichsam den Stempel ewiger Dauer trügen.

Aber nicht nur die Werke des Menschen fesseln das Interesse des Fremden, sondern auch der Mensch selbst, wie er sich heutzutage noch zeigt und gibt, obschon er durch die vielen Reisenden aus aller Herren Länder und durch die Anfänge europäischer Kultur, welche sich auch auf dieses eigenthümliche Land auszudehnen beginnen, Vieles von seiner früheren Ursprünglichkeit verloren hat. So ist es z. B. schon nicht mehr Sitte, den köstlichen Tabak, wie er in Egypten und Syrien wächst, aus der langen türkischen Pfeife (Tchibuck) oder dem Narghileh (der Wasserpfeife) zu rauchen, die so beschwerlich mit sich zu führen sind, sondern man macht es sich bequemer: man wickelt sich Papiercigaren daraus und raucht sie. Auch die Frauen gehen auf dem Lande und zumal in Ober-Egypten nicht mehr so dicht verschleiert umher wie früher, sondern lassen sich ganz behaglich gehen und beschauen. Aber bei jedem Schritt treten dem Reisenden und namentlich dem Künstler malerische Scenen und Motive entgegen, welche sein Interesse fesseln, und so greifen wir denn auf gut Glück in die Mappe eines befreundeten Künstlers, welcher vor einigen Jahren jenes Land bereist hat, und entnehmen derselben das Original unsers Holzschnittes auf S. 376. Es ist eine Scene aus dem Volksleben, wie sie sich täglich und stündlich ungesucht allenthalben darbietet. Vor den Ruinen eines alten Tempels, dessen Wände mit ihrem Schmuck von Hieroglyphen schon seit Jahrtausenden ihren Schatten auf den gelben Wüstensand werfen, haben einige Weiber aus dem Harem eines höhern Beamten ihren Ruhesitz aufgeschlagen, um ihren Kheif zu machen, d. h. zu plaudern, zu rauchen und zu träumen. Alsbald stellen sich zwei Almeen oder öffentliche Tänzerinnen ein, von denen die eine durch Gesang und das Schlagen eines rohen Tambouries der andern den Takt für ihren Tanz angibt. Die Sklaven des Harems, als Wächter und Begleiter ihrer Herrin, gesellen sich dazu; der Tanz und die Musik locken nubische Kinder, einen Offizier der irregulären Truppen, einen wandernden Marabut herbei, der sich das Treiben beschaut. Weiber der Fellahim oder arabischen Bauern gehen vorüber auf ihrem Weg zum Strome, wo sie Wasser holen und vervollständigen das lebenvolle kleine Bild, welchem der warme goldgelbe Ton der Landschaft und die glühenden Farbentöne der Luft eine eigenthümliche zauberische Beleuchtung geben, zu deren Schilderung Worte nicht hinreichen. Man muß Ober-Egypten selbst gesehen haben, um den wunderfamen goldenen Hauch zu begreifen, welchen die Sonne Afrika's dort der ganzen gluthathmenden Natur aufdrückt und welcher der Landschaft daselbst einen ganz einzigen, nirgends wieder zu findenden, originellen und geheimnißvollen Zauber leiht.

Baschkiren auf der Wanderung.

(Mit Holzschnitt auf S. 377.)

Aus dem Wüstenplateau Ober-Egyptens führen wir unsere lieben Leser zu einem andern muhamedanischen Volke in Hochasien, den Nomadenstämmen der Baschkiren auf der asiatischen Seite des Uralgebirges in Hochasien. Ein unabsehbar großer wellenförmiger Landstrich mit herrlichen Waidegründen ist dort nur von wandernden Stämmen bevölkert, welche mit dem Beginn des Frühjahrs ihre festen Winterwohnungen verlassen und dann bis zum Spätherbst mit ihren Heerden von Pferden und Schafen von Ort zu Ort ziehen, wo sich ihnen und ihren Thieren gerade eine passende Stelle zu zeitweiligem Aufenthalt darbietet. Leichte zeltartige Hütten von Filz, sogen. Jurten, geben ihnen während der heißen Jahreszeit ein kühles behagliches Obdach; ihre Hauptnahrung besteht in Milch von Schafen und Stuten, namentlich in der säuerlichen gegohrenen Stutenmilch, einem berauschenden Getränke welches Kumiß genannt wird. Diese Baschkiren sind ein kräftiger kriegerischer Menschenschlag von stämmigem Wuchs, mit breiten Gesichtszügen von mongolischem Typus, gewandte unerschrockene Reiter (da sie gewissermaßen auf dem Pferde zur Welt kommen), kühne gewandte Jäger und treffliche Schützen, obschon ihre Gewehre — lange Büchsen von sehr kleinem Kaliber — sehr viel zu wünschen übrig lassen. Daß diese Stämme verhältnißmäßig nur wenige Bedürfnisse haben, brauchen wir unseren lieben Lesern wohl kaum speziell auseinander zu setzen; ein Volk welches 7—8 Monate des Jahres auf der Wanderung begriffen ist, kann sich nicht mit vielerlei Geräthe schleppen. Einige Matratzen und Kissen, welche Divan und Bett

Digitized by Google

zugleich vorstellen, einige Kochtöpfe, Kessel und Milchgefäße, etwas spärliche Kleidung und Sättel und Zäume, sowie einige Kisten, welche die Stelle von Tischen vertreten, bilden das ganze Mobiliar einer Familie. Der Hauptreichthum des Einzelnen besteht in Pferden und Schafen, in einigen Kameelen und Eseln als Saumthieren, und in wenigen Stücken Hornvieh. Da die Steppen ausgedehnt und ganz unbevölkert sind, so findet das Vieh im Sommer wie im Winter sein Futter auf denselben, und kennt keine Stallungen, — höchstens nur Verpfählungen in der Nähe der Winterwohnungen, — und ist zu allen Jahreszeiten im Freien, und selbst im Winter, welcher in jenen Gegenden häufig sehr streng ist, ohne alles Obdach. Die Baschkirenpferde sind ungemein ausdauernd und kräftig, und kommen alljährlich in Menge auf die Jahrmärkte von Kasan, wo sie begierig aufgekauft und nach dem Innern von Rußland geschickt werden. Die häuslichen Arbeiten mit Inbegriff des Melkens der Thiere liegen den Weibern ob; die Männer unterziehen sich nur der Jagd und der Hut ihres Viehes, liegen aber am liebsten träge in ihren Jurten, rauchen Tabak, trinken Kumiß und ergeben sich einem süßen Nichtsthun. Nur wenn die Waidegründe in der Nähe des Lagers abgegrast sind und man deren neue aufsuchen muß, bequemen sich die Männer zu einer rührigeren Thätigkeit. Wenn nämlich die Weiber die Filzzelte abgebrochen und auf Kameele geladen haben, treiben die Männer die Heerden zusammen und umgeben dieselben mit einer ausgedehnten Kette berittener Plänkler, welche durch Geschrei und Peitschenhiebe dafür zu sorgen haben, daß kein Stück sich verlaufe. Voraus zieht das Hornvieh, dann kommen die Weiber und Kinder mit dem Gepäck, hierauf die Aeltesten und Würdenträger des Stammes, allesammt zu Pferde, und nur die Kinder zuweilen auf Eseln oder Maulthieren. Jedes, Alt und Jung, und namentlich die Weiber, hat seinen besten Putz angelegt, denn ein derartiger Umzug von einem Waidegrund zum andern ist eine Art Festlichkeit, und das ist sehr weise angeordnet, denn auf diese Weise vergißt man die Mühe und Unlust, welche damit verbunden ist, am leichtesten, und der Zug wird ohne Verdrossenheit fortgesetzt bis man das Ziel erreicht hat. Unser Bild auf S. 377 vermag von dem bunten Schauspiel, welches eine derartige Karawane auf der Wanderung in ihrer nicht unmalerischen Tracht und ihrem fremdartigen bewegten Aufzuge gewährt, einen ziemlich lebendigen und anschaulichen Begriff zu geben, und ist von einem deutschen Maler, dem Reisebegleiter des bekannten britischen Touristen Atkinson, nach der Natur aufgenommen worden. Es wird um seiner Lebendigkeit und Treue willen unseren lieben Lesern sicher nicht übel gefallen.

Schlußwort an unsere lieben Leser!

Mit Gottes Hülfe haben wir selbst unter den Stürmen der jüngst vergangenen Monate den zweiten Jahrgang unserer „Hausmannskost" beendigt, und uns nach Kräften bemüht, in unseren Leistungen nach Gehalt und Ausstattung noch mehr zu geben, als wir unseren lieben Lesern versprochen haben. Auch hat ein augenscheinlicher Segen auf unserem Unternehmen geruht, und wir können daher, um unseren lieben Lesern mehr Mannigfaltigkeit und Lesestoff zu bieten, unsere Zeitschrift vom nächsten Jahrgang 1867 **in bedeutend vergrößertem Format und Umfang** erscheinen lassen. Anstatt 32 Seiten geben wir nämlich hinfort 40 **Seiten groß Quart** per Heft mit **viel größeren und schöneren Holzschnitten** und einem noch **bedeutend größern Stahlstich**

Mädchen am Brunnen,

nach Professor Becker in Frankfurt a. M. gestochen von L. Schöninger in München.

Trotz dieser namhaften Erweiterung erhöht sich der Preis per Heft nur auf 4 Sgr. oder 14 kr., 25 Neukreuzer, 50 Centimes, — so daß die „Hausmannskost" trotz alledem auch fernerhin die **billigste, gemeinnützigste** und **volksthümlichste** der sämmtlichen illustrirten Zeitschriften seyn wird, und wir zuversichtlich erwarten dürfen, daß die seitherigen Gönner und Freunde unsers Unternehmens uns beim Anblick der prachtvollen neuen Hefte auch ferner treu bleiben werden.

Der Herausgeber.

Verantw. Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Exped. d. H." — Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Hermann Lanz) in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google